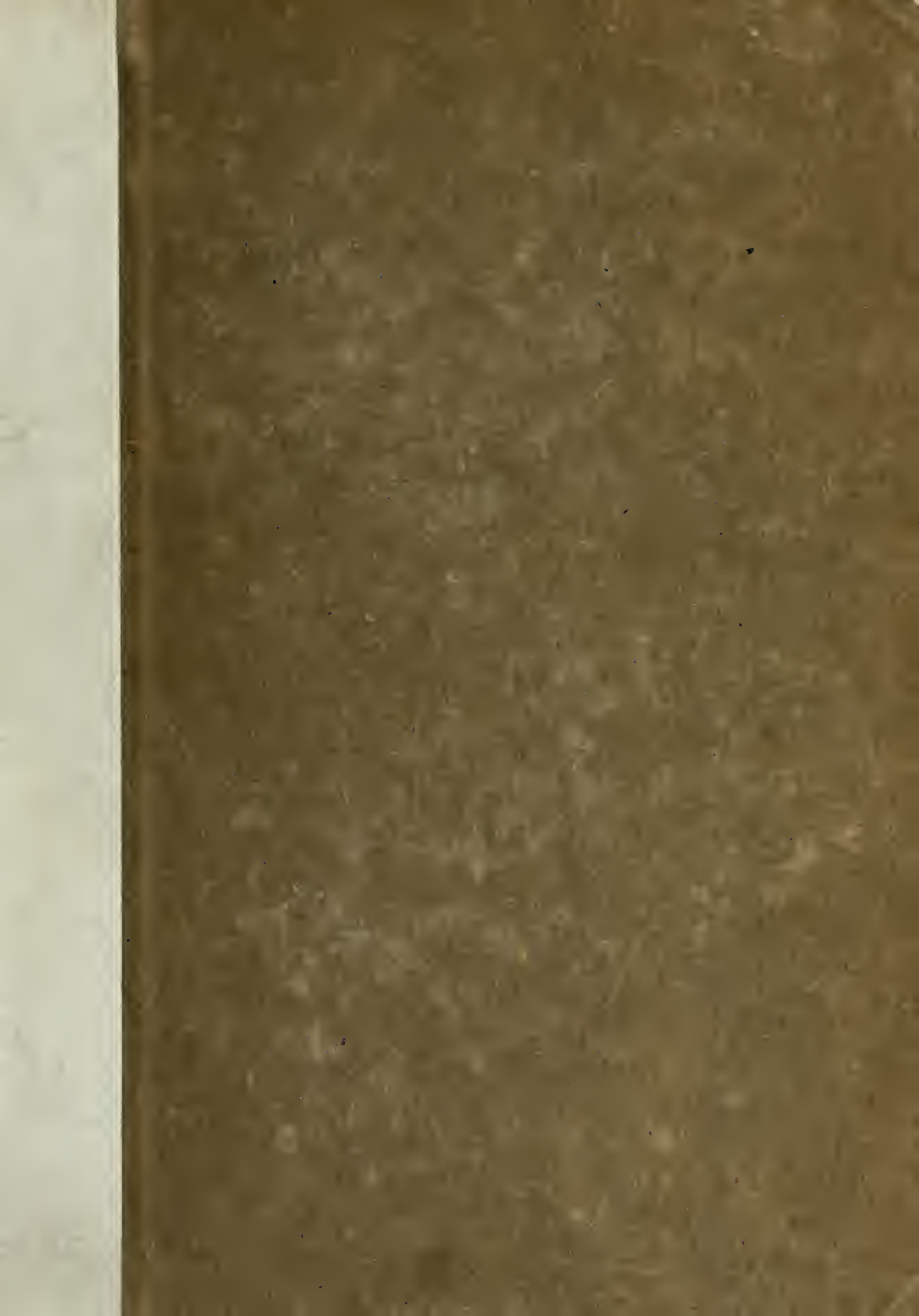








Die neue Rundschau

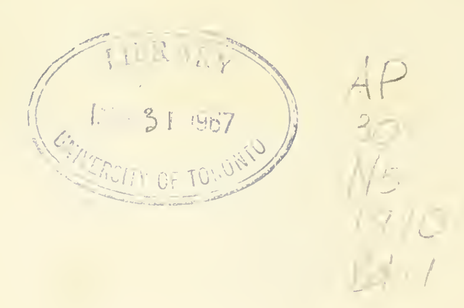
XXIter Jahrgang der freien Bühne

1910

Band 1



Berlin / S. Fischer / Verlag



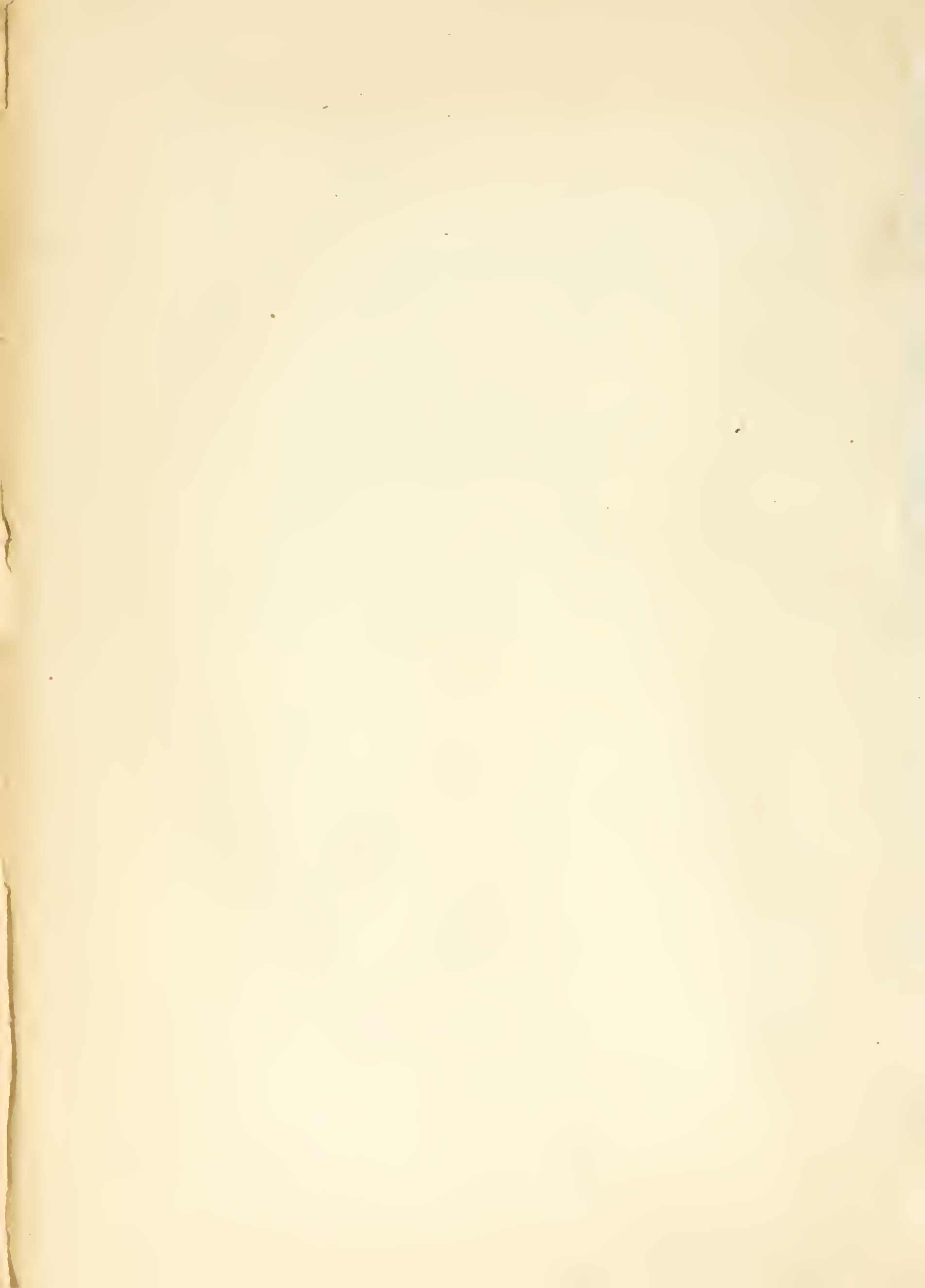
Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

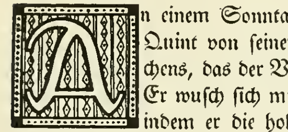
Anmerkungen:





Emanuel Quint / Roman von Gerhart Hauptmann

Erstes Kapitel



An einem Sonntagmorgen im Monat Mai erhob sich Emanuel Quint von seiner Lagerstätte auf dem Boden des kleinen Hüttchens, das der Vater mit sehr geringem Recht sein Eigen nannte. Er wusch sich mit klarem Gebirgswasser draußen am Steintrog, indem er die hohlen Hände unter den kristallenen Strahl hielt, der aus einer hölzernen, vermorschten und bemoosten Rinne floß. Er hatte die Nacht kaum ein wenig geschlafen und schritt nun, ohne die Seinen zu wecken oder etwas zu sich zu nehmen, in der Richtung gegen Reichenbach. Ein altes Weib, das auf einem Feldweg ihm entgegenkam, blieb stehen, als sie von fern seiner ansichtig wurde. Denn Emanuel ging mit seinem langen, wiegenden Schritt und in einer sonderbar würdigen Haltung, die mit seinen unbekleideten Füßen, seinem unbedeckten Kopf, sowie mit der Armseligkeit seiner Bekleidung überhaupt im Widerspruch stand. Als er vorüber war, ging sie ein kleines Stück, blieb wiederum stehen und sah ihm nach.

Bis gegen die elfte Stunde hielt Emanuel sich fern von den Menschen in den Feldern auf. Alsdann überschritt er die kleine Holzbrücke, die über den Bach führte, und ging geradezu bis zum Marktplatz des kleinen Fleckens, der sehr belebt war, weil die protestantische Kirche sich eben leerte. Der arme Mensch stieg nun auf einen Stein, wobei er sich mit der Linken an einem Laternenpfahl festhielt, und nachdem er sich so und durch Zeichen der Menge bemerklich gemacht hatte und alles erstaunt, belustigt oder neugierig herzukam oder wenigstens von fern herübersah, begann er mit lauter Stimme zu sagen: „Ihr Männer, lieben Brüder, ihr Frauen, liebe Schwestern! Tut Buße! Denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“

Diese Worte, denen viele andere nachfolgten, ließen sogleich erkennen, daß man es mit einem Narren oder Halbnarren zu tun hatte, von einer so eigentümlichen Art, wie sie in dieser weitgedehnten Talgegend seit lange nicht vorgekommen war. Die guten Leute verwunderten sich. Aber als der einfältige und zerlumpte Mensch nicht aufhörte zu reden und seine Stimme mehr und mehr über den ganzen Marktplatz erschallen ließ, da entsetzten sich viele über den unerhörten Frevel des Landstreichers, der gleichsam das Heiligste in den Schmutz der Gasse zog, und einige liefen aufs Amt und zeigten die Sache an.

Als der Amtsvorsteher mitsamt dem Gendarmen auf dem Markt erschien, herrschte dort unglaubliche Aufregung: die Hausknechte standen vor den Gasthäusern, die Kutscher der Droschken schrieen einander mit lauter Stimme zu und wiesen mit den Stöcken ihrer Peitschen auf einen Knäuel Menschen, den Quint, predigend, überragte, und der mit jeder Sekunde zunahm. Die Jungens gaben einander Zeichen durch laute Signalpfiffe, und wüstes Gebrüll und Gelächter übertönte zuweilen auf lange die Stimme des seltsamen Predigers, der noch immer eifrig und eindringlich sprach.

Er hatte soeben den Propheten Jesaia zitiert und gegen Reiche und Herrscher gedonnert, „die die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden". Er hatte gedroht, daß Gott die Rute der Herrscher zerbrechen werde, und dann zuletzt rührend und flehentlich alle Welt immer wieder zur Buße gemahnt. Da faßte die unentrinnbare Faust des sechs Fuß hohen Gendarmen Krautvetter ihn hinten am Kragen fest und riß ihn unter Gejohl und Gelächter der Zuhörer von seinem erhabenen Standort herab.

Quer über den Markt ward nun Emanuel von Krautvetter, unter dem Hohngejauchze der Menge, abgeführt.

Der Amtsvorsteher, ein durchgefallener Jurist und Mann von Adel, hatte einen protestantischen Pfarrer der Nachbarschaft bei sich zu Tisch. Und als er ihm, während sie sich zum Essen niederließen, den skandalösen Vorfall mitteilte, äußerte jener Pfarrer den Wunsch, den Verrückten zu sehen. Er war ein Mann von gesundem Schrot und Korn, herkulisch gebaut und mit einem Luthergesicht, dessen lutherisches Wesen nur durch den pechschwarzen, geölten Scheitel und durch listige, schwarze Augen beeinträchtigt wurde. Er liebte die außerkirchlichen Schwärmer nicht. „Was bringen die Sekten," sagte er immer: „Spaltung, Verführung, Ärgernis!"

Emanuel hatte kaum eine Stunde im Polizeigewahrsam verbracht, als er herausgeholt und dem Pfarrer vorgestellt wurde. Außer Quint, dem Gendarm, dem Pfarrer und Amtsvorsteher war niemand in der Amtsstube. Emanuel stand da mit herabhängenden Armen und einem unbeweglichen Ausdruck seines blutlosen Gesichtes, der weder herausfordernd noch verschüchtert war. Durch das dünne, rötliche Bartgekräusel um Oberlippe und Kinn sah man die feine Linie seines Mundes, gegen die Winkel herabgezogen, und die, bei Quints Jugend, in auffälliger Weise ausgeprägten Falten von den Nasenflügeln seitlich zum Munde herab. Die Augenlider des jungen Menschen waren entzündet, und die etwas hervortretenden Augen, obgleich groß aufgetan, schienen im Augenblick nichts von dem zu bemerken, was vorging. Die rötlichen Augenbrauen waren, wie in schmerzlichem Nachdenken, heruntergezogen, und über die ganze, mit Sommersprossen bedeckte Gesichtshaut, von der klaren Stirn bis zum Kinn herab, gingen die inneren Bewegungen des Gemütes, wie

unsichtbare Winde über einen ruhigen, den gelblichen Abendhimmel widerspiegelnden See.

„Wie heißt du?“ fragte der Pfarrer. Quint sah zu dem Pfarrer hin und sagte, mit einer hohen, klangvollen Stimme seinen Namen.

„Was ist dein Beruf, mein Sohn?“

Quint schwieg einen Augenblick. Alsdann begann er, Satz um Satz ruhig hervorbringend, durch kleine Pausen der Überlegung getrennt:

„Ich bin ein Werkzeug. Es ist mein Beruf, die Menschen zur Buße zu leiten. — Ich bin ein Arbeiter im Weinberge Gottes! — Ich bin ein Diener am Wort! — Ich bin ein Prediger in der Wüste! — Ein Bekenner des Evangeliums Jesu Christi, unseres Heilands und Herrn, der gen Himmel ist aufgefahren und welcher dereinst wird wiederkehren, wie uns verheißen ist.“

„Gut,“ sagte der Pfarrer — sein Name war Schimmelmann — „dein Glaube ehrt dich, mein Sohn. Aber es ist dir bekannt, daß in der Bibel steht: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Was hast du denn sonst für einen Beruf? Ich meine, welches Handwerk betreibst du denn?“

Der Wachtmeister Krautvetter räusperte sich, rückte den Säbel ein wenig, so daß es klirrte, und sagte, als Emanuel schwieg, er habe in Erfahrung gebracht, daß Quint in seinem Dorfe als Nichtstuer gelte und seiner armen, fleißigen Mutter zur Last liege. Im übrigen habe er sich schon früher durch ähnliche Streiche, wie den von heute, bemerklich gemacht. Nur daß in den Dörfern die Leute an ihn gewöhnt seien und über seine Torheiten sich nicht mehr verwunderten.

Jetzt erhob sich der Pfarrer in seiner ganzen Länge und Breite vom Stuhl, auf dem er gesessen hatte, sah Emanuel scharf an und sagte mit Ernst und Gewicht: „Bete und arbeite, heißt es, mein lieber Sohn. Gott hat die Menschen in Stände geteilt. Er hat einem jeden Stand seine Last und einem jeden Stand sein Gutes gegeben. Er hat einen jeden Menschen nach seinem Stand und seinem Bildungsgrad in ein Amt gesetzt. Das meinige ist, ein berufener Diener Gottes zu sein. Nun, als ein berufener Diener Gottes sage ich dir, daß du verführt und auf Irrwegen bist. Ich sage es dir, als berufener Diener Gottes. Verstehst du mich? Als einer sage ich das, der in die Pläne und Absichten Gottes durch Amt und Beruf einen tieferen Einblick hat, als du. Soll ich vielleicht deinen Hobel führen, mein Sohn, und wolltest du etwa an meiner Statt auf die Kanzel treten? Nun sage mir doch: was hieße denn das? Das hieße, Gottes Ordnung mit Füßen treten. — Da haben wir's, lieber Baron“ — und hiermit kehrte er sich an den Amtsvorsteher — „man kann sich gar nicht bestimmt und energisch genug dagegen auflehnen, daß Laien in ungesunder Geschäftigkeit den Dienern am Wort vorgreifen und eigenmächtigerweise das Volk beunruhigen. Der Laie ist unverantwortlich. Herrnhut in Ehren!

Aber, ob der Schade, der von dort ausgeht, den Segen nicht überwiegt, bleibe dahingestellt. Man darf nicht Keime in die Volksseele tragen, die, ohne das treue Auge des Gärtners, wucherisch auswachsen müssen. Wie leicht saugt so ein Wuchertrieb alle edleren Säfte aus der Seele, um schließlich oben in eine Giftblume auszulaufen. Denken Sie an die gefährlichen Schwärmer zu Luthers Zeit! Denken Sie an Thomas Münzer! Denken Sie an die Wiedertäufer! Und wie viele verirrte Schafe, die reißende Wölfe wurden, gab es in allen Ländern, auch während der jüngst verflossenen Zeit. Denken Sie an den Zündstoff, der heut überall aufgehäuft, gleichsam nur auf den Funken wartet, um mit einer furchtbaren, ganz entsetzlichen Explosion in die Luft zu gehen. Da heißt es, nicht mit dem Feuer spielen. Um Gottes und Christi willen nicht! Ein Pflänzchen gibt es, der zartesten eins, der edelsten eins, das es geben kann, und dies Pflänzchen vor allem sollen wir gießen und nähren in der Volksseele: den Gehorsam gegen die Obrigkeit. Und darum lies in der Bibel, mein Sohn, tue das, wenn deine ernste Arbeit dir eine halbe Stunde am Abend übrig läßt. Tue das, wenn du des Sonntags aus der Kirche kommst, tue es, falls du nicht vorziehst, hinaus in Gottes freie Natur zu gehen, aber vergiß nicht, immer und immer wieder die Stelle zu lesen, wo da geschrieben steht: Jedermann soll untertan sein seiner Obrigkeit. In geistlichen Dingen bin ich deine Obrigkeit, in weltlichen Dingen ist es der Herr Baron, der neben mir steht. Ich also, als deine geistliche Obrigkeit, ich sage dir: Bleibe in den dir von Gott gezogenen Grenzen, und zwar bescheidentlich. Das Predigen ist nicht deines Amtes. Das verlangt einen klaren, gebildeten Kopf. Einen klaren, gebildeten Kopf aber hast du nicht. Den kannst du nicht haben. Den hat man in deinem niedrigen Stande nicht! — Du scheinst mir im Grund kein böser Mensch zu sein, deshalb rate ich dir aus ehrlichem, gutem Herzen, verblende dich nicht. Überspanne die unentwickelten Kräfte deines schwachen Verstandes nicht. Bohre und verbeiße dich nicht in die Schrift, eine Sünde, deren du mir verdächtig scheinst. Es ist besser, wenn du sie eine Zeitlang beiseite legst, als daß der Teufel Gelegenheit findet, dich wohl gar durch das lautere, liebe Gotteswort selbst zu verführen und ins Verderben zu ziehn."

Nachdem er diese Worte alle mit der sicheren Technik des Kanzelredners gesprochen hatte, schien er einige Augenblicke auf Antwort zu warten. Aber der Zurechtgewiesene, der, ohne einen Gemütsanteil zu verraten, zugehört hatte, bewahrte ein sinnendes Stillschweigen. Darauf sagte der Amtsvorsteher mit einem übelgelaunten Gesicht zum Pastor: „Was tu ich mit ihm?" Worauf der Geistliche durch einen Seufzer seiner Ungehaltenheit erst nochmals kopfschüttelnd Ausdruck verlieh, alsdann den Baron beim Ärmel faßte und ihn in ein anderes Zimmer zog. Hier legte er seinem Freunde mit wenig Worten dar, wie er der Ansicht sei, daß man einen Vorfall wie diesen nicht weiter aufbauschen

dürfe, und beide Männer einigten sich, auch Emanuel nur mit einem strengen Verweis zu entlassen. Es sprach ja doch vieles in ihnen zugunsten des einfältigen Menschen, dessen Verfehlung ja höchstens darin bestand, daß er zu viel des Guten tun wollte.

Demnach verfügten sie sich wiederum in die Amtsstube, und der Baron, an Stelle des Pastors tretend, brachte nun eine andere Tonart zur Anwendung, mit einer jener scharfen und schneidigen Abkanzelungen, um derentwillen er bei den Behörden in Ansehen stand. Er sagte: „Wehe dir!" — Und: „Ich warne dich!" — Er sagte: „Steck' deine Nase in den Leimtopf, wenn du Tischler bist, und stiehl nicht dem lieben Gott seinen Tag ab." Er sagte: „Wenn dieser Unfug noch einmal vorkommt — das ist Kinderei, das ist Lästerung! — dann wird man dich ohne Gnade ins Loch stecken. Jetzt marsch! Verstanden! Verkrümle dich!"

Als Emanuel Quint auf die Straße trat, hatten sich dort einige Müßige aufgestellt, die ihn mit Gejohle empfingen. Ihm ward dabei wohl zumute. Durch sein ganzes Wesen verbreitete sich ein stolzes Gefühl der Genugtuung darüber, daß er nun ernstlich gewürdigt wäre, für das Evangelium Jesu Christi zu leiden. Denn Quint, wie alle Narren, nahm seine Torheit für Weisheit und seine Schwachheit für Kraft. Mit leuchtenden Augen, die von Tränen des tiefsten Glückes feucht waren, ging er mitten durch die rohe Menge dahin und bemerkte nicht, daß zwei Männer, die unter den Leuten verborgen gestanden hatten, sich loslösten und ihm nachfolgten. Diese beiden, ein Brüderpaar, Namens Scharf, noch jung und ehrsame Leinweber, hatten der Predigt auf dem Markt beigewohnt. Aber während alles in ihrer Umgebung lachte und Possen trieb, hatte der ganze Vorgang auf sie einen tief bewegenden Eindruck gemacht. Man nannte die beiden in ihrem Dorfe die Betbrüder. Und auch sie, ähnlich wie Quint, weil sie mit ihrem alten, achtzigjährigen Vater ein Sonderlingsleben führten und in ihrer verfallenen Hütte öfters laut sangen und beteten, galten nicht für ganz richtig im Kopf. Emanuel Quint schritt seines Weges, ohne sich umzublicken, und als er aus dem Städtchen heraus über die Bahngleise auf die Landstraße gelangt war, traten die Brüder Scharf ihn an. Sie fragten ihn, ob er nicht derjenige sei, der vor einigen Stunden auf dem Markt von der Buße gepredigt habe und von dem Nahen des himmlischen Reiches. Emanuel bejahte das alles, und nachdem alle drei eine Zeitlang stumm durch die öde Tallandschaft gewandert waren, fing der älteste von den Brüdern, Martin Scharf, an, allerhand ängstliche Fragen zu tun und mit sichtlicher Bangigkeit, indem er zuweilen die grauen, drohenden Wolken des Himmels betrachtete, danach zu forschen, was man tun müsse, um, vor den Schrecken des letzten Tages geschützt, der künftigen, ewigen Wonnen sicher zu sein.

Anton Scharf, der zur Linken neben dem Narren ging und ebenso blaß, rothaarig und klein wie sein Bruder war, streifte, wie dieser, Quint gespannt mit

Blicken respektvoller Scheu. Der seltsam gravitätische Mensch, der den meisten unwiderstehlich ein Lachen abnötigte, hatte vom Augenblick seiner Predigt an auf die ihm in geistiger Armut und Not verwandten Brüder eine ernstliche Macht ausgeübt und, ohne davon zu wissen, beide mit Banden der Liebe an sich gefesselt.

Als er nun zwischen den fremden Männern dahinschritt, vom Gefühl seiner göttlichen Sendung berauscht und ob seiner Erstlingstat triumphierend, hörte er ihre Worte und Fragen gleichwie im Traum. Ihm war nicht anders, als müsse es nur so sein, daß, wenn er nach Gottes Gebot, wie er meinte, den Hamen auswürfe, sich Fische fingen. Aber wenn auch ohne sich zu verwundern, empfand er darüber doch Glück. So sagte er denn, mit dem Klange der Liebe in seiner Stimme und zu den beiden nach Gottes Worte hungrigen Seelen gewendet, die weniger als irdische Wirklichkeit, denn als himmlische Einbildung ihm vor dem inneren Blicke standen: „Wachet!"

An einem bestimmten Punkte des Weges, schon zwischen Bergen, in die sie aufstiegen, brachte nach einigem Zögern und Stottern Martin Scharf eine Bitte vor. In der rauhen und rohen Mundart der Gegend und sich, wie alle im Volke, des Du zur Anrede bedienend, legte er Emanuel nahe, er möge doch mit ihnen gehen und ihren alten Vater womöglich gesund machen, der das Fieber habe und bettlägerig sei. Emanuel sagte, das stehe bei Gott. Aber an dem Kreuzwege, obgleich in seiner Antwort etwas gelegen hatte, was einer Abweisung glich, folgte er doch den Brüdern auf vieles bittliches Drängen hin und weil ein sonderbares Zutrauen aus ihren Blicken und Bitten sich auf ihn übertrug und seine nun einmal vom Schwarmgeiste in Besitz genommene Seele fast widerwillig zum Rausche des Wunders zog.

Während sie sich zwischen Granitwällen auf einem holprigen Feldwege dem Wohnort der Brüder näherten, betete Emanuel innerlich. Nach seiner ersten Prüfung sah er sich plötzlich vor eine zweite, größere hingestellt. Er war dem Rufe des Heilands gefolgt. Er hatte öffentlich Zeugnis abgelegt für die Wahrheit des Evangelii, jetzt aber sollte er den Beweis dafür antreten, daß er der vollen Nachfolge Jesu durch Gott gewürdigt sei, indem er Kranke gesund und Tote lebendig mache.

Man kann nicht sagen, daß der verirrte und törichte Mensch etwa solches zu tun sich aus Hochmut vermessen hätte. Er war voller Demut. Auch seinen stillen Gebeten, die voller Inbrunst durch seine Seele gingen und darin er den Heiland bat, ihn ganz zu heiligen, fügte er immer die Worte: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst!" an. Aber er wußte noch nicht, daß die Zeiten der Wunder vorüber sind, oder wenigstens, daß es an sich schon Überhebung bedeutet, ja Frevel ist, in einer so gottverlassenen, in Sünden versunkenen Gegenwart die Gabe des Wunders sich zuzutrauen. Und deshalb, ohne Bewußtsein davon,

daß er Sünde tat, von starker Erwartung innerlich bebend, wandelte er der Stätte zu, die es ihm klar enthüllen sollte, wie hoch er bereits in die Gnade Gottes gedrungen, wie nahe er schon seinem Herrn und Meister sei. In seiner Verblendung dachte er auch der Worte des Pastors nicht, geschweige daß er des Amtsvorstehers und seiner Warnungen sich erinnert hätte. Er hatte am Bibelbuch lesen gelernt. Die unrechte Art, mit der er sich in die heiligen Schriften vertieft hatte, wochen-, monate-, jahrelang, hatte ihn gegen die äußeren Übel der Erde leider ganz abgestumpft, so daß ihm nicht leicht mit einer Waffe zu drohen war, die aus der irdischen Rüstkammer stammte. Und außerdem war sein Leben und alles, was er vom Leben kannte um sich her, bis jetzt eine ununterbrochene Kette von Elend, Jammer und von Entbehrungen aller Art gewesen, und hierin es irgend zu überbieten, würde ein schweres Stück Arbeit gewesen sein.

Der alte Scharf, ins Stroh seiner ärmlichen Bettstatt gekrümmt, stöhnte, als seine Söhne hereintraten. Mühsam die kleinen, rotgeränderten Augen aufmachend, bewegte der Greis seinen zahnlosen Mund, und ohne, wie es schien, zu erfassen, wer zu ihm kam, griff er mit den vertrockneten und erstarrten Händen irr in die Luft, aufs neue wimmernd, röchelnd und stöhnend.

Der Jüngere, Anton Scharf, trat nun zu dem Vater heran, und nachdem er eine lange Weile in ihn hineingeredet hatte, was mit außergewöhnlich erregter Stimme geschah, schienen die Schmerzen des alten Mannes sich zu verdoppeln, und bange, hilfeflehende Laute entrangen sich seiner Brust, die rasselnd und krampfhaft auf- und niederging. Auch Emanuel trat nun hinzu. Aber ihn hatte der alte Scharf kaum ins Auge gefaßt, als er mit gurgelnden Lauten des Schreckens und Grausens auf- und zurückfuhr und, wie versteinert den Narren anblickend, ein „Hilf, Herr Jesus Christus!" hervorstieß. Er schien den leibhaftigen Satan zu sehen. Und soviel auch immer die Brüder sich mühten, den Alten von seiner Angst zu befreien: er schob sich nur immer zitternd zurück, bis endlich die Angst in Entsetzen umschlug, das Entsetzen in Wut, und er, erst gleichsam eine Erscheinung wegwischend, am Ende verzweifelt, nach Emanuel schlug.

Aber dieser, die langen, brandroten Wimpern über die Augen gesenkt, blickte nur in sich hinein. Er hob seine lange, blasse, nicht unschöne Hand ein wenig empor, und wie der Alte nach seinem Ausbruch wider Erwarten schwieg und starr der Bewegung seiner Rechten zu folgen schien, legte er diese ihm weich und leise auf die mit Falten und Runzeln bedeckte Stirn: darunter entschlief der Alte sogleich.

Vor dieser Wirkung — an sich nicht wunderbarer als irgendeine in dieser Welt — standen die Brüder Scharf ganz stumm vor Schreck und gleichsam erstarrt. Sie, die doch selber, von einem jähen Aberglauben beseelt, den fremden Burschen ans Bett des Vaters genötigt hatten, waren in ihrer Einfalt nun

ganz entsetzt, als das vermeintliche Wunder vor ihren Blicken sich wirklich vollzogen hatte. Der Alte schlief, wie es schien, einen ruhigen Schlaf. In tiefer Betäubung ruhte der schon seit Wochen schlaflose Mann, der seine Tage mit Stöhnen und Jammern, seine Nächte mit Schreien und Wimmern hingebracht hatte, und atmete gleichmäßig aus und ein. Je mehr sich die Brüder dieser erstaunlichen Wendung bewußt wurden, die mit dem Vater zugleich sie selbst von einer höllischen Folter losband, um so heftiger wurde in ihnen der Drang, überreizt, wie sie waren, durch Arbeit und Nachtwachen, dem Bringer der Hilfe die Hände zu küssen, der ihnen nun ganz ein göttlicher Bote schien.

Auch Quint, durch das vermeintliche Wunder, und zwar noch mehr als die beiden Brüder, bewegt, konnte, wie sie, nur mühsam des Aufruhrs Herr werden, den es in seinem Innern erregt hatte; aber während es laut in ihm schrie, weil seine Beseligung bis zum physischen Schmerze ging, und während er um sich und in sich das Brausen des heiligen Geistes zu hören glaubte, stand er doch aufrecht und stumm am Bett des Kranken still, nur daß er den Kopf ein wenig nach rückwärts geneigt, die Augen nach oben gegen die Decke, wie gegen den Himmel gerichtet hatte, und daß eine große Träne ihm langsam die Wange herunterrann. An diesem Abend ließen die Brüder Quint nicht von sich gehen. Da sie am Tage vorher ihre Webe zum Kaufmann gebracht hatten, so war ein wenig gebrannter Roggen und Brot im Hause, ein Feuer konnte im Herd entzündet und Quint bewirtet werden. Nach einer Weile, indessen der Alte immer ruhig geschlafen hatte, und nachdem Martin Scharf soeben das dürftige Mahl, Kartoffeln, Brot und eine Brühe aus Korn, auf den Tisch gestellt hatte, daran Emanuel und Anton in leisen Gesprächen saßen, nahmen alle drei zugleich die übliche Stellung von Betenden ein und Martin sprach das „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast". Alsdann aber, miteinander essend und trinkend, hatten sie alle drei ein klares Gefühl davon, daß nun der Heiland wirklich zugegen wäre. Und dadurch begreiflicherweise bis auf den innersten Grund ihres Wesens entzückt, saßen sie miteinander in ihrer Dürftigkeit am wackligen, gleichsam schwarz verkohlten Tisch, bei Brot und Salz, wovon jedes Körnchen sauer erarbeitet war, von einem festlichen Licht umstrahlt, geborgen wie an dem Tische des Herrn. Erwachsene Kinder und Unmündige, von Jugend auf an die Balken des Webstuhls gefesselt, dessen Pedale sie ununterbrochen treten mußten, wie einer das Wasser tritt, wenn er darin nicht ertrinken will, war ihnen die Erde ein wirkliches Jammertal: als solches hätten sie es gekannt, auch wenn man es ihnen in Schulen und Kirchen nicht fortgesetzt so bezeichnet hätte. Und deshalb, aus Pein und Not heraus, ergriffen sie auch die frohe Botschaft des Evangelii mit jener Kraft, die dem Ertrinkenden eigen ist und klammerten sich an ihren Retter.

Der Weber in seinem Stübchen für sich, nur an den Umgang mit vertrauten

Menschen, meist Gliedern der eigenen Familie, gewöhnt, und darum empfindlich und leicht verletzt bei Berührung mit Fremden — ein Stubenhocker, durch sein Gewerbe zum Träumer gemacht, in dem der Hunger, die Sorge, die Not zum Dichter wird, und nicht zu vergessen, die Sehnsucht nach allem, was draußen ist: nach Sonne, nach Luft, nach Himmelsblau . . . der Weber, in sich zurückgedrängt und gleichsam in eine zweite Welt, entschädigt sich in der Welt der Träume für seine irdische Trübsal und Not: und wenn er an ein nach innen gekehrtes Dasein gewöhnt, zum Buche, gleichwie zum Hausbrunnen hingedrängt, aus ihm den Durst des Geistes zu stillen gewohnt ist und die Bibel das einzige Buch des Webers ist, so kann es nicht fehlen, daß seine Seele die biblische Welt mehr als die wirkliche Welt erfüllt.

Emanuel Quint erschien diesen beiden Männern nun deshalb als geradezu aus dem Bibelbuch hervorgestiegen. Schon auf dem Markte zu Reichenbach, obwohl als Christen gewarnt vor falschen Propheten, gerieten sie doch sogleich in Emanuels Bann. Kein Narr in der Welt, der nicht Narren macht! Leichtgläubig und in dem steten Gefühl, daß ihre Not allzu mächtig sei, um sich nicht bald zu enden, warteten sie mit ungeduldigeren Herzen auf Erfüllung der Verheißungen des Himmels, als sie auf Brot warteten, ihren irdischen Hunger zu stillen. In ihrer Einfalt hatten sie, ach wie oft, vermeint, das schreckliche Ende der Welt sei nahe und alles stünde unmittelbar vor dem Untergang. Sie waren zu ihren Konventikeln gelaufen, Sommers und Winters, stundenweit, und hatten dabei, den letzten Blick auf die ärmliche Hütte werfend, aus der sie gingen, für sich gemeint, es könnte vielleicht zum letzten Abschied sein. Denn jedesmal sobald sie mit anderen Sektierern ihrer Art betend, singend und Bibel lesend vereinigt waren, hatten sie das Gefühl, dem Rätsel der letzten Stunde ganz nahe zu sein. Da schien es ihnen, als lägen vielleicht nur Minuten zwischen jetzt und dem letzten Augenblick. Und oftmals, während des stillen Gebetes, wenn draußen die Nacht und innen im Zimmer der kleinen Gemeinde die Stille des Grabes herrschte, wurden die Brüder jählings blaß, und während sie, einer den anderen, entsetzt und beglückt zugleich ins Auge faßten, hatten sie draußen die ersten Posaunenstöße des jüngsten Gerichtes dröhnen gehört.

Nachdem sie gegessen hatten, und in der seltsamen Erregung, worin alle drei sich befanden, nur wenig gesprochen worden war, erhob sich der jüngere Scharf, um die Reste des Mahles abzutragen, wobei ihm der ältere Bruder behilflich war: dann wurde von diesem die Heilige Schrift — sie hatte auf einem Balken der Decke gelegen! — herbeigeholt, und während er sie vor Emanuel auf dem gesäuberten Tisch aufschlug, sah er den neuen Apostel bittend an.

Dieser hatte die Hand nicht sobald auf das teure Buch gelegt, als es den Brüdern vorkam, wie wenn seine Augen überirdisch zu leuchten begännen, und als verbreitete sich von dem göttlichen Talisman aus ein himmlisches Feuer durch seinen

Leib, aber es zeigte sich nur, daß der verstiegene Mensch eine größere Sicherheit wieder gewann und trotz aller Schwärmerei in dem Augenblick fest auf den Füßen stand, wo er den Urgrund göttlicher Weisheit wieder berührte, darin, wie er meinte, sein Irrtum, den er für Wahrheit hielt, begründet lag. Er hub nun zu lesen, das heißt, nur immer flüchtig die Schrift betrachtend, mit leiser, innig-heimlicher Stimme zu sprechen an: „Selig seid ihr, dieweil das Reich Gottes euer ist. Ja, ich komme zu euch, ihr Armen! Euer, ihr Armen, ist das Reich. Selig, die ihr hier hungert, ihr werdet satt. Selig, die ihr hier weinet, euch wird man trösten, ihr lacht dereinst. Der Geist des Herrn ist bei mir," fuhr er dann fort. „Er hat mich gesandt, wie er viele gesandt hat. Ich bin hier. Ich verkünde das Evangelium. Ich komme, zerstoßene Herzen zu heilen. Die Gefangenen sollen ledig werden, die Zerschlagenen heil, die Blinden gesund." Und weiter sagte er: „Seht mich an," und dabei schien der Jammer verborgenen, schweren Leides auf seine verhärmten, plötzlich verfallenen Züge getreten zu sein: „ihr werdet am Ende zu mir sagen, Arzt, hilf dir selbst. Wenn ihr mich kennt, wie euer Vater mich kannte, was er durch seinen Ausruf bewiesen hat, so wißt ihr, daß ich ein von den Menschen Verstoßener bin. Ich war verachtet von Jugend auf. Ich war mit Schwären behaftet als Kind. Ich habe längere Zeit auf dem Stroh des Krankenlagers gelegen, als euch, da ich lebe, möglich scheint. Aber die Schmach hat mich nicht erniedrigt, und die Krankheit hat meine Seele lebendig gelassen. Fand ich doch auch, daß geschrieben steht: selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und absondern, euch schelten und euren Namen verwerfen. Sie nennen mich einen Narren. Mögen sie's tun. Sie haben sich auch von dem Heiland gewendet und haben ihm alle Namen gegeben. Sehet, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Hatte er doch auch weder Gestalt noch Schöne, sie aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert würde. Wenn ihr nun heut wolltet zu mir sagen: Arzt, hilf dir selbst, so sage ich euch, daß ich das Kleid der Schmach und der Krankheit dieser Welt nicht eher will ausziehen, als bei Gott. Auf dieser Welt hier ist Leiden Glück. Ich segne den Vater für jede Qual, die er mir geschenkt, für jede Marter, die er mir bescheret hat. Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Ich will das Kleid der irdischen Drangsal nicht von den Schultern lassen, bevor der letzte von meinen armen Menschenbrüdern es abgelegt. Denn wisset ihr auch, wer der letzte, der ärmste und elendeste unter den Menschen ist? Der Kränkste, der um Gesundheit fleht? Unter den Durstenden der Verschmachtende? Der, den der Hunger am meisten plagt? Der unterm Mangel am bittersten leidet? Ja? Wißt ihr auch wirklich, wer das ist? Er! Jesus Christus, der Herr und Heiland." Emanuel war mit seiner Rede bis hierher gekommen, als einige übermütige Bauernburschen, die, an der Hütte vorübergehend, im Innern das Licht und die Schwärmer darum

bemerkt haben mochten, ihre betrunkenen Gesichter an eines der kleinen Fensterchen drückten und so, die Nasen und Mäuler zu schlimmen Grimassen breitgequetscht, wüstes Gebrüll und Drohungen ausstießen. Erblassend sahen die Brüder sich an. Anton aber, dem plötzlich das Blut zu Kopf stieg, noch eben von Andacht ganz übermannt, sprang auf, vom Zorn heftig gepackt, und hätte der Bruder ihm nicht einen dicken Knüttel entrungen, mit dem nach außen zu stürmen er im Begriffe stand, schwerlich würde dann eine Schlägerei zu vermeiden gewesen sein.

Mit einer gelassenen Milde, vielleicht nicht ganz ohne Wohlgefallen, betrachtete Quint den seine Wut nur mühsam beherrschenden Mann. „Selig sind die Sanftmütigen," sagte er zwar, streckte ihm aber zugleich die Rechte entgegen, und als er die Hand des Erregten in seiner spürte, drückte er sie und sagte dabei: „Wohl dir, daß dir Mannheit und Mut von Gott gegeben sind. Brauche sie. Diene dem Evangelium. Die Diener am Wort sollen Männer sein. Aber brauche deine Kraft zur Demut, deinen Mut zur Duldung und deinen Eifer verwandle in Liebe zu Gott. Dann wirst du ein Fels wie Petrus sein."

Bis lange nach Mitternacht saßen die drei beieinander und außer, daß sie es mit einem zu kindlichen Glauben taten, redeten sie wie andere Fromme auch. Emanuel Quint sogar unterschied sich in nichts von anderen erleuchteten Seelen für den, der das Verhängnis nicht kannte, das über ihm lag.

Das innere Feuer, das Emanuel zu seiner ersten Zeugnisablegung getrieben hatte, und das er für das Feuer des heiligen Geistes nahm, brannte fort, auch nachdem er die Brüder Scharf verlassen hatte. Er zweifelte nicht daran, daß der Heiland in ihm war, durch ihn mit der Kraft des Wunders gewirkt und seinen Apostelberuf auf diese Weise bestätigt hatte. Die kindische Freude über das Geschenk der vermeintlich göttlichen Kraft war bei dem Narren so groß, daß er, schon während er mit den Brüdern in frommen Gesprächen über das nahe Gottesreich begriffen war, sich heimlich auf den Augenblick freute, wo er mit sich allein würde sein, um sich ganz seinem inneren Glücke hinzugeben.

Zweites Kapitel

Emanuel war von den Brüdern weg in die Wälder gegangen, wie jemand, der seine Seligkeiten verbergen muß. Während der Morgen graute, der Himmel sich immer heller färbte, die Vögel immer lauter zu singen anhuben, zog es ihn immer tiefer und höher in Wälder und Berge hinein. Denn dieser irdische Frühlingsmorgen, dem alles entgegensah, und dessen innere Wollust, vor ihm her webend, alle Kreaturen bereits erfüllte, hatte für ihn einen himmlischen Sinn. Der innere Antrieb, der diesen Schwarmgeist mit seinem in Liebe überfließenden Herzen aufwärts trieb, war nicht nur darauf gerichtet, sobald wie möglich die Schöpferin dieser irdischen Wonnen, die Sonne, zu sehen, sondern er fühlte

Gott selber in ihrem Lichte heraufkommen und wollte in seiner Glorie stehen, und sei es auch nur, um darin zu schmelzen.

Emanuel atmete Morgenluft. Aber es schien ihm der Morgen jenes ewigen Tages zu sein, aus dem die Finsternis immerdar verbannt ist, und wo wir, nach den Verheißungen der Bibel, im Angesichte und Frieden Gottes, von allen Übeln erlöst, wandeln werden, teilhaftig der ewigen Seligkeit. Und deshalb steigerte sich seine Wonne zur Trunkenheit. Die Wogen der inneren Schauer gingen so hoch, daß er fast gegen seinen Willen vor Freude zu schreien begann, zu singen, und Gott mit lauten Jubelrufen zu loben, nur um in dem ganz unfaßlichen Übermaße der Wonnen nicht zu vergehn.

So war er bis auf den Gipfel der Hohen Eule gelangt, der höchsten Erhebung in jener Gegend, und wer den armen Handwerksgesellen beobachtet hätte, wie er, die Hände gen Himmel werfend, abwechselnd murmelnd und rufend umherlief oder starr aus heißen, verweinten Augen gen Osten sah, das Tagesgestirn voll krankhafter Spannung erwartend, der hätte über den Geisteszustand des Schwärmers nicht weiter können im Zweifel sein. Aber wenn seine Verzückung auch krankhaft war und aus einem von Krankheit und Hunger geschwächten Körper und Geiste stammte, so war sie doch für ihn selber, wie gesagt, mit gleichsam übermenschlichen Wonnen verknüpft. Wenn er sein früheres Leben bedachte, dann kam es ihm vor, als hätte er da nur tot im Sarge gelegen. Und alle Menschen, wie sie in Flecken und Dörfern unter ihm ihren irdischen Obliegenheiten nachgingen, schienen ihm dumpf und tot zu sein. Ins Wunder der Liebe des Allerhöchsten gestellt, mit offener Brust des ersten Strahls seines Anblicks gewärtig, schien ihm das Elend der anderen, die nicht in der Gnade waren, unsäglich bejammernswert. Und wie nun die Sonne mit dunkel purpurnem Lichte, goldfeurig warm, in weiter Glorie spielend, ins Irdische brach und die Räume gleichsam mit einem urgewaltigen Gottesgetümmel erfüllte — dieweil es von Becken, Pauken, Posaunen und Harfen vor den Ohren des armen Apostels toste und klang — so konnte Emanuel sich nur noch einen Augenblick lang hoch aufrichten, einen Augenblick fest in die brünstige Lohe sehn, um dann, von einem brennenden Schmerz im innersten Herzen gleichsam versehrt, in die Kniee zu sinken — einem Schmerz, der ebenso süß, als brennend war — und stammelnd für alle um Gnade zu flehn.

Als Quint aus einem schweren, totenähnlichen Schlaf wieder erwachte, war der Mittag herangekommen. Ob er geträumt, und was er in diesem Schlafe geträumt hatte, wußte er nicht, aber er war erfrischt und empfand eine tiefe Beseligung. Nachdem er dann Gesicht und Hände an einem nahen Waldbach gewaschen und überdies sich durch einen Trunk erquickt hatte, stieg er, scheinbar ziellos, zu Tal hinab und gelangte nach einiger Zeit an die erste, dicht am Waldrand stehende Hütte, an deren Türen er Almosen heischend anklopfte. Es wurde ihm Brot herausgereicht.

Nun wanderte der Narr, die Ansiedlungen der Menschen vermeidend, über versteckte und verlassene Fußsteige in die Ebene hinab und weiter auf dieser Ebene hin, bald auf Rainen zwischen Feldern, auch wohl in der Furche eines blühenden Kartoffelackers oder an den Rändern kleiner Flüsse, deren Lauf Weiden- und Erlenbüsche verrieten. Es war bereits dunkel, als er ein Dörfchen von Ackerbauern erreicht hatte, das in einer Bodenfalte gelagert war, über die es mit Giebeln und Schornsteinen und der Spitze eines verwitterten Heidenturmes und auch mit dem dunklen Gewölk seiner Eichen-, Rüstern- und Lindenbäume hinausblickte. Man kannte den Narren hier nicht und außerdem machte die Dunkelheit, daß er, ohne aufzufallen, gemeinsam mit einigen alten Männern und Weibern, das Schulhaus erreichen konnte, wo er bereits, in einem der Schulzimmer, eine kleine Gemeinde, auf ihren Prediger wartend, versammelt fand.

Kaum hatte sich Quint auf ein leeres Plätzchen der letzten Schulbank gesetzt, als die Tür wieder geöffnet wurde und ein weibisch aussehender, junger Mann, Herr Pahtz, der Lehrer des Ortes, einen anderen hereinführte, der breit, mit niedriger Stirn und kurzem Nacken, durchaus keineswegs wie ein Bote des Friedens geartet schien.

Nachdem dieser Mann das kleine Katheder der Stube betreten und in der zwischen zwei brennenden Kerzen aufgeschlagenen Bibel, wie um die düstere Glut seiner Augen darin zu verbergen, forschend geblättert hatte, musterte er die Schar der Versammelten, hauptsächlich ältere Weiber und Tagelöhner mit einem drohenden und durchdringenden Blick. Es war ein Blick, der den armen Emanuel Quint wie ein Rohr, daran die Hippe des Gärtners klopft, erzittern machte. Er kam sich auf einmal mit Schuld beladen und wie ein des Todes würdiger Sünder vor. Noch während bereits die ersten Worte des Predigers den dunstigen Raum durchdröhnten, wie das beginnende Grollen eines großen Gewitters, fand im Innern des Narren ein verzweifeltes Ringen statt. Es fehlte nicht viel, so wäre er aufgesprungen und heulend, wie von höllischen Geistern verfolgt davongerannt; denn es fiel ihm auf einmal mit Zentnerlasten aufs Herz, was er in diesen letzten Wochen getan und sich angemaßt hatte. Wie unter einem alles durchleuchtenden, jähen Blitz erkannte er seine geheimsten Gedanken und ihre noch geheimere Eitelkeit; dazu hörte er nun die furchtbaren Worte: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen."

Der arme, rothaarige, bleiche Mensch riß die Augen weit auf und von einer namenlosen Bestürzung betroffen, ließ er den Mund mit dem falben Bärtchen weit offen stehen. In Gedanken schlug er an seine Brust, beugte sich zehnmal so tief zur Erde, daß seine schweißbedeckte Stirne den Boden berührte und war bereit, jeder furchtbaren Strafe und Züchtigung Gottes voll tiefer Zerknirschung sich auszuliefern.

Bruder Nathanael predigte nicht wie die Schriftgelehrten. Wie der Täufer Johannes gleichsam Donner, Blitz und feurige Ruten geredet hatte, so ging auch von ihm eine strafgewaltige Stimme aus, die jeden Hörer erbeben machte. Aber er setzte nicht nur die Mission des ersten Johannes, des Täufers, fort, sondern er hatte auch die schrecklichen und verwirrenden Bilder des andern Johannes in sich gesogen; jene gräßlichen und entsetzlichen Phantasien, die in dem Buche der Offenbarung beschlossen sind.

Nachdem er die Blindheit und Verruchtheit der Welt gegeißelt hatte — die Kaufleute, welche Fürsten seien! die Könige und Gewaltigen, die nur darauf ausgingen, immer neue Werkzeuge zu ersinnen für Krieg und Mord — rief er aus: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste. Aber ich sage euch: ich und schon manche versiegelte Christen außer mir, wir haben zuweilen des Nachts schon eine andere Stimme unter den Sternen rufen gehört: sie ist gefallen! sie ist gefallen die große Babylon!"

„Wehe! wehe! wehe!" schrie er, die Lider unter den buschigen Wimpern über die Augen gezogen, wie um die Gesichte nicht sehen zu müssen, die ihm solche Rufe der Angst, der Warnung und Qual entpreßt hatten. „Ich sehe die Engel des Euphrat losgebunden! Ich sehe sie mit den Schwertern der Rache auf die Weltteile niederbrausen! Sie fahren nieder und schlagen Amerika und ertränken das Dritteil aller ihrer Bewohner im Blut! Sie fahren hernieder und schlagen die große Asia und morden den dritten Teil alles Lebendigen! Sie fahren nieder und schlagen Europa, Australien, Afrika und würgen und schlachten und zertreten mit glühenden Füßen die Feinde des, der da war, ist und sein wird. Die Sonne verfinstert sich; die Sterne fallen vom Himmel auf die von Mordbrand schauerlich lohende Erde. Das Meer ist Blut. Die Fische und alle Kreaturen im Meer sind erstickt im Blut. Und nun bäumt sich das Meer und speit und speit und speit seine Toten aus. Alle die Opfer speit es nun wieder aus, die es vom Anfang der Zeiten an bis auf diese Stunde des letzten Gerichtes verschlungen hatte ..." und auf diese Art fuhr er geraume Weile, das Ende der großen Babel zu schildern, fort. Schweflige Flammen durchzuckten das Schulzimmer. Die armen, in sich zusammengekrochenen Leutchen hörten mit schlotternden Zähnen zu. Ihre mageren, knochigen Runzelgesichter hingen mit gierigen Augen festgesaugt am Munde des Sprechenden. Gleichwie in Wollust und kaltem Entsetzen waren die Münder weit aufgetan. Qualvolles Seufzen und Röcheln ward laut. Sie vernahmen von Kronen und wieder Kronen, womit die sieben Tiere geschmückt waren. Sie rochen den Dampf und Gestank des fressenden Feuers, das aus ihren abgründischen Rachen hervorging. Unter ihnen erbebte die Erde unter immer erneutem Mord und Posaunenschall. Da war kein Ende; da war nirgend ein Heil; da war für den Sünder nirgend ein Schlupfwinkel.

Und Berge von Leichen häuften sich unter Pest, Brand, Schwert und Stachel. Raben, Geier und Wölfe starben vom Aas. Sie fühlten den qualmenden, giftigen Dunst der Verwesung. Aber mitten in allem weit über Menschenbegriffe sintflutartig steigenden Greuel, hörte auf einmal Emanuel Quint in seiner Seele etwas, ähnlich einem hellen, silbernen Glöckchen, leise anschlagen, dann etwas erklingen, gleich einem rätselhaft wunderbaren Schalmeienlaut, dem allsogleich sein ganzes Wesen mit einem entzückten Schauer antwortete.

Nun hatte das wilde, buschige Haupt mit den angeschwollenen Stirnadern, das zwischen den Lichtern tobte, keine Gewalt mehr über ihn, und zwar deshalb, weil sich der arme Narr auf seine eigene Narrheit besonnen hatte. Allein auch der Prediger schien sich nunmehr darauf zu besinnen, daß nun der Acker der Seelen genugsam bereitet war, um den Samen des Reiches ihm anzuvertrauen. Das Schwefelfeuer der Läuterung hatte wohl nun, wie er annahm, die Zungen genugsam nach einem Tropfen lebendigen Wassers durstig gemacht, nach jenem erquickenden Element, dessen tiefer Brunnen ihm offenstand. Und so ging er denn in seinem Vortrage auf den sicheren Frieden der Auserwählten über, denen die Stätte ewiger Freude, die heilige Zion, bereitet sei.

Er sprach vom Senfkorn des Glaubens, das zu einem weltbeschattenden Baum emporwachsen werde. — Emanuel horchte von neuem auf! — Er sprach von dem rosenfarbenen Blute des Lammes, durch das der Gläubige rein von jedem Flecken der Sünde gewaschen sei. So schneeig und weiß, daß kein Makel an ihm zu erfinden wäre. Er baute an Stelle der alten Babel das neue glückselige Zion auf und rief verzückt: „Selig ist der und heilig, welcher teil an der ersten Auferstehung hat. Wer überwindet, der wird alles ererben!" — Und er bauete nach und nach, wie ein himmlischer Baumeister, vor den bebenden Seelen die heilige Stadt aus Jaspis auf. Er zeigte ihnen die Tore und Gründe. Er maß die Fläche Jerusalems mit einem goldenen Rohre aus. Er machte die Häuser aus Gold, die Gründe aus Jaspis, Saphir, Kalcedonier und Smaragd. Er nannte Sardonix, Sardis, Chrysolith, Topas, Hyazinth und häufte die Worte, die seiner Gemeinde unverständlich, ihr doch einen Rausch von Glanz und Verzückung brachten. Er schloß mit einem Gebet um Bußfertigkeit und um einen felsenfesten Glauben, damit die Gemeinde zu denen gehöre, die tausend Jahre unter dem Szepter des Lammes, das die einzige Leuchte des irdischen Zion sei, in unaussprechlichen Wonnen hinzubringen berufen wäre.

Im Hausflur, nachdem sich die Menge der kleinen Leute verlaufen hatte, trat Emanuel Quint den Predigtbruder mit den leise gesprochenen Worten an: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?" Der Angesprochene aber umfaßte mit weichem Griff seiner harten Hand die herunterhängende Rechte des Fragenden und zog ihn über eine knarrende Holzstiege mit sich hinauf in das kleine Gastzimmer, das ihm die Lehrersleute eingeräumt hatten. Es schien, daß der red=

liche Gottesmann an der Erscheinung Emanuels mehr Gefallen fand, als jüngst der installierte Vertreter des Christentums; denn der Lehrer und seine Frau warteten unten lange vergeblich vor dem sauber gedeckten Abendtisch, während die Stimmen der beiden Männer immer lebhafter durch die getünchte Decke herunterdrangen.

Als Bruder Nathanael endlich zum Abendessen erschien, war, man fühlte es seinem Wesen an, etwas Unerwartetes in sein Leben getreten. Seine Reden schienen zerstreut, und er aß ohne Aufmerksamkeit. Nach Schluß der Mahlzeit ließ er seinen schweren Körper in die Ecke des mit einer gehäkelten Decke überzogenen Sofas niederfallen und stocherte sich noch immer versonnen in den Zähnen herum; denn seine Manieren waren nicht sonderlich.

Von Gott, dem Reiche Gottes und seinen Freuden zu reden, konnte der Lehrer nicht müde werden. Der bärtige, etwas weibische Mann mit dem weichen Johanneskopf war geradezu unersättlich darin. Seine üppige, junge Frau, die ein orientalisch, sinnlich-schlaffes Wesen hatte, verzog den Mund, da er, mit dem Bibelbuch in der Hand, nicht ohne Ungeduld ihr bereits wiederum Zeichen machte, sie möge im Abräumen des Tisches und im Hunger nach Gottes Wort ungeduldiger sein.

„Ich habe da eben einen Menschen oben in meinem Zimmer gehabt," sagte Bruder Nathanael plötzlich, „dessen Wesen und Wort mir noch immer vor meiner Seele steht. Ich kannte ihn nicht; doch er kannte mich. Er hatte von mir vielfach reden gehört — ich weiß nicht, von wem! — in frommen Flugblättern hat er manches von mir gelesen — ich weiß nicht, in welchen! — Er ist bibelfest, und es war mir bei seinem ersten Anblick kaum möglich zu denken, daß er überhaupt lesen könne. Er hält mir seinen Namen verborgen. Ich weiß nicht, warum! Vielleicht ist er bereits wegen irgendwelcher Vergehen bestraft! Womöglich hat er bereits im Zuchthaus gesessen. Nun es wird Freude sein vor neunundneunzig Gerechten über einen Sünder, der Buße tut! — Ich muß aber wiederum sagen, daß in seinem Wesen ein eigentümlicher Atem von Einfalt und Unschuld ist. Es ist in diesem Menschen ein schlichter, überzeugender Glaube. Es kam mir bei seinem Anblick das Wort in Erinnerung, ich weiß kaum, wodurch: Fürwahr er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert würde. In der Tat, er scheint krank. Die roten Flecken auf seinen Wangen deuten wohl auf die Auszehrung. Allein so groß kann bei seinem Alter sein Martyrium doch kaum gewesen sein, daß es ihm ein so tiefes durchdringendes Auge für die Leiden und Schmerzen der Erde gegeben hätte. Es ist erstaunlich, mit welcher behutsamen, wissenden Hand er alles berührt! Es ist erstaunlich, wie jeglicher Kummer, jeglicher Gram, jegliche Pein und jegliche Bitterkeit, womit der Satan irgendwo in der Welt eine menschliche Seele ver-

giftet, mit seinen ätzenden Qualen bis in diese Seele gedrungen ist. Ich verstehe es nicht. Ich begreife es nicht.

Es ist eine Liebe und eine Barmherzigkeit in diesem Menschen, der sich nicht wäscht und dessen abgezehrter Körper an vielen Stellen durch Risse seiner ärmlichen Kleider schimmert, die mich in einem gewissen Sinne entwaffnet und rührt. Es spricht aus ihm ein so allgütiger Geist der Barmherzigkeit, daß ich mit meiner Liebe mir vorkomme, wie ein toter und grausamer Mann. Er wandte sich gegen eine Stelle der Offenbarung, die ich in meiner Predigt gebraucht hatte, wo die große Babel, wie es heißt, gequält werden wird vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm mit Feuer und Schwert. Er sagte, dies sei der Geist des Lammes nicht. Er sprach das wie einer, der es weiß und ich, der ich mich mit dem Worte Gottes geharnischt wähne, wußte ihm nichts darauf zu erwidern. Er erklärte, dies wäre unseliger Mißverstand und zwar aus der Blindheit des Hasses geboren, den, auch nur in den Jüngern, ganz zu zerstören, der ewigen Liebe des Heilands selbst nicht gelungen sei."

Der Lehrer erschrak. Es war ihm ein unerhörter Gedanke, die unantastbaren Worte der Schrift, ja auch nur den kleinsten von ihren Buchstaben, in ihrer göttlichen Wahrheit bezweifelt zu sehen. Er hielt auch mit seinem Entsetzen darüber nicht zurück.

„Der Heiland, der Heiland und wieder der Heiland," antwortete ihm der Bruder darauf. „Es ist nichts dawider zu sagen, lieber Genosse im Herrn, wenn du bei jemand den unzweideutigen Eindruck hast, daß er sich ganz an die Brust des Lammes legt. Jesus, Jesus und wieder Jesus. Etwas anderes kennt dieser junge Gläubige nicht. Und dieser Jesus hat auch gesagt: der Buchstabe tötet; der Geist macht lebendig. Vor diesem Jesus ziehen wir her. Auf welche Weise er kommen wird, wer kann es wissen? Ob er heut oder morgen kommen wird oder erst nach zwölftausend Jahren, wer kann es aussprechen. Ich habe dem herzensreinen und herzensguten Menschen meine beiden Hände übereinander segnend aufs Haupt gelegt und habe der Worte des Heilands gedacht, der gesprochen hat: Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, eben das habt ihr mir getan."

Ein kurzes Schweigen trat ein. Dann fuhr der Apostel des tausendjährigen Reiches unter tieferem Sinnen fort: „Was geht aus diesen Worten hervor? Zu welcher nimmer rastenden Vorsicht müssen sie jeden Gläubigen auffordern? Wer sagt mir denn, wenn ich jemand hart anlasse, ob es nicht Jesus selber gewesen ist? Wer sagt mir denn, ob nicht vielleicht er, der Heiland selber, in diesem Menschen gewesen ist? Steht es nicht ganz in seiner Macht, aufs neue den Weg der irdischen Niedrigkeit und des irdischen Elendes anzutreten? Steht es nicht täglich und stündlich in seiner Macht? Lieber Bruder in Christo, ich weiß, was ich sage: dieser junge Mensch kann der Heiland in eigener Person gewesen

sein! Ja, in einem gewissen Sinne ist er es ganz bestimmt gewesen." — So sprachen sie über den armen Emanuel Quint bis lange nach Mitternacht.

Am folgenden Morgen, als das Licht der herannahenden Sonne nur erst bleich und kalt den Raum über der weiten Fruchtebene erfüllte, ohne daß der Quell solcher Helligkeit sichtbar geworden wäre, hatte der Bruder Nathanael Schwarz einen Gang über Feld zu tun. Auf die Dorfstraße getreten, begegnete ihm der achtzehnjährige sogenannte Schreiber eines gewissen Gutes, dessen Besitzer gläubige Christen waren. Bei diesen Leuten, deren Neffe und gleichsam angenommenes Kind der Schreibereleve oder -Lehrling war, hatte der Wanderprediger schon oft ein Asyl und einen gastlich gedeckten Tisch gefunden.

Kaum daß er des jungen und zarten Menschen ansichtig wurde, der in dem magischen Licht der Frühe, an den Toren der Bauerngüter und den Gattern der kleinen Kossätenhöfe vorüber, einsam herangeschlendert kam, so dachte er allsogleich daran, wie seine Gastfreunde, um das Seelenheil des halberwachsenen Burschen besorgt, ihn um Rat und Hilfe seinetwegen ersucht hatten. Er ging also auf den blassen und schönen Jüngling zu, der sogleich die Mütze vom Kopfe zog, und begrüßte ihn freundlich, bei sich selber den scheinbaren Zufall dieser Begegnung als eine Schickung des Himmels segnend.

Wie sich herausstellte, hatten beide den gleichen Weg über Land zu tun, und so schritten sie nebeneinander hin, in einem mäßigen Fußgängertritt und waren bald aus dem Dorfe hinaus in eine vergraste, breite Kirschenallee gelangt, unter ein langgestrecktes, durchsichtiges Gewölbe aus Blüten, in das von allen Seiten viel tausendstimmiger, rastloser Jubel von Lerchen drang.

„Wie kommt es," fragte der Bruder den jungen Mann, „daß Sie in dieser frühen Stunde schon auf den Beinen sind, Herr Kurt?" Und Kurt, der den Familiennamen Simon trug, antwortete ihm mit scheuem Erröten: er habe die Nacht nur wenig geschlafen. Schwarz aber fragte weiter: „Warum?" Kurt Simon schwieg. — „Sie sind gestern in meiner Predigt gewesen?" „Jawohl!" Und wirklich hatten die drohenden Bilder des jüngsten Gerichts und des Weltuntergangs den Gutsschreiber bis ins Mark beunruhigt und ihm den Frieden des Schlafs geraubt.

Der Bruder versuchte nun auf mancherlei Arten und Weisen in das Vertrauen dieser verschlossenen Jünglingsseele sich einzuschleichen, deren seltsames Wesen seinen Gastfreunden Kummer machte. Soviel er sich aber auch mühte, der Junge zog sich nur immer mehr in sich selbst zurück. „Ihre Tante hat Ihnen vor einigen Tagen ein Testament geschenkt?" —

„Ja."

„Und Sie haben darin gelesen?"

„Ich habe darin gelesen. Ja."

„Haben Sie nie daran gedacht, sich mit all ihren heimlichen Nöten und

Schmerzen dem anzuvertrauen, der all unsere Schmerzen und Nöte kennt und der aus Liebe zu uns, damit wir von allen Sünden entbunden und selig würden, sein Blut am Kreuze vergossen hat?"

Kurt Simon schwieg. In Wirklichkeit hatte er dies in heimlichen Stunden oft und mit Inbrunst getan, ohne daß sich die Wirrnis seines Innern durch seine Gebete in Klarheit gelöst hatte.

Der Bruder, weil er den Mangel an Glauben als die hauptsächliche Wurzel alles Übels im Wesen des jungen Menschen ansah und nicht erwog, daß es vielleicht ein zu starker Glaube war, verbunden mit einem allzu zarten Gewissen, was den Jüngling zu seinem eigenen Wesen und Werden in Widerspruch setzte, versuchte nunmehr, als getreuer Gärtner, das Saatkorn des Glaubens einzupflanzen. Allein die empfindsame Seele des seltsamen Jüngers lehnte den Ausgleich mit der Gottheit durch die derbe Vermittlung Bruder Nathanaels ab und fand sich durch seine Ratschläge mehr beleidigt, als angezogen.

Die Beispiele von Gebetserhörungen, die sein Begleiter ihm vortrug, die kleinlichen Verbriefungen kleinlicher Wunder erschienen ihm lächerlich: wie jener um 20 Mark, dieser um Gewährung eines neuen Rockfutters oder um ähnliches gebeten hatte. Dagegen waren im Bereich seiner Phantasie leicht brennbare Stoffe in großen Mengen vorhanden, so daß es ein leichtes Beginnen war, einen aushöhlenden und vernichtenden Brand in ihm aufzuzünden. Es war ein Glück, daß der Bruder, erfüllt sowohl von seiner Begegnung mit dem milden Emanuel, als auch von der Frische des Spätfrühlingsmorgens, die schwarzen Fackeln des Abgrundes nicht wieder schwang.

Am Ende der Kirschenallee angelangt, wurden sie von den ersten warmen Strahlen der Sonne berührt. Um nun das erhabene Gestirn über die weite Fläche des Erdreichs auftauchen zu sehen, erklommen sie eine gelinde Böschung. Da bemerkten sie unweit eines mächtigen Strohschobers, der teilweise abgerissen war und im grellsten Lichte stand, einen Menschen knien und gleichsam zu einem somnambulen Zustand verzückt, wie blind an ihnen vorbei in die Sonne starren.

Sie standen still und bewegten sich nicht.

Der Anblick war seltsam genug. Wenn auch von ferne her die Dampfpfeifen einiger Fabriken ihre Arbeiter riefen und Stange und Draht einer nahen telegraphischen Leitung im Tumulte der Lerchen leises Summen vernehmen ließ, so konnte man doch, den knienden Mann in der Sonne betrachtend, nicht glauben, in den Zeiten des Dampfs und der Elektrizität zu sein. Er hatte kein Obergewand. Ein lehmfarbenes Beinkleid, um die Hüfte mit einem Riemen gegürtet, war alles, was er am Leibe trug. Die Hände hielt er auf seinen Knieen gefaltet, den bleichen Kopf in verzehrender Andacht zurückgeworfen. Wie Flammen umfloß seine Stirne, Schläfen, Wangen und Schultern das rote

Haar, als wären es heilige Flammen, die ein Opfer verbrennen, das sich selbst darbringt. Die Lippen des Beters waren bleich. Das nackte, perlmutterartige Fleisch erschien zart und durchsichtig, wie ohne Körperschwere und gleichsam durchschlagen von Licht. „Habe ich doch," sprach, sich ermannend, ganz unwillkürlich Bruder Nathanael, „von diesem Menschen die ganze Nacht durch geträumt und ist es mir doch, als wenn ich ihn schon im Traum heute Nacht in dieser betenden Stellung mit meinen geistigen Augen erschaut hätte."

Kaum eine Spanne hoch schien die Sonne über den Horizont emporgerückt, als Emanuel Quint — er war der Beter! — aus seiner wunderlichen und kranken Ekstase erwachte. Zwinkernd und wie im Dunkeln tastend sah er sich um. Er hatte im Stroh des Schobers genächtigt, weil er am Abend vorher die wenigen Pfennige des Quartiergeldes oder Schlafgeldes, die Bruder Nathanael ihm hatte reichen wollen, wie alles Geld zurückwies, das man ihm bot. Vergeblich hatte er dann im „Krug" der Ortschaft angeklopft und um Obdach gebeten: eine närrische Tat, die zusammen mit seiner Marotte, kein Geld anzunehmen, eine ganz besondere Narrheit des Narren darstellte.

Der Bruder Nathanael redete ihn an. Eine Weile ruhte das Auge Emanuel Quints versonnen auf ihm; dann verriet ein schwaches und gütiges Lächeln, das über sein Antlitz ging: er hatte den frommen Eiferer wiedererkannt.

Der junge Landwirt, der mit dem Ausdruck fragenden Staunens bald seinen Begleiter ansah, bald die Bewegungen des sich nun von den Stoppeln des Brachfeldes erhebenden Quint verfolgte, sah, wie dieser ein grobes, zerschlissenes Hemde ergriff, das in der Nähe lag, und es mit komischer Mühe, wobei sein Kopf darin verschwand, über Arme und Schultern zog. Dann reichten er und der Bruder einander die Hand.

Ohne viel Worte zu machen, schloß sich der sichtlich ermattete, zuweilen fröstelnde Mensch dem Bruder und seinem Begleiter an. Selbander gingen die drei einen Feldweg entlang, jeder für sich in sonderbaren Gedanken und ohne Neigung, das Schweigen zu brechen. Nur ganz allmählich kam eine Unterhaltung in Fluß.

Der junge Landwirt konnte bemerken, daß in der Stimme des Bruders Nathanael, als er endlich zu reden begann, eine tiefe Bewegung zitterte, und auch er war seit dem Erscheinen des Fremden, besonders seit dem ersten Laut seiner ruhigen, klangvollen Stimme seltsam erregt. Er war gespannt darauf, dieses rätselhaft reine Organ immer aufs neue erklingen zu hören.

Der Bruder begann.

„Ich habe über das, was wir gestern Abend miteinander gesprochen haben, noch lange nachgedacht. Ich habe auch wenig Schlaf gehabt, und in den halbwachen Zuständen dieses Schlafs haben Sie mir zuweilen vor Augen gestanden. Ich möchte gern wissen, lieber Mitbruder, wer Sie sind!"

„Ich bin ein Mensch," gab der Narr zur Antwort.

Mit dieser Antwort, die mehr gehaucht, als gesprochen wurde, schien dem Bruder wenig gedient. Sein Blick, womit er den Fremden seitwärts betrachtete, nahm kurze Zeit einen nüchternen, forschenden Ausdruck an: „Warum bist du zu mir gekommen" — er duzte den Fremden plötzlich! —, „wenn ich deines Vertrauen nicht würdig bin?"

Emanuel schwieg einen Augenblick; dann blieb er stehen, mitten im Feld, im Morgenwind und im Vogelgesang, sah den Bruder mit einem leisen Vorwurf der Liebe an und beugte sich dann zum Kuß über seine Hände.

„Ich könnte dir sagen, wer ich bin," erklärte er, als sie weitergegangen waren. „Was liegt daran? Was ist ein Name und nun gar, was kann der meinige sein, den keiner jemals anders genannt hat, als mit Verachtung? Warum soll ich ihn nennen? Wenn ich ihn anfasse und aus dem Schmutze aufhebe, der ihn bedeckt, so erhebe ich das oberste Glied einer Kette von Leid, Gram und Erniedrigung, und also müßte ich auch diese Kette miterheben. Das will ich nicht! Denn ich will nicht klagen! Ich will keinem Menschen die Beichte des eigenen Kummers ausschütten. Dies darf ich nur dem gegenüber tun, der in mir ist."

In einer leicht dialektischen Färbung hatte er diese Worte gesagt. „Wer ist denn in dir?" fragte der Bruder.

„Gott gebe, daß er, der in uns wohnen will, in mir ist."

Wie eine Klammer legte es sich um den Kopf des jungen Eleven der Landwirtschaft, indem er ein wenig hinter den beiden herschreitend den langsam schwingenden Gang der nackten, bestaubten und wunden Füße des Menschen in Lumpen und den schweren Schritt des Herrnhuter Bruders wandern und wandern sah. Eine unsichtbare und dennoch undurchdringliche Wand schien ihn mehr und mehr von der Wirklichkeit seiner Tage auszuschließen. Die Erde war ihm verwandelt und wunderlich. Als gäbe es keine Zeit, so kam es ihm vor, oder als wäre die Gegenwart die Vergangenheit und Längstvergangenes gegenwärtig. Als seien tausend Jahre ein Tag.

Der Kampf der Wirklichkeit, die ihn umgab und die er heute und gestern gelebt hatte mit einer phantastischen Vorstellung, steigerte sich bis zur Qual in ihm. In der Tasche das kleine Evangelienbuch mit der Hand umschließend, das ihm die um sein Seelenheil besorgte Pflegemutter geschenkt hatte, kam es ihm vor, als wanderten zwei Gestalten aus diesem Buch vor ihm her. Ja, als wäre er selbst nur eine Gestalt aus der heiligen Darstellung, die ihn nun schon seit Wochen beschäftigte. Aber er sagte zu sich, er sei krank und wolle sich diesem vermeintlichen Wahne nicht hingeben. Sein Vater und seine Mutter fielen ihm ein, die unbefangene Naturen waren, und er dachte bei sich, daß es ihnen gelingen würde, die phantastische Wolke, die ihn trug und in die er gesperrt war, aufzulösen. Er selber sah keine Möglichkeit, es zu tun. Er war bald

vom Zittern der Freude bewegt, bald von Angst. Bald wollte er seinen Eltern, den ahnungslosen, über die fernen Hügel hin zurufen: „Sehet, der Heiland schreitet vor mir! Sehet den Sohn, den ihr zeugtet, und welcher euch mehr, als die anderen Sorge und Schmerzen bereitet hat, er schreitet jetzt in des Heilandes Fußstapfen!" Bald wollte er schreien: „Errettet euch vor den Schrecken des Unterganges!"

Vielleicht war Jesus Christus, der eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes wirklich wiederum auferstanden! Weshalb sangen die Lerchen eigentlich heut so laut? Weshalb rasten sie förmlich in den Lüften? Wußte der Bruder Nathanael eigentlich, oder nicht, wer neben ihm ging? Er sprach, und man konnte es nicht heraushören.

Nathanael hatte den Namen einer gewissen Dorothea Trudel genannt, einer Schweizerin, die in der Nachfolge Jesu soweit gegangen war, wie Paulus und Silas, Kranke gesund zu machen. Von dieser Frau, so sagte der Bruder, gehe ein großer Segen aus; derer, die da gesund geworden wären durch sie an Leib und Seele, seien unzählige. In Mennedorf am Züricher See habe sie eine Anstalt errichtet, wo allerlei Sieche und vom Teufel Besessene Aufnahme und Behandlung fänden. Ihr Glaube sei groß, behauptete er; er müsse groß sein, denn ihr Gebet sei von einer gewaltigen Kraft. Zwar habe sie noch keine Toten aus dem Grabe erstehen machen, aber durch Handauflegen und Beten habe sie manchen vor dem jähen Sturz in Tod und Verdammnis bewahrt. Der Bruder hatte selber Blinde gesehen, die später sehend geworden waren, rasende Veitstänzer, die ein bescheidenes, geistliches Wesen wiedergewonnen hatten und anderes mehr.

Der Bruder Nathanael Schwarz befand sich selbst auf dem Wege zu einem Kranken. Er meinte, man müsse vorsichtig sein und stets auf der Hut vor den ränkesüchtigen Kindern der Welt. Auch Dorothea Trudel wäre des öfteren mit den Ärzten, mit ihrer teuflischen Wissenschaft und mit den weltlichen Obrigkeiten zusammengestoßen. Jede Verfolgung habe sie aber nur froher und heiterer im Herrn gemacht; es sei Pflicht jedes Christen, Verfolgungen zu erleiden nach dem Vorgang des Heilands und seiner Apostel, und so habe auch er sich frei von Furcht und bereit gemacht.

Und er fing an aufs neue in Eifer zu geraten wider den Fluch der Weltlichkeit, aber der bleiche Begleiter blieb ernst und mild. Er sagte: „Es mag vielleicht lau und ein Fehler sein; aber ich kann nicht eifern, ich kann nicht hassen; ich weiß, es gelingt mir nicht. Ich kann selbst die Feinde Gottes und seiner Apostel nicht hassen: ich weiß nicht weshalb. Die Liebe des Heilands möge mich leiten! —" Und er forschte den Bruder Nathanael ohne Hast, doch mit einem merklich niedergehaltenen, brennenden Anteil aus, ob der auf dem rechten Wege wäre, der Werke zu tun wie Paulus und Silas in Hoffnung sei,

und ob man — hier überflog verräterische Röte des Narren Gesicht! — im Glauben so fest zu werden wünschen dürfe, im Namen Jesu ein Erwecker der Toten zu sein.

„Was kann ich dir lehren? Lehre du mich!" sagte Bruder Nathanael mit jäher Ergriffenheit. Und sie setzten sich nieder in gelbe Maiblumen, vor sich ein junges Feld von bläulichen Halmen, am Wegrain, unter einen alten, einsam stehenden Eichenbaum.

Emanuel Quint war sichtlich durch die Worte des Bruders tief bewegt. Leise Schauer und Zuckungen gingen wiederum über sein Gesicht. Mit einer fast schmerzlichen Spannung verfolgte der junge Kurt Simon diese Vorgänge. Einen Augenblick ging es durch seine Seele, ob wohl dies eigentümlich berückende Spiel der beiden ein abgekartetes und zum Zwecke seiner Bekehrung oder Erweckung erfundenes sein könne. Aber sogleich verwies er diesen Gedanken weit hinweg.

Schließlich, um von dem Eindruck des Wunderbaren nicht länger befangen zu sein, gestand er sich, daß der Bruder und jener ärmliche Mensch in Lumpen nur Dinge geredet hatten, wie sie in einem gewissen Kreise von „Stillen im Lande" alltäglich sind. Es kam hinzu, daß jetzt der Bruder eine gewaltige, schwarze Ledertasche öffnete, die er, über dem fadenscheinigen Düffel-Überrock, an einem breiten Riemen stets mit sich trug, und ihr eine Flasche Wein, einen halben Laib Brot und ein Näpfchen mit Butter entnahm und neben sich stellte. Die Sonne, die jetzt schon höher gestiegen, die Fächer und braunen Innenflächen der Tasche beschien, entdeckte dem jungen Landwirt außerdem sauber geordnete Schichten frommer Traktätchen, wie sie der Bruder verkaufte oder an Kinder umsonst vergab: dadurch entstand in ihm eine gewisse Ernüchterung zugleich mit einem rein irdischen Wohlbehagen.

Es schien auch, als nähme die rings entfaltete Schönheit der Frühlingserde nun ihr Recht an den drei so äußerst verschiedenen Wanderern, indem sie ihre Seelen durchdrang und an sich sog. Zurückgelehnt in das saftige Gras ruhte versonnen der rote Emanuel, und man wußte nicht, ob das wachsende Entzücken seiner Mienen mehr durch ein inneres oder mehr durch das äußere Gesicht veranlaßt wurde. Gestützt auf den linken Arm, hielt er seine rechte, edelgeformte, wenn auch mit Sommersprossen besäte Hand, wie eine Röhre gekrümmt, und der Landwirt sah, wie bald eine Wespe, bald eine Biene sorglos vertraulich durch diese Röhre kroch. Indessen hatte Bruder Nathanael sich zu einem in Steinwurfsweite entfernten Quell begeben und hatte die Flasche hineingelegt. Man konnte den weißgrauen, buschigen Kopf, der mehr einem alten, verwetterten Kriegsmann aus Luthers Zeit, als einem Diener am Wort und Verkünder des Friedensreiches ähnlich war, von Zeit zu Zeit über Weiden- und Rüsterngebüsche auftauchen sehen. Unweit von den Zurückgebliebenen lag der breite, in Regen,

Schnee, Hagel und Sturm erprobte, erdfarbene Schlapphut des Abwesenden, darunter sein Stab und nahe dabei die Tasche, an eine der machtvoll gekrümmten Wurzelarme der Eiche gelehnt.

Mit keinem Worte hatte der junge Kurt Simon, seit der Fremde erschienen war, sich hervorgewagt. Jetzt hörte er sich auf einmal sagen, daß es ein herrlicher Morgen sei. Der Narr sah ihn an. „Ja," gab er zur Antwort, „der Morgen ist schön; aber der Tag, dem kein Abend folgt, wird noch schöner sein!" Der Eleve errötete. „Was wir hier sehen," fuhr der Sprechende fort mit der leisen Bewegung inneren Jubels in der Stimme, „ist nur soviel, als wir jetzt zu ertragen imstande sind. Es ist nur der tausendfältig verminderte Abglanz dessen, was einstmals sein wird. Es ist von diesem Abglanz, muß man sagen, wieder nicht mehr, als der Bericht eines Boten! Ein Wort, ja, ein Laut kaum aus diesem Bericht." „Wie wird's sein, wie wird's sein, wenn ich zieh' in Salem ein!" jubilierte Kurt Simon inwendig.

Die Nähe des Narren verführte den jungen Menschen zu einem Gefühl überschwänglicher Hoffnung und zu einer Geborgenheit darin. Er beschloß bei sich, in einem gegebenen Augenblick den ganzen Inhalt seiner verschlossenen Seele mit ihrer Selbstqual und Sündenangst vor diesem Menschen auszuschütten. Es fehlte nicht viel, so hätte er ein beschriebenes Blatt hervorgeholt, das Verse von seiner Hand enthielt, und diese Emanuel vorgelesen. Es weinte in diesem Gedicht von Selbstanklage, von Abkehr und Überwindung der Welt, die dem heißen, in Liebe überwallendem Herzen nur Kälte und Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Es schwoll darin von schmerzhaft entzückter Sehnsucht nach reineren Sphären auf: „. . . wo liebend alles sich umschlingt und nur ein einziger Wille mit Donnerton das All durchdringt!" — Und seine Verwandten hatten davon doch nur den befremdenden Eindruck unnützer, überspannter Redensarten gehabt.

Quint streichelte plötzlich seine Hand, als habe er etwas von dem, was Kurt Simon bewegte, erraten: „Mein Joch ist sanft; meine Last ist leicht! Und es ist und bleibt eine frohe Botschaft," sagte er dann mit dem Klange froher Zuversicht und Fröhlichkeit, ohne daß seine Stimme die melodiöse Ruhe verlor oder heftig und laut wurde.

Der Bruder, als er zurückkam, kniete ins Gras — ein Beispiel, dem Quint und Kurt Simon nachfolgten! — faltete seine Hände und betete: — „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!" — Hierauf brach er das Brot, und während sie aßen, wurde erörtert, wie das Sakrament des Abendmahls den Sinn einer täglichen Handlung habe, nicht nur zu einer Erinnerung. Sogar das kleine Gebet besage dies schon. Jede Mahlzeit sei ein tierisches Mahl, wo Jesus, der Herr, nicht zugegen wäre. Sofern er aber zugegen sei, werde es eine heilige Handlung, man genieße dann Himmelsbrot und Himmelswein.

Und so genossen sie wirklich himmlisches Brot und himmlischen Wein in jener Verklärung, darin schon Quint und die Brüder Scharf miteinander gegessen hatten, nur daß diese Verklärung im Lichte des Frühlings unter dem ehrfürchtigen Flüstern und im Schatten des weitverbreiteten Eichenwipfels diesmal eine noch hochgestimmtere war, als bei tiefer Nacht in dem Hüttchen der Brüder.

Wer will entscheiden, ob diese drei mit ihren Gedanken und Taten Unrecht begingen und schwere Sündenschuld auf sich luden, indem sie die Kirche gemieden hatten, deren Glocken soeben in der Ferne zu läuten begannen: und dadurch, daß sie etwas vom Regiment der Kirche Verbotenes aus kindlicher Liebe zu Jesu und ganz einfältiger Gläubigkeit unternommen hatten? Jedenfalls bemächtigte sich der drei eine reine und gleichsam bebende Fröhlichkeit, die sie weit über alles Gemeine erhob, ja, fast zu weit von dem nüchternen Grunde der Erde entrückte.

Das Wort des Herrn: Wenn zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, so bin ich mitten unter ihnen, vereinte sie; denn sie zweifelten nicht an diesem Wort, und es kam ihnen auch der Gedanke nicht, daß es irgend dahin zu deuten wäre, als müsse der Heiland ganz unbedingt, um zu seinen verirrten Schäflein zu kommen, durchaus erst den Weg über eine Kanzel, eine Abendmahlszeremonie und durch den Mund eines Bischofs, Pastors oder besonders geprüften Gottesgelahrten gehn.

Sie waren einig, und dieses Gefühl der Einigkeit war zugleich ein Gefühl verbindender Wärme. Die Liebe in ihren Herzen war befreit; die Liebe zu einem unsichtbar Gegenwärtigen, darin sie sich trafen und genug taten. Das Märchen des Frühlings, das sie von allen Seiten umgab, mit leuchtenden Farben, Insektengesumm und Blumenduft, vermischte sich mit dem Zauber der heiligen Legende von Jesus, dem Sohn der Jungfrau und Gottes Sohn, und das Liebesgeheimnis seiner Geburt und irdischen Pilgerschaft, seines Leidens, Sterbens und Auferstehens, seiner heiligen Ferne und Gegenwart erzeugte in diesen dreien ein mystisches Glück.

„Über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen." Fast zweitausend Jahre nach Christi Geburt klangen die Worte nicht anders in diesen Menschen wider, als habe sie Jesus zu ihnen gesagt und als wären sie nicht aus alten Schriften genommen worden.

Sie redeten von der Wiedergeburt, und bei dieser Gelegenheit gab sich der Bruder Nathanael Schwarz als Anhänger einer verstreuten Sekte zu erkennen und bewies aus der Schrift, daß die Taufe von Kindern mehr ein kirchlicher Greuel, als eine Handlung im Sinne des Heilands sei. Nur der erwachsene Mensch, behauptete er, könne nach ernsthafter Prüfung seiner selbst auf dem Wege der Buße und Läuterung aus klarem, freiem Entschlusse des Sakra-

mentes teilhaftig werden. Er entwickelte ganz nach der Lehre der Wiedertäufer seine Ansicht mit großer Eindringlichkeit und gab zu verstehen, daß niemand die Pforte zum schrecklichen Heidentum hinter sich fest genug verschlossen habe, der ohne die wahre Taufe geblieben sei.

Nachdem sie gegessen und auch getrunken hatten, erhoben sie sich und überließen es einer Schar von Finken und Ammern, die Brosamen aufzupicken. Der Bericht, die Taufe betreffend, hatte Quint sowohl, als auch den jungen Kurt Simon in eigentümlicher Weise betroffen und neu bewegt. Der Landwirt blieb in Gedanken versunken; indessen der Narr im langsamen Weiterschreiten vor dem Taufgesinnten eine Art zögernder Beichte begann. Er bat Nathanael, schonungslos mit ihm ins Gericht zu gehen und ihm, nachdem er werde seine eigenmächtigen Taten und eitlen Beweggründe — oder wenigstens einige unter ihnen! — erfahren haben, frei zu bekennen, ob er Vergebung erlangen könne und welchen Weg der Buße er gehen müsse, um seiner Taufe würdig zu sein.

„Ich habe mich unterfangen," fuhr Quint fort, „als ein Sünder Sündern zu predigen. Weil ich verachtet bin, habe ich ganz besonders das Wort der Schrift ergriffen, wo der Heiland sagt, daß wer Glauben habe, werde dieselben Wunder tun, als er und größere. Um meine Feinde dadurch in Demut niederzubeugen, wollte ich Zeichen und Wunder tun. Seit ich denken kann, habe ich mich an diesen Gedanken geklammert. Jahrelang ging ich, in mich verschlossen, umher und träumte davon, ein wundergewaltiger König und Gott zu sein. Ich habe mich selber als Götze verehrt und angebetet. Mein Sinn stand durchaus nicht darauf, die Lahmen gehend, die Blinden sehend, die Schmerzgequälten von Schmerzen freizumachen, vielmehr ich wollte nicht nur von mir, sondern von Hoch und Niedrig rings um mich her bestaunt und vergöttert sein.

Ich habe nun zwar diesen Fehler erkannt; aber der Teufel hat tausend Listen. Durch Handauflegen habe ich manchem Genesung gebracht; vielleicht mir selbst zum Verderben, weil ich aus Ehrsucht gehandelt habe und nicht aus Gott. Nicht um die Seelen zu Jesu zu führen."

Nathanael unterbrach ihn. In einer Aufwallung, als sei der Geist über ihn gekommen, sprach er die Worte: „Es ist genug. Wer ist anders wert, mit der Taufe Gottes den Nächsten zu taufen, als durch die Gnade und die Barmherzigkeit? Taufe du mich! Denn die Zahl meiner Sünden und Schwachheiten ist Legion. —" Und so redeten sie eine Weile herum, weil jeder die Taufe des anderen wollte, und keiner hielt sich den anderen zu taufen für würdig genug.

„Ich will nicht getauft sein," dachte der junge Lehrling der Landwirtschaft bei sich selbst. Seine Seele fing an, sich leise von dem Handel der beiden auszuschließen. Er sah allmählich den Bruder und seinen Begleiter wieder im nüchternen Licht der Alltäglichkeit. Sie erschienen ihm seltsam und wunderlich,

und hatte er eben noch die göttliche Gegenwart gefühlt, so war das Göttliche jetzt entwichen, ja, während ganzer Minuten empfand er jetzt das Betragen der Männer beinahe als lächerlich.

So, gleichsam um etwas Köstliches, kaum gewonnen, nicht wieder einzubüßen, nahm er den kürzesten Abschied und entfernte sich von den Weggenossen querfeldein. Es darf nicht verschwiegen werden, daß ihm mehrmals, als er den kleiner und kleiner werdenden Wanderern Blicke nachsandte, das Wort Obskuranten durch die Seele glitt.

Es floß ein Bach, der klares und kühles Wasser enthielt, durch die Felder hin, zuweilen offen den Himmel spiegelnd, zuweilen durch kleine Trupps von Bäumen und Büschen versteckt und umstellt. In einem solchen zerteilten Haine, dessen Grund ein blumiger Rasen war, hatte Quint seine Kleider abgelegt, während Bruder Nathanael betend am Bachufer kniete und das Gurren der Wildtauben aus den hohen Zweigen einer edelgewachsenen, alten Birke klang.

Nußhäher flogen von Busch zu Busch. Das Lachen des Buntspechtes scholl gewaltig. Und als der weiße Körper des irregeleiteten, armen Quint sich in völliger Nacktheit über die farbige Aue bewegte, schien alles ein Bild aus den Unschuldstagen der Menschheit zu sein, ein lieblicher Grund aus dem Garten Eden.

Als Emanuel mit den heißen Füßen ins kalte Wasser stieg, sah er, wie eine Schar kleiner Fische gedankenschnell auseinanderstob; danach jedoch sah er sich selbst im Wasser.

Es muß gesagt werden, daß der zu Taufende, gleichwie der Täufer — denn eine Taufe sollte vollzogen werden — weit entfernt von jeglicher Frivolität, ein Gefühl erhabenster Wonne und Weihe empfanden. Es ist nicht zu billigen, ganz gewiß, daß sie sich hier verleiten ließen, etwas Unerhörtes zu tun, eine Blasphemie, die das Gesetz unter Strafe stellt! Aber wenn man bedenkt, daß Jesus die Armen an Geist und die Einfältigen, wenn sie nur reines Herzens waren, besonders liebte, so wird man nicht ganz ohne Nachsicht sein.

Die Absichten beider Männer waren die lautersten. Sie weinten in tiefer Ergriffenheit. Fast bis zur Ohnmacht war das Wesen des Täuflings gespannt, in Demut verzückt und in unaussprechlicher Weihe verzehrt. Nur freilich, sie waren in einem Irrtum. Das Gottesreich, welches die große und gewaltige, wenn auch zerspaltete, christliche Kirche verwirklicht hat, sahen ihre verblendeten Augen als Babel an. Sie glaubten ein anderes Gottesreich und meinten, es ahnend zu begreifen. Ringsum lag die Welt. Diese, wußten sie, war die Feindin des Reichs. Darüber hinaus war sie ihnen fremd, und sie kannten sie kaum vom Hörensagen; aber sie wollten mit ihr nichts gemein haben und einzig Bekenner des Wortes Jesu und seines zukünftigen Reichs auf Erden sein.

So wurden dem armen Tagearbeitersſohn, als die für ihn geheiligten Waſſergüſſe ihm Scheitel, Schultern und Bruſt beſprengten, nicht nur die Schauer heiliger Weihe zuteil, ſondern es ward ihm auch leichter zumute: hatte er doch das Gewicht der Verantwortung zum großen Teile auf Bruder Nathanael abgewälzt.

Dieſer, mehr als Emanuel hingeriſſen, an ſich von einer ungebändigten, leicht entzündlichen Sinnesart, hatte inmitten der Stille mit dröhnender Stimme nur gefragt: „Glaubſt du, daß Jeſus Chriſtus Gottes Sohn iſt?" und Emanuel hatte das „Ja" geantwortet. Bruder Schwarz indeſſen ſah mehr in ihm. Sein ſanguiniſcher Schwärmergeiſt war gewaltſam entrückt. Und als er nun das Wildtaubenpärchen aus den langen, grünen Behängen der Birken heranſchweben ſah und plötzlich über dem Täufling mit einer jähen Wendung dahinblitzen, kam er ſich vor wie der Täufer Johannes, und der Himmel ſchien ihm geöffnet zu ſein.

(Fortſetzung folgt)

Eine soziale Zeitfrage/ von Friedrich Naumann



Für den feingebildeten Leser gibt es nicht leicht etwas Fernliegenderes als einen Arbeitsnachweis für gegenwärtig lebende deutsche Arbeiter. Arbeitsnachweis?! Ja, wenn die Urbewohner von Tibet so etwas gehabt hätten und Sven Hedin käme jetzt mit einigen alten Seidenfahnen, in deren Rückseite man es eingewebt fände, wer in den heiligen Bergwerken des Karakorumgebirges täglich acht Stunden schaffen dürfte, dann, wahrhaftig, dann würden alle gebildeten Damen und Herren ihre Ohren aufmachen, um ganz genau zu erfassen, um was es sich bei diesem merkwürdigen Dokument der Menschlichkeiten handelt. Da aber der Arbeitsnachweis jetzt in Deutschland eingerichtet wird, so merkt niemand etwas davon, niemand als die 300000 Bergarbeiter dahinten unten und ihre Familien. Diese Leute aber rechnen ja nicht, denn sie sind noch viel unentdeckter als die Tibeter.

Daß wir Kohlen brauchen, weiß zwar alle Welt, daß es aber dazu mehr als eine halbe Million gewöhnlicher Bergleute geben muß, ist schon weniger bekannt. Von dieser halben Million sitzt die größere Hälfte im rheinisch-westfälischen Kohlengebiete. Vor 20 Jahren waren es nur halb so viel als jetzt. Je mehr aber die Arbeit der Industrie und der Glanz der Städte sich häuft, desto eifriger wird Kohle aus immer größeren Tiefen gehoben. Aller Luxus der Neuzeit stammt irgendwie von der Kohle: ihr würdet ihn nicht haben, wenn es diese Bergleute nicht gäbe! Sie schaffen den Strom eurer elektrischen Lampen und von ihnen kommt es, daß ihr in einem Tage nach dem Mittelmeer fahren könnt. Wenn die Bergarbeiter einmal aufhören, dann versinkt die Kultur. Deshalb habt ihr eine gewisse Erinnerung daran, daß es zweimal große Streiks dahinten gegeben hat. Glücklicherweise sind sie bald beigelegt worden und nun ist alles wieder in Ordnung. Es ist alles in Frieden, denn die halbe Million tut ihren Dienst. Sie tut ihn noch, heute noch und morgen, aber wer kann sagen, ob auch noch übermorgen, denn aus der Seele der Bergleute heraus keucht es in den Glanz der oberen Welt herauf: es geht nicht mehr, es geht nicht! Diesen Ruf soll man jetzt hören, ehe es zu spät ist.

Die Sache also, um deretwillen jetzt dort hinten unten die Gemüter sich erregen, ist ein Arbeitsnachweis. Ein Arbeitsnachweis?!

Wer in Berlin einmal einen Arbeitsnachweis sehen will, wie man sonst eine Merkwürdigkeit ansieht, der sagt seinem Kutscher, daß er nach Gormannstraße 13 fahren soll. Dort geht er in den Raum der wartenden Frauen und Mädchen und stellt sich eine halbe Stunde an die Wand und sieht zu, wie die Arbeitsucherinnen aufgerufen werden, wie sie ihre Adressen erhalten, wie sie aufatmen, wenn sich für sie etwas findet. So viel Menschensehnsucht nach einfacher

Tätigkeit findet man nicht leicht sonst an einem Orte. Die Löhne, die hier vermittelt werden, sind meist gering, aber wer sie nicht erlangt, der hungert oder bettelt oder verkauft sich, denn Lohn ist Leben, Selbstachtung und Anstand. Wie sehr wünscht man beim Zusehen, daß jede dieser armen Geschöpfe ihre richtige Stelle findet! Und drüben in der Männerabteilung ist es nicht anders. Auch hier gestaltet sich der Hunger nach dem Leben zum Hunger nach dem Lohn. Und an beiden Stellen kann man auch die Art des Vermittlungsbetriebes kennen lernen: jeder Stellensuchende muß seine Verhältnisse klar darlegen; was er kann, wo er gewesen, womit er sich zuletzt beschäftigt hat, weshalb er außer Arbeit kam. Das alles wird eingetragen. Und nun erst beginnt das Telephonieren mit den Arbeitsstellen. Die Arbeitsvermittlung erscheint dabei als die Macht, Leben zu geben oder zu nehmen. Wen sie nicht unterbringt, der schleicht hinweg. Seine einzige Hoffnung ist, daß er anderswo mehr Glück haben kann. Er will selber gehen, will selber nachfragen, ob sich nicht doch etwas findet. Und dieser letzte Weg soll jetzt dem Arbeitslosen im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier abgeschnitten werden, denn es soll ein Arbeitsnachweis eingerichtet werden, neben dem es keine Nebenwege gibt, ein absoluter, einziger, letzter Nachweis, ein Gerichtshof über Leben und Tod, ohne daß man sich wehren kann, denn das Unheil macht dort nicht viel Worte: „Es ist für Sie nichts da!"

Unsere gebildete Gesellschaft ist im allgemeinen durchaus arbeiterfreundlich, aber sie findet für diese ihre Freundlichkeit keinen praktischen Ausdruck, da sie sich um die Einzelheiten des Arbeiterlebens nicht kümmert und da die soziale Frage aus lauter solchen Einzelheiten besteht. Die Zeit, wo man ganz nebelhaft über Sozialismus im allgemeinen debattierte, ist vorbei. Alle Welt weiß, daß der Zukunftsstaat jetzt nicht kommt und daß der Arbeiter „innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung" seine Lage verbessern soll. Worin das aber besteht, da hapert es. Man sagt ihm, daß er das Recht hat, Verbände zu schaffen, vor denen sich auch harte und böswillige Unternehmer, falls es solche gibt, scheuen müßten. Diese Verbände sind vorhanden und bedeuten in allen kleinen und mittleren Industrien sehr viel und tragen trotz ihrer Kampfesreden zum sozialen Frieden bei, denn in ihnen entsteht eine geordnete Vertretung der Arbeiterschaft, mit der man verhandeln kann. An einer Stelle nur versagen die Verbände, und zwar gerade dort, wo sie am notwendigsten sind, nämlich gegenüber den Bergwerksverwaltungen und der schweren Eisenindustrie. Die Bergwerksverwaltungen sagen einfach, daß sie mit Arbeiterverbänden nicht verhandeln. Sie selber bilden den Zechenverband und das Kohlensyndikat, aber der Arbeiter soll vereinzelt bleiben. Das ist eine schreiende Ungerechtigkeit, aber was läßt sich gegen die wirtschaftliche Macht der Bergherren tun? Der Bergarbeiter hat Verbände, diese Verbände aber werden mißachtet, ganz gleichgültig, ob sie sozialdemokratisch oder katholisch sind oder sonstwie. Es handelt sich nicht um den

sozialdemokratischen Radikalismus, sondern gegen alle Organisation an sich. In diesem Kampfe ist schon bisher jeder einzelne Arbeiter gefährdet, wenn er allzusehr hervortritt. Er wird dann „abgelegt", das heißt: er darf gehen. Dieser Mann wird also künftig vor einen zentralisierten Arbeitsnachweis treten müssen und dort wird man ihm sagen: es ist für Sie nichts vorhanden! Dann kann er verzweifeln .... Dieser Mann muß ein Hasser der bürgerlichen Gesellschaft werden, und wenn er von Haus aus die bravste und solideste Seele ist.

Die Satzungen des neuen Arbeitsnachweises sind mit der ganzen Akkuratesse gearbeitet, die ein Merkmal unserer Großindustrie ist. Kein Bergwerk darf einen Arbeiter annehmen, der nicht von einer der unter sich verbundenen Arbeitsnachweisstellen begutachtet ist. Hören Sie, bitte, genau zu: Die einzelnen Bergwerke ordnen sich freiwillig einer Geschäftsstelle unter, die für sie die Arbeitskräfte aussortiert, etwa so wie eine militärische Aushebungskommission. Noch vor kurzem sprachen die Bergherren: „Wir wollen Herr im eigenen Hause sein!" Das ist jetzt vorbei. Sie selbst geben ihre industrielle Souveränität ab, sie vergesellschaften sich gegenüber der Arbeiterschaft. So kommt der aristokratische Sozialismus der Bergwerksbesitzer. Es entsteht einerseits das Kohlensyndikat für den gemeinsamen Verkauf des Arbeitserzeugnisses und andererseits der gemeinsame Arbeitsnachweis für den Ankauf von Arbeitskräften. Alle Preise und Löhne werden auf diese Weise im ganzen rheinisch-westfälischen Kohlengebiete vereinheitlicht. Es gibt schließlich sozusagen nur noch einen einzigen Riesenbetrieb mit 200000 oder 300000 Arbeitskräften, einen Betrieb, in welchem die Einzelzeche etwa soviel bedeutet wie ein Regiment innerhalb der Armee. Diesen Vorgang, den wir von draußen her wie ein gewaltiges wirtschaftliches Naturereignis betrachten, fühlen die Arbeiter wie das unaufhaltsame Herandrängen einer sie überflutenden Herrschaftsgewalt. Jeden Tag rückt die Herrschaft irgendwo etwas weiter vor, an allen Ecken merkt man ihr Zusammenarbeiten. Wer ausgestoßen werden soll, ist schon heute fast verloren. Nun aber will sich die Macht eine neue Organisation anlegen. Da schreien die Arbeiter und drohen mit Streik, aber draußen in der weiten Welt hört man nicht ordentlich zu, denn es handelt sich ja eben um etwas, wovon man nichts zu wissen braucht, um einen Arbeitsnachweis.

In den großen bürgerlichen Zeitungen kann man lesen, daß die Zechenverwaltungen in verständiger und wohlwollender Weise bestrebt sind, Mißstände zu beseitigen. Daran ist vieles richtig, nur trifft es nicht den Kern der Sache. Es ist in der Tat erwünscht, daß es eine Stelle gibt, bei der man den ganzen Arbeitsmarkt überschaut und die nach beiden Seiten hin wohlwollend und sachkundig Rat erteilt, denn jetzt kann es vorkommen, daß Mann und Arbeitsplatz sich nicht finden. Es kommt auch vor, daß die Arbeiter sich an drei oder vier

Plätzen zugleich melden und dann, wenn man ihnen die Zusage gibt, schon nicht mehr frei sind. Irgendeine Art von Arbeitsbörse ist nötig, aber das, was jetzt ins Werk gesetzt werden soll, ist keine freie Börse, sondern eine einseitige Herrschaftseinrichtung. Der Arbeiter hat gar nicht mehr mitzureden, er wird als Material behandelt. Er bekommt Lohn und soll arbeiten, alles andere geht ihn nichts an. Das ist vollendeter Absolutismus, wie einst im sogenannten Polizeistaat. Unter dieses System werden Hunderttausende eingedrückt. Sie beginnen sich zu wehren. Die Arbeiterverbände verlangen „paritätischen Arbeitsnachweis und Tarifverträge". In dieser Forderung steht der sozialdemokratische, katholische, liberale und polnische Arbeiter Schulter an Schulter. Das ist keine übertriebene Forderung; das ist schlichtes und nüchternes Recht. Man will einen einheitlichen Nachweis, dieser aber soll weder den Bergherren noch den Arbeitern einseitig gehören; er soll arbeiten wie andere parteilose, öffentliche Nachweise, soll dienen wollen, aber nicht herrschen.

Noch haben die Arbeiterverbände keine Antwort auf ihre Forderung. Es wird deshalb Zeit, daß die öffentliche Meinung sich mit dieser Sache befaßt, es wird Zeit, daß wieder einmal über etwas nachgedacht wird, was sich in unserer deutschen Unterwelt vollzieht. Die gebildete Gesellschaft soll in dieser Frage eine Meinung bekommen; das gehört zur Humanität und darum zur Bildung.

Detlev von Liliencron/Briefe an Ernst Frhrn. von Seckendorff

Vorwort des Herausgebers



iliencron war noch kaum begraben, da wurden mit der üblichen Eilfertigkeit, natürlich in bester Absicht, allerlei Briefe von ihm durch die Presse gejagt, die der landläufigen Meinung über diesen Dichter einen willkommenen Zehrpfennig boten. Es waren Briefe, mit denen er die Zaungäste seiner Berühmtheit zu traktieren pflegte; an die Gastfreunde seines Ruhms schrieb er anders, und an die Freunde seiner Selbstehre noch viel anders. Aber hauptsächlich durch jene Art Briefe hat er den Ruf über sich aufgebracht, unter dem er oft bis zum Ekel litt: den erst übel- dann wohlgemeinten Ruf des liebenswürdigen Schwerenöters und harmlosen Draufgängers in Kunst wie Leben, dem eines Tages — er wußte nicht wie — die Muse den Meisterkuß applizierte, mit äußerst leichtgeschürzter Gnade. Was tat's, daß sich sein Werk zu neun Zehnteln um Mordlust und Wahnsinn, Elend und Sünde dreht, daß man als Stirnbild vor jedes Gedichtbuch von ihm Dürers „Ritter, Tod und Teufel" setzen könnte, und vor Poggfred sogar die „Melancolia": er galt und gilt als der Hurra-Poet, als der Tschingdada- und Hopsassa-Held, der Liebhaber der kleinen Mädchen und möglichst großen Trinkgelder, der nebenbei auch gern noch Natur kneipte.

So wenigstens bei uns in Deutschland; in Frankreich ist er schon besser erkannt. Man lese zum Beispiel, wie Charles Andler, Professor an der Sorbonne, ihn erläutert hat (in der Revue de Paris vom 15. Oktober und 1. November 1909); es ist beschämend für uns, muß aber gesagt werden, daß diese französische Abhandlung an Sachlichkeit und Gründlichkeit alles übertrifft und entwertet, was bis jetzt von deutschen Schöngeistern über den Dichter und Menschen Liliencron zusammengesimpelt worden ist. Man meint ihm noch immer eine Ehre ausnehmenden Ranges anzutun, wenn man ihn als den herrlichen Kindskopf preist, der sich über nichts viel Gedanken machte; das soll dann beweisen, daß er „wahrhaft naiv" war. Wenn diese Naivitätsdozenten das Lächeln hätten sehen können, in das sich die Miene des Kammerherrn — so nannte er seine Umgangsmaske — beim Lesen solchen Geschreibsels verzog! die Grimasse von Spott und Widerwillen, mit der er besonders den „lieben Detl" quittierte, dies schändlich sprachfalsche Schmeichelwort! Er hat sich dergleichen leider so lange mit gutmütiger Verachtung gefallen lassen, daß er schließlich nicht mehr dagegen auftrumpfen konnte; das war die sehr verteufelte Mitgift seiner gottvollen Liebenswürdigkeit. Er hat seine Leutseligkeit oft verwünscht und würde sie gern sich abgewöhnt haben, hätten seine Geldnöte ihm den Luxus der goldnen Rücksichtslosigkeiten etwas reichlicher erlaubt. Schon 1897 schrieb er mir: „Zerstreue doch die gradezu kindischen Äußerungen der

Leute, daß ich (!) ein Kind sei; es ist ja unerhört" — und bald nachher nochmals: „ich bitte Dich, die höchst albernen, ja pharisäischen Gedanken der Menschen über meinen Leichtsinn pp. zu zerstreuen" — und nochmals: „es ist diesen Leuten nur bequem, so zu schwatzen, daß ich ein Kind wäre".

Freilich, natürlich, er war auch naiv; er war auch manches andre noch, unter anderm recht kritisch gegen sich selbst. Er war meinethalben auch manchmal ein „großes Kind"; es gibt ja hundert Sorten Kinder, noch mehr als es Dichter und Künstler gibt. Er war jedenfalls kein dummes Kind, obgleich er selber manchmal recht bitter von seinen dummen Raptussen sprach. Er wußte genau Bescheid über sich, obgleich er sein freiherrliches Gemüt nicht unterdrücken konnte noch wollte. Er wußte auch über den lieben Nächsten Bescheid, der solchen Kavaliershumor mit Kammerdienerblicken betrachtet. Er wußte, daß unter seinem kleinen Hut „mit der unscheinbaren Sperberfeder dran" eine große Einbildungskraft rumorte, deren göttliches Wesen jeder Einfaltspinsel als menschliches Unwesen anschwärzen kann. Und insbesondere wußte er, daß die biographischen Hyänen, wie er sie nannte, schon gütigst darauf lauerten, seine disjecta membra auszuscharren. Das war der Grund, warum er mir die Verwaltung seines Nachlasses anvertraute, und warum ich den unliebsamen Aufruf erließ, der die wahllose Veröffentlichung seiner unzähligen Briefe verbot. Er, der sorgfältig alles vernichtet hat, was Andern später hätte fatal werden können oder keinen geistigen Zukunftswert enthielt, er wünschte auch selber einigermaßen von der naiven Neugier und Klatschsucht der Literaturkrapüle verschont zu bleiben.

Trotz des Verbotes aber sind immer noch, und nicht bloß in der Tagespresse, manche der schnurrigen Schleuderbriefe aufgetaucht, womit er seine teils schätzenswerten teils unschätzbaren Gönner und Gönnerinnen nach Schema F begnadete; und ich kann natürlich nicht jede Lappalie vor den urheberrechtlichen Kadi schleifen. Um indessen nach Möglichkeit zu verhüten, daß sich durch derlei Indiskretionen eine Karikatur seines Wesens bei den minder naiven Kunstfreunden festsetzt, veröffentliche ich hier schon jetzt — d. h. früher, als ich eigentlich wollte — eine Anzahl andersgearteter Briefe von ihm, im Einverständnis mit den Empfängern wie mit seiner Witwe und Rechtsnachfolgerin. Ich will ihn durch diese Auswahl nicht etwa gewissermaßen durch ihn selbst widerlegen, sondern nur ein bißchen vervollständigen. Ich will auch keinerlei „falsche Legenden zerstören", sondern eher welche bilden helfen; sie geben schließlich das einzig richtige Bild. Ich will überhaupt kein Material zu der tragikomischen Streitfrage liefern, die zwischen einigen seiner Verehrer entbrannt ist, welcher Liliencron nun der „eigentliche" war: der höchst fidele Optimist oder der tief desperate Pessimist, der äußerst simple Realist oder der innerst komplizierte Phantast, der fein graziöse Naturalist oder der derb bizarre Symbolist, der drastische Pathetiker oder der kontemplative Melancholiker, der sentimentale Idylliker oder der joviale Ironiker,

der robuste Allerweltskumpan oder der hypersensible Sonderling, der offenherzige Causeur und Charmeur oder der gründlich verschwiegene Misanthrop, der enthusiastische Gottsucher oder der nüchterne Atheist, der Bewunderer brutaler Heroen oder der zarte Verehrer Jesu, der abenteuerlich forsche Soldat oder der diplomatisch behutsame Herr in Zivil, der militärisch korrekte Patriot oder der extravagante Kamerad der Zigeuner, der rührend unpraktische Schuldenbaron oder der routinierte Brandbriefstilist, der skrupellose Libertin oder der gewissenhafte Familienvater, der souveräne Egoist oder der hingebungsvolle Freund. Denn er tanzte gern auf des Messers Schneide, nach der Melodie: „dar lach ick öwer!"

Vielleicht lernt man endlich in Deutschland begreifen, daß ein poetisches Naturell umso wundersamer organisiert ist, je mehr Widersprüche es in sich vereint. Vielleicht lernt man überhaupt begreifen, daß jedes Gebilde der kunstvollen Mutter Natur für den gesunden Menschenverstand ein widerspruchsvolles Wunder bleibt. Von diesem wundervollen Gesichtspunkt aus bitte ich die folgenden Briefe zu lesen, die ich absichtlich aus drei ganz getrennten Perioden von Liliencrons Leben genommen habe. Man wird dann hoffentlich entdecken, daß er nicht einmal als blutjunger Leutnant bloß den unbekümmerten Springinsfeld abgab, daß ihm „das edelste Wort: Selbstzucht" keine gedankenlose Phrase einer momentanen Lyrikerpose war, daß er in seinem „teutschen Dichterberuf" schon als Jüngling nicht ein kindliches Spiel, sondern eine männliche Arbeit sah, daß er die Heiterkeit seiner Kunst erst sehr allmählich als stärksten Trumpf gegen die Trübsal des Lebens ausspielen lernte und sich mit emsiger Umsichtigkeit aus Lenaus und Strachwitzens, Platens und Heines, Storms und Fontanes Fußtapfen zu Kleist und Goethe, Byron und Shakespeare, Dante und Rabelais hintänzelte. Die erste Reihe dieser Briefe stammt aus den Jahren 1868—78 und ist an einen ehemaligen Regimentskameraden, den jetzigen großherzoglich hessischen Kammerherrn Baron v. Seckendorff, gerichtet; die zweite Reihe aus den Jahren 1885—89 an den damaligen (bis 86) Herausgeber des „Magazins", jetzigen Gutsbesitzer und Schriftsteller Hermann Friedrichs (nicht etwa Wilhelm Friedrich), den eigentlichen Anstifter der sogenannten jüngstdeutschen Literaturrevolte; und die dritte Reihe aus den Jahren 1901—9 an den Mediziner und Poeten Kurt Piper. In der späteren Buchausgabe wird eine beträchtlich breitere Auswahl aus diesen drei Briefschaften erscheinen; hier gebe ich nur das Allerwesentlichste für die notwendige Ergänzung des Liliencronschen Gedächtnisbildes. Ich bemerke noch, daß ich einige Flüchtigkeitsfehler und Wortabkürzungen des Originaltextes, die nicht ohne weiteres verständlich schienen, hier schlankweg abgeändert habe; ich bitte die Herren Philologen, Psychologen und Graphologen vielmals um Entschuldigung, aber einstweilen wünsche ich diesen Briefen einen rein menschlichen Leserkreis. R. Dehmel

An Ernst Freiherrn von Seckendorff

Mein lieber Baron! Kiel, 9. November 1868.

[. . . .] Ich bin gesund vor einigen Tagen in Kiel bei meinen Eltern angekommen, und muß aufrichtig gestehen, daß es ein ganz klein wenig langweilig ist. Meine Eltern leben sehr zurückgezogen, meine paar Jugendbekannten sind fort, sodaß ich eigentlich keinen Menschen mehr hier habe. Kiel selbst ist mir unausstehlich mit seinem Parteihaß — die Garnison ist, glaube ich, auch nicht viel wert. — Du siehst, lieber Seckendorff, wie ich auf mich selbst angewiesen bin. Ich lese viel u. spiele viel, u. gehe dann und wann in ein Concert. Das Theater ist hier, selbst nach Mainzer Begriffen, miserable [. . . . .] Mais, à propos — kennst Du Steins Leben von Baur? Es ist eine vorzügliche Lectüre. Ebenso: Geschichts- und Lebensbilder von Baur! Bei meinen vielen einsamen Spaziergängen, die ich mache, denke ich jetzt viel nach, namentlich über die Vergangenheit u. dann an die Zukunft! Wie soll es eigentlich mit Einem werden: Ohne Arbeit, Fleiß, Anstrengung, Entbehrung kommt man nicht durchs Leben, oder man bleibt ein ganz unscheinbares Männchen sein Leben lang. Sage mal, ist bei Dir schon der Ehrgeiz ausgegangen? fast ist er es bei mir! Was ist Ehrgeiz? Eine Sucht nach Ruhm u. Ehre, ich glaube weniger eine Sucht nach wahrhaft Großem. Ich glaube, es gibt wenige Menschen, die wirklich sich selbst vollständig in so fern vergessen, daß sie nur groß und gewaltig werden wollen, um ihren Mitmenschen und Mitwelt zu nützen. Und das soll doch eigentlich nur unser Ziel sein, u. man kann das, so glaube ich, auf jedem Felde — auch im Soldatenstande — aber je mehr ich darüber nachdenke, je düsterer und verwirrter werden meine Gedanken.

Das Fürchterlichste ist und bleibt immer: ein verfehlter Beruf! Dieu soit loué: so weit ist es mit mir nicht, u. auch nicht mit dir — — aber da sind mir denn dabei andere Scrupel gekommen, die wir Beide, du als frommer Katholik und ich als strenger Protestant, haben könnten, u. die ich früher gehabt habe. Wenn wir ganz strenge sein wollen, so müssen wir stricte nach Gottes Geboten handeln. Und Gott hat gesagt durch Jesus Christus, daß wir stets zuerst nur sein Wohl im Auge haben sollen (verzeihe diesen etwas vulgairen Ausdruck); und wenn das der Fall, so müßten wir mit unsern Soldaten Betstunden halten u. sie stets zum Guten anleiten, statt nur sie zu exercieren u. sie zu behandeln quasi (u. wie oft) als wären sie nicht unsers Gleichen (Du mißverstehst mich natürlich nicht) — aber wenn wir nun Betstunden einrichteten, wie lächerlich würden wir in den Augen der Cameraden erscheinen — u. der Fluch der Lächerlichkeit!!! — Ja, im strengen Sinne müßte man so handeln. — Ich glaube, wir haben schon einmal dieses Thema verhandelt; es kam mir eben in den Sinn und — pardonnez, mon cher, wenn ich Dich damit gelangweilt habe! — Das Lesen wirklich guter Bücher, namentlich Geschichte und Biographieen, halte ich für sehr gut; man erhält dadurch einen Sporn zur Nachahmung.

Und doch, welch ein langer, ermüdender Schritt von der Bewunderung zur Nachahmung! sagt, je crois, Excellenz Göthe.

Ich möchte eigentlich noch so weiter schreiben, denn Briefe schreiben thue ich sehr gerne — aber ich fürchte, Dir langweilig zu werden.

Sollte ein Brief u. Packet aus Kopenhagen ankommen, so bitte behalte es, bis ich wiederkomme — ich reise in nächster Woche hin, aber nur auf einige Tage; u. addressiere meine Briefe mir hierher, u. antworte mir recht bald, u. wie es Dir geht u. dem vieledlen Regiment geht, u. was für Veränderungen p. p.

In steter Liebe Dein Liliencron.

Mein lieber Seckendorff! Potsdam, Neues Palais, 3. 5. 69.

Die Würfel sind gefallen. Der hier einliegende grüne Brief sagt Alles. Ich habe ihn vor einer Stunde mit einem Briefe meiner Mutter erhalten, dann diese ganze Stunde auf einen Tannenwald gesehen, oder gestarrt vielmehr, und jetzt sitze ich an meinem improvisierten Schreibtisch und — schreibe eher an Dich als an meine Mutter. Du alleine sollst es wissen, daß eigentlich mein Herz stille stand fast, als ich eben diesen Brief bekam. Ich hatte, ich habe sie namenlos lieb, und es ist ja keine Idee von Hoffnung mehr, und somit die Sache vorbei [. . .]

Lieber Seckendorff, wenn ich nur einen Menschen hätte, bei dem ich mich austoben könnte! Aber ich kann das nur alleine [. . . . .] Ich bin in diesen Tagen blaß geworden und heruntergekommen, mich hat eben die ganze Sache furchtbar erregt. — Ich weiß nicht, ob Du Dir dachtest, daß es eine wahre Liebe von mir sei [. . .] — Ich werde von nun das alles alleine tragen, bis die Wunde allmählich vernarbt — das wird sie aber erst thun im Grabe.

Nur Eins, mein Lieber, eine Bitte noch: — wenn du einmal sie sehen solltest, oder von ihr hören, was es auch sei, so schreibe mir — ich bitte Dich!

Auch sonst habe ich unangenehme Nachrichten. Mein Vater hat einen seit Jahrzehnten wegen eines Gutes geführten Proceß verloren — und wenn er nun die Kosten alle bezahlt hat, so hat er keinen Pfennig mehr; — er ist jetzt 68 Jahre alt — aber schreibt mir mit großem Muth, der alte Herr, daß er jetzt noch irgend eine Agentur für Hagel-Versicherung oder sonst irgend etwas anfangen werde, um zu verdienen. — Es ist das für einen Sohn nicht gerade angenehm zu hören, von seinem alten, grauen Vater. — Die Schule des Lebens! — Lebe wohl, meine Ruhe geht zu Ende, ich kann nicht mehr schreiben.

Dein treuer Liliencron.

Mein Lieber! Neues Palais, 17. 8. 69.

Ich habe Dir so häufig geschrieben, daß es mir fast vorkommt, als würden Dir jetzt meine Briefe zu viel. — Aber es ist ein zu schöner Sommerabend.

Meine Landschaft und Bäume vor mir werden vom Monde beschienen — draußen ist es still, und mein Fenster steht offen, um der Stille u. Kühle u. dem Mondenschein den Eintritt nicht zu verwehren. Die Zeit meines Hierseins verschwindet mehr u. mehr, u. je näher die Zeit unseres Wiedersehens heranrückt, je mehr wächst meine Sehnsucht; wie unendlich freue ich mich, mich mit Dir einmal aus vollem Herzen aussprechen zu können; ich kann das hier nicht — unser Verhältnis zu einander ist anders geworden. Nicht etwa äußerlich, denn wir werden ebenso neben einander herleben, wie wir es bisher gethan haben — und darin liegt es eben; nicht in großen Ergüssen der Freundschaftsliebe, wie ich wohl früher that — aber ich habe in diesem halben Jahre Dich bedeutend kennen gelernt aus Deinen (never mind it) nichts weniger als warmen Briefen — Deine große Aufrichtigkeit hat etwas für mich unendlich Wohlthätiges. Du hast mir ein Vertrauen eingeflößt, wie ich es wohl gegen keinen Menschen hege.

Was, lieber Baron, fällt Einem nicht Alles beim Mondschein ein? Wie viele längst vergessene Geschichten treten vor die Seele — welche Wünsche machen sich geltend! — Bei alledem durchströmt mich immer ein unnennbares Weh — es ist das, daß ich so durchaus kein Charakter bin, sondern wie ein Rohr im Winde — u. das macht mich unglücklich, ich kämpfe u. kämpfe, aber bis jetzt immer noch vergebens; meine beste Hoffnung auf einen neuen Adam in omnibus rebus habe ich auf meine jetzige Rückkehr nach Mainz gesetzt; ich werde mit den äußersten inneren Kämpfen zu thun haben, wenn ich das durchsetze, was ich mir vorgenommen. [. . . . .]

Was macht unser sehr ehrenwerther Nachbar, Herr Pfarrer Thoms? Auch ihn wieder zu sehen, freut mich, denn ich halte viel von ihm, wenn ich ihn auch nicht kenne. — Habe ich Dir schon gesagt, daß ich hier die Orgel spiele? Fast jeden Tag, u. es thut meinem Gemüthe wohl. — In dienstlicher Beziehung habe ich natürlich hier sehr große Fortschritte gemacht; ich habe das Zugexercieren hier von Grund aus gelernt, und auch das Zugführen.

Ich schließe — aber ich könnte Dir noch Bogen schreiben von Liebe, Freundschaft, Menschenglück, von Religion und vom lieben Gott — und wie Alles nur von uns selbst, unser ganzes Schicksal, abhängt, wenn wir es nur recht anfangen, d. h. mit und durch Gott, u. mit Gebet. — Lebe wohl, lieber Seckendorff; ich habe eben den Mond beauftragt, Dir von mir einen Gruß durch Dein Fenster zu schicken; ob es der alte Geselle vergißt, weiß ich nicht — jedenfalls sei herzlich gegrüßt von Dem, der es nicht vergißt,

von Deinem Liliencron.

Mein lieber Baron! Mainz, 22. 10. 69.

Komme doch einmal herüber zu mir — Du läßt weder etwas sehen noch hören von Dir, der Du weißt, in welchem Zustand ich mich befinde. —

Außerdem quält mich eine fürchterliche Sehnsucht zu Dir, die ich mir kaum erklären kann — aber alle anderen Menschen und Kameraden hier sind mir so total gleichgültig. Ich habe Dich wirklich sehr lieb; und sei deßwegen froh, denn Liebe, Liebe gehört zum Leben, ohne die kann man nicht existieren. Ich lese, wie ich Dir schon schrieb, sehr viel Heine; und wenn man Heine liest, ist man entweder glücklich oder unglücklich verliebt. Seckendorff, wie mich das quält und zerreißt, was ich Schmerzen habe, und welche seelige Lust [. . . . .] Dein treuer Liliencron.

Mein lieber, lieber Baron! Kiel, 21. Nov. 69.

Das Lächerlichste, oder ich will lieber sagen, das Tragikomischte auf Gottes Erdboden ist eine heruntergekommene adlige Familie — — ich habe dies Bild jetzt vor Augen und zwar aus nächster Nähe. Mein Papa, nicht von jenem Stolz beseelt, daß er lieber mit seiner Familie verhungern würde, als zu arbeiten — hat sammt meiner ätherischen Mama doch einen Stolz, der ihm, ich glaube selbst beim Äußersten, verbietet, ein wohl 1000 Thaler Werth habendes, altes Familien-Service an den „Juden" zu verkaufen. — Mein alter, greiser Papa ist Gott weiß was jetzt: Agent für Lebens- u. Hagel- u. sonstige Versicherungen. Und ich großer Lump muß zusehen, wie er mit vor Alter zitternden Händen alles Mögliche noch versucht. Ich hoffe, ich muß hoffen, daß dieses Leben nur noch eine ganz kleine Weile so fortdauert. —

Sonst ist es hier langweilig: Schlechtes Wetter, einsam — ich mache allein meilenweite Spaziergänge, spiele, schriftstellere, und lese in Zeitungen und ästhetische und religiöse Bücher meiner Mutter. Ich habe unter letzteren eine Masse gefunden, die Dich sehr ansprechen würden. —

Heute Abend bin ich zu einer Art Hausball eingeladen: ich habe nicht abgesagt, weil ich eine stets unbezwingliche Lust habe, hübsche junge Mädchen zu sehen. — Seckendorff — so oft, wenn ich meine einsamen Wanderungen mache, o so oft dann male ich mir reizende Familienbilder aus; und sehr ehrgeizige Pläne, in Bezug auf Emporbringung meiner Familie hier im Lande, entstehen wieder. — Da Du nun doch so ziemlich ganz in meine Familie eingeweiht bist, so werde ich Dir auch, wenn ich nach Mainz gekommen sein werde, das Letzte erzählen; Du sollst dann Alles wissen — selbst meine Dir so räthselhaft erschienenen finanziellen Verhältnisse. — Alles, alles Unglück ist Schuld — das ist gewiß wahr, u. ich sehe das hier täglich — aber der Bibelspruch „bis in das 3te und 4te Glied" ist auch nur zu wahr. — Ich bringe eine Topographie von Schleswig-Holstein mit, wo ich Dir noch alle die Güter zeigen kann, die meinem Großvater gehörten! Teremtete! Doch satis superque [. . .]

Was ich noch sehr viel thue, ist: daß ich viel in meinem Tagebuch schreibe, was mir wirklich viel Spaß macht. Allernächstens mehr. Wie immer

Dein Liliencron.

Kiel, 7. Dezember 1869.

Es drängt mich, lieber Seckendorff, die Feder zu ergreifen, u. im nächsten Augenblick sitze ich auch schon am Schreibtisch. Es ist durchaus nothwendig, daß der Mann eine ernste Beschäftigung hat, daß er wenigstens etwas vornimmt, womit er sich und Andern nützen kann. Glaubst du nicht auch? Wenn ich so mein Leben beschaue u. sehe, wie sehr ohne jegliche ernste Thätigkeit es dahingeflossen ist, so überfällt mich ein Schauder — u. die festesten Vorsätze u. Pläne reifen bei mir. Ich sitze u. schreibe an dem reizenden Schreibtisch meiner Mutter; der echte Schreibtisch einer Dame, in einer Epheulaube u. in Blumen — aber er ist mir zu klein, ich bin zu sehr an meinen großen Tisch gewöhnt. Links steht die Handbibliothek meiner Mama, eine vortreffliche kleine Auswahl von nur — engl. Büchern, u. deutschen, englischen und französischen Andachtsbüchern beider Confessionen — meine Mama ist außerordentlich fromm. Wie sehr ich mich nach Dir sehne, mein Lieber, kann ich Dir nicht sagen. Ich möchte, wir könnten bei Dir oder bei mir zusammen erst wieder sprechen u. plaudern u. Gedanken austauschen. Ich werde fast gezwungen sein, Dir mein Herz zu öffnen — so verschlossen ich bin; — aber ich müßte wahnsinnig werden, sollte ich länger Sachen mit mir herumtragen, die ich nicht mehr allein tragen kann.

Ich lese sehr viel Zeitungen jetzt, u. es prägt sich mehr u. mehr in politischer Hinsicht mein Charakter aus. Ich neige sehr stark zur alt-liberalen Partei — ich glaube: freikonservativ ist besser gesagt. Die Kölnische Zeitung werde ich noch während der Recrutenzeit beibehalten, u. ich freue mich aufrichtig darauf, wenn wir sie Abends, nach des Tages Last u. Mühe, lesen werden, u. disputiren. Ich glaube auch Dein politisches Glaubensbekenntnis zu kennen, nach dem, was wir so unter einander besprochen haben. „Mühler muß fort!" sagst Du auch — [. . . . .]

Ich habe eben sehr lange am Clavier gesessen und andern Leuten vorgespielt: ich unterscheide eigentlich zweierlei Spielen: für Andere und für mich. Wenn ich Letzteres thue, so kommen mir stets viele phantastische Gedanken, und, mon cher, daß ich „sie" nicht loswerde. Oft denke ich so glühend daran, und dann bei meinen Spaziergängen, oder wenn ich allein auf meiner Stube bin und in die Nacht hinaussehe. — Über meinem Schreibtisch hier (ich sitze jetzt in meiner Stube) hängt ein schlechtes altes Ölgemälde, das meinem Vater gehört: eine „Mondlandschaft", See, Bäume, altes Schloß, ein kleiner Bach — Alles vom „fahlen" Lichte des Mondes übergossen. — Es ist, was Kunstwerth anbelangt, glaube ich, ein jämmerliches Machwerk — aber meine Phantasie hat es von Kindheit auf erregt. Auch jetzt möchte ich mich so gerne in eine Sommernacht versetzen, mit Mondschein und einem dunkeläugigen Mädchen — o Gott, ich schmachte nach der Liebe eines Wesens: Seckendorff, ohne Liebe ist das Leben

Nichts! — und gar eine unglückliche Liebe. — Man sagt, daß, wenn man sich Mühe giebt, einen Gegenstand rasch zu vergessen, man es schnell könnte; — ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, aber immer und immer wieder tritt das Mädchen mit dem mondbleichen Antlitz wieder vor mein inneres Auge. — Ein paar Mal habe ich mich, gerade in diesen Tagen, hinsetzen wollen um Dich zu bitten: thue etwas für mich: lasse mich das Mädchen sehen, wie es auch ist: sprich selbst mit ihr — — [. . . .] Halte dies alles von mir für keine Schwachheit, es ist eine heiße, unglückselige Leidenschaft. — Lieber, alter Baron! ich möchte so oft bei Dir sein: wodurch hat das Geschick mich so an Dich geschmiedet? Ich möchte, Du hättest mich auch etwas lieb, aber Du hast es! — Wie wünschte ich, doch etwas mal für Dich thun zu können! — Ich muß jetzt bald aufhören, denn unsere Theestunde rückt heran — ich muß dann immer in Uniform erscheinen, oder total „fertig" (sehr guter Ausdruck) in Civil — mein alter, grauer, so lieber, herrlicher Papa will es und mag es gerne (es ist ein ganz unnützes, etwas lästiges Ceremoniell) und ich thue es ihm sehr gerne zu Gefallen, obgleich wir nur 4 sind: Mama, Papa, eine alte Gesellschafterin, die trotz unserer großen Armuth noch treu bei uns bleibt, und ich. — Du wirst noch verschiedene Briefe von mir bekommen, denn ich bin in meine alte Schreiblaune wieder gekommen, obgleich mein Herz zum Zerspringen oft ist — und ich oft melancholisch zum Sterben. Bis auf Weiteres, mein alter Seckendorff —

Dein Liliencron.

Kiel, 15. 12. 69. Abends 9 Uhr.

Motto: Es prasselt der Regen,
Es rast der Sturm,
Es wüthen tausend Gespenster,
Und drinnen im Herzen
Ein nagender — Wurm —

Du siehst, mein lieber Baron, daß auch ich mich etwas der göttlichen Muse Dichtkunst in die Arme geworfen habe. Wenn auch der obenstehende Vers der erste und letzte sein wird, aber es ist immerhin ein Vers und in einer Secunde beim Niederschreiben gemacht! Also hurrah, die poetische Ader ist geöffnet, und ich hoffe, daß sie weiter strömen wird. [. . . . . .]

Weshalb ich das Motto nahm? Weil es in diesem Jahr nicht mehr schön zu werden scheint. Das Wetter ist mit einem Wort: unter allem Begriff. — Ich sitze deßhalb zu Hause, stöbere in Briefen, lese viel für mich und viel meiner Mama vor — esse Sprotten und Honigkuchen, und werde ordentlich dicker: trotz „des nagenden Wurmes". — Aber was hilft es, — ist der Humor verloren, ist Alles verloren; — und da das „dicke Ende" nachkommt, so bin ich solange so aufgeräumt, wie ich nur sein kann. —

Was sagst Du zur Politik? Die Suezgeschichte hat mich eigentlich sehr amüsiert, d. h. die wirklich gut geschriebenen Artikel der Kölnischen Zeitung. Ihr Correspondent hat die Sache mit sehr viel Witz (ist hier das beste Wort) beschrieben. Und die Östreicher: Immer geschlagen und immer geschlagen! — Ich glaube, sie haben die Cattaro-Geschichte entschieden falsch aufgefaßt. — Erst Wagner, dann Auersperg, und jetzt wird Rodick Commandant; und dabei das Lazareth- und Krankenwesen, es soll scheuslich sein. Ich sage mit Bismarck: Krieg bis aufs Messer mit Östreich. Ich hasse Östreich und werde es hassen: denn ich glaube, daraus wird mein Lebtag nichts. — Und dann uns're „innere" Frage: ich freue mich ganz unbeschreiblich, mit Dir die Cölnische Zeitung zu lesen, und über Landtagsverhandlungen, Abgeordnetenhaus, Reichstag und Zollbund zu sprechen: — bitte schreib mir ganz genau, was Du über Mühler denkst — mir ist er ein Greuel; wenn ich auch nicht glaube, daß er heuchelt, so ist mir doch diese Kreuzzeitungspartei und was darin bimmelt und baumelt — — verabscheuungswürdig. [.........]

Heute habe ich viel an Dich gedacht, denn heute kamen ja unsere Recruten und wir sollen sie ausbilden. — Ich habe mich bei der Gelegenheit einmal selbst scharf ins Verhör genommen und mich gefragt, ob ich mit Lust und Liebe Soldat bin, oder nicht? Das ist schwer zu beantworten: — wenn ich eine kurze Antwort geben will: „Ja." Ich fühle es, daß ich wohl zu Nichts Anderem fähiger gewesen wäre. Aber unser Soldatenspiel im Frieden unter den infamen Verhältnissen, das ist allerdings nicht wünschenswerth — aber trotzdem halte ich aus — denke Dir doch, was sollte ich wohl Anderes anfangen: Gutsbesitzer werden, das allerdings wäre noch ein angemessener Tausch — aber im Kriege ginge ich unter allen Verhältnissen mit, und wenn ich eine Frau und 6 Dutzend Kinder hätte. — [...] Dein Liliencron.

Kiel, 20sten December 69, Abends.

Von meiner kleinen Reise zurückgekehrt, lieber Baron, setze ich mich gleich hin, um Dir einige Zeilen zu senden. — Von den Klöstern Dir zu erzählen, würde Dich langweilen: denke Dir von den kleinen Städten abgelegene Gebäulichkeiten, ängstlich gegen die Außenwelt durch hohe Mauern abgeschlossen. [......] Ich begreife kaum, wie ich es zwei Tage bei den alten Klosterdamen habe aushalten können. — Ich empfinde immer, wenn ich dann wieder aus dem alten Thor heraustrete, so etwas wie: wiedergegebene Freiheit. — Fort, fort mit aller dumpfen Kerkerluft, und hinein in die Welt und die große Natur Gottes. Es ist doch besser: so sehr, wie ich auch für Adel etc. bin, aber unser Zeitalter verlangt was Anderes. Ich weiß es, Du sagst auch nicht: Leider! — Seckendorff, ich bin etwas liberal geworden, und ich kann es mir gar nicht vorstellen, daß Du, bei Deinem hellen Verstand, guten Mutterwitz und Deinem

ganzen edlen Wesen, nicht ebenso denken solltest wie ich. Jedenfalls wollen wir uns recht viel darüber unterhalten! — Eins möchte ich vor allen Dingen sein oder werden: ein edler Mann! und da leuchtet mir Stein immer voran. Ich glaube, wir haben nie über ihn gesprochen; laß es uns thun, wenn ich nach Mainz komme. Übrigens ehe ich es vergesse, betrachte doch gerade in der jetzigen Zeit einmal den Abendstern zwischen 5 und 6 Uhr. Ich habe ihn nie so hell und wundervoll leuchten sehen, und er glitzert mir zuweilen tief ins Herz hinein. Stelle Dich auf den Thurm in Frau v. V.'s Park, wende Dein deutsches Antlitz mit dem Schnurrbärtchen (à propos Du wirst Dich wundern über den meinigen) nach Süd-Westen um die eben angegebene Zeit, und wenn keine Wolken da sind, so siehst Du ihn — und dann sehe ich ihn auch — und wir grüßen uns, denn er nickt in Einem fort. [.....] Ich habe in dieser Zeit Einiges von Th. Storm gelesen, und Verschiedenes davon ganz reizend gefunden. Folgendes mußt Du Frau v. V. vorlesen: „Abseits". „Auf dem Staatshof". Sie finden sich im 3ten und 5ten Bande seiner Werke. — Dann habe ich für uns Beide auch zum Entzücken allerliebste Novellchen gefunden, die Du wohl vorlesen kannst — aber die beiden obengenannten sind doch wohl die besten. Das, was Du lesen sollst (ohne Widerrede! Du mußt!!!) ist Folgendes in folgender Reihenfolge:

„Angelica". — „Posthuma". — „Im Sonnenschein". — „Ein grünes Blatt" — und „Wenn die Äpfel reif sind" (allerliebst). — Sie sind alle im 3ten und 5ten Band seiner Werke zu finden. Ich glaube, wir lasen einmal etwas von ihm: „Auf der Universität" — es war auch sehr hübsch, aber ein klein, klein wenig langweilig. Das sind diese nun gar nicht, und ein Hauch der zartesten Poesie weht über diese kleinen Erzählungen. [.....] Auch Gedichte habe ich von Th. Storm gelesen, und noch eine Novelle: Immensee — wirklich ganz reizend! Meine Mama hat alle seine Werke, und ich wundere mich, daß wir sie nicht früher gelesen haben. — Beim Essen eines Honigkuchens und Trinken einer Tasse dachte ich heute Nachmittag:

Dein liebes, blasses Angesicht,
Deine schönen, braunen Augen,
Deine zarten, kleinen Hände —
Ach, daß ich sie nur wiederfände! —

Wann endlich, lieber Seckendorff, hört diese Quälerei auf. Ich glaube, niemals! [.....]

Verlebe eine fröhliche Weihnacht; und wenn Du diesen Brief vor Heilig-Abend erhältst, so sieh am Heilig-Abend den Abendstern an, und trage ihm einen eiligen Gruß an mich auf, wie ich es auch thun werde. Auf Wiedersehen, Donnerstag, 10 Uhr 53. J'ai l'honneur —

Dein treueigener Liliencron.

Mein lieber Seckendorff! Mainz, d. 18ten October 1870.

Ich schreibe vom Bett aus — halb 9 Uhr Morgens — habe eben meine Chocolade getrunken, — esse und trinke sehr gut, habe Gott sei Dank wenig Gesellschaft, und warte nur, bis meine Bagatell-Wunde endlich anfangen wird zuzuheilen, was absolut nicht geschehen will. Tüllmann hat mir sechs bis acht Wochen zugesagt bis dahin, und dann ebensoviele Wochen Reconvalescenz; die ich aber auf keinen Fall durchmachen will, sondern natürlich (man ist doch eigentlich zu anständig) sofort zum Regiment zurückkehren. [. . . . .]

Der alte Akacienbaum schaut durchs Fenster, Imhofs sind die Alten; draußen scheint die Sonne, bei mir ist es still, so still und ruhig, daß man recht gut Zeit hätte, melancholisch zu werden — oder — Bibel zu lesen und endlich zum rechten Weg zu gelangen: ich denke, Fingerzeige hat Einem der l. Gott jetzt oft gegeben.

Über uns wohnen französ. Offiziere. Ich schickte ihnen meine Karte, p. f. v. — der Eine „Colonne und Graf" wie Fr. Imhof sagte — — war gestern bei mir, höflich, steif, — er: dick, sonst Franzose. — Der Andere war noch nicht hier. — Ihr Bursche, brosseur, macht mit meinem Heinrich jetzt gemeinschaftlich die Sachen rein. — Um 9 muß die Gesellschaft zu Hause sein — der dicke „Colonne und Graf" kam um 10 Min. nach 9 — und schwitzte mit Gefahr seines Lebens und großer Anstrengung die „l'escalier qui est très désagréable" — wie er sagt — herauf.

Bitte schreibe gleich wieder, wenn auch nur auf Correspondenz-Karte, aber jede Neuigkeit. Dein Liliencron.

Mainz, 24 Okt. 70.

Lieber Baron! Deine Karte „beim Dämmerlicht" habe ich empfangen, und sage Dir meinen Dank. Da der Mensch immer egoistisch ist, so bin ich es auch, d. h. so spreche ich zuerst von mir. Meine Bagatell-Wunde will trotzalledem nicht heilen, sondern eitert und blutet recht tüchtig noch. Es ist ein Hauptnerv und das Zellengewebe durchschossen, et pour ça. Wie ist der Mensch doch wandelbar; denn jetzt schon verwünsche ich mein Bett und möchte zu Euch. Aber das wird leider noch nicht angehen; ich kann froh sein, wenn ich in 3 Wochen das Bett verlassen darf. — Ist es ein Fingerzeichen Gottes? Ich glaube es. — [. . . . .] Neulich wollte ich einen Versuch machen, nach Kiel in die Pflege meiner Eltern zu kommen, aber es war mir unmöglich. Ich konnte das Aufstehn und längere Fahren nicht ertragen. Bei meiner Wunde ist auch wenig Pflege nötig; und mein Bursche und Imhofs machen es ganz gut.

An Übergabe von Metz gar nicht mehr zu denken. Es ist schauerlich für Euch Armen. — Dabei liege ich, sonst wohl wie ein Fisch, im Bette, und Ihr Armen schwimmt, ebenfalls wie die Fische, dort herum; der Gedanke peinigt mich sehr.

Griesheim liegt nun schon einige Tage unter der Erde: wann werden wir ihm nachfolgen? Das weiß nur Gott. Neulich, gleich wie ich ankam, war ich in Deiner Stube: Staub, Mäuse, sonst fehltest nur Du. Schreibe bald; ich langweile mich sehr.

Dein Liliencron.

Lieber Seckendorff! Mainz, 8. Nov. 70.

In der That begreife ich es nicht, daß du mir nicht einmal schreibst. Du mußt wissen, wie sehr ich mich nach Nachrichten sehne, zumal ich absolut Nichts vom Regiment höre [.....] Mit mir geht es seit drei Tagen so gut, daß ich schon Montag in acht Tagen zum Regiment gehen werde, obgleich mir der Arzt sagt, ich solle bis Januar 71 hierbleiben. Außerdem wird meine Wunde vielleicht noch Jahre lang offen bleiben. [.....]

Ich habe jetzt eine Franzosen-Compagnie mir geben lassen, um doch in etwas dem Vaterlande während meiner Reconvalescenz zu nützen. Alles durcheinander, 250 Mann: Spahis, Mulatten (aus Versehen), Turcos, Gamins, Lyonesen, Marseiller, Gascogner, Pyrenäer u. s. w. Eine nette Gesellschaft.

Ich exerciere sie wie die preußischen Rekruten, zu meinem und ihrem größten Gaudium. Ein Turko vom Atlas ist Flügelmann. — „In Reihen gestanden rechts um" — rufe ich: „En ordre les lignes de droite". — Stillgestanden: „Prenez garde". — Rührt Euch: „Tout à son goût" (ein etwas langes Commando) u. s. w. u. s. w.

Außerdem habe ich mir einen Neger (vom reinsten Wasser) als Privatdiener genommen; der meinen Burschen vertritt, den ich auf zehn Tage in seine Heimat geschickt habe.

Pfarrer Thoms läßt Dich grüßen. Er gratulierte mir gestern zum Hauptmann sehr naiv.

Ich bitte nun also doch dringend, daß Du mir „ein Langes und ein Breites" schreibst.

Dein Liliencron.

Mein lieber Baron! Harbonière bei Amiens, den 12. 1. 71.

Es ist mir heute, in der That, erst möglich, Dir auf Deine beiden Schreiben aus Reims u. Berlin zu antworten — denn außer einem kleinen Aufenthalt vor Peronne waren wir stets unterwegs bis jetzt. Zuerst mein Bedauern über Deinen Zustand, mit dem Wunsche, Dich bald wieder gänzlich genesen zu sehen. Ich glaube, daß ich schwer krank werden werde; ich habe entsetzliches Kopfweh, was ich sonst nie gehabt habe, u. außerdem bin ich so durch u. durch erkältet, daß es ein wahrer Spaß ist; aber es wird mitmarschiert, so lange es eben geht. Von unsern Kriegsthaten ist wenig zu berichten. Wir haben starke Märsche gehabt, u. sind 6—7 Tage vor Peronne gewesen. Dort war es schauerlich, wir haben bei —15° R. 48 Stunden fest bivouakiren müssen. Je

vous assure, man konnte, über dem Pfeifen der Granaten, die Engel im Himmel flöten hören. Ich war, bei Ablösung einer Wache, in großer Lebensgefahr. Ein liebenswürdiges Shrapnell hatte die Gewogenheit, gerade über meinem Kopf zu crepiren. L., mit dem ich gerade sprach, kniff mich dermaßen in den Arm (sic), daß ich, in Wahrheit, heute noch einen blauen Fleck habe. Einem Mann von der 2ten Comp., der neben uns stand, wurde von einem Sprengstück das linke Bein abgerissen und mehrere sonst leicht angeschossen. Na, ich danke gehorsamst; — überhaupt war der Aufenthalt vor Peronne nicht gerade gemüthlich. In der Neujahrsnacht brachte der Oberst, etwas angeregt, einen Toast aus: „auf einen frischen fröhlichen Soldatentod im Neuen Jahr!" — Gehorsamer Diener! aber das geht denn doch über die Hutschnur. [. . . . .]

Schreibe bald Deinem alten Liliencron.

Mein Herzens-Baron! Flancourt, ½ Meile von Peronne, 15. 1. 71.

Es zwingt mich, Dir zu schreiben. Ich sitze in der Studierstube eines alten ehrwürdigen Pfarrers. Mutterseelenallein. Alles starr, still um mich her. Der Tod schwebt um mich. — Es ist doch etwas Grauenhaftes: wo kein Leben und Lärmen, wo kein Lachen und keine Freude. Rechts neben mir, über dem Kamin, hängt der Gekreuzigte; — er ist für uns gestorben! oder ist, war er nur der edelste, beste Mensch, der je gelebt? — Diese Zweifel noch in dieser Stunde. —

Du hast keinen Begriff von der Ruhe und Stille um mich her augenblicklich, aber sie thut mir nicht wohl — gerade das Gegentheil; — — wenn man zum Fenster hinaussieht, nur einige kahle Bäume, sonst nur Fels, nur Schnee und Eis — — gräßlich, gräßlich — — ich komme mir vor wie im Grabe — wie feige der Mensch doch ist! — — — Bis ich diese zweite Seite anfange, ist fast eine halbe Stunde vergangen. Ich habe unverwandt in die Bäume gesehn — mein Leben, meine Vergangenheit zog an mir vorbei — — natürlich nur die häßlichsten, schlechtesten Stellen — kein heiteres Bild, kein hübsches Mädchengesicht — — nur das, was man im Leben Verkehrtes gethan.

In solchen Augenblicken, in solchen Stunden wie jetzt, ist der fühlende Mensch verloren, wenn er keine Religion hat —

Verzeihe, mein alter Baron, diese Gemüthsaufregung — aber ich will Dich nicht mehr quälen — — sondern ins Leben zurückgehen und Dich vor allen Dingen nach Deiner Gesundheit fragen, die, so Gott will, besser ist, als Du mir vor kurzem schriebst. — Mir geht es, merkwürdigerweise, besser; — tüchtige Erkältung, sonst gut [. . . . .]

Ich schließe — wie immer: Schreibe recht bald! Dein Liliencron.

Cöthen, am Morgen des 20. [April 71].

Ich habe Deinen Brief von gestern bis heut Morgen liegen lassen — nun

schreibe ich weiter. — Seit gestern Abend quält mich ein unerträglicher Seelenschmerz. Es ist ein unangenehmes Wetter — der Sturm rast u. biegt die alten, noch nicht belaubten Buchen u. Föhren des vor mir liegenden Schloßgartens bis zur Erde. — Das Leben ist doch ein ewiger Kampf, nie kann man es mit völliger Ruhe genießen; — u. genießen soll man doch — es ist auch das entschieden Gottes Ansicht — ich kann es mir nicht denken, daß wir nur hier sind auf Erden, um zu entbehren, um ewig zu entsagen, um ewig zu kämpfen. — Wie das nun mit mir Alles werden soll, weiß ich nicht, ahne ich nicht. Liebt sie mich wirklich, dann müßte sie mir ja in irgend eine Holzhauerhütte folgen, oder das Meer mit mir übersegeln oder betteln gehn mit mir. Aber das kann man doch in unserer „Jetztzeit" nicht machen; da heißt es, kannst Du Deine Frau anständig ernähren? oder hast Du so viel Geld, um sorgenfrei mit ihr zu leben und ihr das zukommen zu lassen, was ihr als einem vornehmen Dämchen zusteht! — „Nein" oder „Ja" — das ist die einfache Alternative — — — bei mir heißt es: „Nein" — und entsagen, entbehren ist wiederum mein Loos.

[. . . . .] Bester Seckendorff, das erste Mal, wo ich sehe, wo ich bestimmt weiß, daß ich wiedergeliebt werde, — jetzt entsagen, das kleine reizende Mädchengesicht von mir stoßen — — — es ist das gegen alle menschliche Natur, u. doch muß es sein, es ist unvermeidlich. — Ich möchte ein einziges Mal ein Rendez-vous haben mit ihr, ein einziges Mal mit ihr allein sein — ein einziges Mal sie küssen u. sagen: — Ich liebe Dich. — Aber geschieht das, so ist kein Halt mehr; es übersteigt dann alles Irdische, dann noch entsagen zu wollen — u. so muß auch Das unterbleiben — — — u. freudlos u. unglücklich gehts weiter durchs Leben.

Seit dem Empfange Deines gestrigen Briefes habe ich unendlich viel an Dich denken müssen. — Du kommst mir wie ein rettender Anker — ich kann mein Herz erleichtern von seinen unsäglichen Qualen u. Liebesschmerzen — nimm meine Gedanken hin, wie sie zu Dir kommen, — gewähre mir Trost u. zeige mir etwas von Deiner Liebe. — Ich werde Dir jetzt wohl öfters schreiben — meinen ganzen Lebensgang hier. Verlaß mich nicht, Baron, u. schreibe bald wieder. Ich hab's nöthig. Dein Liliencron.

Bewahre meine Briefe dieser Periode auf!

Cöthen, 11. Mai 71. 4 Uhr Nachmittags.

Ich habe also gestern Nacht, Seckendorff, noch einmal an ihren Vater, der morgen wieder nach Frankreich reist, geschrieben, und den Brief heute früh an ihn durch einen Dienstmann abgeschickt, und noch, noch, in diesem Augenblicke habe ich keine Antwort — — — Ich bin außer mir — ich werde sie jetzt noch einmal sehen, weil ich sie sehen muß! — Wenn es nicht anders sein kann,

so thue ich es vor der ganzen Welt — es ist mir Alles, Alles einerlei. Heute Morgen bekam ich aus Frankfurt a. M. folgenden anonymen Brief: Es würde eine schlimme Ehe, wenn sich einer der „bösen" Liliencrons (diesen liebenswürdigen Beinamen hatte mein Geschlecht früher) mit einer B. verheirathen wollte. Hüten Sie sich, hüten Sie sich! — — —

Ich habe keine Ahnung, wer es geschrieben haben könnte, wie überhaupt ein Mensch etwas von der Geschichte wissen kann. — —

Machinationen, Verdächtigungen gehen täglich bei mir ein über ihren Charakter. Selbst mein guter, herzensguter Doctor sagte mir heute (er ist ins Geheimnis gezogen): es wäre so viel besser, wenn aus der Sache nichts würde. — Ich vergehe vor Sehnsucht, vor Liebessehnsucht — — [. . . . .]

5 Uhr.

Noch keine Antwort! Ich habe seit 4 Nächten kaum geschlafen; — eben war ich etwas eingeschlafen auf dem Sopha — aber rasende Liebesträume quälten mich. Ich träumte, sie schleppten sie fort, in einen Wagen — man machte den Wagen zu — noch einmal wandte sich ihr totenbleiches Gesicht heraus: „Mir bricht das Herz, mir bricht das Herz!" — — — und ich erwachte.

Seckendorff, in diesem Augenblick hat mich die gesunde Vernunft verlassen. Ich lebe nur noch im Liebeswahnsinn. Das Wort ist ein Pleonasmus, sagt Heine, denn Liebe ist an und für sich schon ein Wahnsinn. — In diesem Augenblick übrigens am Flügel sitzen, oder „Heine" lesen, gehört zu den Dingen der Unmöglichkeit für mich. — — —

— 6 Uhr — noch keine Antwort!

Eben begraben sie einen Soldaten, der drüben im Lazareth, im Schloß, gestorben ist. Der Asmoll-Trauermarsch von Beethoven dringt in immer mehr verschwindenden Tönen zu mir — es ist, als wenn mein Sterbelied gesungen wird. — — —

d. 12. Mai 10 Uhr morgens!

Endlich heute Morgen Antwort durch die Stadtpost — natürlich höflich verneinender Weise. — Gestern noch wollte ich sie noch einmal sehen und sprechen. Diese Nacht und heute Morgen habe ich es mir noch einmal überlegt: Ich ertrüge es nicht — u. Montag reise ich ab, u. bin Dienstag morgen schon Domstraße 6, wo ich einen Deiner Briefe vorzufinden hoffe. Draußen rast ein entsetzlicher Orkan mit Regen — „zum Abschiednehmen just das beste Wetter."

Dein Liliencron.

Baron! — Baron! Cöthen, den 15. 5. 71.

Ich habe mich vor einer Viertelstunde im Geheimen verlobt mit dem Reichs-Freifräulein Helene v. B.

Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.

Ich reise morgen ab, über Leipzig und Dresden, und bin Freitag in der Domstraße 6 mit unserm Acazienbaum. Dann schreibe ich Dir sofort das Nähere. Natürlich muß es das tiefste Geheimnis bleiben; im September oder Oktober, wenn alles arrangiert ist, folgt dann die öffentliche Verlobung.

Gott segne es. Ich bin so glücklich, so glücklich nach diesen furchtbaren Tagen. Dein Liliencron for ever.

Bist Du auch mit mir zufrieden: ich habe die Ketten zersprengt! trotz Hinderniß über Hinderniß, trotz Intriguen und Kabalen.

Lieber Baron! Mainz d. 3ten Juni 1871.

Dank, herzl. Dank für Dein freundliches Geburtstagsschreiben, welches ich gerade heute empfing.

Weißt Du, von wo ich in diesem Augenblick, Nachts 12 Uhr, herkomme? Du könntest es nimmer erraten, u. so höre mich an.

Heute Abend um 10 Uhr zog ich mir ein Räuber-Civil an, und ging ins Gartenfeld. Kreuz- und Querwege; ich stand endlich vor der Thür eines kleinen Hauses in Pancratius-Weg. Mit einem doch etwas klopfenden Herzen klopfte ich an, u. trat in die kleine schlecht möblirte Stube einer — Wahrsagerin. — Lache tüchtig, alter Baron, lache herzl. über mich u. mit mir!

Aber sie hat mir mit wahrhaft entsetzenerregender Weise genau gesagt, was ich vorhabe. Sie sprach, nachdem sie die Karten gelegt hatte, Folgendes: Sie sind im Geheimen verlobt mit einem blonden Mädchen, mit sehr schönen grauen Augen — sie wohnt weit von hier. Es liegen tausend Hindernisse im Wege. Namentlich auch von den Eltern des Mädchens. — Sie werden sie heirathen, aber übers Wasser, u. wahrscheinlich übers große Wasser. In einem halben Jahr, sehr vielleicht schon in den nächsten Tagen, wird der Vater oder die Mutter des jungen Mädchens sterben, u. das ist Ihr Glück. In einem der nächsten Briefe werden Sie betrübte Nachrichten haben, aber auch „treu liebliche" von Ihrer Braut. — — —

Ich war, theuerster Baron, in meinem Innersten doch (Du magst sagen, was Du willst) erregt. Denn es stimmt, bis auf meine Zukunft, die nur Gott weiß, Alles, was sie mir sagte. Sie hielt mich für einen „Studentche", worüber ich innerlich sehr lachte. — Ich ging hinaus — der Vollmond schaute klar u. ruhig vom wolkenlosen Himmel. — — —

Ich schrieb Dir schon gestern, daß ich unangenehme Nachrichten hätte aus Cöthen. — Es könnte doch noch kommen, daß ich Dich als Freund „in der Noth u. im Tod" haben müßte. Es kann diese Sache doch noch ein abenteuerliches Ende nehmen [.....] — Ihr seid heute in Euern neuen Standquartieren eingetroffen u. ich wünsche Dir ein gutes Quartier. Sieh Dir St. Denis an — es ist doch interessant. — Was sagst Du zu den Gräuelscenen in Paris?

Es ist ein Strafgericht Gottes. — Baron, wir leben in einer der größten Zeiten, die je dagewesen sind. Wie immer Dein Liliencron.

Kiel, den 15ten März 72.

Nur einige freundliche Worte, lieber Baron! — Einige Sonnenstrahlen sind bei mir vorübergeglitten, und haben einen Augenblick hell geleuchtet. Ich glaube, daß ich todtkrank war und jetzt so etwas wie Reconvalescent bin. Mit Dir trete ich erst wieder in Correspondence von dem Tage an, wo ich mich zum Wiedereintritt melde, was hoffentlich in nicht allzulanger Zeit (July, Septembr. October oder so herum) sein dürfte; — auch von Dir will ich keine Briefe eher, ich könnte sie nicht ertragen. Wenn Du aber dennoch mir einige Worte schicken willst, so sende ein paar freundliche, — ich habe zuviel gelitten in dieser Zeit, zuviel erlebt. — Meine Eltern und ich ziehen morgen nach Kellinghusen, einer kleinen, reizend gelegenen Landstadt in Schleswig-Holstein, nicht weit von Kiel. Meine Mutter, schon seit Jahren an einem Magenübel schwer krank, soll die Landluft genießen. Und Papa und mir ist es schon recht, in die Einsamkeit zu gehen. Mein Papa hat auch furchtbar gelitten, in jeder Beziehung. Himmel und Hölle hatten sich verschworen gegen mich. Sobald ich Näheres über mich weiß, Dir auch ganz genau meinen Wiedereintritt notificiren kann, schreibe ich, und dann wollen wir uns wie früher unterhalten. Dein Liliencron.

Lieber Baron! Kellinghusen, 1. Mai 72.

Nur ein freundlicher Gruß. Ich kann Dir nicht eher schreiben, als bis ich ganz fertig und auseinandergesetzt bin in meinen finanziellen Verhältnissen. Für Deinen letzten Brief meinen Dank. — Wie oft wollte ich Dir schreiben in dieser Zeit; wie oft habe ich die Feder deßhalb in die Hand genommen. —

Noch eine Frage und ein Gedanke. Die Frage ist die: ob Du die Widmung meiner Novellen annehmen willst? Ich lasse keine drucken, die ich Dir vorlas; sie sind zu kinderig und schlecht geschrieben — — ich habe, trotz der für mich so schweren Zeit, 7 neue Novellen geschrieben; — eine davon habe ich Busse geschickt, die andern sind keine Kriegsnovellen. Sie sind im Genre von Storm-Turgeniew geschrieben; wenn aber auch nur ein Tausendstel von deren Werth in den meinigen steckt, will ich froh sein. Ein Buchhändler in Braunschweig, dem ich sie schickte, war sehr erfreut, sie zu haben, und hat alles Mögliche versprochen.

Nun der „Gedanke" — es ist der, der mir so oft Tag und Nacht in diesen Monaten gekommen ist. Ich hätte Dir für mein Leben gerne geschrieben, jedoch hielt mich immer wieder etwas ab davon — — ich hatte einen Traum vor einigen Tagen, den ich nicht los werden kann: Ich sah in eine weite öde Landschaft hinein, und es erschienen nach einander, in Leichentüchern, meine Freunde;

meine Freunde, die ich seit der Zeit meiner ersten Erinnerungen bis zum heutigen Tage hatte und habe. Und alle wandten das Gesicht ab von mir — und als der Letzte vorbeigezogen war, war nur wieder die weite, öde Landschaft: im Hintergrunde ein kleines dunkles Fichtengehölz, einsam, mit seinen büschelartigen Kronen wie exotische Gewächse aussehend. — Und einsam kam ich mir selbst vor. Es war, als wenn sie alle mir sagen wollten: Wir haben Dir solche Liebe entgegengebracht, aber Du hast sie nicht erwiedert, Du hast uns von Dir gestoßen — — — ein unbeschreiblich trauriges Gefühl bemächtigte sich meiner.

Bis auf glücklichere Zeiten Dein Liliencron.

Mein guter, lieber Seckendorff! Kellinghusen, 16. October 72.

Dein lieber, mich so tröstender Brief traf mich vorgestern Abend, und hierfür meinen innigsten Dank. Ich wäre untröstlich und der Verzweiflung nahe, wenn nicht der Gedanke und die bestimmte Hoffnung in mir wären, daß wir uns're Lieben dereinst wiedersehen. Es ist eigentlich ein großes Glück, daß Gott meine Mutter von ihrem langen unerträglichen Leiden erlöste. Sie war in der That eine kluge, edle und geistreiche Frau; aber sie war auch in jeder Beziehung eine fromme Frau. Es wird mir durch mein ganzes Leben eine schöne und bleibende Erinnerung sein, daß ich an ihrem Todtenbette war. Sie hatte einen 3tägigen schweren Todeskampf. Aber wenn einen Augenblick lichtere Momente kamen, so lächelte sie, und sah verklärt und glückselig aus. Nur mein Vater und ich waren im Momente ihres Hinscheidens in der Stube. Die Wärterin und ihre Kammerjungfer hatten wir hinaus geschickt zum schlafen. — Die letzten 10 Minuten waren gänzlich schmerzlos; mit dem Namen meines Vaters und dem meinigen entfloh ihre schöne edle Seele. — Laß es genug sein jetzt; ich bin noch immer wie zerschlagen. O, und gewiß, gewiß soll ihr Segen mich begleiten, und in allen ernsten Zeiten meines Lebens, in ernsten Momenten will ich mich mit ihr berathen. —

Mit meinen Schuldengeschichten ordnet es sich immer mehr; und ich hoffe, es wird sich bald ganz in Ordnung bringen lassen. — Mein Immediat-Gesuch in Betreff meines Wiedereintritts ist jetzt beim Kaiser, und ich warte der Dinge, die da kommen sollen. Es könnte aber wohl noch bis zum November, resp. December dauern, bis die endgiltige Lösung dieser Frage stattgefunden hat.

Die lange Schule meiner Leiden, die, so Gott will, jetzt einen Abschluß erhalten hat, hat mich doch zu einem anderen Menschen gemacht, — und wenn wir uns wiedersehen, wirst Du nicht mehr jenen tollen, vor Hochmuth und Eitelkeit halb verrückten Menschen in mir erblicken. [.....]

Dein letzter Brief war ein so herzlicher wie noch nie, u. Du weißt, Du hast in mir ein dankbares Herz.

Schreib bald Deinem Fritz Liliencron.

Mein lieber, alter Baron!   Strzelno bei Inowrazlaw, d. 9. 2. 1873.

Sehr hast Du mich durch Dein Schreiben vom 31. Januar erfreut, welches ich vor einigen Tagen in Gniewcowo, einem kleinen Grenzstädtchen, erhielt. Ich bin nämlich zum Kreis-Ersatz-Geschäft commandirt nach Thorn, Gnesen und Inowrazlaw — schon seit Ende vorigen Monates. Ich kenne mein Regiment kaum 14 Tage. Gestern erhalte ich aus Colberg ein Telegramm, daß ich vom 1. April an zur Schießschule nach Spandau commandirt bin. Ich werde Colberg nur wenige Tage sehen, da mein Geschäft bis Ende März dauert. Du siehst, Bellona gießt nach wie vor ihr Füllhorn über mich aus.

Nun zu Deinem Briefe. Er war gut geschrieben, wie sie fast alle sind. Ruhig, ernst — aber in keinem Briefe bist du so wahrhaft poetisch wie in diesem. Es ist ein Zug des Schmerzes, des Seelenschmerzes, der mir aus den Zeilen entgegenweht. — Es sind die unausgesprochenen Gefühle in Dir: Woher? Wohin? Was sind wir? Wie wird es werden nach dem Tode? — Zweifler sind wir mehr oder minder Alle, und es spräche gegen allen Menschenverstand, gegen alle Vernunft, wenn wir es nicht wären. Aber ich schätze mich dennoch glücklich, daß ich den festen Glauben habe an einen Gott. Ob wir ihn den großen Geist nennen, oder wie die Indianer die große Medicin — oder: Jehovah, Gott oder Allmächtiger — das alles ist gleichgültig. Aber es giebt ein höheres, ein höchstes Wesen, dem wir unterthan sind. — Und Christus? Ist er wirklich Gottes Sohn? Es spricht ja gegen alle menschliche Vernunft. Aber dennoch, so behaupte ich, ist er Gottes Sohn, und wir sind am glücklichsten durch seine erhabene Lehre. — Aber Theuerster, je älter Du wirst, jemehr Du bei Deinem klaren, hellen Verstande über das alles nachdenkst — — ist Dir die Frage nicht zuweilen im Inneren entstanden: Ob Katholik, ob Protestant? ob Jude oder Heide? wenn man nur so lebt, wie es das Gewissen vorschreibt! Was soll dieser entsetzliche Religionsstreit. Wer sagt uns denn, daß wir paar Christen, im Vergleich zu den Millionen von Heiden und Mohamedanern, die einzig richtige Religion haben? Nach dem Tode werden wir das alles erfahren, das ist mein bestimmter Glaube: wir werden unsere Lieben wiedersehen, wir werden erfahren, wie es ist, auf all den ungeheuren Welten, die im Weltenraum schweben. Schon daß unsere kleine Erde, dieses Pünktchen im Weltall, der bevorzugteste Stern sein soll, ach Seckendorff, Seckendorff, Seckendorff, es ist Alles anders. Ich habe Darwin mit Interesse gelesen, aber ich hasse den ekelhaften, flachen Materialismus eines Ludwig Büchner und Consorten. [.....]

Ich habe gerade in den letzten Tagen in Kellinghusen das Werk Kaisers Mark Aurels gelesen: „Über sich selbst". Es kommen herrliche Stellen darin vor: z. B. „Sieh hinein in die glänzenden, heiligen Sterne, als wandeltest Du mit ihnen — und Du wirst auf Augenblicke all den Erdenschmutz hinter Dir

lassen." — — — Theuerster! Augenblicklich wohne ich in einer kleinen Kneipe in einer kleinen schmierigen polnischen Stadt. Der Landrat geht an. Dann noch zwei städtische und zwei ländliche Beisitzer. Die Ersteren zwei Krämer, die Letzteren zwei Bauern. Ich lebe ganz für mich. Auch im Regiment. Ich habe Keinen gefunden, dem ich mich anschließen möchte. Die Meisten sind mir gleichgültig. Einige widern mich an. Einsam und allein verbringe ich meine Zeit. Ich spiele und singe viel am Klavier, studire eifrig Kunstgeschichte weiter — und lese außerdem gute Bücher. Auch in Spandau werde ich einsam leben. [.....] Das Spandauer Commando zur Schießschule soll, wie ich stets gehört habe, ein sehr langweiliges sein. Aber ich gehe von dem Prinzip aus, alle Commandos anzunehmen. Wie schickt mich doch Gott in der Welt umher!!! Von einem Ort zum andern. Menschen, Verhältnisse, Gegenden sehen, und immer wieder neue — das alleine ist ja schon interessant. Grüß Dich Gott! Mit alter Liebe und Anhänglichkeit Dein Liliencron.

Hamburg-St. Georg. Neue Straße 3, d. 19. April 1877.

Mein lieber, alter Baron! Guter Seckendorff! Jetzt sind es Jahre, daß ich zum ersten Male wieder die Feder ergreife, um Dir zu schreiben. Dein letzter, inhaltsschwerer Brief an mich war jener Neujahrsglückwunsch: „Jeder ist seines Glückes Schmied" — nichts weiter. Dann noch einmal Deine freundl. Einladung nach Stettin, um mit Dir ein Rendez-vous zu haben auf Rügen; gerade in dem Augenblicke, wo ich im Begriff war, nach Amerika zu gehen. Und nun laß Dir erzählen! Deine Briefe, ehe ich beginne, liegen, ohne daß einer verloren gegangen, jetzt vor mir — [.....] fast kommt es mir jetzt vor, als wären wir noch wie Kinder gewesen damals. —

Darf ich hier gleich im Voraus sagen, daß ich meinen Abschied nahm, aus freien Stücken, wegen Schulden (nicht wegen Ehrenschulden), daß man Alles aufbot mich zu halten, mir wenigstens Pension zukommen lassen wollte; aber in fast muthwilliger Weise schlug ich die letztere aus, immer unter dem Vorwande, in fremde Dienste zu treten. Nun sitze ich da. [.....] Ich will mich kurz fassen. Wie gewöhnlich im militairischen Leben ein außergewöhnliches Glück. Ich war nach Posen commandirt, gewissermaßen als militairischer Beistand bei einer statistischen Commission für die Provinz Posen, darauf Militair-Schieß-schule — dann Stettin und Bezirks-Adjutant — dann commandirt zum Generalstab — dicht vorm Avancement zum Hauptmann; das sind die facta meiner letzten militairischen — Carriere. — Da brach ich wegen Wucherschulden (ich war leider, leider den Kerls in die Hände gefallen) zusammen. Mein früherer Brigade-General v. G., mein Regiments-Commandeur, selbst der commandirende General thaten Alles, mich zu retten. Schon waren mit den Kerls Arrangements getroffen, als einige von ihnen sich weigerten u. mir u.

dem General geradezu ins Gesicht sagten: Sie wollten die bestimmte Wechselsumme oder ließen mich fallen — des Beispiels für ihre andern Schuldner halber — u. vorbei war's. Ich kann dir noch die Correspondenz zeigen, worin man mich beschwor, Pension zu nehmen. Ich war zu leidenschaftlich Soldat, und beschloß fremde Dienste zu nehmen. Mit wirklich ausgezeichneten Dienstzeugnissen von den Generalen, Oberst (elf Stück) p. p. und sehr guten Empfehlungen an unsern Gesandten in den Vereinigten Staaten von Nord-America Baron Schlözer (außerdem ein Studiengenosse und Duzbruder meines Vaters) kam ich dort an, und empfing nun eine Täuschung nach der andern. Überall war es der enorme Kostenpunkt, der mich hinderte in die Dienste der central- oder süd-amerikanischen Republiken zu gehen. So bin ich, das Leben in Nord-Amerika verabscheuend, hier wieder im Februar angekommen. New-York p. p. war und ist mir ein Gräuel; es ist das Leben da so schnurstracks gegen alle meine Gewohnheiten, Empfindungen, Lebensbetrachtungen, daß mir jetzt mein dortiger Aufenthalt wie eine Hölle vorkommt. So bin ich denn wieder hier. Nur ein großes Grab ist mir mein ganzes bisheriges Leben. Alle meine zahlreichen Bekannten, alle jene Lieben, die ich seit 61 in Deutschland kennen lernte — sind für mich nicht mehr. Erst jetzt fange ich an, ein wenig aufzuleben u. alte Verbindungen wieder anzuknüpfen.

Meine Schulden entstanden, weil ich die Zinsen für frühere Schulden bezahlen mußte. In all dieser Zeit habe ich nicht wüst gelebt — im Gegentheil. Ich habe schon damals mich ganz der Musik, Kunstgeschichte, Aesthetik und namentlich der neueren Litteratur hingegeben; u. ich hätte bei meinem Abschied das gleich werden sollen, was ich jetzt bin, oder was vielmehr in bestem Gedeihen ist — Schriftsteller. Nur über eine Stelle komme ich nicht hinüber, d. i. meine Sehnsucht nach früheren militairischen Verhältnissen; und ich weiß es, das wird mein Tod. Es frißt geistig und körperlich deßwegen ein Polyp an meinem Herzen. [.....] Ich mache den Schluß meiner Erlebnisse: daß ich das letzte halbe Jahr (ich glaube, es wird Dich interessieren, u. deßhalb schreibe ich es) nur unter Erz-Katholiken gelebt habe; namentlich mit einem mir von Baiern her schon bekannten Freunde, dem Grafen Hugo Reigersberg, der ebenfalls wegen Schulden in New-York war und hier als Literat thätig.

Aus Deinen Briefen ersehe ich, daß ich Dir auch einmal meine Novellen schickte. Fast schäme ich mich dessen — es ist (ich habe sie jetzt wiedergelesen) ein tolles Wischiwaschi; — ich schreibe jetzt anders. Auch Gedichte; und ich hoffe, daß ein Zug Platen-Lenau nicht darin zu verkennen ist.

Die mitgesandten Ged. sind alle in den letzten 4 Tagen entstanden — es fehlt also natürlich die Feile, die ja oft Jahre lang braucht. —

Man hat mir Schmeichelhaftes gesagt. „An einen Freund" schrieb ich gestern Nacht, nach Lesung Deiner Briefe. Ich habe mich in etwas frühere Zeit ver-

setzt. — Die ersten 4 Soldatenlieder sind nur Soldatenlieder — jedoch glaube ich, „die Moral“ am Ende könnte auf alle Fälle des Lebens passen. Ich bitte um strengste Kritik. [. . . . .] Dein alter Freund

Frhr. v. Liliencron.

Hamburg, St. Georg, Neue Str. 3, den 15. 6. 77.

Mein verehrter alter Baron!

Du hast mir durch Deinen zweiten Brief eine große Freude bereitet. Dein erster, ich muß es gestehen, war in Deiner „kalten Weise“, doch sah ich auch aus diesem Dich heraus. Die Metamorphose vom Lieutnant zum Gutsbesitzer hat mich interessiert; im Stillen habe ich Dich seit Jahren im Kloster Mönck(?) an der Donau gedacht. [. . . . .] Meine Gedichte, Novellen, Essais fangen an besser zu werden. Aber es wird Jahre dauern, bis ich „so weit bin“, d. h. davon leben kann. [. . . . .] Nun noch etwas von mir: — Lieber Seckendorff! Erinnerst Du, daß ich Dir von Cöthen aus glühende Briefe schrieb über ein Liebesverhältniß, das ich damals angeknüpft hatte mit dem 15jährigen Freifräulein Helene v. B.? Du wirst Dich entsinnen. Du weißt auch, aus welchen Gründen (Geldrücksichten) dieses reine, unglaublich erhabene Verhältniß aufgelöst werden mußte.

6 Jahre sind verflossen, und — vor 8 Tagen sah ich sie in dem Hause ihrer Mutter in G. wieder. Du wirst es meiner Natur nicht zutrauen, aber es ist so: ich habe nur sie geliebt. Mein ganzes Leben hat nur ihr gegolten. Als sie sich mit einem Andern verlobt hatte — da erst machte ich in einem Jahre 10,000 Th. Schulden. Sie war es nur auf wenige Monate, und nur auf Wunsch ihres Vaters. Aber sie ertrug es nicht — und auch sie hat nur mich geliebt. Mich hielt es nicht in Amerika, und kaum hatte ich den Fuß auf europäischen Boden gesetzt, so schrieb ich ihr wieder. Nun sah ich sie im elterlichen Hause wieder, vor 8 Tagen, in G. (Zu der Reise wollte ich hauptsächlich Dich um Geld damals bitten). Der Vater ist gestorben, ihre andern Schwestern sind verheirathet. — Jetzt ist sie 21 Jahr. Ach! Baron, sie ist bezaubernd — bezaubernd. Der Kardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg, der sie in Teplitz kennen lernte, wo sie mit ihren Eltern im Bade war, nannte sie: die Madonna von Schlesien. Seit der Zeit hat sie den Namen. Dabei ist sie gescheidt und geistreich; und was das Beste ist, und worauf es doch schließlich ankommt, sie hat ein so vortreffliches Herz. Die mir (Dir wohl auch meistens noch) bekannten Offiziere des 19. Rgts in G. sagten mir, daß ein langjähriges Räthsel gelöst sei; Keiner hätte begreifen können, daß sie Niemanden auszeichne. Nun sei das Räthsel gelöst. Man spräche in G. und Schlesien in diesen Tagen nur von mir. — Leider ist gar kein Geld vorhanden, und so habe ich, von meiner Seite her, eine Verlobung noch nicht proclamirt. Sie will natürlich mich gleich

heirathen und sofort in das erste beste armselige Hüttlein eintreten; aber ich habe die Verantwortung. So habe ich auch der Mama und mir geschworen, unter einem jährlichen Einkommen von 800—1000 Thalern nicht an Heirath zu denken. Aber wie unglücklich ist das. Nun quäle ich mich und sie seit 6 Jahren. Mein ganzes Leben hat dadurch eine andere Richtung erhalten — und immer kann mein Wunsch noch nicht in Erfüllung gehen. — Ich flehe Dich, bei Nennung uns'rer alten Freundschaft: hilf mir, wenn möglich. Interessiere, und das kannst Du, sonst keiner, die Baronin. Erzähle ihr Alles. Ich verlange natürlich kein Geld. Aber die Baronin hat ja Verbindungen, Bekannte p. p. — die mir eine Stellung verschaffen könnten. Ich bitte Dich bei allen Heiligen, lieber Baron, stehe mir bei. Es ist ein zu hartes Schicksal für mich. [. . .] 6 Jahre (ich hatte immer ab und zu Nachricht von ihr) haben wir uns gequält. — Ich habe natürlich Alles in Bewegung gesetzt, um eine Stellung zu erlangen. Aber es ist so schwer. Meine Connexionen habe ich selbst leichtsinniger Weise meist aufgegeben. Wenn es nur auf die ersten Jahre wäre, nach 3—4 Jahren helfe ich mir als Schriftsteller fort. Gerade in diesem Fache ist der Anfang schwer; und Du hast keine Ahnung, was einem für Hindernisse in den Weg gelegt werden. — Die meisten Literaten sind ein infames Gesindel, die für Geld ihre Gesinnungen und Moral verkaufen. Scheuslich. Nie einen Tropfen werde ich davon aufgeben. [. . . .]

Dein Liliencron.

Lieber Seckendorff! Hamburg, 12. Januar 1878.

Ich sehne mich aufrichtig nach einer Kirche, nach einer Religionsgemeinschaft, wo ich mich als „Mitglied" fühlen kann. Das kann ich in der kalten protestantischen Kirche nicht. Euer ganzer Kultus wirkt berauschend, beseligend, beruhigend auf mich. Ich fühle mich wohl in Eurer Kirche. Mich mehr zu einem persönlichen Mittler und Gott hingezogen. Unsere lutherische Kirche ist grenzenlos intolerant; die kahlen, weißen Wände, die monotonen Gesänge, die oft mehr als schreckliche Predigt können mich nicht fesseln. Es ist dagegen bei Euch eine gewisse Fröhlichkeit, eine gewisse klassische Heiterkeit. Es ist, mit einem Worte, die Religion der Liebe, zu der sich mein liebebedürftiges Herz hingezogen fühlt. — Nach Breslau komme ich aller Wahrscheinlichkeit nicht, also werde auch dann den Domherrn K. nicht sehen. Es müßte schon mein Übertritt hier in Hamburg stattfinden, und ich bitte Dich nochmals, Erkundigungen einzuziehen. —

Ich bin nun wieder hier in Hamburg, und mitten in meinen Vorbereitungen zur Ausbildung zum — Gesanglehrer. Das sieht leichter aus, als es ist. Es ist da eine Menge zu studiren, zu arbeiten. Aber das thue ich freudig! da ich das Endziel im Auge habe. Ob es mir gelingen wird, es zu erreichen mit meinen

Geldmitteln, ist eine Frage. Ich stehe allein, ohne Bundesgenossen, ohne Geld eigentlich — da wird es furchtbar schwer — ganz furchtbar. Denke Dir mein namenloses Entsetzen: kaum bin ich zwei Tage wieder hier, so erhalte ich Briefe von meinen alten Gläubigern. Die Meisten habe ich beruhigt; einige wollen klagen. Ich muß dann Concurs machen, und das ist schrecklich. Ach! ich wollte, ich hätte endlich Frieden, Ruhe. Diese Hetzerei und Geldquälerei noch einmal durchzumachen, ertrage ich nicht mehr. Ich habe in diesen Tagen fast — verzweifelt. Ich hatte mir Alles so schön aufgebaut. Ich wollte im Herbste heiraten. Ich beginne dann mit meinem „Stundengeben". Zuerst dürftig, dann besser durch eigene Kraft und Arbeit. Sobald ich dann Ruhe hätte, mit Ernst an meine literarischen Arbeiten. Nun ist das wieder zerstört. — Ich habe gestern faktisch abermals an Amerika gedacht, — aber dieses scheusliche, ekelhafte Land — und darin meine zarte, etwas stark feudale (mein Entzücken), ästhetische, vornehme, kleine Frau — unmöglich. Weißt Du garnicht, wo ich zum „Anfang" und zum „Anfangen" etwas Geld herbekommen könnte. Du wirst mir nicht die Schändlichkeit zutrauen, daß ich den eben geschriebenen Satz hinwarf, um dadurch indirekt Dich oder die Baronin zu bitten. Ich kenne ja durch Dich genugsam Eure Verhältnisse, als daß ich Euch bitten will und möchte. Aber sonst irgend woher? Nur für die ersten Jahre — daß ich heiraten könnte, daß ich aus der ewigen Unruhe herauskäme. Wie soll ich Kraft und guten Muth zum „Schaffen" haben, wenn ewig mir jener furchtbare Armuths-Drachen im Nacken sitzt. — Selbstverständlich habe ich es von Hause aus für eine moralische Pflicht gehalten, meine Schulden nach und nach abzutragen, je nach meinen Verhältnissen; und nun kommt statt dessen die Gesellschaft wieder über mich her. Kennst Du nicht irgend Stipendienkassen? oder Geld-Institute, die für solche oder ähnliche Fälle Geld vorschießen? Schreibe mir doch gleich. Ich bedarf Deines Trostes. Schreibe mir von Dir, von Deinem Treiben. Wäre ich doch erst zur Ruhe, daß ich Dich nicht ewig mit meinen Angelegenheiten zu quälen brauchte. Empfiehl mich sehr der Baronin. Gegen die Jesuiten habe ich nichts Besonderes. Sind welche in Hamburg? Fast wären sie mir die Liebsten. Antworte recht bald. Dein treuergebener Liliencron.

Lieber Seckendorff! Hamburg, den 1. Sept. 1878.

Deine Zeilen vom 19. v. M. waren so freundlich und gütig. Nimm meinen herzlichen Dank dafür. Deine Briefe sind so ernst stets, doch Dein letzter übertraf sie alle. Du fragst, ob ich Entsagung gelernt habe? Nun, ich denke, lieber Seckendorff, die letzten Jahre haben mich das gelehrt. Und ob ich noch „leichtlebig" bin? Leider — nein. Du wirst verstehen, wie ich es meine, dieses „Nein". Der Humor ist hin. Das Leben hat in den letzten Jahren mich zu stark gerüttelt.

Vor allen Dingen muß ich Dir das Beileid meiner Braut, Verwandten und von mir sagen, daß wir Dich nicht auf unserer Hochzeit sehen, die am 8ten Oktober in G. stattfindet. Um 10 Uhr Standes-Amt, 11 Uhr kirchliche Trauung. Meine künftige Wohnung vom 10. Oktober an, ist: Hamburg, St. Georg, Alsterweg 2. Freilich, 3 Treppen und ungemein bescheiden. Aber ich habe mich vorerst einzurichten. [. . . . .]

So wie ich nun etwas in Ruhe bin, werde ich meine Gedanken wieder auf die Convertirung zur katholischen Kirche richten. Meine Schwiegermutter bedauert es sehr, daß ich nicht schon jetzt katholisch bin, um so getraut zu werden. Wenn die Vorsehung mir Kinder schenken sollte, so möchte sie, daß diese von den Jesuiten erzogen würden. Ich hätte eines Theiles nichts dagegen, doch ich würde mir die Sache überlegen. Du kennst meine Ansichten: ich kann nimmermehr Genüge finden in unserer kalten heuchlerischen Protestantischen Kirche, und fühle mich allein wohl in der Katholischen. Ich möchte in der That, daß Du mir hier die Wege bahntest zum Pastor R.: dadurch, daß Du ihm schriebest oder schreiben ließest, wer und was ich sei. Es würde der katholischen Kirche nicht zur Schande gereichen, wenn zwei vornehme Menschen mit gutem, alten Adel wieder zu ihr „zurückkehrten", wie Ihr es nennt. [. . . . .] Bitte sende mir ein Buch behufs Convertirung, d. h. ein Werk, das mir die katholischen Gebräuche p. p. zeigt. Dein alter Liliencron.

Hamburg, den 19ten November 1878.

[. . . . .] Dein lieber, heutiger Brief hat mich — ich kann nicht recht den Grund angeben — ganz besonders erfreut, abzüglich natürlich die traurige Nachricht über Frau v. V. Deine Schreiben sind immer in demselben, ruhigen, vornehmen, etwas wie Resignation durchtönenden Stil. Es liegt in ihnen stets ein ungemessene Seelenruhe, ich möchte sagen: etwas in sich Abgeschlossenes; etwas Weltmüdes; Traurigkeitsgefühle Erweckendes. Es thut mir weh, daß Du mir nicht mehr über Dich, Deine Hoffnungen, Deine Wünsche, Deine Ansichten schreibst. Du hast mein ganzes Herz und Interesse; da ist es mir doch von großem Werth, Genaueres über Dein Wohlergehen zu erfahren! Ja, lieber Baron, es sind bei mir: „freudige Augen, die vorwärts ins Leben schauen". Wenn uns nur der Kampf um das tägliche Brot etwas erleichtert würde. Die Sache: meine Existenz nämlich — hat denn doch jetzt ein ganz anderes Ansehen, als wäre ich allein. Jetzt heißt es sorgen für Weib und Familie. Es ist wahrlich nicht leicht für meine holde Frau, mit der ich sehr, sehr glücklich lebe, sich plötzlich in so ganz andere Verhältnisse fügen zu müssen. Von Hause aus verwöhnt durch ein entzückendes Familienleben, durch eine edle, herrliche Mutter und Geschwisterliebe — nun hinein ins feindliche Leben! Natürlich bin ich ihr jetzt Ein und Alles, und wehe mir, wenn ich jetzt nicht

Alles thun würde, ihr (der Guten, Reinen!) das Leben so menschendaseins-würdig (entschuldige das monströse Wort) zu machen, as possible. Ich habe furchtbar zu kämpfen. Allmählig kommt denn meine Schriftstellerei in Gang. Aber ich bitte Dich: Wie soll ich schreiben: ohne geistige Ruhe. Gequält vom Morgen bis in die Nacht mit Sorgen um das wirkliche, mit den Zähnen hineinzubeißende — Brod; geplagt von alten Gläubigern und tausend Hindernissen, wie soll ich da Gedanken sammeln und ruhig verarbeiten. In Betreff meiner alten Gläubiger, so hängt die Sache so zusammen: Ich hatte mir zur Hochzeit Armee-Uniform geben lassen. Das stand natürlich im Militär-Wochenblatt. Dies Blatt halten sich die „Juden". Also sie lesen meinen Namen, und da die Verjährung nicht eingetreten ist (durch jährliches Erinnern bei den respectiven Gerichten), so hatte ich die Gesellschaft wieder auf dem Nacken. Moralisch bin ich gewissermaßen nicht mehr verpflichtet, sie zu bezahlen — denn die Gesellschaft (Bande) hat schon Alles wieder durch meine ihnen bezahlten Zinsen. Aber — ich habe die Wechsel nicht, und so sind sie im Recht, mich zu verklagen. Du kannst Dir also meinen Schrecken denken, als einige Tage nach meiner Ankunft hier ein offener (sic) Executions-Befehl ankam, der mir die Pfändung (wenn auch nur vorläufig auf 100 Mark) binnen 24 Stunden ansagte. Unglückseliger Weise — obgleich ich ebenso perplex gewesen wäre, da ich solche Dinge nicht kenne — kam meiner Frau die Schrift zu Händen. Und nun kannst Du Dir die Scene denken. Du kennst die Gattung „Weib" im Allgemeinen. Und denke Dir: meine Frau! Aus „anständiger" Familie; natürlich keine Ahnung von Pfändung u. s. w. Es war furchtbar. Da ich binnen so kurzer Zeit die 100 Mark (ich sollte sie, bei Vermeidung wirklicher Pfändung, binnen 24 Stunden zahlen!) nicht auftreiben konnte, so mußte ich eine silberne (Hochzeits-)Vase in ein Pfandhaus tragen. Denke Dir! — Meine Frau war einzig heldenhaft nun. Da trat jene ganz große Aufopferung hervor, wie ich es wohl wußte bei ihrem großangelegten Naturell; denn es ist wahrhaftig kein Spaß für eine junge, eben erst verheirathete Frau, von ihren Schätzen hergeben zu müssen. So geht es nun Tag um Tag. Wieder mitten im Kampfgewühl. Wenn ich doch nur einmal endlich freie Bahn vor mir sähe, wenn ich aufathmen könnte. So schwimme ich aber noch durch die Armuths-See, ohne Ufer zu sehen, und so sehr ich auch meine Arme bewege, so müssen sie endlich anfangen zu erlahmen: Ultra posse nemo obligatur.

In Betreff Deiner mir gütigst übersandten Katholischen Lehrbücher, so hat mir der „Leitfaden für den katholischen Religions-Unterricht an höheren Lehranstalten" von Dr. Dubelmann sehr gefallen. Was mich vor Allem zuerst interessirte, wenn es auch das Unwesentlichste ist von der Katholischen Religion, das war: „die Feier der heil. Messe in der Kirche". Es war mir vor Allem darum zu thun, erst einmal das kennen zu lernen, was der plumpe Protestan-

tismus an Euch „Götzendienst und Bonzenthum" nennt. Also ich erhielt einen klaren Einblick über die Bewegungen der Priester, die Kleider (Cingulum, Manipel, Stola, u. s. w.), über die Gebete, Offertorium, Consecration u. s. w. — Alles das, in seiner Gliederung und seiner christlich-historischen Bedeutung, steht nun klar vor mir, so daß ich äußerlich schon die Messe verstehen kann. Daß Ihr Sacramente habt, wußte ich nicht. Mit der Ohrenbeichte kann ich mich durchaus nicht befreunden. Mein Gott, wie viele Geheimnisse erhält der Priester, und wieviele wird er seinen Oberen verrathen und verrathen müssen. Und dann ist es mir ein absolut fataler Gedanke, daß ich dem Priester Alles zu sagen habe. Da beichte ich doch lieber Gott dem Herrn selbst. Wie gesagt, das ist das Haupthinderniß. Eure Messe, zumal ich sie nun in ihren einzelnen Handlungen und Wesenheiten verstehe und die Bedeutung weiß, ist mir unglaublich sympathisch. Auch daß der Priester den Wein trinkt. Es ist mir das ein unwesentlicherer Grund der Abneigung, als das scheusliche Gezänke unserer lutherischen und reformirten Kirche, von denen letztere behauptet: „beim Genuße des h. Abendmahles esse ich Mehl und trinke Wein als Bedeutung für Blut und Fleisch Christi; während die Lutheraner sagen: „Das ist mein Leib p. p." also behaupten: während sie communicieren, essen sie das menschliche Fleisch Christi, resp. sein wirkliches, menschliches Blut. — Wie gesagt: Auch die 7 Sacramente (in Betreff der Ehe bin ich z. B. nicht einverstanden) haben mir imponirt. Nur die Ohrenbeichte wäre das Haupthinderniß. — Ich bin noch nicht beim Pastor R. gewesen — aber gehe zuweilen in die Elisabeth-Kapelle, die nur wenige Häuser von mir entfernt ist. — Es ist nach wie vor der sehnlichste Wunsch meiner von mir zärtlich geliebten Schwiegermutter: in den Schooß der „alleinseligmachenden" Kirche „zurückzukehren", wie Ihr sagt. Aber ich muß erst mich durchgebissen haben. Diese ewige Geldnoth und Angst und Folterung tödtet auch nachgerade jedes Verlangen und Wunsch. Wohl möchte ich Euren Pastor R. kennen lernen, — allein ohne Geld, im steten furchtbaren Kampf um das „Dasein", da heißt es: warten. [. . .] In Betreff des „Katholischen Katechismus", so habe ich mich eines Lächelns nicht erwehren können und einer mich recht heiter stimmenden Lectüre eben dadurch (durch besagten Katech.) beflissen. Man tritt so ganz in den Knabenstand von 8 Jahren zurück. Aber ich bitte dieses Lächeln nicht übel aufzunehmen. —

Ich sende wenige Gedichte, die voll entnommen sind aus meiner oft schrecklichen Lage. Die beiden ersten: „Behaglichkeit" und: „Nach der Hochzeit" sind der unmittelbare Ausdruck meines harten Looses; sie sind erst 8 resp. 10 Tage alt. Die anderen sind vor der Hochzeit entstanden. Nimm sie freundlich auf. Ach, wäre ich endlich, endlich einmal frei! Wäre nur eine Basis da! —

In alter treuer Anhänglichkeit Dein Liliencron.

Liselotte/ Erzählung von Irene Forbes-Mosse



ie hatte oft und lange vor sich hingeträumt und sich ausgemalt, was nun wohl das Schönste wäre, das einem widerfahren könnte, was sie erwählen würde, wenn das Schicksal, ein geheimnisvoller Kaufmann, sie in sein Schatzgewölbe führte und zu ihr spräche: „Nun wähle, was du willst, aber vergiß das Beste nicht." Und sie wußte ja, im Märchen, der arme einfältige Sohn, er, der von allen ausgelacht wurde und doch die höchste Weisheit besaß, er wählte die ewige Seligkeit. . . . Aber das würde sie nicht wählen, sondern „Treue dem Unglück" das sollte ihr Los sein; mit dem ersten unbeirrten Griff würde sie das herausgreifen, die matte, edle Perle zwischen all dem glitzernden Gestein. . . . Treue dem Unglück, ja, irgendeinem Menschen folgen bis zuletzt und darüber hinaus.

Sie fand es grausam von der englischen Regierung, daß sie den Witwen verbot, auf myrrhengetränktem Holzstoß dem Gatten ins Jenseits zu folgen, und lange bewahrte sie das Gedicht vom Gott und der Bajadere im Sinn, wie ein Fläschchen seltenen Rosenöls, an dem sie heimlich, in stillem, seligem Einverständnis roch. Die schönsten Liebesgeschichten, in denen diese Saite nicht erklang, ließen sie kühl, und schwesterlicher als alle schillernden Melusinen war ihr die biblische Ruth, die still wartend zu Boas Füßen lag, dem steinernen Windspiel gleich auf dem Denkmal des Ahnherrn.

Das Leben war wie Wandern zwischen den Hecken im Irrgarten. Man konnte recht gründlich phantasieren. Oft war's, als hörte man Stimmen, fernhallende Hufe im Wald. . . . Man sah den blauen Himmel über sich, aber es war kein Ausblick: man mußte die große, glühende Sommerwelt draußen auf Treu und Glauben nehmen. Bisweilen kam ein Schmetterling und zitterte auf dem heißen Kies, und Reseda und Levkojen wehten aus den nahen Armeleutsgärtchen herüber, wie bescheidene Nachbarskinder durchs Gitter grüßen. Aber bei jeder Wendung des Weges war's ein Atemholen, als müßte man sich auf etwas sehr Schönes vorbereiten: irgendein Ritter Georg, der da aus der Hecke hervortreten würde, den sie sich gramvoll, mit vielen Narben und unendlicher Geduld im Blick vorstellte, als habe ihm der Unverstand der Welt schlimmer zugesetzt als Dorngestrüpp und Drachenzahn. Oder es war ein verfolgter Nihilist — sie hatte eben die Memoiren Krapotkines gelesen, heimlich, auf dem Heuboden — den sie in die Verbannung begleitete, wo sie ihm in tiefster Armut (denn o, sie waren ja so schrecklich arm!) mit ihrer Hände Fleiß ein anmutiges Heim erschuf. Wie sie es sich ausmalte! Da waren Primeltöpfe auf den Fensterbrettern und an den Wänden tannene Regale (wie im Inspektorszimmer, man scheuerte sie mit Sand und Seife), auf denen lauter verfemte Bücher beisammen standen, Edelmut und Empörung ausstrahlend. Und sie kochte

wunderbare, unbestimmte Gerichte, so was man in Märchen mit „Beeren und Wurzeln“ bezeichnet, „Er“ las ihr vor an langen Winterabenden, und sie saß ihm zu Füßen und flickte seinen Winterpaletot, der schon ganz vertragen war. Oder aber sie wurde gefangen und sollte sein Versteck angeben, sie wurde gefoltert und blieb standhaft, und dann mußte sie an seiner Statt in die Bergwerke, aber sie wußte, er war frei!

Bei Napoleon harrte sie aus in Sankt Helena, wie alle ihn verließen, und an Heines Schmerzenslager saß sie, wie die Mouche, von der sie freilich damals nichts wußte, dieser letzte Abendfalter, der um das sterbende Licht tanzte, daß es noch einmal aufknisterte, eh' es zerstob.

Aber es war doch immer das nämliche Motiv, das durch all ihre Abenteuer tönte, Liebe dem Einen, der verlassen war, aber besser und stärker sein sollte als sie: wie die Hingabe eines feinfühlenden Hundes, der beim leisesten Klang der einen Stimme erzittert, die ihn beglückt und beherrscht.

Trotz aller Ausflüge ihrer Einbildungskraft in die alte und neue Heldengeschichte aber, war sie doch im Leben was man so ein liebes gutes Tierchen nennt und vergaß das Gewöhnliche nicht über dem Außergewöhnlichen, wie jenes Fräulein, das vor lauter Agitation für den Tierschutzverein das eigne Kanarienvögelchen verhungern ließ: nein, ihr Herz hatte Platz für Nahe und Ferne, für Zweifüßler und Vierfüßler, ohne Unterschied der Konfession, wie es in Tante Züstrows Aufruf zur Kleinkinderbewahranstalt hieß. Wie das Mädchen im Märchen von den Sterntalern hätte auch sie gern ihr Hemdchen weggeschenkt und nie gedacht, sich dessen zu schämen oder zu rühmen.

Sie besann sich auch nicht lange ihr Jawort zu geben, als Herr von Freimann kam und um sie warb. „Der arme Freimann,“ sagte Papa und hatte damit Liselottens Opfermut, der wie ein Jagdhund auch im Schlaf die Ohren spitzte, sofort geweckt — „er ist nicht mehr jung, etwas schwerhörig, hat sich stets alles versagt, den Geschwistern zuliebe; na, und die alte Freimann, Gott hab sie selig, war eine schwierige Dame. Im übrigen, mein Kind, von Beeinflussung darf hier nicht die Rede sein. Aber er ist ein Ehrenmann; freilich, der Adel ist neu ...“ setzte Papa, der selbst auf eine lange Reihe aristokratischer Adlernasen zurückblickte, etwas leutselig hinzu.

Die Brautzeit war ja nun ganz anders als Liselotte gedacht hatte. Es wurde alles so schrecklich gründlich besprochen; Tanten und Kusinen aller Grade, die wie vergessene Winterkleider aus Mottenkisten aufzuerstehen schienen, kamen angereist, oder schrieben lange Briefe mit lila Tinte, tausend Fragen, dreifach über Kreuz wie zur Zeit unerschwinglichen Briefportos. Das wollte alles beantwortet sein. Aber auch sonst. Es kam die Schneiderin aus der Kreisstadt, Fräulein Rehmagen, die alle Nadeln, die sie sich nicht wie ein verzückter Derwisch in den prallen Busen spießte, beim Anprobieren im Munde hielt und nur durch un-

artikulierte Töne auf Bemerkungen antwortete. Und dann „der junge Mann aus Bielefeld", der wie das Mädchen aus der Fremde ein glücklich liebend Paar auf Meilen witterte und mit Wäschekatalogen bombardierte. Das Aussuchen der Tischtücher war besonders weihevoll; denn die waren ja „fürs ganze Leben", gerade wie die Ehe selbst. Die Proben wurden gegen's Licht gehalten und der Faden geprüft und man sprach erschöpfend über „Sternchenmuster" und „das mit der Farnkrautbordüre".

Tante Züstrow, deren Leben seit langer Zeit im ruhigsten Ticktack ging (die beiden Höhepunkte der Pendelschwingung wurden mit dem Missionsfest im Sommer und dem winterlichen Schweineschlachten erreicht), befand sich in einem Zustand leise gackernder Aufregung. Daunen kontra Roßhaar, Leinen kontra Baumwolle wurde mit entsetzlicher Dipplichkeit erörtert; dazwischen aber immer wieder, wie ein Wagnersches Leitmotiv, die wahre Weiblichkeit und die Mission der deutschen Frau; man kam nicht zur Besinnung.

Liselottens Mama konnte ihr bei all diesen Riten nicht zur Seite stehen; sie lag schon lang unter den Hortensienbüschen in dem kleinen umgitterten Begräbnisplatz im Schloßpark. Es existierte kein Bild von ihr, nur eine blasse, vergrößerte Photographie hing, mit einer Kreppschleife verziert, über Papas Ripssofa, unter dem Zwölfendergeweih und dem Bild vom alten Fritz. Es war eine Aufnahme aus ihrer Brautzeit gewesen: sie hatte ein dunkles, geblümtes Kleid an mit vielen kleinen Falbeln; das Haar war künstlich geflochten und aufgetürmt und ein paar steife Locken hingen über die Schultern; das hatte etwas Gipsernes, was nicht zu dem weichen Gesicht mit vielen kleinen Schatten und Mulden paßte; dem Blick konnte Liselotte, auch wenn sie ganz dicht davor auf dem Sofa kniete, nicht begegnen; er war auf eine Alabasterschale voll künstlicher Früchte gesenkt. Mamas Jugend war in die Zeit der Perlstickereien, der geschweiften Mahagonimöbel und klimpernden Kristallkronen gefallen, die nun auch schon anfängt halbrührend herüberzuwinken. Die Tochter konnte sich bei dem Bilde, das ihr nicht entgegensah, wenig denken: es war wie eine Verkleidung. Und auch Tante Züstrow wußte von der verstorbenen Schwägerin nicht viel zu erzählen; sie gehörte zu den Menschen, die ohne Beobachtung, ohne rechtes Mitgefühl, jahrelang mit einem andern freundschaftlich zusammenleben können, und doch am Ende keinen einzigen sprechenden Zug von ihm bewahrt haben; es ist wie ein Mangel an Ortssinn. Hier und da aber, von Freunden oder von den alten Leuten auf dem Hof hörte das Mädchen kleine Züge aus dem Leben der Mutter: wie sie gut mit den Alten gewesen, wie sie die Tafeln mit den Medaillen der Gefallenen in der Kirche mit Blumen bekränzt und dem alten Pastor ein duftendes Sträußchen auf die Kanzel gelegt hätte; wie sie mit den melkenden Mägden zweistimmig gesungen abends im schummrigen Stall, und daß sie einen alten, verkommenen Landstreicher wochenlang vor Papa, der

doch Amtsvorsteher war, in einer Scheune verborgen gehalten und ihm heimlich unter ihrem großen Umschlagetuch Essen zugeschmuggelt hatte. Ebenso hatte alles vierbeinige Vagabundentum ihre Sympathie. Auf den breiten, gelbfleckigen Steinfliesen vor dem Herrenhaus lagen damals immer allerhand aufgelesene Hunde und Katzen blinkernd in der Sonne. Einer sehr jungen, undogmatischen heiligen Elisabeth war sie ähnlich und ein Tropfen Künstlerbluts, fröhlichen, süddeutschen Winzerbluts, war auch in ihr gewesen und hatte sie den leicht entwurzelten Wesen zugesellt, die der Kummer vernichtet, ob sie auch nie der Sorge die Herrschaft einräumen, weil sie nun einmal meinen „que les roses sont plus utiles que les choux". Das äußerte sich in allerhand gutmütigen kleinen Pierrotstreichen, dem Schicksal und den Menschen gegenüber, auch in weichem Nachgeben und sich doch nie für besiegt halten. Aber lange hatte es nicht gewährt und als sie starb, war's leicht und sozusagen zierlich geschehn, wie sich eine Blume loslöst, vermutlich „weil die Zeit erfüllet war".

Aber wenn Liselotte zufällig dies und das über sie erfuhr, war's ihr jedesmal, als sähe sie plötzlich, am Ende einer langen Zimmerflucht, ihre eigenen Augen, ihren eigenen tiefroten Mund, aus trübem Spiegelglas ihr entgegenlächeln.

Herr von Freymann ertrug die für einen älteren Mann etwas schwierige Bräutigamszeit mit Fassung, ja nicht ohne Grazie. Er fand wohl im stillen manches auszusetzen, wollte aber doch nicht ins Erzieherische verfallen. Und da er, von seinen dienstlichen Arbeiten her, dank den schönen Hilfswörtchen „indessen", „verhältnismäßig", „zugegeben, daß" und ähnlichen Notbrückchen zwischen der innersten Meinung und dem allenfalls Erreichbaren, ganz leidlich zu voltigieren verstand, so rettete er während des fünfwöchigen Noviziats seine Würde, ohne doch seine Liebenswürdigkeit aufzugeben.

Liselotte, die kleine verträumte Ameise, hatte schon zu lange an dem Mosaikbilde ihres Helden gearbeitet, als daß sie bereit gewesen wäre, seinen Umriß zu verändern. Und sie meinte auch, gerade jetzt manch Goldkorn, manch Glimmerschieferchen zu finden, das in die eine oder andere Fuge paßte. War der Verlobte abwesend, so kamen allerhand Gestalten geschritten, der Ritter Georg, und Lord Nelson als er die berühmte Parole ausgab, aber auch Napoleon, verlassen auf Sankt Helena, und der père Damien, der den Aussätzigen den Wein und das Brot seines Erbarmens schenkte, ach und noch so viele andere, die Mut und Leid und Güte auf hohe Gipfel geführt . . . und sie verglich, und änderte, hier eine kleine Linie, dort einen weicheren Schatten, ein schärferes Licht hinzufügend, bis das Bild komplizierter und verschwommener wurde. Dann aber, ihrer Umgebung, der wogenden Felder gewahr werdend, fuhr's ihr wie ein feiner Schauer über die Brust und in die Fingerspitzen, und nun sah sie nur noch Boas, wie er durchs hohe Korn schritt und ihr einen Blick zuwarf, vor dem

sie sich selbst wie eine reife Ähre neigte. Wenn er dann aber wirklich kam, freundlich und aufmerksam, mit dem bescheidenen Blick eines Schwerhörigen, der die andern nicht gern bemüht, mit der nachlässigen Eleganz seiner gutsitzenden, etwas abgetragenen Röcke, den schöngeformten, gebräunten Händen, die so gut Bescheid wußten mit Sattelzeug und Waffen — dann war er ihr doch wieder fremd, wenn auch auf eine angenehm aufregende Weise, und sie raffte, vor sich selbst errötend, ihre Phantasien wie Spielzeug zusammen und stopfte sie alle in ein tiefes Schub, als ob sie rasch Ordnung machte für fremden Besuch. — Ihre Brüder schwärmten für Freymanns Jagd und Hunde und Gewehrstube; sie meinten, der Schwager sei ein famoser Kerl und „riesig ulkig". Da sie aber auch von riesig ulkigen Grabsteinen sprechen konnten und einen anormalen Schafsmagen, der, in Spiritus konserviert, das Bureau des Inspektors zierte, mit demselben Ausdruck belehnten, so hatte das brüderliche Lob für die heimlichen Luftgebilde des Bräutchens nicht viel Wert.

Eigentlich kamen sie sich, während die Ouvertüre spielte, nicht viel näher. Sie traute sich nicht recht mit ihren Ideen heraus, er schien so erstaunt über dies und jenes was sie vorbrachte und hatte dann solch begütigende Art, die sie ein bißchen an Wellmann, den alten Diener, erinnerte, wenn jemand einen Rotweinfleck auf das Tischtuch machte. Sie hatte ja — es war schwer zu sagen woher — die Angewohnheit, auch den ältesten, zum eisernen Bestand gehörigen Grundsätzen kleine, lauernde Püffe zu versetzen, als seien es Schneemänner, die man auf ihre Festigkeit prüfen müßte, mit der stillen Überzeugung, daß sie doch schließlich mal zu Wasser würden. Aber nun war ihr zumute als hielte ihr jemand fortwährend die Ellbogen fest, und sie fühlte wie sie dasselbe schuldige aber begütigende Gesicht machte wie der junge Teckel, wenn er, an einem verschleppten Pantoffel nagend, unter dem Sofa hervorgezogen wurde. Dann kam sie sich feige vor, und nun sagte sie etwas viel Ärgeres, so ganz was Dummes, das sie eigentlich gar nicht meinte. Herrn von Freymann waren diese Raketenkugeln seiner künftigen Gattin, im Tete-a-tete, ganz amüsant und er begriff ja, daß Tante Züstrow und die Mission der deutschen Frau, und Papa mit seinen Anekdoten aus dem Kriege 1866 und seinem ewigen Inspektorsärger für Krapotkine und Genossen eine günstige Folie bildeten.

Aber trotz seiner liebenswürdigen Art, ihre kleinen Ausbrüche hinzunehmen, durchzuckte es sie wohl manches Mal, daß da eine feindliche Säure sei, von der ein Tropfen genügen könnte, ihre schönsten Phantasiekristalle aufzulösen; als sei es in ihr nur das Anmutige, Mädchenhafte, und daß sie in Schein und Wirklichkeit unberührt war, eine noch herbe, edle Spalierfrucht, das Zufällige also, was ihn anzog, nicht die heiße Quelle ihres Wesens, das was der Gott in der Bajadere ahnte und erlöste . . .

Und doch versuchte sie manches Mal, ihm diese oder jene kleine Laune zu

opfern; ihr Herz war ja wie eine reine, erwärmte Wachstafel, die nur begehrte sein Siegel zu tragen und zurückzustrahlen in Treue, denn er war ja Er, sie wußte es gewiß: er war so, wie sie ihn liebte ... Weil sie ihn liebte? Vielleicht; aber so genau dachte sie ihre Gedanken nicht aus; wer gerne anbetet, findet überall die nötigen Götter; es gibt ja auch Leute, die den Drang haben, überall Aussichtspunkte anzulegen, und es gelingt ihnen fast immer.

Herr von Freymann legte dieser Zeit der Ouvertüre nicht allzuviel Bedeutung bei. Ihm schien es, als ob alles ganz korrekt vor sich ginge, nach dem altbewährten Schema vom jungen, unerfahrenen Mädchen, das mutwillig aber vertrauensvoll zu dem führenden und verantwortlichen Mann emporblickt; dem alles Unangenehme, Unschöne ferngehalten wird; dessen Pflichten anmutig sind und für dessen Bildung die sorgfältig gejäteten Klassiker und einige modernere, belletristische Werke mit optimistischem Einschlag genügen. Die Wirklichkeiten kommen dann später, mehr oder minder sturzbadmäßig, die Wogen glätten sich aber und das Leben richtet sich ganz behaglich, nachmittagssonnenmäßig ein. Vor allen Dingen sei der Mann „ritterlich"; ja aber noch mehr — Herr von Freymann hielt, im Gegensatz zu Papa, eine maßvolle Frauenemanzipation für berechtigt — die Frau kann, durch verständnisvolles Eingehen auf seine Ziele und Zwecke, ihm eine Gefährtin, ja, ein guter Kamerad werden. Ihm schwebten allerhand Verbesserungen auf seinem Gutshof vor, Arbeiterwohnungen mit freundlichen Gardinen und eingerahmten Kunstwart-Beilagen an den Wänden ... Liselotte sollte sehen, daß man, auch ohne Anhänger Krapotkines zu sein, sozial wirken konnte.

Sie aber war nicht geschaffen, an ihrem unbewußten, leidenschaftlichen Verlangen nach Hingabe, Kritik zu üben. Hie und da ein Gefühl des Fremdseins, wie eine vorüberziehende Wolke ihren Schatten wirft über einen grünen Haferschlag; das war alles. Es war Sommerszeit, und jedermann so gut und freundlich mit ihr; nicht der Augenblick um zu grübeln und auf Undeutlichkeiten zu achten. Sie ließ sich gern zerstreuen, es gehörten keine schwarzen Künste dazu; ihr eignes, leichtes, rotes Blut war der alleinige Hexenmeister.

So kam der große Tag heran, und sie ertrugen schüchtern aber freundwillig all die Sitten und Unsitten, mit denen menschliche Hochzeiten belastet sind, und von denen die Tierlein des Waldes und die Lilien im Felde nichts wissen.

Als der alte, zur Feier des Tages neubezogene Landauer vorfuhr, dessen Spritzleder wie eine Aalhaut glänzte und leider auch ähnlich roch, da war es Liselotte trotz mancher kleiner prosaischer Mißtöne doch zumute, als führe sie nun in den großen Zauberwald, von dem sie, seit sie denken konnte, so merkwürdig oft träumte; und als wollte sie ihn nun auch Herrn von Freymann zeigen, der ihr mit seinem liebenswürdigen Lächeln folgen würde, ohne zu sprechen, es sei denn um sie auf Wurzeln und Steine im Weg aufmerksam zu

machen, was ihr auch eigentlich das Liebste war; denn wenn er schwieg, schien er dem Ritter Georg viel ähnlicher. So ein großer sonnendurchfleckter Buchwald war's, an den sie dachte, wo die Stämme rein und schimmernd, ohne sich zu drängen, im Dämmer emporragten; ohne Unterholz, nur seltsame Pilze wuchsen zu ihren Füßen, und glatte Schlängelchen raschelten über den dürren Laubteppich vieler verstorbener Jahre; bisweilen auch kroch ein goldbäuchiger Salamander über den Weg ins blühende Moos mit den stäubenden Hütchen an haardünnen Stengeln. Aber dann, am Abhang, wo die jungen Tännlinge ihr erstes harziges Kreuzchen zum Himmel streckten, da fand die Sonne ihr Recht . . . da blühten die hohen Fingerhutstauden in der Glut und öffneten den Hummeln ihre heißen Mäulchen, und gaben ihnen Honig, wo die Apotheker Gift finden. Das Erdbeerlaub rötete sich am Fuß der alten Baumstumpfe und flammige Wölkchen standen am Himmel und warteten auf das Abendgold . . . und das Zittergras wisperte in der kaum bewegten Luft . . . An diesen Wald dachte sie, in welchem all die netten Märchenleute ihrer Kindheit ganz natürlich schienen, viel natürlicher als Menschen mit Kleidern und Hüten und Sonnenschirmen.

Wenn Herr von Freymann in diesem Augenblick für Allegorien Zeit und Sinn gehabt hätte (er hatte sie aber nicht, denn er kämpfte mit Tanten, Handgepäck und einer leichten Rührung) so würde die Zukunft — der Wirklichkeit gewiß weit mehr entsprechend — ihm eher als eine schattige, gut geharkte Allee erschienen sein, vielleicht mit elektrischer Tram, und hie und da einer harmonischen Ruhebank zum Niedersitzen: denn Herr von Freymann hatte es, wie's bei phantasielosen Menschen vorkommt, fertiggebracht, Pflichtgefühl und Egoismus in seiner Lebensführung ziemlich gleichmäßig zu befriedigen; dabei war er nun freilich nie vierspännig gefahren, hatte aber auch nie im Straßengraben gesessen.

Freymanns reisten zunächst nicht weiter als bis zur nächsten größeren Stadt. An der kleinen Bahnstation nahm die neugebackene gnädige Frau zärtlichen Abschied von Schröder, der sie reiten und kutschieren gelehrt, und dem sie oft die Mäuse, welche Mamsell in der Speisekammer gefangen, in den Haferkasten gesetzt hatte, „damit die armen Tiere doch auch einmal wüßten, was Überfluß sei". Schröder hatte sehr blaue Augen und sehr abstehende Ohren, Papa sagte immer: „Na, wenn die Kracken im Sande stecken bleiben, denn kann ja Schröder segeln" — und er wand sich vor Verlegenheit, als Herr v. Freymann seinerseits ein paar gütige Worte hinzusetzte. Dann trat Liselotte zu den bejahrten Rotschimmeln, die im Herbst, stundenlang im Kreise gehend, die Dreschmaschine in Bewegung setzten. Die dornenvollen Glanzmomente ihres Daseins waren, wenn sie die Herrschaft zur Bahn fahren mußten; es wurde dann, auf der Chaussee, ein kleiner, munterer Trab von ihnen erwartet. Liselotte küßte ihre weichen, schnuppernden Nüstern, in denen der warme Atem in silbernen

Tröpfchen niedergeschlagen war, und war auf einmal furchtbar deprimiert; es war viel schlimmer, als Papa und Tante Züstrow Lebewohl zu sagen.

„Wie reizend sie ist" — dachte Herr von Freymann, „aber doch noch ein rechtes Kind." Und das, was ihm bisher besonders reizvoll geschienen, berührte ihn plötzlich etwas peinlich.

Die alte Kersten, die am Eingang der Station ihren kleinen Stand hatte, wo sie staubige Aniskuchen und lauwarmes Himbeerwasser feilbot, kam auf die junge Frau zugehumpelt und überreichte mit Glucksen und Knixen einen Strauß aus Levkojen und Löwenmäulchen. Herr von Freymann holte etwas Geld aus der Tasche. „Ich will wechseln," sagte er, und kam gleich zurück, ein Zweimarkstück in der Hand, das er der Alten schenkte. Liselotte wurde auf einmal so seltsam kühl zumute. Boas würde ja wohl überhaupt kein Portemonnaie gehabt haben, und der arme Nihilist nur ein leeres, aber doch meinte sie, ihr Ritter Georg, ihr Mosaikritter, würde am Tage des höchsten Glücks in die Tasche gegriffen und gegeben haben was da war, und wenn es Gold gewesen, ei, desto besser für alle. Ihre Märchenstimmung war dahin, und im Kupee fielen ihr nur noch allerhand komische Vorkommnisse des Tages ein: das wunderbare Oberhemd vom Kandidaten Körnchen, dem Hauslehrer ihrer Brüder, das mit Girlanden von Rosenknospen bestickt war, und Tante Ludmilla, die eine gußeiserne Jardiniere geschenkt hatte und alle Gäste hinführte, das Horreur zu bewundern ..... Onkel und Tante aus Berkow hatten einen Eisschrank gestiftet. „Sie müssen sehr praktisch veranlagt sein," meinte Herr von Freymann. „O das ist noch gar nichts," sagte Liselotte, „letzte Weihnachten hat Tante dem Onkel eine Jauchpumpe geschenkt, ordentlich aufgebaut mit Tannenzweigen." Aber das gestickte Sofakissen von Tante Lottchen, Papas alter Jugendliebe, die ihm als Terzianer bei seinen Schulaufsätzen geholfen, schoß doch den Vogel ab: Auf bläulichem Grund, der das Wellengekräusel eines Teiches darstellte, schwamm in scharfer Profilierung eine dicke, zart abschattierte Gans, mit rotem Schnabel und starrem, gelbem Auge. Und unter dem grünen Schilfkranz war in Silberperlen gestickt:

„Wenn müde dich gemacht die Kiele meiner Schwingen,
Soll dir mein zarter Flaum Ruh' und Erquickung bringen."

Als sie dann im Hotel zu Abend aßen, beschlich Liselotte immer wieder die Empfindung, als ob sie „Essen" spielte, wie als Kind im Garten, mit Pastors Lenchen und Annemarie. Man bot einander Gras und Steinchen an, auf Lindenblättern serviert, und große Gänseblumen stellten Spiegeleier vor, aber natürlich aß man nicht davon. Herr von Freymann sah so fremd aus im schwarzen dinnerjacket, wie verjüngt, aber gar nicht mehr wie Boas. Er war so freundlich, seine angenehme Stimme hatte einen wärmeren Klang und ging ihr durch und durch. Stimme und Hände waren, was sie sich immer zuerst merkte

und ihre Neigungen und Abneigungen wurden stark davon beeinflußt. Aber auf beiden Punkten genügte Herr von Freymann ihren Ansprüchen. Ja, wie sie seinen schönen, gebräunten Händen zusah, die eben ein Rebhuhn tranchierten, dachte sie beglückt, wie behutsam er neulich einen Feldarbeiter, der sich mit der Sense geschnitten, verbunden hatte; an dem Tage hatte sie sich so seltsam erleichtert gefühlt: ja, er war doch ganz gewiß so, wie sie ihn sich immer gedacht hatte. Wenn er sie nur nicht immer Charlotte nennen wollte; sie mußte an Frau von Stein denken, und an Schillers Gattin und an so komische Worte wie „trefflich" und „scharmant". Aber Herr von Freymann hielt darauf; seine verstorbene Mutter hatte auch Charlotte geheißen und er sah es als ein gutes Omen an, daß seine Gattin denselben Namen trug. Wie aufmerksam er war, und er hatte solch nettes Lachen, wenn er ihr immer wieder die Serviette aufhob, die ihr fortwährend von den Knien glitt. Sie fühlte etwas Dickes in der Kehle, wie Tränen, als hätte sie irgendein Unrecht an ihm gutzumachen. Es war ihr eng zumute, als säße ein fester Reif um ihr Herz, und ihre Seele versuchte sich zu spannen in zitternder, schmerzlicher Septime. Sie würde bitterlich geweint haben, wenn sie jetzt Musik gehört hätte.

Nach dem Abendessen, zu dessen Schluß sich Herr von Freymann etwas sarkastisch über den allerdings fürchterlichen schwarzen Kaffee ausgesprochen hatte, setzten sie sich in das verlassene Lesezimmer und blätterten im neuesten Kladderadatsch und einigen alten Jahrgängen der Fliegenden Blätter. Die Auswahl erinnerte an die Lektüre, mit welcher Zahnärzte ihre harrenden Klienten zu erheitern suchen. Herr von Freymann beugte sich über seine junge Frau, und der feine, unschuldige Duft ihrer Haare stieg zu ihm auf. Plötzlich durchzuckte es ihn, „eigentlich weiß ich doch nichts von ihr und sie nichts von mir". Sie strich ihm mit dem kleinen Finger über die Hemdbrust und sagte: „deine Oberhemden sind immer so schön blank", worauf sie furchtbar rot wurde. Sie fand es auf einmal doch recht unheimlich, mit dem fremden Mann auf dem Samtsofa zu sitzen, hinter dem wallartigen Tisch, und das Herz klopfte ihr unruhig wie ein gefangenes Eichkätzchen. Die Zeitungen knisterten, und durch die schweren, staubigen Vorhänge hörte man das Rollen der Wagen, die vorüberfuhren, in die Nacht hinein, und es waren lauter unbekannte Menschen, die darin saßen.

Die schwarze Marmoruhr schlug zehn. Herr von Freymann verglich sie mit seiner Taschenuhr: „Wenn du dich zurückziehen willst, Charlotte, ich werde noch ein Weilchen die Zeitung lesen."

Nun stand Liselotte in ihrem langen, weichen Nachtkleid am Fenster und sah hinunter auf den Marktplatz. Ein paar Laternen brannten, und zwischen den beschnittenen Bäumen rauschte ein zopfiger Brunnen: irgendeine Göttin, oder war's eine christliche Tugend, zu deren Füßen die Bauernfrauen an Markttagen

ihren Salat wuschen und ihre Blumen besprengten. Ein paar verspätete Soldaten eilten vorbei und ein kleiner Hund lief heulend über den Platz und klagte die Welt an. Durch die Bäume ging ein Säuseln und am Himmel flatterten zerrissene Wölkchen: es würde wohl noch regnen in dieser Nacht. Sie faltete die Hände um die Fensterklinke und lehnte sich fest an, als wollte sie sich das Fensterkreuz tief in die Brust drücken. Ihr Haar, das von Natur ganz schlicht war — „Otterköppchen" war Papas Kosenamen für sie — hatte man ihr zur Feier des Tages künstlich gekräuselt und frisiert; das hing nun in weichen, abstehenden Wellchen um Stirn und Wangen.

Sie dachte nichts Bestimmtes, wie sie so stand, sie fühlte etwas Ähnliches wie im Symphoniekonzert, letzten Winter, als da — nach zauderndem, wie um Atem ringendem Modulieren der Holzbläser alle Violinen leise einsetzten mit dem zweiten Thema und es ihr wie schauernde Erlösung durch die Glieder fuhr; ja, oder wie sie im letzten Frühling, im ganz jungen Vorfrühling war's, durch den Park ging, wo alles noch kahl war und es nach Erde und toten Blättern roch — aber so verheißungsvoll, ganz anders als im Herbst — und wie sie plötzlich unter den jungen, dürren Eichen die Tazetten gesehen hatte, die ihre bläulichgrünen Keime so mutig hinausstreckten in die Märzluft. Einmal auch, da hatte sie auf hohem Berg den Sonnenaufgang erwartet: diese Stille, die Nebel im Geklüft, an den Abhängen empor, alles wie wartend, daß ein Zauber gelöst werde. Ein paar fremdartige Vögel, mit Sturmhäubchen auf dem Kopf, flogen zwischen dem Geröll auf und fuhren hinab in den Nebeldampf mit kurzen, schrillen Schreien, die die Stille noch fühlbarer machten. Aber dann, die Thronbesteigung, der rote Sonnenball, so langsam, so unaufhaltsam, wie ein Urteilsspruch — die Tränen waren ihr in die Augen geschossen. Und dort, wie bei der Musik und bei dem Geruch der Frühlingserde war ihr zumute, als gäbe ihre Seele ein Versprechen, das sie nur fühlen, nur ahnen konnte, denn nachzusprechen vermochte sie es nicht. Denn, wenn sie's versuchte, kamen nur abgerissene Sätze über ihre Lippen, ähnlich denen, die sie als Kind vor sich hinsprach, wenn sie, in unerklärlichem Einsamkeitsdrang, sich auf dem Kornboden versteckte, wo die braunen Balken in der Dämmerung versanken und nur manchmal ein schräger Sonnenstrahl in einem Spinngewebe aufglühte. Dort hatte sie auf der Erde gesessen, die Hände um die Knie geschlungen, und hinaufgestarrt in den Sonnenstrahl und wie im Traum gedacht . . . . gesagt: „Ich will sehr gut sein, ich will niemanden je betrüben".

Und wenn ihr von heut ab einer dabei hülfe, wie leicht wäre es dann, wie könnte sie je auch nur ungeduldig sein! Es wäre wahrhaftig keine Heldenarbeit, alles so schön und verständlich und leicht, wie die Violinen und der Frühling und der Sonnenaufgang. Dann, wenn das Ende des Lebens käme, stünde man beisammen wie zwei Bäume im Winter, stolz und blätterlos, an denen

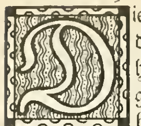
kein einziges Zweiglein geknickt ist. Das ganze feine Netzwerk der Äste und Ästchen würde sichtbar: das ganze innere Gerüst des Lebens, alle Gedanken, aus denen Taten, aus denen Glück und Schmerz geworden, schmucklos geoffenbart am klaren Himmel, und da sollte nichts sein, dessen man sich zu schämen brauchte .....

Und dann ging sie und setzte sich auf den Rand des Bettes und sah hinunter auf ihre nackten Füße: die waren weiß und schöngebildet, wie freute sie sich darüber.

Im Nebenzimmer hörte sie Schritte sich der Türe nähern, da wurde ihr das Herz so seltsam still.

„Jetzt wird er hereinkommen" — dachte sie — „und meine kalten Füße an seine Brust drücken und sagen: du mein geliebtes Kind! ... und dann" — und ihre Augen wurden ganz groß und hell, wie überlaufende Brunnenschalen — „dann werde ich sagen: laß mich zu Füßen dir schlafen, diese eine, schöne Nacht" ..... Und sie zog die Fußspitzen zurück und starrte in die Luft, und ihre Zähne leuchteten zwischen den sehnsüchtigen Lippen.

Der Schulteufel/ von Robert Hessen


ie selbstzufriedene Sicherheit, mit der auf jener Schulkonferenz, die der Kaiser bald nach seinem Regierungsantritt einberufen hatte, der erste große Ansturm auf unsere Mittelschulen zurückgewiesen wurde, besteht in den Kreisen der Hauptschuldigen auch heute noch. Weshalb? Weil das Publikum, das auf „die tiefe Kluft zwischen Schule und Leben" hinweist, den Fehler, den es damals beging, wie Wilhelm Ostwald ihm treffend vorwirft, auch heute noch begeht: genau dieselben Leute, die das Schulwesen in Widerspruch mit unserer Zeit gesetzt hatten, unbelehrt immer wieder zur Beseitigung dieser Schäden zu konsultieren und zu beauftragen. Nur insofern sei eine Klärung eingetreten, als aus der Schulfrage längst eine Schulklage und -anklage wurde.

Das oppositionelle Publikum rennt eben zu den Schulmännern zurück, wie Schafe in den brennenden Stall hineinflüchten, weil sie dort allein Sicherheit vermuten. Und die Herren Philologen ihrerseits klappern am liebsten mit irgendeiner andern Stoffeinteilung, erwarten das Heil entweder von mehr Religion und weniger Latein, oder von mehr Latein und weniger Mathematik. Die Hauptsache sehen sie gar nicht, bis etwa ein neuer „ganz unverständlicher", „völlig unaufgeklärter" Schülerselbstmord blitzartig das Schulelend beleuchtet.

Es wird sich nun darum handeln, die Existenz dieses Elendes zu beweisen; oder, da die Freunde des „bewährten Alten" keinen Beweis gelten lassen werden, unsere Anklagen gegen die objektiven Schulschäden wenigstens genauer zu formulieren.

Selbstverständlich liegen ihnen falsche Prämissen zugrunde. Durch das ganze Schulwesen zieht sich folgender Trugschluß: wenn sechs Stunden Schule pro Tag Wunder tun, wieviel müßte nicht in zehn Stunden täglich zu erreichen sein!

Dieser Trugschluß galt früher bekanntlich auch in den Fabriken. Fabrikbesitzer rechneten: wenn in zehnstündiger Arbeitszeit soundsoviel Ware geliefert wird, so müssen in zwölf Stunden zwanzig Prozent mehr abfallen. Die Rechnung stimmte nicht; was zunahm, waren die Unglücksfälle. Es gab nur noch übermüdete, unaufmerksame Arbeiter, die schließlich in zwölf Stunden weniger und noch dazu Minderwertiges lieferten, als sie früher in zehn geliefert hatten.

In den Fabriken hat man jenen Trugschluß inzwischen eingesehn, in den Schulen noch nicht. Man erhöht nicht gerade die Stundenzahl in der Schule, aber man belegt die Freistunden außerhalb ihrer, teils mit häuslichen Arbeiten, teils mit Aufsicht auch für die Spiele, die früher frei waren. Die Tendenz lautet: der Schüler kann von der Schule gar nicht genug kriegen! Nur kein Schlupfloch lassen! Die Autorität muß den Schüler umgeben wie einen Rekruten.

Ein andrer Trugschluß ist es, daß der Unterricht schon dem praktischen Leben dienen solle, also die Schule die beste sei, die die größte Zahl von Fächern

angebaut habe und die größten Massen von Lehrstoff bewältige. Auf diese Weise ist in den meisten Mittelschulen eine geistige Abhetzung eingetreten, die verbunden mit dem obengenannten Übelstand in den Schülern einen nachhaltigen Schulekel erzeugt, der heute derartig überhandgenommen hat, daß bald hier bald da in ganz aufgeweckten jungen Leuten der Widerwille gegen diese Sorte von Existenz aufschäumt und sie ein Leben wegwerfen, daß sie schlechterdings nicht weiterführen wollen. Das Axiom: die Schule ist die beste, die ihre Zöglinge am frischesten und unverbrauchtesten ins Leben hinausschickt, gilt nicht auf deutschem Boden. In keinen gymnasialen Kopf zumal ginge das hinein. Deshalb eben spottete Shaw: die Deutschen seien ganz tüchtige Kerle, aber sie begriffen eines nicht: daß man von guten Dingen auch zuviel haben könne.

Will man Zeugen für meine Behauptungen hören? Da plaudert Erich Schlaikjer aus seiner „Schulmeisterzeit": „So oft ich mit kritischen oder künstlerischen Kollegen über dieses Thema gesprochen habe, kommen bittere Erinnerungen oder bereuende Vorwürfe zum Durchbruch. Hier und da werden Lichtblicke als Ausnahmen eingeräumt; vereinzelte dankbare Erinnerungen steigen auf, aber im allgemeinen war es ein graues, trostloses Bild. Ich glaube, daß die allzugroße Menge des Unterrichtsstoffes die Gymnasien und verwandten Anstalten vielen so unerträglich machte". Das bekräftigt Helene Lange von einer andern Seite her in ihrem ausgezeichneten, den Lesern der „Neuen Rundschau" gewiß noch unvergessenen Essai über „die Ideale der Frauenbildung". Zwar genössen wir den Ruhm, die bestfundierten Erziehungsmethoden zu haben, aber „die Gefahren dieser Tugenden überwältigen uns zuweilen". Mit der Schulidee werde Götzendienst getrieben. Sie werde nicht zum Stab, auf den man sich stützt, sondern zur Kugel, „die der Galeerensklave am Bein hinter sich herschleppt". Den größten Fehler erblickt Helene Lange in dem Bestreben, die Schule „so fundamental, so endgültig, so prinzipiell wie möglich zu fassen". So würden Ansprüche und Erwartungen zu hoch gesteigert. „Man kann kaum ein pädagogisches Buch aufschlagen, ganz gleich, ob orthodoxer oder ketzerischer Richtung, das nicht positiv oder kritisch die Ansprüche an die Schule überspannt, ihr zumutet, Bildungswerte zu schaffen — oder ihr zum Vorwurf macht, sie nicht geschaffen zu haben —, die sie der Natur der Sache nach höchstens vorbereiten könnte".

Diese zwei Zeugnisse sind typisch; sie ließen sich hundertfach vermehren. Die Schule ist zu schwer geworden; der Spaß hat gänzlich aufgehört. Man hat so gerissene Methoden erfunden, die Jugend ins Joch zu brechen, und so niederträchtige, sie zu schinden; man hat dem praktischen Leben mit seinem Berechtigungswesen derartige Konzessionen gemacht, daß ein zunehmender Teil unserer Knaben in fieberhafter Examensangst hinlebt. Diese Jugend soll glücklich sein? Wie sagte doch der kleine Quartaner? „Heut ist ein schrecklicher Tag; wir haben

zwei Stunden bei Dr. N." Dabei leben längst abgetane, verurteilte, minderwertige Erziehungsmethoden wieder auf. Das Reichsgericht hat eingreifen müssen, um deutsche Lehrer davon abzuhalten, vierzehnjährige Jünglinge zu prügeln. Zu meiner Zeit galt unser Körper, sobald wir die Sekunda erreicht hatten, den Lehrern gegenüber für sakrosankt. Das Duzen hörte auf; das Hauen eigentlich schon auf der Tertia, weil es sich auch von selbst verbot, da viele unserer Tertianer — angehende Landwirte und Matrosen, die auf dieser Klasse ihre Studien beschlossen — stärker als die Lehrer waren. Sekundaner und Primaner aber wurden mit „Sie" angeredet und durften unter keinen Umständen mehr pädagogisch berührt werden. Gegen beides hat der Geist unserer heutigen Schulen deshalb revoltiert, weil ihm trotz allem Gefasel von der Charakterbildung die Selbstachtung bei Schülern etwas ganz Unnützes, die Selbständigkeit etwas geradezu Verhaßtes ist. Ein geistvoller Schultyrann in der frankfurter Gegend hat diese Gesinnung seiner Sekunda gegenüber unlängst in die Worte gekleidet: „Ob ich ‚Sie Schafskopf' sage oder ‚Du Schafskopf', bleibt sich am Ende gleich."

Hier haben wir das prinzipielle In-den-Staub-treten des Schülers, den teuflischen, lieblosen Hochmut, den wir alle gespürt haben und der seinen Opfern das Gefühl gibt, nicht in einer Schule, sondern in einer Strafanstalt zu sitzen. Als in Gumbinnen der Rittmeister von Krosigk von einem Untergebenen in der Reitbahn erschossen wurde, mahnte ein alter General: „Man soll den Leuten nicht die Dienstfreudigkeit nehmen!" Aber gibt es auf deutschen Mittelschulen wirklich noch irgendwo Schulfreudigkeit, außer bei Strebern und Musterknaben? Auf meinem Gymnasium schieden sich Lehrer und Schüler wie Wasser und Öl. Es ist mir kein Fall bekannt, daß irgendeiner meiner Lehrer von irgendeinem meiner Altersgenossen geliebt oder verehrt worden wäre. Ein paar von ihnen waren uns ganz verächtlich; ein paar andere hatten Autorität in der Klasse und blieben uns trotzdem lächerlich; noch einige genossen unsre Achtung, weil sie förderlich unterrichteten. Aber unsre Liebe? Wir erstaunten maßlos, wenn wir privatim erfuhren, daß der oder der ein gutmütiger und netter Mann sei. In der Schule selbst erschienen sie uns fast ausnahmslos als Wesen von einer ganz andern Art, eine Horde bewaffneter und grausamer Indianer, und ich zweifle nicht, daß sie in uns gleichfalls nur eine Schar, zum Glück unbewaffneter, Feinde sahen. Einmal im Jahr, beim Schulfest, stiegen sie zu uns herab wie Götter aus den Wolken zu sterblichen Menschen. Aber Ungezwungenheit? Kameradschaftlichkeit? Verständnis? Die waren höchstens Unglücksfällen vorbehalten.

Aus dieser Quelle flossen die Hauptsünden, die an uns begangen wurden: ein wahnwitziger Mißbrauch mit unsrer Zeit; daß man uns mit größter Sorgfalt und Strenge eine Unmasse Zeug beibrachte, das zu nichts gut war als zum Vergessenwerden; das uns zum Lesen mit Vorliebe Sachen empfohlen wurden,

die uns langweilten, und etwas, das hätte interessieren können, überhaupt nicht vorhanden zu sein schien; daß auch das Turnen reizlos gemacht und nur als ein weiteres Mittel benutzt wurde, uns der Schulfron zu unterwerfen; kurz daß die Schüler lediglich der Lehrer wegen da waren, nicht umgekehrt.

Prüfen wir jetzt, bevor wir ins Einzelne gehen, generell, ob wir unsern Angriff auch tatsächlich gegen die rechte Stelle richten, d. h. ob von den genannten Hauptschäden nicht etliche außerhalb der Schule wurzeln, also von der Schule selbst her garnicht zu bessern sein würden; und welche Verbesserungen überhaupt in den Bereich der Möglichkeit gehören.

Da entdecken wir sofort eine neue Feindin unsrer Schüler: die in ganz Deutschland vorhandene Gesinnung. Die Deutschen sind ein zu diszipliniertes Volk geworden. Sie haben die segensreichen Folgen der strammen preußischen Organisation, in ihrem Geldbeutel gespürt und schlankweg dieses Vorzügliche auf das ganze Erziehungswesen übertragen. Daher die Neigung, viel zu viel zu erziehen, gerade wie im preußischen Staat: viel zu viel zu regieren. Die Jugend besteht aus Untertanen. Eine Änderung hierin wäre nicht nur unsern Lehrern, sondern vor allem den deutschen Eltern zuwider. Die Lehrer dürfen, weil die Eltern wollen. Das, was von deutschen Knaben durchschnittlich verlangt wird, sind nicht Stolz und Haltung, sondern Gehorsam und Unterwürfigkeit. Die Jugend besteht nicht aus Wesen für sich, sondern ist ein Massenobjekt zur Befriedigung autoritativer Eitelkeit. Sie soll auf der Schule nicht sich harmonisch und gesund entwickeln, sondern möglichst früh gewisse Berechtigungen ergattern. Deshalb liefert man die Knaben den Anstalten aus. „Packt in sie hinein, was hineingeht, und laßt uns im übrigen in Ruhe."

Bei den Mädchen der Oberschichten wiederum spielt die traurige Verwandlung der deutschen Häuslichkeit eine besondere Rolle. Man weiß mit ihnen zu Hause absolut nichts mehr anzufangen, ist froh sie los zu sein und pfercht sie herdenweise in geschlossene Räume, die sie selbst gern besuchen, weil sie sich zu Hause doch nur herumstoßen würden, in denen sie aber bleichsüchtig und muskelschwach werden, weil ihre Konstitution gegen die Schulschäden weit weniger widerstandsfähig als die der Knaben ist.

So haben wir also im ganzen die Schulen, die leider von der überwältigenden Mehrzahl des Publikums verlangt werden. Eine Änderung in diesem Geschmack vermag erst einzutreten, sobald das überlebte und gemeingefährlich gewordene autoritäre Prinzip in den Herzen der Gebildeten und Besitzenden durch den demokratischen Gedanken der Selbstbehauptung abgelöst sein wird. Unsere Mittelschulen aber dienen dem älteren Staatsideal, das auch jüngere, rebellische Lehrkräfte sich langsam und sicher zu unterwerfen weiß.

Der Unwille gegen diese Schule ist natürlich am heftigsten bei denen, die im späteren Leben aus irgendwelchen Gründen merken, wie sie ihrerzeit von den

Lehrern betrogen worden sind; wie sie die Möglichkeit geistiger Entwicklung hauptsächlich dem passiven Widerstand verdanken, den sie dem Schulsystem einst geleistet haben; wie sie, ohne die Kraft zu diesem Widerstand und völlig dem Schulteufel hingegeben, vielleicht gleich den armen Burschen, von denen man heute fortwährend liest, im Selbstmord geendet haben würden.

Ein Eulenspiegel, der jüngsthin nach den „vorzüglichsten Methoden zur Erzielung von Dummheit" suchte, hat ihnen gegenüber, den unter der Grammatikfuchtel Zusammenbrechenden, an den Grafen Robert Esser erinnert, der als Bübchen von neun Jahren an seinen Vormund, den Kanzler Burghley, einen fehlerfreien lateinischen Brief richtete, und zwar nicht über ein klassisches Thema, sondern wegen seiner abgetragenen Hosen, für die er neue haben wollte. Latein war freilich dazumal noch die Sprache der gelehrten Kontroverse nicht nur, sondern auch die Sprache der feinen Gesellschaft, des diplomatischen Verkehrs. Man kann es also dem heutigen Latein nicht völlig vergleichen, sondern etwa dem heutigen Französisch. Dennoch ist es klar, daß viel eher die das Latein lieben lernen werden, bei denen sofort mit dem Sprechen und Gebrauchenlernen angefangen worden war wie bei Robert Esser, als gewisse Primaner von heute, die mit Grammatik und Kommentar solange überfüttert werden, bis ihnen dieser Gedächtniskram zum Halse herauskommt. Die Lehrer tragen das vor, worin sie sich sicher fühlen, weil sie es in den Seminaren der Hochschule gelernt hatten, ohne zu fragen, ob die Jugend vor ihnen auch solche Kost verlangt, verlangen kann. Immer unzufrieden und über Teilnahmlosigkeit scheltend bemerken sie gar nicht, wie das Vollschmieren dicker Hefte mit philologischen Spezialitäten, das Abfragen und Repetieren dieses Plunders, das Herumhetzen irgendeines ganz gleichgültigen Titus Tatius Papirius durch sämtliche lateinische Autoren samt allen seinen Ämtern, Heiraten, Schlachten und Badereisen, oder die Jagd nach Parallelstellen für ganz nebensächliche und überflüssige Verbalformen die jungen Gedächtnisse nicht kräftigt, sondern ermüdet und verbraucht. Wie ward uns Julius Cäsar, dieser vornehme und feine Stilist, auf der Tertia beim Rheinbrückenbau vergällt! Durch welche Sandwüsten des „Orator" von Cicero vollends haben wir waten müssen, um schließlich von Bismarck zu erfahren, daß ein sogenannter guter Redner einer eiteln jungen Frau gliche, die einen kleinen Fuß habe und ihn nun fortwährend unter dem Rockrand vorgucken ließe. Unsre Horazstunden auf der Prima begannen damit, daß wir sämtliche Versmaße, die vielleicht im Lauf der Zeit vorkommen könnten, vorweg auswendig lernen mußten. Wir bezwangen dann in zwei Jahren von den vier kurzen Odenbüchern nur etwa zweieinhalb, keine Satire, keine Epistel kam dran: so hatte sich der Kommentar gehäuft. Wie sollten wir jenes anmutigen, schnurrigen Geistes wohl einen Hauch verspüren? Horaz war uns ein schwerer, langweiliger „Klassiker". Mit Folgerichtigkeit kam, um diesen Eindruck zu

stärken und zu vollenden, die getragene Melodie des „Integer vitae“ hinzu, die auf das frische, leichte Liebesliedchen ja wie die Faust aufs Auge paßt. Die kleine Lachtaube, die süße Plaudertasche in holden Dämmerstunden schildert uns der Dichter; und wir brüllten vierstimmig unser: „Lalagen ama—a—bo, dulce loquä—än—tem“ mit einer Firmate.

Ach, wäre doch nun das Französische wenigstens erträglicher gewesen! Hier wurden wir auf der Prima einem Irrsinnigen ausgeliefert. Ich sehe diesen Wilden noch, wie aus einem Käfig entsprungen, in die Klasse stürzen, den Hut hinhängen, den Müller — ein dickleibiges, ganz untaugliches und veraltetes Lehrbuch — aufschlagen und herumrennend uns zum zwanzigsten-, dreißigsten-, vierzigstenmal, immer von vorn, die ersten Seiten vorlesen, mit den Anfangsgründen: „Öng, döng, a öng, öng — ühn, dühn, a ühn, ühn.“ Kurz vor dem Examen! Deutsch, Griechisch, Religion, lagen in besseren Händen. Aber auch hier Unmassen von Bibeltextkritik, als ob wir sämtlich Theologen, Unmassen von Kommentar und Prosodie, als ob wir sämtlich Philologen werden wollten. Was in der Mathematik mit uns angestellt wurde, stank überhaupt gen Himmel.

Und das Resultat nach diesem enormen Aufwand von Zeit und Jugendkraft? Hat die deutsche Bildung wenigstens einen Stil, der ihre Zöglinge sofort vor andern auszeichnete? Täuschen wir uns nicht: fast das gesamte Ausland ist andrer Meinung. Es hält auch den deutschen Nichtphilologen für einen Schulmeister, systematisch ohne Grazie, vielwissend ohne Geschmack, pedantisch, überhebungsvoll, immer andre berufend, — so, wie wir selbst auf der Schule fortwährend berufen wurden.

Was aber die auf uns angewendeten Methoden betrifft, so bin ich durch eine krause Beobachtung für immer von aller Ehrfurcht vor ihnen kuriert worden. Es war in Brooklyn. Da hatte ein Deutscher eine Stockamerikanerin geheiratet. In das gleiche „boarding-house“ kam eine Deutsche, und der Gatte plauderte mit dieser Landsmännin, was seine junge Frau nicht verstand.

In vierzehn Tagen konnte diese Deutsch.

Und wir wurden neun Jahre hindurch mit Latein geplagt, um zuletzt womöglich an Federgewandtheit und Sprachbeherrschung hinter einem Bürschchen wie dem kleinen Robert Esser zurückzustehen?

Man wird mir entgegenhalten, daß bei jenem Vorbild vermutlich ein Schüler auf einen Lehrer in einem Raum gekommen sein dürfte und sich schon in Ansehung der Kosten der heutige Klein- und Mittelstand solches nicht leisten könne. Zugegeben. Nur sollte man dann auch nicht als unbedingten Vorzug preisen, was offenbar auf Mangel an Geld, Räumen und Lehrkräften beruht. Man wird ferner einwenden, daß unsre Mittelschule nicht ohne praktischen Nutzen sein könne, da ihre Zöglinge im allgemeinen durch das, was sie ihnen ins Leben mitgabe, im internationalen Konkurrenzkampf erfolgreich blieben. Ebenfalls zugegeben.

Es wird endlich darauf hingewiesen werden, daß meine Illustrationen für

gewisse östliche Gymnasien heute noch zutreffen mögen, aber auf eine Reihe von günstigeren Einzelfällen aus älteren Kulturgebieten nicht ohne weiters übertragen werden dürften.

Trotzdem, auch wenn ich diese drei Einwände als relativ berechtigt anerkenne, weiche ich nicht von meiner Behauptung: es ist gänzlich unerwiesen, daß, um den heutigen Grad von Wirksamkeit zu erreichen, die deutsche Schule genau so bleiben müsse, wie sie ist. Sehr wahrscheinlich lassen sich nützlichere Resultate durch die Hälfte des bisherigen Kraftaufwandes erzielen, ohne daß dann reife Männer auf ihre Schulzeit zurückblicken, als ob sie unschuldig in einem Zuchthaus gesessen hätten. Bloß um die Eigenliebe von Despoten zu befriedigen, ist unsre Jugend zu schade, mögen diese Despoten Eltern oder Lehrer heißen.

Sind unsre Schulen schon geworden, was sie nicht sein sollten: ein Selbstzweck nach Art unsrer Bureaukratie, so stehen sie jetzt auf dem Wege, noch schlimmeres zu werden: ein russischer Tschin, hart, unbelehrbar, übermütig, ohne die Möglichkeit, sich zu ändern, ein öffentlicher Unfug, intellektuell sowohl wie hygienisch.

Auch unsre Dichter, Novellisten wie Dramatiker, haben sich längst dieses Vorwurfes bemächtigt. Wer hat nicht im „Frühlingserwachen" bei dem Gedanken geschaudert, ähnlichen Abgründen so nahe gewesen zu sein, ohne daß auch nur eine Lehrerhand sich hilfreich ausgestreckt haben würde? Wer hat sich nicht von Herman Hesse voll Trauer an dem Schauspiel vorüberführen lassen, wie eine junge, herrliche Intelligenz „unterm Rad" verendet? Wie lechzte dieses Knabenhirn nach Entspannung! Nein, erbarmungslos muß in den so nötigen Ferien nach dem bestandenen Examen schon wieder ein Unersättlicher über den armen Jungen herfallen, mit präparatorischer Lektüre des Neuen Testamentes im Urtext. Ich mußte eines Erlebnisses gedenken, auf ganz andrem Gebiet, und dennoch wahlverwandt. Es war im Manöver. Der Bauer, bei dem ich als Arzt im Quartier lag, stellte mir das Fuhrwerk, bespannt mit einem dreijährigen, einem zweijährigen Braunen. Wie ein paar Pfeile schossen die drallen Tierchen vom Hof. Doch auf dem Heimweg, welch eine Veränderung! Der dreijährige hatte es ausgehalten, der zweijährige nicht. Schweißgebadet, schlotternd hing das arme Vieh in den Sielen und taumelte so mit, ohne zu ziehen. Ich stieg aus und ging zu Fuß. Mir klangen ein paar Verse im Ohr aus Kindertagen, Verse, so harmlos, wie sie ein modernes Kindergemüt vielleicht nicht mehr reizen. Es wurde zu erklären versucht, weshalb ein Fohlen müßig herumspringen solle.

„Denn sehet her, schon nach vier Jahren,
Da kann es den schwersten Wagen fahren."

Das ist nicht deutsche Schulmaxime von heut. Unsre Mittelschulen sind auf das Einfahren von Drei- und Zweijährigen eingerichtet.

Manche halten es wirklich durch; es gibt ja eiserne Konstitutionen. Manche laufen

hinter die Schule und wehren sich so gegen die tödliche Umklammerung. Viele verfallen dem Alkoholismus schon auf der Schulbank; viele verstumpfen auch ohne den.

Von den meistgefährdeten können nicht alle am Leben bleiben, gewiß nicht. Nur daß zuweilen die wertvollsten vor unsern Augen vom Schulteufel zuschanden geritten werden, das sollte nicht sein.

Um unsre Mädchen aber steht es noch schlimmer. Die zermahlt jener Grinsende auf seinem großen Schleifstein, so daß Jugendfrische, Mark und Elastizität von ihnen spritzen. Sie wollen Gelehrsamkeit auf denselben Wegen erlangen, die uns verdächtig wurden. Ihnen ist die gymnasiale Bildung, die uns chinesisch vorzukommen beginnt, etwas Erstrebenswertes, ein Ideal. „Koedukation" lautet die Losung; nur daß von hundert Frauen, die das Wort im Munde führen, neunundneunzig gar keine Ahnung haben, was es eigentlich heißt. Denn die anglo-amerikanische Welt, aus der es stammt, unterscheidet scharf zwischen Unterricht (instruction) und Erziehung; und „education" bedeutet alles mögliche, nur nicht gemeinsames Hocken in geschlossenen Räumen.

Ja, wie klar und imposant ist da doch im Vergleich mit der unsern die englische Bildung, welchen Schnitt hat sie! Welche reichen Spannkräfte sind durch sie angehäuft worden, weil diese Kultur es verschmäht, die Körperpflege hintanzusetzen, wie wir das tun, die Ausnutzer, die wir an unsrer Zukunft Raubbau treiben; die wir vielleicht zu spät einsehen werden, durch unsre zu scharfen Methoden den Flaum der Genialität von unsrer nationalen Begabung abgestreift und Mittelmäßigkeit gezüchtet zu haben. Ich fordere:

— Weniger Stunden, weniger Stoffe, weniger Gedächtniskram!

— Viel mehr Lehrer, damit nicht auch sie überbürdet, gereizt und gallig werden!

— Die fremden Sprachen als Fertigkeiten betrieben, nicht als Gelehrtenwust! Mit der Grammatik nicht anfangen, sondern schließen!

— Hinhören nach den Bedürfnissen der Jugend!

— Aufgeben falscher Traditionen! Vernünftige Distanz zum Schüler nehmen! Weniger Spionage, mehr Vertrauen, mehr Humor für die Rangen!

— Wiedereinsetzung des Leibes in seine heiligen Rechte! Sport!!

— Viel mehr Luft, leiblich wie geistig! Viel mehr Freiheit von Aufsicht! Viel mehr Gelegenheit zur Selbstzucht, zur Disziplin *ohne* Lehrer!

— Emanzipation von den Schulmännern, die doch nur an ihre eigne Wichtigkeit denken!

— *Experimente*!!

— Verleihung von Berechtigungen an Schulen, die ganz anders als die Gymnasien vorgehen!

In der Richtung solcher Anstalten wie Wickersdorf in Thüringen, wo die Knaben sich wohlfühlen und glücklich sind, im Geltenlassen des Schülers, im Wiederaufsuchen der Natur, liegt das Heil der Zukunft.

***

Eine Begegnung mit Herrn „Howard Curle"/ von Arthur Holitscher



ir sind früh in den Palazzo Pitti gekommen, in den Sälen ist kaum noch ein Mensch. Gleich schiebe ich mir einen Sessel vor Giorgiones Konzert, während mein Reisegefährte in ziellosem Umherschlendern seinen Genuß zu erjagen versucht.

Ich bin noch gar nicht recht ins Schauen hineingeraten, da kommt er schon, ganz rasch, auf Fußspitzen, durch alle Türen zu mir zurück; er ist weiß wie Linnen, über dem linken Auge hat er den roten Fleck auf der Stirn — so bleibt er vor mir stehen, etwas hat ihm die Rede verschlagen! Es wird Jahr um Jahr unerquicklicher mit ihm zu reisen. Jetzt geht er zu seinem Kölnischen Wasser heim und es vergeht ein Tag, es vergehen zwei, eh ich ihn wieder zu Gesichte bekomme.

„Drüben . . . vor dem Kardinal von van Dyck steht ein Mensch . . . geh und sieh: Ob du es glaubst oder nicht . . . es ist Oskar Wilde!"

Ich sehe ihn an. Der rote Fleck hat sich ausgebreitet, hat die Schläfe gewonnen. „Oskar Wilde," bemerke ich ruhevoll, „geboren 1850 zu Dublin, liegt seit dem Herbst 1900 in Bagneux begraben, einem kleinen Vorort von Paris . . . übrigens, da du hier bist gerade, willst du, bitte, den Jüngling mit dem Federhut hier im Bilde in Augenschein nehmen? Dieses leere Gespenst! Wenn ich an die Jünglinge von Giorgione denke, den Berliner, den Braunschweiger, den aus Hamptoncourt: auf Treu und Glauben, dieser hier nie und nimmer!" — „Ich bin, wie du weißt, Wilde wiederholt begegnet, vor seinem Prozeß in Oxford, nachher in Sizilien, in Assisi . . ." — „Verzeih: das Konzert — eine alte Freundschaft, die in die Brüche geht, ist wohl eine wert, die man erneuern möchte? Wenn Ihr Euch begegnet seid, wird der Mann dort drin dich wohl wieder erkennen. Hat er dich wieder erkannt?" — „Selbstverständlich: nein. Ich stand neben ihm und er sah mich. Nichts dergleichen." Sein Gesicht zieht sich vor Leiden zusammen: „Versprich mir, daß du das nicht auf sich beruhen läßt! Denn ich habe ja leider genug für heute!" „Ärmster!" Schon ist er fort.

Allmählich gleitet alles aus dem Bereich der Aufmerksamkeit hinweg, der Jüngling, der Ordensbruder, die inbrünstige Mittelfigur, ich rücke den Sessel an die Wand zurück und gehe durch die Säle. Vor Van Dycks Kardinal steht ein Mann.

— Ein einziges Mal habe ich Oskar Wilde gesehen, einige Wochen vor seinem Tode, im Pavillon Rodin auf der Pariser Weltausstellung. Er war mit einem jungen Franzosen da und sah ruiniert aus. Ich fühlte Trauer in mir wie einen körperlichen Schmerz, als ich ihn so vor mir stehen sah und erkannte. Aber da blickte er zu den Statuen auf und mir wurde im Nu frei und warm zu Sinne.

Ich habe den wundervoll beschwingten Blick, mit dem der zerstörte Mensch die Geschöpfe der Kunst grüßte, lebendig in mir erhalten wie eine Lehre. Ich sah dem Mann vor dem Van Dyck ins Gesicht. Er hatte sogar den Blick. —

Am Nachmittag lief der Portier des kleinen Palazzo Sibillini am Arno, mit ehrerbietigem Rücken durch den Flur vor mir her, die Treppe hinauf und schellte an der alten Eichenpforte, auf der das Wahrzeichen der ausgestorbenen Familie der Sibillini als Türklopfer zu sehen war: eine geharnischte Frau mit offenem Buch in den erhobenen Händen. Außerdem war ein kleines silbernes Sicherheitsschloß in die Eichentür eingelassen und ein Metallschild mit den Worten: „Mr. Howard Curle".

Im Vorzimmer stand ein livrierter italienischer Antinous, dessen Zügen die verheerende Wirkung der Lektüre von englischen Detektivgeschichten anzusehen war; er stand da und hatte den strengen Auftrag keinen Unbekannten zu seinem Herrn zu lassen. Ich schrieb auf meine Karte: es handelt sich um einen gemeinsamen Freund. Ich dachte mir: er wird mir doch nicht durch seinen Diener sagen lassen, daß er mit niemandem gemeinsame Freunde besitze! Über meinen Kopf weg führte der Portier mit dem Antinous die augenzwinkernde Geheimsprache der Trinkgeldempfänger. — Der Herr ließ bitten.

Mr. Curle saß in einem prächtigen grünen Damastzimmer zwischen alten Boulemöbeln, hinter deren Scheiben man Porzellan, Bronzemünzen und Pergamentbände erblickte. Er ließ mich in einem Lehnstuhl gegen das Licht niedersitzen, die Junisonne vom Arno her floß glorreich und blendend über sein Gesicht, seine Hände, über die ganze, weichliche und ein wenig gedunsene Gestalt mir gegenüber. Ich begann gleich mit der Erklärung: ich komme aus Deutschland, in den Zeitungen steht alle drei, vier Monate einmal die Nachricht, Oskar Wilde sei hier und dort gesehen worden; ich selber habe Wilde ein einziges Mal gesehen, in Paris, auch habe ich über Wildes Sterben und Begräbnis glaubwürdige Mitteilungen empfangen durch einen Freund, der zugegen gewesen ist, einen der wenigen, die die tristen Tage vor dem Tode, die beschämend dürftigen Veranstaltungen nach dem Tode Wildes mit erlebt haben.

Herrn Howard Curle: „Ihr Freund ist der Maler van 'sGravenhage."

Ich: „. . . ja, jawohl, Sir, Sie scheinen unterrichtet zu sein?"

„Ich bin über alles unterrichtet, was sich von Wildes Tode bis zu seiner Beerdigung zugetragen hat."

„Das genügt mir, ich danke Ihnen, Mr. Curle. Denn nun weiß ich's ja, daß Sie nicht Oskar Wilde sind."

„Vorausgesetzt . . . Nun, ich war ja nicht zugegen und habe auch nur meine, ebenfalls recht glaubwürdigen Informationen, die allerdings wo anders herkommen als die Ihren!"

„Wie meinen Sie denn das: vorausgesetzt, Mr. Curle?"

„Ich meine damit: ebensowenig der Vater eines Menschen mit Sicherheit zu bestimmen ist, ebensowenig kann man es mit Sicherheit behaupten, daß ein Mensch gestorben ist und begraben wurde."

„Van 'sGravenhage war dabei, als man den Sarg zugeschlossen und vernietet hat."

„Sie sprechen ein passables Englisch, Sir, Sie sprechen das Londoner Englisch, ich nehme an, Sie haben sich eine Zeitlang in London aufgehalten. Haben Sie sich da nicht in einer müßigen Stunde die sogenannten „ägyptischen Mysterien" von Maskelyne und Devant angesehen? Zu meiner Zeit war diese Zauberbühne in der Nähe von Piccadilly. Da konnte man und kann man ohne Zweifel heut noch einen lebenden Menschen in Adamsgröße vor den Augen des Publikums verschwinden, einfach in Nichts sich auflösen und verschwinden sehn! Diese Illusion wird durch eine Kombination von geschickt aufgestellten Spiegeln erreicht. Wollen Sie sich nun einen Sarg auf einer Bahre vorstellen, das heißt: einen ziegelförmigen Holzkasten, der auf einem mit schwarzen Tüchern verhängten, im übrigen vollständig hohlen Brettergerüst ruht?"

„Ja, ja, ich sehe das. Wir haben im Deutschen einen trefflichen Ausdruck für dergleichen: wir nennen es Spiegelfechterei. Das gute englische Wort Humbug sagt aber vielleicht dasselbe."

„Ich kenne die Sitten Deutschlands wenig, Sir, bei uns in England wählt man für den Fall, man hätte jemand Unhöflichkeiten zu sagen, einen neutralen Ort, das Bureau eines Rechtsanwalts, seltener den Klub, niemals die Behausung dessen, den zu beleidigen man vorhat."

„Ferne liegt es mir, Sie für einen Charlatan erklären zu wollen, Mr. Curle, ich bitte Sie, dies zu glauben. Nach den ersten Minuten unserer Unterhaltung erblicke ich in Ihnen vielmehr einen Mann, der seine Bestimmung unter den Menschen nicht zu finden vermocht hat und sich, begünstigt durch einen außerordentlichen Zufall, mit plötzlichem Entschluß eine, wenn auch beschwerliche, so doch unbedingt lohnende Pose angeeignet hat, die es ihm ermöglicht, nun endlich Einer zu sein, Einen vorzustellen. Wenn dieser Eine auch ganz und gar und deutlich und ausgesprochen ein Anderer ist als er selbst!"

Herr Curle sah mich eine Zeitlang nachdenklich an und sprach darauf: „In dieser Lage befindet sich vielleicht jeder Gestorbene? Ein rechtschaffener Toter ist ja gewiß ein schauderhafter Poseur, aber nicht dies ist's, was ich meine."

Ich nickte: „Ich verstehe Sie vollkommen, Mr. Curle. Jawohl, an eine Art von Totsein habe ich dabei selber gedacht.

„Wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir diese Art ein wenig zu verdeutlichen, Sir?"

„Gewiß, ich will's versuchen. Ich meine: wieviele von denen, die in Wahrheit leben, erleben den Augenblick ihres physischen Todes? Wieviele solcher

Götterlieblinge gibt's unter denen, die wirklich gelebt haben? Der Tod, den ich meine, tritt den lebenden, daß heißt den tätigen Menschen in dem Augenblicke an, in dem er zu sich spricht: ich muß meine Taktik ändern. Es ist der Augenblick, in dem der Sieger reaktionär wird und sich bemüht, den Nachstrebenden die Möglichkeiten, die ihm selber zum Sieg verholfen haben, abzuschneiden, und es ist der Augenblick, in dem der Untergekriegte sich mit seinem Schicksal versöhnt und die Spuren seines Kampfes vernichtet, sozusagen die Namen der Götter, die auf seinem Wege standen, an die er geglaubt, an denen er verzweifelt hat, aus seinem Herzen stößt, zerbläst, wie, wie schlechte Gase ... Es ist aber auch der Augenblick, in dem Einer die totale Selbstvernichtung begehen wird, weil in ihm der Glaube lebt: Drüben erst werde er sein menschenwürdiges Los finden. Tod ist's auf alle Fälle ... so ungefähr dachte ich mir's. Nur scheint es schwer zu sein, mit Anstand und ohne Aufhebens stille zu liegen; wie oft, wenn mir die Ohren gellen, sage ich vor mich hin: schreit doch nicht so, was schreit Ihr denn, wir wissen ja, daß Ihr nur die Stimme überschreien wollt, die in Euch spricht: tot, tot, tot!"

„Nachdem Sie mir auf diese Weise die Art meiner Selbstvernichtung verdeutlicht haben, möchten Sie mir nun nicht sagen, wann in Wildes Leben jener Augenblick eingetreten ist?"

„Der Spötter und Weltmann Wilde wird wohl, als er im Gefängnis seine hohe und reine Zuchthausballade entstehen fühlte, in die Nähe des Augenblicks geraten sein. Vielleicht hat er ihn früher schon gestreift, zur Zeit, da er jene Abhandlung über den Sozialismus und die Menschenseele niedergeschrieben hat — er hat den Augenblick, in dem sein Leben sich hätte verklären können, wohl in einer Distanz empfunden, gestreift vielleicht, er wurde nicht berührt von ihm und er ist als ein Lebender gestorben, vermute ich. Denn ich kann mir den Augenblick jenes Todes, von dem wir sprechen, nicht anders vorstellen als einen Blitz, der ein Leben jählings in ein Vorher und ein Nachher auseinanderspaltet, auf dem Feld stehen Bäume, schwarz, aufrecht, ohne Laub ... nein, das ist's nicht, was ich sagen will, ich drücke mich schlecht aus, verzeihen Sie ..."

„Nehmen Sie an, Sir, die Legende wäre Wahrheit und Wildes Körper erfüllte noch heute die vorgeschriebenen Bedingungen der Existenz im Fleische. In diesem Falle würde sich die Umkehr ganz gegen Ihre Annahme in Wilde vollzogen haben und der Augenblick seines angeblichen Todes und Beerdigtwerdens gäbe für Sie und mich das Signal ab dafür, daß der Verschwundene seine Umkehr in die Tat umgesetzt hat. Ist es nicht so? Sie haben indes sicherlich gehört, daß Wilde kurz vor seinem Tode katholisch geworden ist. Diese Prozedur war wohl nichts weiter als das Bemühen eines schlauen Komödianten, seinen gut vorbereiteten Abgang von der Bühne möglichst wirkungsvoll einzuleiten?"

„Nein, ich glaube in Wildes Katholizismus den Beweis dafür zu haben, daß er weiterzuleben gedachte. Ich kenne einige Künstler in England und weiß, wie sie unter ihrem Protestantismus seufzen. Vielleicht wollte Wilde nur sein Erdenleben in einer erhobenen, frei gesteigerten Form weiterführen, sich als Phantasiemensch nicht mehr mit den Wahrheiten des kleinen Einmaleins herumschlagen und wurde katholisch aus dem Grunde, aus dem ein aufgeklärter katholischer Priester, den ich in Rom kannte, es ein für allemal ablehnte, über das Dogma der unbefleckten Empfängnis, der Unfehlbarkeit und so weiter zu debattieren — aus Bequemlichkeit, sagte er, in Wahrheit, weil die Flügel an seinen Schultern schon anfingen, etwas lahm zu werden."

„Vielleicht ist Wilde katholisch geworden, ganz einfach um seinen Selbstmord, den die Kirche ja verbietet, zu verheimlichen."

„Oh, Selbstmord, Mr. Curle?!"

„Nun, ebensowenig es sich mit Sicherheit feststellen läßt, ob einer richtig begraben wurde oder nicht, ebensowenig genau kann man nachweisen, ob einer des geruhsamen oder des schlimmen Todes gestorben ist, wenn's der Verstorbene nur einigermaßen geschickt angefaßt hat. Wilde hatte alle Ursache, seinen Selbstmord zu vertuschen; er hat ihn als die schmachvollste Art der Kapitulation des Einzelnen vor der Gesellschaft verworfen!"

Ich sah Herrn Curle an; vielleicht wurde ich jetzt erst seiner ganz verblüffenden Ähnlichkeit mit Wilde gewahr.

„Wie, glauben Sie, Mr. Curle, hätte Wilde denn weitergelebt, wäre er hinter dem Rücken der Menschen von den Toten auferstanden?"

Herr Curle sah mich mit lustigem Zwinkern an, führte eine italienische Handbewegung aus und sprach: „Schwer zu sagen, Sir! Es gibt nur einen Präzedenzfall und den haben die Theologen verpfuscht. Auf jeden Fall ist das Ableben ein Erlebnis solch schwerwiegender Art, daß es dem, der's aushält, gestattet sein muß, sich auf die ihm eigenste Weise aus der Affäre zu ziehen. Ich denke, ein höflicher und geistvoller Mann wird nach seinem Tode nicht ruhen, ehe er eine Dankesschuld von sich gewälzt hat, die er bei Lebzeiten nicht abtragen konnte. Ich meine: Wilde wird vor allem beim Lord Queensbery vorgesprochen haben, der seinen Prozeß, die späteren Ereignisse und somit auch Wildes Erlösung von der Mitwelt in die Wege geleitet hat. Es ist aber gar nicht unmöglich, daß er den zu Reading hingerichteten Reiter in der Kgl. Leibgarde, C. T. W., dem die Zuchthausballade gewidmet ist, aufgesucht hat . . ."

„Man hat Wilde kurz nach seinem Tode in Amerika gesehn!"

„Sir — das halte ich für durchaus unwahrscheinlich. Wer Oskars Briefe aus Amerika und die Abneigung, die er gegen die Staaten hegte, kennt, wird es einem Manne von Geist nicht zumuten, daß er sich gerade dort versteckt, um alle Zweifel an seinem irdischen Tode verstummen zu machen. Man hat ihn,

soviel ich weiß, in Avignon, in Turin, in Rom, in Tanger gesehen, all dies beweist natürlich nicht das Geringste."

„Nein, in der Tat, nicht das Geringste. Denn ich habe ihn ja heute im Palazzo Pitti gesehen und sogar besucht."

„Teilen Sie das einer Ihrer deutschen Zeitungen mit und man wird Sie für einen nicht ernst zu nehmenden Menschen erklären, wahrscheinlich für einen Narren, den man binden sollte."

„Ich kann's auch einer französischen Zeitung mitteilen!"

„Man wird den Verstorbenen für einen sacré farceur erklären und sich weiter nicht aufregen!"

„Teilte ich's einer englischen Zeitung mit —"

„Es würden nur ein paar Tische in Bloomsbury und Pimlico, deren Beruf das Sichdrehen ist, in Bewegung geraten und sonst niemand."

„Übrigens unterschätzen Sie die mögliche Wirkung auf die Gemüter in Deutschland. Man ist dort sehr hinter solchen Sensationen her! Theater, eine Schar, würde Wildes Schauspiele wieder aufs Repertoire setzen!"

„Bitte, mein Herr, sprechen Sie mir um Gottes willen nur nicht von Wildes Theaterstücken!"

„Wilde ist nämlich nach seinem Tode in Deutschland populär geworden."

Herr Curle, mit allen Zeichen tiefsten Abscheus: „Er hatte also nicht nur recht, sich beizeiten davon zu machen, er hat auch guten Grund, nicht körperlich aufzuerstehen. Die Popularität — ha! — ich will nicht sagen: die Popularität in Deutschland, ich will im allgemeinen sagen: die Popularität! Sir, ich will Ihnen etwas Heiliges aus einem Narrenleben verraten: Die Tragik in Wildes Leben ist nicht in den gewiß furchtbaren Begebenheiten während seines Prozesses und in den nachfolgenden zu suchen, das Tragische in Wildes Leben hat sich während seiner Glanzzeit begeben. Er hat zu viele weltliche Vorteile, zu viel Eitelkeitsnutzen aus seinen Fähigkeiten gezogen; als er dies einsah, kam das Grauenhafte über ihn: er fing die Welt, in der er lebte, er fing sich und vor allem seine Werke um ihrer Wirkung willen zu verachten an. Er beschloß, diese Welt, die ihm sein eitles Bild entgegenwarf, wie einen Spiegel mit einem Schlag des Spazierstockes zu zertrümmern; er beschloß, ins Fegefeuer hinabzusteigen, um später geläutert die Werke aus den Träumen seiner Jugend schaffen zu können — aber o weh! Er stieg verbrannt aus dem Feuer und nicht geläutert, starrte in den Spiegel und entsetzte sich, als er sein Bild darin nicht mehr erblickte. Die Sucht, zu glänzen, Mittelpunkt und ein Erreger des Neides zu sein, saß zu tief drin im Blut seiner Pulse; um sein Selbstbewußtsein bis zu dem Grade zu erhitzen, bei dem seine Dichterkraft zu quellen, zu brausen anfing, benötigte er bitter den flitternden Beifall und das lächelnde Staunen um sich herum. So wurde Wilde ein Schönsprecher, Witzbold und Anek-

dotenborn der Estaminets und der Kaffeehäuser, vor Leuten, die sich mit dem Gesicht gegen die Wand setzten, um nicht von sich sagen zu hören: ei, sieh da, ich hab den ja neulich mit Wilde gesehn! Und die Werke, die hellen Werke alle blieben ungeschrieben. Da sagte sich eines Tages dieser gewitzigte Geist: So billig hält Gott eben die Buße nicht feil — das ist es. Für Jene, die ihre Person zu weit in den Vordergrund gedrängt haben, bis an den Platz, wo nur das Werk, aber nicht sein Schöpfer stehen darf, für sie gibt's nur eine Sühne, nur ein Zurücktreten: Den Tod, das radikale Verschwinden."

„Und dennoch — Howard Curle?"

Herr Curle lachte leise in sich hinein, und ziemlich lange. Endlich sprach er: „Wie war das doch, was Sie am Anfang unseres Gesprächs von dem Mann sagten, der seine Bestimmung ... wie war das doch?"

„Ich meinte den, der seinen Platz im Leben nicht zu finden vermocht hat und eine Pose auf sich nimmt, um endlich als Einer dazustehen, ungefähr ..."

„Ich wollte sagen, das ist nicht übel gedacht, wenn auch etwas schwunglos ausgedrückt. Was würden Sie zu einem sagen, der sich die amüsante und lohnende, immerhin etwas unbehagliche Aufgabe gestellt hätte: Den Menschen eine Lehre zu erteilen, indem er sie mystifiziert, weil er weiß, daß das Geheimnisvolle eine ungleich stärkere Suggestion ausübt als die bestgefügten Worte es je könnten?" Mr. Curle warf sich in die Brust und sprach: „Ja, jawohl, beim Jupiter, Ausdauer, Verschlagenheit gehören schon dazu, um eine derartige Gegenwart aufrecht zu erhalten. Und noch etwas, gewiß, noch etwas mehr ..."

„Sie wollen doch nicht sagen, Sir, daß Sie von Gründen der Menschenliebe, von erzieherischen Gründen sich bestimmen ließen, als ein posthumer Oskar Wilde herumzugehen?"

„Wir vergeuden den wunderhellen Junitag, mein Herr, wir vergeuden ihn. Lassen Sie mich nur kurz sein: Die Methode des Lebens, die ich Ihnen da expliziert habe, ist eine Methode, die sich ein ganz phantasiearmer Kopf zurecht gelegt hat und gewiß nicht des Mannes würdig, der von sich sagt:

„. . . he who lives more lives than one,
more deaths than one must die."

Dies müssen Sie als untrüglichen Beweis dafür gelten lassen, daß ich der Mann bin, dessen Namen Sie auf dem Schild vor meiner Tür gelesen haben und niemand anders. Nur werden Sie jetzt vielleicht etwas besser von mir denken, als vor einer Viertelstunde und das also wäre gewonnen. Denn ich habe Ihnen klargemacht, wie hier einer seine Pose nicht eigentlich um seines eigenen Nimbus willen auf sich genommen hat, sondern um diesen Nimbus einem Andern zu verleihen, der nicht mehr fähig ist, ihn sich selber zu erwerben. Dies ist übrigens der einzige, mir bekannt gewordene Fall, in dem aus einem

Dandy ein Heiliger geworden ist. Eine Figur, die der arme Oskar hätte verewigen sollen!"

„Sie werden mir aber zugeben, daß Sie gefallen sind, ins Unheilige, sehr Menschliche, Unterdandyhafte, soeben: da Sie mir gestanden, nicht Wilde zu sein. Wenn es die höchste, unverbrüchliche Pflicht des Dandy ist, in seiner Rolle zu bleiben, so steigert sich diese Pflicht mit ihm ins Heilige empor. Ich brauche jetzt bloß hinzugehen und einem Freunde, der im Hotel auf mich wartet, mitzuteilen, daß ich dem Wilde aus Avignon, Tunis und Turin persönlich begegnet bin, und daß es niemand anders ist als ein Herr Howard Curle, begabt mit einer erstaunlichen Ähnlichkeit mit Wilde und der es im übrigen selber willig zugibt, Herr Howard Curle zu sein — — die Legende ist weggeblasen, und Sie sind der letzte und infamste, entlarvte Snob und ein Spott der Welt!"

„Sie haben Unrecht. Sagen Sie es getrost, beweisen Sie es unwiderleglich, daß ich Howard Curle bin und nicht der Andere — die Menschen werden erst recht an die Legende glauben." Er hatte sich erhoben und geleitete mich zur Tür.

Ich: „Es ist furchtbar, was Sie da von den Menschen sagen!"

Herr Curle: „Man muß gestorben sein, um das von den Menschen zu wissen."

Ich: „Und wer das von den Menschen weiß, kann garnichts Klügeres tun, als sterben."

Herr Curle: „In der Tat, Sir, in der Tat. Guten Tag."

Die neue Straße/ von Arthur Eloesser

ls wir vor einigen Jahren hier einzogen, da war vor und neben uns noch freies Feld. Wir konnten unseren Bekannten erzählen, daß wir zwar in der Stadt, aber doch so gut wie auf dem Lande wohnten, und daß unsere Kinder fast unter unseren Augen im Freien spielten. Diese Spielplätze waren nun eigentlich Baustellen, wenigstens nach der Absicht ihrer Besitzer, die solchen Sachverhalt auf riesigen Schildern kundgaben, die die einzelnen Parzellen mit Drahtzäunen abteilten, und da sie vorläufig weiter nichts konnten, als auf die Konjunktur warten, wenigstens Unbefugten den Eintritt verboten. Es muß ihnen übrigens mit Lob und Dank nachgesagt werden, daß sie keine harten Herren waren und die Löcher im Zaun nie auszubessern trachteten, die allmählich weit genug wurden, um auch einen Kinderwagen ohne Gefährdung seiner eleganten weißen Lackierung hindurchzulassen. Die „Fräuleins“ besorgten dieses immer noch etwas illegitime und schwierige Geschäft, es war da eine Terrainfalte zu überwinden, nicht ohne Besorgnis für ihre soziale Würde, aber wir hatten ihnen mit einiger Geduld eingeprägt, daß da keine Baustellen sondern „Wiesen“ lagen, und daß man sich in der freien Natur frei und natürlich benehmen durfte. Es war ein richtiges Idyll, die bukolische Zeit unserer Straße in ihrem prähistorischen Zustand.

Heute ist sie schon zugewachsen, und auch diese Zeit der Vollendung hat ihre großen Vorzüge. Der Magistrat oder der Fiskus oder die Eisenbahnverwaltung hat den Kindern einen Bezirk von der Böschung der Stadtbahn abgetreten, breit genug, daß man ihn wieder „Wiese“ nennen kann, und wenn sie ein paar Minuten gelaufen sind, können sie wieder im Grünen spielen. Da wird kein Schutt abgeladen, da ist kein alter Stiefel stehen geblieben, und ein krummer Invalide der Straßenreinigung, der wahrscheinlich zum ersten Male in seinem Leben etwas verbieten oder erlauben darf, sorgt mit einer knurrenden Autorität für die Sauberkeit des Spielplatzes. Daß der Qualm der oben rasselnden Lokomotiven in dicken Schwaden herabschlägt, kann er freilich nicht untersagen, aber wenn der Wind nach Norden geht, darf man die gesunde Berliner Luft, die so vehement über die Ebene bläst, ohne Bedenken einatmen. Am Vormittag brennt die Sonne auf die Kinder herab, die dadurch eine gesunde Müdigkeit für ihr den Eltern so notwendiges Mittagsschläfchen gewinnen; dafür haben sie am Nachmittag die Wohltat des tiefen, kühlen Schattens, für den die ansehnliche Höhe des Eisenbahndammes garantiert. Das Erscheinen des Mondes, der den Kindern immer mehr als die Sonne imponiert und der sich mit ihnen viel leichter in ein trauliches Verhältnis einläßt, wird mit Beifall begrüßt, und diese Geschöpfe des Instinktes mit ihrem unausrottbaren Naturgefühl über-

zeugen sich auch bald, daß die höchsten Signallaternen der Stadtbahn, die fahl in der Dämmerung glimmen, nicht zu den Sternen gehören. Man braucht sie nur darüber aufzuklären, daß das elektrische Lampen sind, die ganz wie zu Hause angedreht oder angeknipst oder angesteckt oder, wie sie am liebsten sagen, angestochen werden. Es gibt für sie nichts Selbstverständlicheres als die Elektrizität.

Vor uns und neben uns stehen nun Häuser. Wir sind mit dieser Veränderung, die ja doch einmal kommen mußte, durchaus zufrieden. Schon der Wirt, mit dem wir wegen mangelhafter Zentralheizung prozessieren wollten, hatte uns auf die Zeit der Vollendung vertröstet, da unser Haus, von allen Seiten eingebaut, bis zum vierten Stock hinauf Windschutz genießen würde. Der scharfe Zug hat nun auch aufgehört, und die Blumen auf unserem Balkon, die sich früher qualvoll biegen mußten, manchmal sogar aus ihren Töpfen losrissen, wachsen nun schlank und hoch im Frieden einer stilleren Zone. Zwar die wundervollen Sonnenuntergänge, die die Baustellen oder Wiesen gegenüber in Brand steckten, können wir unseren frühesten Abendgästen nicht mehr von der Warte des Balkons zur Bewunderung bieten, dafür hat die Sonne aber auch ihre langwierige Belästigung eingeschränkt. Sie ist nun auf einen kurzen Bogen angewiesen, den sie zwischen zwei Häusern von ungleicher Höhe bald hinuntergleitet; sie saugt unseren Gardinen und Teppichen nicht mehr die Farben aus, treibt ihre Spiele mit huschenden Fleckchen und Streifchen auf meinem Arbeitstisch recht unschädlich, während ich Mittag esse, und stört mich kaum noch im Schreiben.

Was mich beunruhigt, das sind die neuen Häuser gegenüber meinem Fenster, die noch auf Mieter warten. Als wir von der Sommerreise zurückkehrten, waren sie plötzlich da, ein weißes, ein gelbes und ein grünes. Wenn ich die Einzelheiten der Architektur vergleiche, die Fenster, Dächer, Balkons und Loggien, so zeigen sie sich sehr verschieden. Man kann sogar feststellen, daß der eine Baukünstler seine Stuckphantasien in vertikalen Linien erdacht hat, während der andere sie horizontal anlegte, während sie sich bei dem dritten im Kreise drehen. Aber es bleibt unmöglich, ich habe es einige Male versucht, sich ihre Individualitäten mit geschlossenem Auge vorzustellen. Auch unser Haus könnte ich nicht beschreiben; als wir ein halbes Jahr darin wohnten, habe ich mich einmal gegenübergestellt, um mir seine Erscheinung einzuprägen. Es liegt wahrscheinlich daran, daß ich zu wenig Phantasie habe, oder daß der Erbauer zu viel davon hat. Man kann sich die Einzelheiten auswendig lernen, aber das Ganze entzieht sich der sinnlichen Vorstellung. Die Häuser gegenüber werden mich nur beschäftigen, so lange sie unbewohnt sind. Diese hohlen Augen der noch unverschleierten Fenster reizen die Einbildungskraft; die Leere und Stille dahinter stört mich wie etwas Ungehöriges. Wenn erst Gardinen da sind, wenn ein Fenster sich

öffnet und ein rotes Staubtuch sich ausschüttelt, werde ich gar nicht mehr hinsehen, dann hat die Wirklichkeit beruhigend Platz genommen. Die anständigen Leute hüben und drüben pflegen sich ohne zu große Heuchelei gegenseitig zu ignorieren. Die Neugierde belohnt sich auch nicht gegen diese korrekte und meistens dezent verschleierte Vorderfront des Familienlebens. Wer Studien machen will, der muß die intimen Wohn- und Schlafräume zum Ziel nehmen, die auf den Hof hinausgehen. Der Sonntagvormittag bietet die beste Gelegenheit. Man wird dann bemerken, wie viel Vergnügen Leute, die sonst früh an die Arbeit müssen, daran finden, daß sie halb oder sehr wenig bekleidet von einem Zimmer ins andere laufen. Sie hüllen sich vor indiskreten Augen in ihre Anonymität, da man Namen und Stand doch kaum kennt, so daß das rein Menschliche unbesorgt freiwerden kann.

Die Straße dagegen eignet sich mehr zu abstrahierenden Bemerkungen sozialkritischen Inhalts. Auf diesem Neuland von gestern und heute wird das Wesen der Konkurrenz besonders klar. Läßt sich ein Milchhändler nieder, so zieht er gewiß einen zweiten nach; dem Schneider folgt der Schneider, dem Schlächter der Schlächter, dem Friseur der Friseur, der Hebamme die Hebamme und dem Arzt der Arzt. Ich wundere mich, wie wenig Häuser, auf je drei kommt schon eine Destille, dazu gehören, um einen Betrieb zu unterhalten. Es ist aber unmöglich, sich eine Statistik auch nur von kleiner Wahrscheinlichkeit zusammenzurechnen. Das Vorderhaus läßt sich leicht veranschlagen, wenn man die Zahl der Wohnungen mit dem Durchschnitt an Eltern, Kindern und Dienstboten multipliziert. Wahrscheinlich ist das Hinterhaus sehr tief und enthält eine viel stärkere Bevölkerung, als man annehmen sollte. Nur sieht man so gut wie nichts von ihr, so daß man von einem eigentlichen Volksleben nicht sprechen kann. Niemand hält sich vor der Tür auf, wenn es die Portiers nicht tun. Sollte die Straße irgend einen Gemeingeist, irgend welche Gewohnheiten oder Überzeugungen pflegen, so ist die Tradition allein in ihre Hand, oder vielmehr in ihren Mund gegeben. Die Handwerksleute und Händler unten scheinen sich kaum als Nachbarn zu fühlen, auch wenn sie nicht im geringsten konkurrieren. Sie halten sich streng in ihren Läden hinter den Türen, und selbst ihre Frauen scheinen es nicht für lohnend zu halten, auf der Straße zu schwatzen. Die Straße ist kein verbindendes, vertrauliches Element, sie hat einen hohen Grad von Abstraktion erreicht.

Immerhin diese Händler und Handwerker sind die einzigen Leute, mit denen sich überhaupt Beziehungen anknüpfen lassen, da sie doch gern etwas verkaufen möchten. Viele Besorgungen übernehme ich selbst, um nicht den Zusammenhang mit den kleinen Realitäten des Lebens zu verlieren, das man aus der Luftlinie des Literarischen und Ästhetischen zuweilen auf den Erdboden herabnötigen soll. Aber auch da unten findet sich wenig menschlicher Humus; diese Leute

treiben nomadenhaft im Flugsand genau wie wir, sie führen sogar mit ihren geringeren Bedürfnissen, mit schonungswürdigem Gerät weniger belastet, eine noch transportablere Existenz. Sie kommen und gehen auf die diskreteste und bescheidenste Weise. Im Anfang machen sie keine allzu hoffnungsvollen und am Ende keine allzu enttäuschten Gesichter. Höflichere und verhaltenere Menschen als diese Diener der Bourgeoisie habe ich nie kennen gelernt. Die herablassendste Jovialität bringt sie zu keinem Scherz, die offenste Teilnahme an ihrem Wohlergehen entlockt ihnen keine Klage. In diesem ganzen Viertel, wo der Ärmste noch vornehm wohnt mit allem Komfort der Neuzeit, existiert gewiß kein Original. Selbst die Kinder werden ohne Grobheit behandelt. Die Leute haben eine wohlwollende Neutralität, etwas Ausgelöschtes, beinahe nicht Vorhandenes, als ob sie privatim gar nicht existieren wollten. Sie sind alle sauber und geruchlos; sogar die Sprache ist gereinigt worden, die von volkhaften Ursprüngen nichts ahnen läßt. Die Leute sprechen nicht berlinisch, aber auch keinen anderen Dialekt; sie erlauben sich keine Ausnahme von der allgemeinen Farblosigkeit und Geruchlosigkeit.

Nach einer intensiven Prüfung meines Bewußtseins habe ich endlich herausbekommen, was diese Straße mich am meisten entbehren läßt. Sie hat keinen entschiedenen Geruch, die Nase findet hier keine Heimat, und sie ist doch eigentlich das Organ der Treue, der unvergänglichen, unwillkürlichsten Erinnerung. In dieser Hinsicht darf ich mit Ansprüchen auftreten. Die altberliner Straße, die mich entstehen sah, es war die feinste nicht, würde ich auch heute noch mit geschlossenen Augen wiedererkennen, und wenn mich liebliche Träume ins Kinderland zurücktragen, so schnüffle ich mich satt an dieser charaktervollen Atmosphäre, die durch die gemeinsamen Beiträge von Pferdeställen, Kaschemmen, Spritfabriken und Käsehandlungen hergestellt wurde. Es gibt Gestank und Gestank, einen muffigen, klebrigen, kleinbürgerlichen, namentlich in einigen südwestlichen Vierteln, wo die Leute nur wohnen und nicht arbeiten, und dann jenen anregend kräftigen, reif abgelagerten, besonders der alten Zufahrtsstraßen, die vom Osten und Norden zum Zentrum führen. Da wo die Bauern ausspannten, wo sie das Vieh eintrieben, ihre Produkte zum Markte brachten, wo Pferde beschlagen wurden, wo die Schweine statt nach dem Viehhof noch unter das Messer des Schlächters gelangten, wo Land und Stadt sich traf, um einen starken Zusammenklang von animalischen, vegetabilischen und humanen Dünsten hervorzubringen, da war der richtige Gestank. In dieser neuen Straße hat nie ein Pferd gewohnt, in diesen sauber bepflanzten Höfen, die sich fast ohne Übertreibung Gärten nennen, ist nie ein Gewerk ausgeübt worden. Hier gab es keinen Kuhstall, keine Schmiede, keine Böttcherei, keine Brauerei; hier hat die Luft so wenig wie die Erde ihre Geschichte.

Was so ein tiefer Berliner Hof mit umlaufender Galerie ist, mit Tonnen

zum Verstecken, mit Gossen zum Klettern, das werden unsere Kinder nicht mehr erleben, die kaum noch einen alten Nagel finden, um sich die Hosen zu zerreißen. Die Straße birgt keine Geheimnisse und Legenden, keine Abenteuer und Gefahren. Mit der Poesie meines Kinderlandes wird auch nicht viel los gewesen sein. Aber wir hatten doch wenigstens den Zopfabschneider, der nie gefaßt wurde, den fürchterlichen Pennbruder, der einst „viere lang" gefahren war, und den Leierkastenmann, der seine Frau aus Eifersucht umgebracht haben wollte. Diese neue Straße kennt gewiß keine volkstümliche Erscheinung, der nur mit der Huldigung des Schauders genaht werden darf. Die Häuser stehen gleichgültig nebeneinander, ohne Beziehungen, nicht einmal feindselige, zu pflegen. Bei uns war das anders, da gab es kriegerische Zustände, Zwistigkeiten und Parteiungen uralt dunkler Tradition, die niemand mehr ergründen konnte. Wenn die Kinder sich hier prügeln, was selten genug vorkommt, so geschieht es aus bewußten, rein persönlichen Gründen. Wir schlugen uns für unser Haus, wir belagerten die feindlichen Nummern oder wurden belagert. Wie soll man brüllend und Stöcke schwingend in ein Haus eindringen, das kein Hoftor hat, das sich durch einen Portier schützt und mit teppichbelegtem Flur einen sittsamen Eintritt vornehm gebietet? Wo nehmen wir für unsere Kinder die nötige Roheit her? Menschen von tiefem Eigensinn, von fruchtbarer Phantasie können so nicht entstehen. Dichter und Künstler werdet ihr nicht groß ziehen: so meint Karl Scheffler in seinem Buch über und gegen unser Berlin, nur eine Kolonialstadt, die keine richtige Geschichte gehabt hat, und die er dazu verurteilt, immer nur zu werden, nie zu sein. Darüber ließe sich erst nach abermals fünfhundert Jahren reden. Aber auch soweit hat Scheffler bereits entschieden: Berlin wird keine primäre Stadtkultur schaffen, so lange es Kolonialstadt ist, und es wird andererseits nur stark und mächtig sein, so lange es eben Kolonialstadt ist. Eigentlich gibt es gar kein Berlin und keinen Berliner. Wir sind ein Mischmasch, der sich immer wieder mischt und mascht, und aus dem nie eine richtige Rasse wird.

Hat man auch daran gedacht, daß noch nie eine politische Hauptstadt von einem blutreinen Stamm geschaffen worden ist? Das ewige Rom wurde von sehr verdächtigen Elementen gegründet. Paris hatte im frühen Mittelalter die gemischteste Bevölkerung von ganz Frankreich: Franken, Kelto-Romanen, Syrer und Juden, die überall dabei sein müssen, haben von ihrem Blute hergegeben, um diese besonders großstädtische Rasse zu züchten. Der Berliner ist noch nicht so weit, es fehlt ihm sozusagen an der sinnlichen Existenz, genau wie meiner neuen Straße, die vorläufig nur eine Bewegung, eine Richtung, eine Tendenz, einen Willen bedeutet. Sind wir darüber nun so unglücklich, und empfinden wir unser Nomadentum, diese Freizügigkeit des Gemüts, als eine Demütigung? Gewiß nur in den Stunden, da wir

snobistisch ästhetisieren zu müssen glauben. Vielleicht wird gerade aus dem Berliner der beste Europäer werden, und wer Augen hat zu sehen, der bemerkt heute schon, daß die Kulturkräfte des germanischen Nordens nach dieser noch formlosen Stadt zu konvergieren beginnen, angezogen von der ungeheuren Energie einer fröhlichen Arbeitslust, eines tapferen Zukunftsglaubens, die man aus dem gegenwärtigen Weltbild gewiß nicht herausdenken könnte oder möchte. Den Gegnern Berlins geben wir Berliner in jeder Beziehung Recht mit dem schmunzelnden Vorbehalt, daß wir sie alle einmal widerlegen werden. Das ist unsere Bescheidenheit und Unbescheidenheit, das ist die Pfiffigkeit tapferer Leute, die noch vieles vor sich haben.

Meine neue Straße erzählt mir nichts und verspricht mir wenig; denn ich bin ziemlich sicher, daß meine Kinder sie nicht bewohnen werden. Aber es macht mir Vergnügen, dem geraden Strich nachzusehen, der sich gegen Westen fast täglich verlängert, der mit gleichmütiger Schnelligkeit durch gleichgültiges Neuland läuft, bis diese zielbewußte Linie sich mit einer anderen ebenso wackeren Geraden winkelt. Dahinter kommen bald die märkischen Wälder und Seen, eine strenge, sogar bitter ernste Landschaft, die aber unter den Händen der fleißigsten Menschen feiner und weicher zu werden beginnt. Stehen die Kiefern des Grunewalds in der Glut des Sonnenuntergangs nicht stolz wie Pinien von gewähltester Form und schmückt sich nicht der Abendhimmel mit einer Zartheit und Zärtlichkeit der Farben, die früher nicht mit dieser verhaltenen Inbrunst geleuchtet haben können! Es ist, als ob die große Stadt, die die Natur vergessen hatte, sich nur so tatkräftig ausreckt, um sich wieder in sie hineinzubetten, als ob ihre Nüchternheit, ihre Helligkeit, ihre Tapferkeit sich in weicheren Stunden dem Traum einer milden Zukunft überließe.

Idealismus/ von Karl Jentsch

Platos großes Problem ist die Gerechtigkeit: die der göttlichen Idee entsprechende Ordnung der Dinge — in der Menschenseele. Aber dieser wunderliche Mikrokosmus ist schwer zu durchschauen. Wie herausfinden, was in ihm herrschen, was dienen, und wie der Dienst gegliedert sein soll? Vielleicht gelingt das, wenn wir den menschlichen Makrokosmus betrachten, der doch nach derselben Idee gestaltet sein, die Ordnung oder Unordnung der Einzelseelen im vergrößerten Maßstabe, also leichter erkennbar, darstellen muß. So zeichnet er denn den vollkommenen Staat in einer Zeit, da der Griechengeist, der in Politik und Kultur Großes geschaffen hatte, schon dem Tode nahe war. Mit den Spätblüten dieses welkenden Geistes schmückte Rom sein durch äußere Gewalt aus Völkerleichen aufgebautes Reich, bis der neue Geist, der in dieser Hülle gereift war und sie in die christliche Kirche verwandelt hatte, wieder von innen heraus gestaltete und — die vollkommene Ordnung zwar erst vom Jenseits erwartend — mit der germanischen Volksseele eine der griechischen in mancher Beziehung überlegene neue Kultur zeugte. In dem Maße, als die geistliche Gewalt die ihr zugefallene weltliche Macht gebrauchte und mißbrauchte, ward sie aus einer schöpferischen eine hemmende, ja auflösende Kraft. Die Völker wandten sich innerlich, die nordischen auch äußerlich von ihr ab und vertrauten ihr Heil dem keimenden Nationalstaat an, der im Bereiche des Luthertums und des Katholizismus monarchisch, bei den Calvinern republikanisch war. Die Monarchie obsiegte in ganz Europa, und dem Republikanersinn fiel die Aufgabe zu, als revolutionärer Gärungsstoff zu wirken. Nach seinem vorübergehenden Siege in der großen Revolution schloß er mit der Monarchie den Kompromiß, den man Konstitution nennt. Unter deren Walten ordnete sich Europa so fein säuberlich wie nie zuvor, aber niemand war mit dieser schönen Ordnung zufrieden, am wenigsten das gemeine Volk. Utopisten malten ihm zum Trost und zur Aufreizung die vollkommene Staats- und Gesellschaftsordnung, und Marx, der wissenschaftliche Utopist, stülpte nicht bloß Hegel um, sondern stellte auch Plato auf den Kopf, indem er die Herrschaft des von Natur zum Dienen Bestimmten: der materiellen Interessen und der Handarbeiter, proklamierte. Diese Umkehrung des Vernünftigen entspricht der vermeintlich neuen, in Wirklichkeit uralten Naturphilosophie, die den Zweck und die Idee aus dem All verbannt und nichts übrigläßt als eine blinde Triebkraft, welche das kausal geordnete Spiel der chemischen Elemente (woher wohl deren Ordnung?) von hinten ins Dunkle und Leere vorwärts stößt, wobei dann zufälligerweise Gestalten herauskommen, die aussehen,

als hätten sie Sinn und einen Zweck, bis endlich in Menschenhirnen tanzende Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stickstoffatome durch Menschenaugen verwundert ein Universum erblicken und sich Gedanken darüber machen. „Weg mit diesen Gedanken!" ruft der große Bejaher und Verneiner; „es steckt nichts hinter den Erscheinungen; Torheit ist es, zu fragen, wie die Dinge geworden seien; so wie sie sind, sind sie immer gewesen, und jede ihrer Konfigurationen und Konstellationen kehrt periodisch immer wieder; frage nicht, sondern sei, was du bist, und freue dich deines Daseins!" Das Verbot hat nicht gefruchtet. Wie kann man sein wollen, was man ist, wenn man nicht weiß, was man ist? Die meisten Denkenden wissen es nicht. So fährt denn der Mensch des 19., des 20. Jahrhunderts fort, zu suchen. Was zu suchen? Seine Idee, die Idee des Menschentums; und so ist denn des Grübelns kein Ende. Aber zugleich schafft er, oder vielmehr schaffen die Nichtgrübler mit Geist und Hand; schaffen so Riesiges, daß das Geschaffene Herr über sie, das ganze Volk eine produzierende Maschine wird, in welcher der Einzelne nur ein Rädchen vorstellt, das zerbricht, wenn es sich dem Getriebe nicht anpaßt. Der heutige Mensch gleicht dem Manne am Wasserrad, der von Sprosse zu Sprosse steigt, unaufhörlich steigen muß, wenn er nicht ertrinken will, ohne auch nur eine Elle höher oder vorwärts zu kommen. Das Ganze stürmt vorwärts in rasendem Lauf, der durchschnittliche Einzelne aber bleibt auf dem alten Fleck — als Arbeitssklave, und begehrt er sonst nichts zu sein, so weiß er nun, wer und was er ist. Aber das will er natürlich nicht sein, und wenn ihn die Arbeit einen Augenblick zur Besinnung kommen läßt, gerät er wieder in die Suche nach dem Seinsollenden. Und so ist denn das neue Deutsche Reich ein Chaos von Grüblern, die nichts wirken, und von Wirkenden, die nichts denken, oder doch nur Technisches denken: das, was zu ihrer rein äußerlichen Tätigkeit erfordert wird.

Dieses Chaos analysiert Karl Scheffler in seinem kleinen, aber inhaltschweren Buche „Idealisten". Er legt das Innere unsers Volkskörpers bloß bis ins feinste Geäder hinein. Zeigt uns die Gehorchenden, deren Gehorsam nicht befreiende, freudige Einfügung in die göttliche Ordnung ist, sondern murrender Sklavendienst oder gedankenlose Begeisterung für kommandierte Ideale oder byzantinische Unterwerfung unter den Geschmack eines ungenialen would be-Autokraten. Zeigt uns die Arbeitenden, die wie wahnsinnig schuften, ohne ihre Arbeit durch einen vernünftigen Zweck zu adeln; die mit einem ungeheuren Aufgebot von Muskelkraft und technischem Genie Schund für Dummköpfe produzieren. Ferner die durch Schuldrill, Bücher und Zeitung Gebildeten, die in Wirklichkeit gar nicht gebildet, sondern formlos und jedenfalls ungebildeter sind als ein Analphabet, der unter dem Einfluß einer gesunden Familientradition seinen festen Charakter gebildet hat und als tüchtiger Handwerker Gediegenes schafft. Dann die Religiösen, die entweder mit hergebrachten Kultbräuchen einen Gott ehren, der

ihnen innerlich fremd geworden ist, oder sich in Sekten und Logen mit der Verwirklichung von Teilidealen abmühen, die niemals Ideal des ganzen Volkes werden und der Schaffung einer neuen Kultur dienen können; welcher Zustand noch verschlimmert wird durch das schlechtgeordnete Verhältnis des Staates zur Kirche, das in einem immerwährenden latenten Kulturkampfe schwärt. Zeigt uns weiter die Ideologen, die, neben blasierten Jünglingen im Mannesalter Jünglinge bleibend, für Ideale schwärmen, die sie nicht in Arbeit umzusetzen die Kraft haben; von denen viele im Ästhetischen stümpernd herumtaumeln, eine Seelenkunst, eine große Kunst, eine Heimatkunst anstrebend, für die alle Bedingungen fehlen. Und neben der ideologischen Verstiegenheit sehen wir die materialistische Entartung wuchern, die den schwächlichen Ideologen durch den falschen Schein der Freiheit verlockt, daß er, statt nur schlechte Konventionen und wirkliche Fesselung zu bekämpfen, gegen alle die echte Freiheit schützend umhegenden Schranken anstürmt, die Ehe zerrüttet, der Jugend den religiösen Halt raubt und sie damit der Verlotterung und Verzweiflung preisgibt. Ein Glück noch, daß die ganze Revolution dieser „Vorurteilslosen" auf dem Papiere stehen bleibt, und daß der begabtere Boheme, nachdem er sich eine Position errungen, in der Gesinnungstüchtigkeit und Korrektheit es mit jedem Ordnungsphilister aufnehmen kann.

Alles in allem — ein arger Wust von Unsinn und Unkultur! Aber mitten in diesem Wust wird Großes, Wunderbares geschaffen, offenbart sich in solchen Schöpfungen rege Lebendigkeit und gewaltige Kraft, und wie könnte das Ideale fehlen, wo Lebenskraft waltet? Was anderes kann das Ideal sein für den Menschen, als eben der Mensch, der lebendige, wirkende, vollkommene Mensch in den tausend edlen Gestalten, die er anzunehmen fähig ist? Darum ist das Innere, das bisher aufgedeckt wurde, noch nicht das Innerste. Dieses Innerste ist die ungeschwächte, gute und edle Kraft des deutschen Volkes, die sich in seinen wissenschaftlichen und technischen Leistungen kundgibt, und die sich nur darum vielfach absurd gebärdet, weil ihre Äußerungen nicht organisiert sind, und weil das deutsche Volk noch nicht zur Selbstbesinnung gelangt ist, zur Kenntnis seiner eigenen Kraft und seiner großen Bestimmung. Hat es sich dereinst zu dieser Erkenntnis durchgerungen, so wird sie ihm die Herrschaft über seine Schöpfungen wieder geben, deren Sklave es geworden war. Von Liebe zur lebendigen Wirklichkeit durchglüht und ihr mit optimistischem Scharfblick auf den Grund schauend, vertraut Scheffler, daß das ungeheure Zukünftige, das in unserm Volke werden will und dessen Umrisse schon sichtbar werden, ein Gutes, Schönes und Edles sein werde.

Über die Form von Schefflers Essays brauche ich nichts zu sagen, weil sie den Lesern der Neuen Rundschau bekannt ist: Form im höchsten Sinne des Wortes, sichtbar gewordener Gedankeninhalt; darum jeder Satz ein kleines Kunstwerk,

jeder dritte oder vierte Satz eine Sentenz. Die meisten seiner Gedanken begrüße ich mit freudiger Zustimmung. Manchen stehe ich zweifelnd gegenüber: es wird längeren Nachdenkens bedürfen, ehe ich mir klar darüber geworden sein werde, wie ich mich dazu stellen soll. Als eine kleine Ergänzung möchte ich nur die persönliche Erfahrung beifügen, daß es abseits von dem industriellen, spekulierenden, künstlerischen, literarischen Großstadtleben, dem Schefflers Gegenwartsbilder entnommen sind, noch ansehnliche Reste der schlichten und echten Kultur gibt, die er als ein Zukünftiges wünscht und hofft.

Die Lords/ von Samuel Saenger

Nichts zu tun, sagt Oskar Wilde, lebt der Auserwählte. Dieser Auserwählte ist, kein Zweifel, der Lord. Die Atmosphäre seines Umgangs, seiner Interessen, seiner Empfindungen, seiner animalischen und intellektuellen Triebe ist die verruchte Atmosphäre Dorian Greys. Sein Beruf ist: keinen zu haben: seine Aufgabe: das Leben mit Lust, mit Kurzweil, mit Kunst, mit Schönheit, mit Laster zu füllen: alles vergessen zu machen, was an Pflicht und Arbeit erinnert. Der schweißtriefenden plebejischen Beflissenheit, durch Produktion sozialer Werte sich „irgendwie nützlich zu machen", bleibt er fern; nie drückt ihn die verblödende Gewissensnot des Arbeitsphilisters, der wie unter dem Druck eines Schuldbewußtseins durch das Leben keucht. . . Er bewegt sich, der rechtliche Träger des moosbewachsenen Geschlechtes, in dem ganz engen Kreise von seinesgleichen: durch streng gehütetes Herkommen und strotzenden, automatisch sich verjüngenden Reichtum wird sein Pathos der Distanz gestützt: und tief unter ihm liegt, verachtet, die ganze demokratische Omnibuskultur. Dieser enge Kreis der Lords umfaßt nur die fünf Glieder des eigentlichen englischen Adels, der nobility: die dukes (27), die marquesses (35), die earls (183), die viscounts (39), die barons (204). Die geschlossene Zahl und ihr rechtliches Gesetzgeberprivileg sind die Grundlage des aristokratischen Gruppengefühls. Natürlich durchrieselt es auch ihren vom Gesetz zu den Bürgerlichen (commoners) gerechneten Familienanhang, die Höflichkeitslords, während seine Ausdrucksformen und Gebärdensprache von den bloß Betitelten (titled classes), den Barönchen (baronets), den Rittern (knights), den Gentlemen in allen Schattierungen grotesker Vergröberung und Verzerrung nachgeahmt werden . . So steht an der Spitze der englischen Gesellschaftspyramide die erbliche Aristokratie, eine cl iqueféodale in Reinkultur: auf der Basis das dunkle Gewimmel des erblichen Proletariats: in der Mitte, den Blick wie hypnotisiert nach dem goldenen Schlußstein gerichtet, die vom Besitzhunger besessene Mittelklasse, die moneyed classes, mit geringen intellektuellen und ästhetischen Bedürfnissen.

Wir streifen vom Bildnis des Dorian Grey die Paradoxie, die „Invention" ab: als Kern finden wir den Lord der gewöhnlichen Vorstellung. Lebt der moderne Mensch, auch der über die gemeinste Notdurft des Alltags erhobene, dem Evangelium der Arbeit, so lebt der Lord, der in der Peerskammer mit seinesgleichen gepaarte erbliche Gesetzgeber, dem Evangelium des Genusses. Genießen macht gemein, sagt Faust; aber Faust ist, man mache sich darüber keine Illusionen, das Vorbild des vom Willen zur Erkenntnis und werkschaffenden Arbeit beflügelten Plebejers, ist das Gegenbild zum Menschen, dem die Ahnen die Qual, um die Erfüllung seiner Bestimmung zu ringen, abgenommen haben. So bildet der Lord eine Anomalie im modernen Arbeitsstaat, in dem die „Sonstigen" das Brot unter Tränen essen. Er hat es nicht nötig. Er lebt von der Grundrente, dem durch unverdienten Wertzuwachs gesteigerten Renteneinkommen. Nach einer Aufstellung, die um 1874 gemacht wurde, besaßen gegen fünfhundert Lords etwa zwanzig Millionen Acker, das heißt: beinahe die Hälfte des ertragsfähigen Bodens des Vereinigten Königreichs. Ihr jährliches Gesamteinkommen betrug über zweihundertsechzig Millionen Mark. Die fettesten Renten freilich, Fabelsummen, fließen den Lords aus den Städten (wie London, Bristol, Edinburgh) zu, deren Grund und Boden ihnen gehört; der Ertrag aus dem landwirtschaftlichen Betrieb ist seit Aufhebung der Kornzölle immer magerer geworden. Die Brache wächst von Jahr zu Jahr, das Land wird Jagdrevier, Viehweide, Park, reine Augenweide, ästhetischer Zierat. Hat sich nun auch das Wirtschaftszentrum seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Grund aus verschoben, haben in Britannien wie anderswo, früher als anderswo die Kapitäne der Industrie, des Handels, des Verkehrs, die Werkmeister der Technik, die Meisterköpfe des Laboratoriums die nationale Lebensgestaltung in die Hand genommen und die Lords allmählich in ein Stilleben um den Wollsack des Oberhauses gedrängt: so bleibt ihr Wertbewußtsein von diesem „Umstand" unberührt. Seit jenen fernen Tagen, wo seinem um Verwaltung, Rechtsprechung und Friedenserhaltung verdienten Ahnen das Kronlehen oder die Baronie gegeben wurde, fühlt er sich in englischer Scholle verwurzelt, fühlt er sein Geschlecht zum lebensgrünen Baum geheiligter Tradition emporgeblüht; und wenn der Nichtsalserbe, der kein Mehrer sondern ein Verzehrer ist, unter dem Schatten dieses Baumes und seiner Privilegien Schutz sucht vor dem, was er bei sich verächtlich den nivellierenden Gleichheitsfanatismus der demokratischen Bestie nennt, was er am Budget als Expropriation und feigenblattlosen Kommunismus denunziert, so glaubt er sich im Einklang und Bunde mit allen guten Geistern englischer Geschichte.

So ungefähr malt sich drüben (aber nicht nur drüben) der Lord in den Köpfen der aufgewühlten Massen. Seit Jahrzehnten, seit der Aufhebung der Kornzölle, der Demokratisierung des Wahlrechts durch die großen Reformakte und

Gladstones Homerule für Irland war die englische Presse nicht so vergiftet wie heute. Ich lese hemmungslose Ergüsse. Alle Klassen, Stände, Kreise sind in Aufruhr, die Mittelschicht innerlich gespalten, in radikalsoziale und individualistische Elemente zerrissen, das organisierte Proletariat auf dem Wege zur Eroberung der politischen Macht; aber alle doch wieder einander zugetrieben durch die Sorge um Erhaltung des hohen Lebensstandards, durch die drohenden imperialistischen und handelspolitischen Notfragen, von denen Großbritanniens Existenz als Weltmacht und Kulturstaat abhängt. Den Imperialismus bejahen alle: von Haager Abrüstungen erwartet die unmittelbare Praxis nichts; aber mit welchen Mitteln sollen die Gigantenrüstungen getragen, mit welchen die Lasten der unaufhaltsam ausgebauten sozialen Gesetzgebung bestritten werden? Durch „sozialen" Schutzzoll? Der streicht, sagen die Liberalen, wie ein vent de folie über die Länder und stellt aus vagen Analogien Gleichartigkeiten her. Eine wirtschaftliche Anomalie wie England, ein Land, dessen gesamte Ernährung von der täglichen Zufuhr, dessen Stapelindustrie (Textil, Kohle, Maschinen) von der Ausfuhr abhängt und dessen breite Rentnerschicht trotz aller Kapitalkraft eine Lebens- und Arbeitsverteuerung schwerlich zu tragen willig, vielleicht gar nicht fähig ist: ein solches Land würde durch ein schutzzöllnerisches Experiment ruiniert werden. Ich war der Meinung, daß dieses Experiment trotzdem gemacht werden würde: g e g e n das Wirtschaftsinteresse Englands. Aus politischen und imperialistischen Gründen. Der Gedanke gewann täglich an Boden. Da kam das „sozialistische" Budget: das im Sinne der sozialen Gerechtigkeit fortgeschrittenste, das die kapitalistisch organisierte Gesellschaft bisher irgendwo erlebt hat. Bleibt die Freihandelsbasis, bleibt der imperialistische Druck, bleiben die sozialen Lasten: so war kein anderer Weg gangbar. Die taktische Stellung war glänzend und mit unbeirrbarem politischem Instinkt gewählt, aller Demagogenriecherei zum Trotz: man war ja zwischen der grollenden, heischenden, auf living wages und Achtstundentag eingeschworenen Arbeitermasse und dem „äußeren" Feinde eingeklemmt. Die liberale Mehrheit im Unterhaus war überwältigend, die konstitutionelle Stellung hier, wo es sich um das immer wieder zugestandene und als unantastbar geltende Steuerprivileg der Volksvertretung handelt, scheinbar uneinnehmbar. Aber die Rechnung war ohne die Lords gemacht. Sie wagten den Bruch vom Herkommen und erzwangen die Berufung ans Volk.

Wie war das nur möglich? Fühlten die Lords die Mehrheit der Wähler trotz aller Gegenrechnung hinter sich, dann kann ihr Ruf als feudale Clique nicht gar so allgemein und fest begründet sein wie das vielfach geglaubt wird. Es ist tatsächlich so, die allgemeine Vorstellung vom Lord ist verzerrt. Zunächst sind die englischen Lords gar keine feudal-agrarische Kaste im kontinentalen Sinne. Sie bilden vielmehr die Krone der Plutoaristokratie, zu der sich die englische Gesellschaft emporgipfelt. Die meisten Familien sind kaum zweihundert Jahre

alt; die Zahl der Grundherren, die die Kriege der beiden Rosen überlebte, betrug neunundzwanzig; seit Richard II. werden reiche Kaufherren ohne jeden Grundbesitz in den Peersstand erhoben. Natürlich erwerben sie ihn schnell hinzu; Grundbesitz macht nobel. Aber die fortwährende Erneuerung durch Elemente, die aus dem bürgerlichen Erwerbsleben aufsteigen, der Titelschacher unter den Stuarts, die massenhaften Peersschübe unter den Georgen änderten doch auch die Struktur der Lordseele. Von den Herzögen sind ganz alt nur die Herzöge von Norfolk und Somerset; die Herzöge von Bedford sind ausgestorben, der Titel wurde auf eine andere Familie neu übertragen. Die großen Geschlechter der englischen Geschichte, die Dorsets, die Grafen von Shrewsbury and Talbot, die de Vere und Hereford, sie und viele andere sind längst erloschen, ihre Namen wurden auf blutsfremde Familien vielfach krämerhaften Ursprungs übertragen; und wenn diese sich rasch „feudalisieren", so bleibt ihnen doch die plutoaristokratische Seelenverfassung. Diese hat sich wahrlich nicht verdünnt, seit durch Aufhebung der Kornzölle die englische Agrarverfassung zertrümmert wurde und die alte Nobilität mit dem neuen Industrie- und Finanzadel sich ehelich vermischte und verschmolz. Doch muß man, um gerecht zu sein, hinzufügen, daß große Leistungen der Intelligenz und des Verwaltungsgenies fortwährend die Peerswürde einbringen. Nie fehlten dem Oberhaus, neben den Beau Brummels und entarteten Trotteln im aristokratischen Gehäuse, die Männer von wahrhaft adeligem Wesen, die Schöpfernaturen wie Macaulay, Brougham, Beaconsfield, Tennyson, Kelvin, Morley, die Organisatoren der britischen Weltmacht wie Clive, Curzon, Cromer, Kitchener, Milner. Gerade in den letzten Jahrzehnten sind viele Männer dieses Kalibers ins Oberhaus gelangt; und weil das Unterhaus sich in den Augen der Bourgeoisie immer mehr, nicht nur in den Zielen, auch in den Manieren, proletarisiert, betrachtet ihre Oberschicht die Lords ganz naturgemäß als den Schutzwall gegen die „kommunistische" Flut, vergessend, daß sie vor weniger als einer Generation das Oberhaus für äußerst reformbedürftig erklärt und gewünscht hat, das Prinzip der Erblichkeit möge durch die Ernennung bedeutender Persönlichkeiten zu Peers auf Lebenszeit eingeschränkt werden.

Das wäre also der Kern des Streites: die englische Bourgeoisie will über die Lasten, die im Staatsinteresse dem Besitz aufzuerlegen sind, nicht die Besitzlosen oder die unzufrieden in die kleinbürgerliche Enge Gepferchten entscheiden lassen. Schutzzoll und Freihandel, die ihre Mitglieder sonst trennen, sinken gegenüber der, wie sie fest glaubt, durch die Desperados im liberalen Kabinet eingeleiteten Epoche des demagogischen Terrorismus zu Fragen minderer Bedeutung herab. Und wenn es nur möglich ist, sich vor dem Radikalismus, dem in die Hörigkeit der Lohnempfänger geratenen Liberalismus durch kein zahmeres Mittel als den Bruch einer geheiligten Konventionalregel zu schützen: so sei's drum.

Es ist töricht zu leugnen, daß die Konventionalregeln im englischen Verfassungsleben den Lords den Einspruch gegen Budgetbeschlüsse des Unterhauses verbieten. Lord Palmerston war der letzte Staatsmann, der es 1861 nötig fand, durch eine Resolution der Gemeinen den Lords einschärfen zu lassen: das Recht, der Krone Geldmittel zu bewilligen, stehe den Gemeinen allein zu; nur ihnen gebühre die Beschränkung aller solcher Bewilligungen nach Inhalt, Maß, Art und Zeit. Gerade darum bewundern wir ja die Lords, weil sie den Mut zum Bruch, den Willen zu ihrem Egoismus, unter Umständen — zum Selbstmord haben.

So ist es gekommen, daß alles, was am Herkommen hängt, daß die im Besitzrecht warm Gebetteten, daß die in der kapitalistischen Tradition Wurzelnden, daß die an der Weltstellung Englands berauschten Patrioten sich zusammenfanden, den Lords durch lauten Zuruf den Nacken zum Widerstand steiften und alle Elemente zu sich herüberzogen, die bei Fragen des sozialpolitischen und kulturellen Fortschritts, an denen vorzugsweise die Massen interessiert sind, nur an die Opfer denken, die die Befriedigung dieser Massenbedürfnisse sie kosten wird. Diese Entwicklung war seit lange vorauszusehen. Die Geschichte der letzten liberalen Regierungen, von der letzten aufregenden Amtsführung Gladstones bis zum Kabinett Asquith, beweisen es; sie haben wenig erreicht, sie waren fast geschichtslos. Die Haftpflichtbill, die Gemeinderatsbill, die irische Homerulebill, die Schankkonzessionsbill, die Schulreformbill wurden im Oberhaus verstümmelt oder verworfen. Die Lords fühlten sich immer mehr als Mandatare der führenden kapitalistischen und imperialistischen Oberschicht, gewöhnten sich immer schneller in die Rolle der hemmenden und balancierenden Funktion. Sie, die man als Komitee des feudalen Carlton-Klubs in Pall Mall bezeichnen darf, vermochten immer mehr die Gesetzgebung des Unterhauses, wenn die Liberalen die Mehrheit hatten, zu lähmen. Dieser Zustand war unhaltbar; er mußte von den emporstrebenden Klassen als prinzipielle Hemmung aller sozialen Entwicklung empfunden werden und zur Katastrophe, zu einer letzten definitiven Auseinandersetzung führen zwischen der Aristoplutokratie und den Sozialliberalen, die mit den starr individualistisch orientierten Liberalen der alten Schule vom Typus Rosebery nicht das Geringste mehr gemein haben. Die Lords sind bei diesem Gigantenkampf nichts als der vorgeschobene Posten der Aristoplutokratie. Über seinen unmittelbaren Ausgang wage ich keine Meinung zu äußern: denn ein Weichselzopf sekundärer Fragen verdunkelt den Kardinalpunkt. Aber dies ist mir keinen Augenblick zweifelhaft: weder himmlische noch weltliche Lords werden die englische Bourgeoisie noch lange vor sozialistischen Budgets wie dem eben verworfenen bewahren.

Bankpolitik/ von Daniel Ricardo

Die Politik der Zentralbanken ist nicht allein von Rücksichten auf die wirtschaftliche Entwicklung abhängig. Es spielen oft Parteifragen in Geschicke der wichtigsten Finanzinstitute hinein. Die Bank von England hat solchen Einflüssen mehr als einmal standhalten müssen; und die Deutsche Reichsbank ist unausgesetzt Gegenstand der Kritik politischer Fraktionen. Eine Zentralnotenbank ist vor zwei wichtige Aufgaben gestellt, denen sie sich in jeder Lage gewachsen zeigen muß: Schutz der Währung und Kontrolle des Kredits, soweit dessen aktive oder passive Lebensäußerungen sichtbar werden. Man verlangt von der Bank, daß sie stets einen ausreichenden Vorrat von Gold halte, und fordert gleichzeitig, daß sie den Wechselzinsfuß nicht zu hoch hinaufschießen lasse, um den wirtschaftlichen Faktoren die Erlangung von Betriebsmitteln nicht zu verteuern. Diese beiden Leistungen sind nicht immer leicht miteinander zu vereinigen. Wird der Bank mehr Gold entzogen, als sie normalerweise abgeben kann, so ist sie genötigt, von dem Schutzmittel der Diskonterhöhung Gebrauch zu machen. Es mag dabei der Wunsch, den Kreditansprüchen Erschwerungen zu sparen, durchkreuzt werden: zuerst kommt das Interesse der Währung, dem Bedenken anderer Art geopfert werden müssen. Ein sonderbarer Kontrast zwischen dem von Fachleuten als notwendig Erkannten und dem von Parteiprogrammen Gewollten macht sich gerade bei der Beurteilung der Reichsbankpolitik geltend. Der Vorgänger des heutigen Bankpräsidenten hat mehr als einmal, von sichtbarer Stelle aus, eindringlich auf das Mittel der Diskonterhöhung als einzige Möglichkeit, Gefahren für Kredit- und Geldwesen zu vermeiden, hingewiesen. Trotzdem wird dem Direktorium der Bank noch immer der Vorwurf gemacht, daß die Ankäufe von Gold nicht im richtigen Verhältnis zu den Anforderungen des geschäftlichen Lebens ständen. Eine lächerliche Phrase, die schnell und gründlich ad absurdum geführt werden kann. Die Reichsbank hat im ganzen für etwa 3800 Millionen Mark Gold gekauft. Präsident Havenstein entwickelte, von Beginn seiner Tätigkeit an, eine starke Initiative mit Bezug auf die Goldfrage und vermehrte den Vorrat, in verhältnismäßig kurzer Zeit, um nahezu 300 Millionen. Von den 3800 Millionen sind 3 Milliarden in den allgemeinen Verkehr geflossen, während die Reichsbank (nach dem letzten Ausweis) 780 Millionen Gold in ihren Kellern hatte. Nebenbei bemerkt: unter dem Regime Koch hatte die höchste Durchschnittsziffer des Goldbestandes 745 Millionen (im Jahre 1905) betragen. Sehen wir uns nun die Bank von Frankreich an. Dort ist ein Goldvorrat von 3600 Millionen Frank vorhanden, während kaum eine halbe Milliarde sich in Zirkulation befindet. Die Summe des im Lande domizilierenden Goldes ist also in Deutschland nicht kleiner als in Frankreich. Der Unterschied besteht nur darin,

daß hier der Verkehr, dort die Zentralbank Hauptthalter des gelben Metalls ist. Daraus ergibt sich, daß andere Ursachen, wie die rein mechanische Taktik des Kaufens, die verschiedene Lagerung des Goldes bedingen müssen. Sieht man diese Motive, so wird man gezwungen, die Kritik richtiger einzustellen, als es Parteileidenschaft zuläßt. Deutschland ist ein anders gearteter wirtschaftlicher Organismus wie Frankreich. Hier ist alles in lebendigem Fluß; dort stagniert das geschäftliche Leben. Das ist eins. Zum zweiten braucht die Bank von Frankreich ihre Noten nicht in Gold einzulösen. Sie zahlt, wenn es sich nicht um kleine Beträge handelt, in Silber und läßt sich bei der Hingabe von Gold eine Prämie vergüten. Auf die Weise ist es möglich geworden, den Verkehr mit Noten zu sättigen und im Bereich der Bank eine Goldthesaurierungspolitik größten Stils zu treiben. Die Reichsbank würde den Ruin der deutschen Währung und des Kredits der deutschen Handelswelt heraufbeschwören, wenn sie es sich einfallen lassen sollte, ihre Noten nicht mehr gegen Gold einzutauschen. Man ist im Ausland sehr subtil und rasch bei der Hand mit falschen Schlüssen. So hat die Bestimmung, daß die Reichsbank an kleinen Plätzen die Leistung von Zahlungen in Gold verweigern darf, wie ein Echec der Währung gewirkt. Sehr zu Unrecht; denn es handelt sich hier nur um eine organisatorische Maßregel, die es dem Institut ermöglichen soll, nicht überall unverhältnismäßig große Goldbestände halten zu müssen.

Über die leidigen Kämpfe ums Gold wird man nicht eher hinwegkommen, bis man sich von dem Vorurteil freigemacht hat, als beruhe der Wert einer Banknote in der Tatsache ihrer Deckung mit Gold. Die Bank von England verfügt stets über eine zu breite Golddecke. Sie hat mehr Gold im Besitz als Noten im Umlauf. Dort ist jede Note in der Tat mit Gold gedeckt. Die Deutsche Reichsbank besitzt die Möglichkeit, durch Ausgabe ungedeckter Noten (deren Höchstsumme nur indirekt begrenzt ist) sich dem jeweiligen Bedarf anzupassen. Das ist der Vorzug der Elastizität, der sich gegenüber dem starren System in England bewährt hat. Die Organisation des englischen Notenwesens ist veraltet. Nur durch die ausgezeichnete Regelung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs sind die Nachteile der dem modernen Wirtschaftsleben nicht mehr entsprechenden Notenpolitik ausgeglichen worden. Kann man nun etwa mit Recht behaupten, daß eine englische Fünfpfundnote von besserer Qualität sei als ein deutscher Hundertmarkschein? Das sogenannte Deckungsverhältnis hat eben nur den Zweck, eine bestimmte Mindestgrenze zu markieren. Keinesfalls soll es als Maßstab des Wertes gleichgestellter Wirtschaftsstaaten dienen. Die Reichsbank ist noch niemals in der unangenehmen Lage gewesen, sich einem Minimum zu nähern, während die Bank von England schon mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Im übrigen geniert sich das englische Zentralinstitut, trotz seinen anders gelagerten Goldverhältnissen, keineswegs, gelegentlich von dem Mittel der Diskont=

erhöhung ganz energischen Gebrauch zu machen. Im Laufe dieses Jahres stieg der amtliche Wechselzinsfuß in England von 2½ auf 5 Prozent. Da die Reichsbank sich gleichfalls gezwungen sah, ihre Rate, kurz nacheinander, auf 4 und 5 Prozent zu steigern, so befinden sich die Diskontsätze in England und Deutschland auf dem gleichen Niveau. Diese Parität ist nicht allzu häufig zu beobachten. In der Regel ist der Zinsfuß in London niedriger als in Berlin, weil das britische Zentralinstitut über die Möglichkeit verfügt, eine konservativere Diskontpolitik treiben zu können als die Reichsbank. Die „Bank" drüben kann die Dinge von einer höheren Warte aus beobachten wie unser Institut. Sie ist dem gemeinen Verkehr mehr entrückt und nimmt die souveräne Stellung einer obersten Kontrollinstanz über den internationalen Geldmarkt ein. Ihre vornehmste Aufgabe besteht in der Wacht gegen Amerika. London bildet den natürlichen Vorposten gegen Neuyork. Die Angriffe, die von Wallstreet kommen, entladen ihre Hauptkraft an den Mauern des Bankpalastes an der Cheapside. Die englische Bank hat den stärksten Anprall auszuhalten. Die kontinentalen Plätze bekommen nur Ausläufer zu spüren. Die Goldvorräte in London werden von der nordamerikanischen Union mit besonderer Vorliebe goutiert. Weder Südamerika noch Ägypten sind auch nur annähernd so eifrige Genießer englischen Goldes wie die Vereinigten Staaten. Deren Finanzwechsel spielen in London keine kleine Rolle. Je geringer die aus dem Handelsverkehr sich ergebenden Salden zugunsten der Union sind, desto größer ist ihr Verlangen, die Umlaufmittel durch künstliche Manipulationen zu verstärken. Dann erscheinen die Finanzwechsel, mit deren Hilfe Geld gemacht wird. Der Bedarf wächst mit der Intensität spekulativer Betätigung. An der hat es seit dem Sommer dieses Jahres nicht gefehlt. Nach der Verabschiedung des neuen Zolltarifs, der den extremen Zöllnern volle Befriedigung brachte, gewann die Spekulation neue Kraft. Bald stellte sich Geldmangel ein; und man begann, die Bank von England zu behelligen. Die besann sich nicht lange und verdoppelte ihren Diskont, im kurzen Zeitraum von zwei Wochen, auf 5 Prozent. Ausdrücklich hieß es, die Maßregel sei als Warnung an die Adresse der Vereinigten Staaten aufzufassen. Die Bekämpfung spekulativer Exzesse ist ein besonderes Kennzeichen der Diskontpolitik im Jahr 1909. Nicht nur in London, sondern auch in Berlin. Präsident Havenstein begründete beide Diskonterhöhungen mit der Notwendigkeit, der Börsenspekulation einen Wink zu geben. Eine Kritik an den Tendenzen der Börse sollte damit nicht geübt werden. Zu einer solchen hätte das Reichsbankdirektorium keine Befugnis. Es kam nur darauf an, zu zeigen, daß eine Schwächung des Geldmarktes nicht etwa die Folge verstärkter Ansprüche des legitimen Geschäfts, sondern der Effektenspekulation zuzuschreiben sein werde. Sollte die Reichsbank bis zum 31. Dezember mit dem Wechselzinsfuß von 5 Prozent auskommen, so wäre das nicht etwa auf einen

Erfolg der Apostrophierung der Börse zurückzuführen, die sich überraschend schnell mit dem Lombardzinsfuß von 6 Prozent abgefunden hat, sondern es würde lediglich die Konsequenz verlangsamten Tempos im Warenumsatz sein. Einer Ingerenz der Reichsbank auf die Effektenspekulation sind schon dadurch Grenzen gezogen, daß das Zentralinstitut die Verantwortung für die Folgen einer gewollten Verteuerung von Ultimogeld nicht auf sich nehmen darf.

Die Gegner der heutigen Bankpolitik würden am liebsten jede Kontingentierung der Notenausgabe beseitigt sehen, damit das „Risiko" der Diskonterhöhung gänzlich aus dem Kalkül gestrichen werden könnte. Daß man auf die Weise zur Assignatenwirtschaft käme, erscheint den Nörglern ein übertriebenes Bedenken. Die Sorge um die Erhaltung der Valuta belastet ihre Gedanken nur sehr wenig. Die Hauptsache ist, daß sie sich als Vorkämpfer für die Dauerherrschaft eines niedrigen Zinsfußes den Dank der notleidenden Industrie verdienen. Mit den Zugeständnissen, die das neue Bankgesetz gemacht hat, sind sie nicht zufrieden. Besonders genügt ihnen die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents nicht. Um einem Überhandnehmen der Papiergeldfabrikation vorzubeugen, wurde bestimmt, daß die Reichsbank, beim Überschreiten einer bestimmten Grenze des Notenumlaufs, eine Steuer von fünf Prozent für den überschießenden Betrag zu zahlen hat. Ein gewisses Kontingent bleibt steuerfrei. Es sind zurzeit 473 Millionen, die bei der Berechnung des Deckungsverhältnisses, dem Metallstand zugezählt werden. Die Bank könnte nun die Steuer von sich abwälzen, wenn sie jedesmal beim Eintritt der Steuerpflicht den Diskont auf 5 Prozent fixieren würde. Dann gliche sich die fünfprozentige Abgabe mit der ebenso hohen Bankrate aus. In Wirklichkeit macht die Reichsbankverwaltung von diesem Ausweg keinen Gebrauch. Sie läßt sich also in ihrer Diskontpolitik nicht von der Rücksicht auf die Notensteuer beeinflussen. Um nun aber die Notwendigkeit der Diskontsteigerung auch im Normalfall weiter hinaus zu verlegen, hat die Novelle zum Bankgesetz das steuerfreie Notenkontingent auf 550 Millionen (an den Quartalsterminen sogar auf 750 Millionen) erhöht. Die neuen Bestimmungen treten am 1. Januar 1911 in Kraft, werden aber schon heute mit ebenso großer Hartnäckigkeit wie mangelnder Objektivität bekämpft. Warum? Weil die Reichsbank am 30. September 1909 unter dem Druck einer außergewöhnlich starken Schwächung ihrer Bilanz stand. Diese Erscheinung würde, auch nach dem neuen Bankgesetz, keine wesentliche Milderung erfahren haben; deshalb, so argumentieren die Feinde der gegenwärtigen Bankverfassung, sind die Erleichterungen, welche die Novelle bringen soll, absolut unzureichend. Im Grunde handelt es sich bei dem Für und Wider um einen Prinzipienstreit. Die eine Partei sieht das Heil in der Übernahme der Bank durch das Reich; die andere Gruppe ist der Ansicht, daß die gemischte Verfassung, die der Organisation des deutschen Zentralnoteninstituts

zugrunde liegt, sich den Ansprüchen, die an die Elastizität der Bank gestellt werden, am besten adaptiere. Da von allen großen Notenbanken nur die Russische Staatsbank auf rein gouvernementaler Basis steht, so ist anzunehmen, daß die Beibehaltung eines gewissen privaten Einflusses sich nicht schlecht bewährt hat. Mit dem russischen Staatsinstitut scheinen sich die falschen Freunde der deutschen Reichsbank nicht gern zu beschäftigen, sonst würden sie nämlich noch auf einen anderen Irrtum gestoßen sein. In den Kreisen der Vorkämpfer pro fisco grassiert die Ansicht, daß große Goldbestände das sicherste Mittel zur Erlangung dauernd niedriger Diskontsätze seien. Die Russische Staatsbank verfügt ständig über einen sehr beträchtlichen Goldvorrat. Trotzdem ging sie schon mit ihrem Zinsfuß bis auf 7 ½ Prozent in die Höhe, und das zu einer Zeit, wo eine Goldmenge von mehr als zwei Milliarden Mark in ihren Kellern lagerte. Die Bank von England aber setzte ihren Diskont, trotz der Überdeckung ihrer Noten durch Metall, auf 5 Prozent fest. Wo bleibt da die angeblich wichtige Wechselwirkung von Goldvorrat und Diskontpolitik? Nur wenn die Golddecke übermäßig verkürzt wird, hat der Diskontsatz sich zu rühren; umgekehrt aber würde eine Thesaurierung von Gold allein die Wirksamkeit des hohen Wechselzinsfußes nicht ausschalten können. Im übrigen ist noch jeder den Beweis dafür schuldig geblieben, daß ein vorübergehend hoher Diskontsatz den gesunden Fortschritt in der wirtschaftlichen Entwicklung gehemmt hat. Es sagt sich so leicht: „Hoher Diskont wirkt retardierend aufs Geschäft"; aber bewiesen ist mit der Redensart gar nichts. Das Gleiche gilt von der Behauptung, es sei Goldmangel vorhanden. In Wirklichkeit reicht die Produktion des gelben Metalls, die beinahe in geometrischer Progression fortschreitet, völlig aus. In den letzten sieben Jahren wurden fast 8 Milliarden Mark Gold mehr produziert, als in der vorangegangenen siebenjährigen Periode. Und alles Gold, das in den Gewölben der Zentralbanken lagert, erfüllt doch nur den Zweck, den Glauben an die Infallibilität der Banknoten aufrechtzuerhalten. Ein erheblicher Bruchteil des vorhandenen Goldes dient, letzten Endes, einer Illusion. Wenn man sich aber den Luxus leisten kann, einem Dogma Milliarden von Gold zu opfern, so liegt schlechterdings kein Grund vor, von einem Mangel an Gold zu sprechen. Die Pflege einer bestimmten Theorie vom Geld hat Berge von Gold in den Zustand der Unproduktivität versetzt. Nach der herrschenden Meinung ist das die einzig wünschenswerte Existenzbedingung für „monetäres" Gold. Es soll nach Möglichkeit alles Gold aus dem Verkehr gezogen werden, damit die Sammelbecken der Zentralbanken bis zum Überlaufen mit gelbem Metall angefüllt sind. Cui bono? Zum Besten der Idee von der metallisch gedeckten Banknote.

Der Wirtschaftskörper gibt aber zu Zeiten gewisse individuelle Lebensäußerungen von sich. Er will nicht immer so, wie die Theoretiker gern möchten.

Dem deutschen Organismus sagt Gold mehr zu als der Scheck. Deshalb sind die Bemühungen um eine Drainage bis heute ziemlich erfolglos geblieben. Der laut gepriesene Scheckverkehr hat an Popularität nicht gewonnen (der Scheckstempel trägt gewiß nur einen kleinen Teil der Schuld); und eine Vermehrung der Goldmenge würde nur die Folge haben, daß der Appetit des wirtschaftlichen Faktors steigen würde. Die Sättigung der Notenbanken der Länder mit Gold, die eine verhältnismäßig geringe Regsamkeit im geschäftlichen Leben zeigen, kommt insofern den anderen Gebieten zugute, als in Zeiten der Not aus den saturierten Zentralbanken gelbes Metall nach den ausgehungerten Wirtschaftsprovinzen abfließt. So sind die Österreichisch-Ungarische Bank, die Niederländische Bank und die Bank von Frankreich dem Londoner Geldmarkt zu Hilfe gekommen und haben mit ihrer Unterstützung ein erneutes Steigen der englischen Bankrate unnötig gemacht. Indirekt profitierte von diesem Vorgehen auch die deutsche Reichsbank. Das wurde ihr aber auf dem Kerbholz vermerkt, weil es eines Instituts vom Ansehen der Reichsbank nicht würdig sei, mit der Hilfe fremder Banken zu rechnen. Der Vorwurf ist so deplaziert, wie das Meiste, was gegen das deutsche Standardinstitut gesagt wird. Daß dieselbe Partei, deren Ideal eine Staatsbank de pur sang ist, heute für Überweisung des Depositengeschäfts an die Reichsbank plädiert, kann niemand verwundern, der die Absichten der Feinde des Privatkapitals kennt. Die Depositengelder sollen den Banken entzogen werden, damit ihre Aktionsfähigkeit geschwächt werde. Im Bezirk der Reichsbank aber soll allmählich ein Monopol emporwachsen, das zur Verstaatlichung des gesamten Depositenverkehrs führt. Dann ist das Publikum mit einem erheblichen Teil seines Vermögens unter staatliche Kontrolle gestellt und kann nie mehr in die Schlingen leichtsinniger Effekteninstitute fallen. So denken sich die Reaktionäre die Entwicklung; aber die Erkenntnis in wirtschaftlichen Dingen wird fortschreiten und den Volksbeglückern schließlich taube Nüsse in den begehrlichen Händen lassen. An den Grundlagen der Bankpolitik, wie sie seit Bestehen der Reichsbank geübt wird, darf nicht gerüttelt werden. Der Fiskus, mit seinem schwerfälligen bureaukratischen Apparat, wäre niemals imstande, das richtige Verhältnis zwischen der Bank und den auf ihr Wirken angewiesenen Elementen herzustellen. Und eine Reichsbank, die einen goldenen Panzer trüge, ähnlich dem der Banken von Frankreich und Rußland, würde in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt und den Aufgaben, die ihr die ökonomischen Zustände Deutschlands stellen, nicht gewachsen sein. Wer sich mit Prinzipienfragen herumschlägt, statt die Möglichkeiten der Existenz des Zentralinstituts sub specie der gesamten Wirtschaftsentwicklung zu sehen, der beweist, daß ihm das Verständnis für diese noch nicht aufgegangen ist.

Das neue Österreich/ von Willi Handl

Von einem Neuwerden Österreichs geht jetzt mancherlei Rede. In jeder Ecke dieses seltsam gefachten, verwinkelten, durchmauerten Hauses feindseliger Völker will irgendeine Hoffnung aufgewacht sein. Hoffnung auf einen Namen, auf einen Mann, auf ein Ereignis; Hoffnung für den Staat oder gegen den Staat, auf straffere Bindung der Nationen oder auf Lösung des Ganzen, damit der Teil gedeihe. Überall gärt das, drängt gegeneinander und gegen den Bestand des Bestehenden überhaupt. Anders soll es werden! Anders als es bisher war und anders als es die Anderen wollen. Denn das ist an diesem hundertfachen Hoffen und Begehren im heutigen Österreich das eigentlich Österreichische; daß jeder von der Zukunft eine Gewährung für sich selbst und zugleich eine Schädigung des anderen verlangt. Und ohne diese Schädigung hätte jene Gewährung für ihn schon nicht mehr den rechten Wert. Darum kann ja für jetzt kein einziger von diesen Träumen in die Wirklichkeit gebracht werden; denn jede Erfüllung wäre tödlich. So bleibt Österreich einstweilen, bis eine höhere Gewalt es umschafft, das Land des unbefriedigten Wollens, der nie gelockerten Spannungen, von Rätseln voll, deren Lösung nur wiederum Rätsel wären, — eine Wirrnis undurchdringlicher Probleme. Ihnen beizukommen, gelänge keinem Gott; und es gelingt sicherlich keinem Menschen, sie alle nach Zahl und Art auch nur zu kennen. Denn hiezu müßte einer nicht nur das kleine Dutzend Sprachen verstehen, das für den Verkehr im Reiche ringsum noch nicht einmal auslangt; er müßte auch mit jeder dieser Völkerschaften auf ihre besondere Art national zu fühlen imstande sein, die soziale Schichtung einer jeden genau durchschauen, sich in ihrer Vergangenheit und in ihrem erstrebten Lebensstil willig und kundig zurechtfinden. Zunächst aber müßte er allenthalben die gangbaren Systeme, politisch zu lügen, studiert und im Praktischen angeschaut haben. Denn überall sind diese Systeme aufgerichtet; aber sie gleichen einander nicht. Die Einen sagen etwa „Schutz der Sprache" und denken an die Versorgung ihrer Beamten; die anderen schreien Freiheit und wollen Industrie oder sonstwas: wieder andere sind auf nationale Einheit eingeschworen und meinen vielleicht die Entlastung ihrer Bauern. Das wechselt von Gegend zu Gegend, von Gruppe zu Gruppe. Man hat es da nicht leicht; und, wie gesagt, in einem Leben von normaler Dauer und Intensität, wird wohl kaum ein Mensch damit fertig.

Die Deutschösterreicher nun, in diesen Wirrwarr der Probleme tief verstrickt, schauen und schauen seit Jahrzehnten erstaunt auf das Wachsen und Schwellen, Drängen und Drohen all der Fragen. Denn fast jede, die während dieser Jahrzehnte bei irgendeinem der anderen Völker aufgekommen ist, hatte ihren Stachel gegen die Deutschen im Lande. Oft sieht das schon so aus, als könnte

allen übrigen gleich geholfen sein, wenn nur erst die Deutschen gehörig ausgeplündert und zerbröselt würden. Sie sind das ewige Unbehagen der benachbarten Stämme; jedes Verschulden im Land soll irgendwie das ihre sein; was dem und jenem fehlt, das sucht er am liebsten aus deutschem Besitz zu ergänzen; wenn es im Gedränge nicht recht vorwärts geht, dann sind es immer die Deutschen, die zuerst aus dem Wege sollen. Mit einem Wort: im Umkreis der österreichischen Welt sind sie nicht sehr beliebt. Die Gründe und das geschichtliche Werden dieser unheimlichen Konvergenz von Gehässigkeiten aufzuzeigen, ist Sache des Historikers. Indessen, auch aus größerer Entfernung und mit minder geschultem Blick läßt sich das eine erkennen, daß diesem Staate seine Deutschen bisher das Meiste an Kultur und Organisation gegeben und daß sie sich darum eine Zeitlang auch die größte Bedeutung für ihn beigemessen haben. War das ein überheblicher Irrtum, so ist er ihnen schlimm genug bekommen. Von allen Seiten werden sie jetzt geschmäht, geduckt, geschädigt. Aber das hat sie wiederum gezwungen, fester als bisher zueinander zu stehen, sich auf ihr Volkstum zu besinnen und national zu sein. Und während sie voll Zorn und Besorgnis dem feindlichen Andrang entgegentrotzen, spüren sie doch mit neuer und stärkerer Lust das eine wieder: daß sie Deutsche sind und zu Deutschen gehören.

Das bedeutet ja allerdings nicht für einen jeden dasselbe; es differenziert sich je nach Verständnis und Temperament. Das eine Gefühl scheint aber doch bei allen zu sein, daß es, ob im Kampf, ob im Vergleich, um ein neues Leben geht und daß es gilt, zum Kampf oder zum Vergleich, den gesunden Entschluß zu haben und tätig und trotzig und fest zu sein. Die faule Gemütlichkeit — eine Art Schlamperei der Empfindungen — will endlich aus dem öffentlichen Geist dieses Österreich entweichen; die „müde Grazie", vor anderthalb Jahrzehnten noch der schönste Schmuck unserer Menschen und unserer Künste, sinkt vollends in sich zusammen und vergeht. Alle Kontur wird schärfer; neue Prägungen treten hervor. Die Literatur im deutschen Österreich — es wäre wohl ersprießlicher, bei den anderen Dingen zu verweilen; aber hier soll ja endlich von Büchern die Rede sein — die Literatur also hat ihren selbstverständlichen Teil an der allgemeinen Kräftigung des Tones. Unter ihren Frischesten sind jetzt mutige, helläugige junge Menschen, die vom Leben nicht mehr bloß Duft und Klang und Nuance, die ein ganzes Leben von ihm wollen. Schon daß sich ihre Kraft nicht länger, von Welten träumend, im Lyrischen verhalten will, sondern unerschrocken in die Welt hineinspringt, um, gehe es, wie es wolle, in epischer Sachlichkeit vielfältig und ausladend zu wirken, spricht von der festeren Art dieser Neuen. Von ihnen ist jetzt wohl Rudolf Hans Bartsch der bekannteste, gelesenste, gepriesenste. Aus seinen Romanen tritt in klaren Zeichen hervor, wie es unsre Jüngeren mit dem neuen Leben meinen; und wie sich ihre Kunst zu ihrem

Sinn verhält. Denn eine sonderbare Anomalie der Entwicklung will es, daß sie an Sicherheit und Schönheit des Wortes um so mehr verlieren, je sicherer und schöner ihnen der Gedanke wird. Als hätten sie zunächst nur Sorge, alles Innerliche, Wesentliche aus sich zu holen, um jeden Preis; und, geht es nicht anders, selbst um den Preis, gewalttätig gegen die Sprache zu werden, die doch nur ein Mittel alles Ausdruckes sein dürfe. Mit stärkster Innigkeit in das lebendige Leben verschaut, achten sie noch nicht so sehr auf dieses heiligste Gebot für jeden Künstler: mit dem Kunstmittel zärtlich zu sein, wie ein Verliebter. Dazu haben sie noch nicht Zeit und Laune; sie sind an anderen Feuern erhitzt. So rufen sie in Ungeduld nach den wesenhaften Vollendungen und überlassen es der künstlerischen Vollendung zu ihrer Zeit von selbst kommen. Bartsch hat in seinem ersten Roman „Zwölf aus der Steiermark" seine Grenzen und seine Konturen scharf genug gezogen. An nahe Sachlichkeiten festgebunden, gedieh ihm das Wort auch sachlich, fest und voll. Dieses untadelhaft tüchtige Werk hat seinem Namen den ersten jähen Glanz gegeben. Dann folgte „Die Haindlkinder", worin nicht mehr bloß Nahes und Vertrautes getreu abzubilden war, sondern ein Kampf der Geister und der Zeiten in menschlichen Schicksalen vorgeführt sein sollte. Und wirklich: Der Entwurf ist von außerordentlicher Schönheit und Weite. Aus Landschaft, Luft und Licht, aus ihrer Nahrung selbst, der eine besondere Liebe des Buches zugewendet ist, bildet sich die Form dieser Menschen heran, beseelt sich, sublimiert sich zu starken Sinnbildern, zu einer idealen Spiegelung des ganzen deutschen Österreich, wie es nun mit seinen Lüsten, Kräften und Gedanken der gemütlich sorglosen Vergangenheit entfliehen und in eine gesicherte Zukunft eingehen möchte. Es ist, im ganzen, eine wunderbare Vision vom österreichischen Übergang. Aber es geschieht hier auch schon, daß der ungestüme Wille zur Gestaltung mit seiner Wucht von bedeutsamen Bildern, stark schwingenden Tönen und übervollen Formungen die Kraft des Gestaltens dermaßen überlastet, daß der ächzenden oft der Atem zu vergehen scheint. Die Sprache fließt manchmal dick und staut sich, kann nur mühselig über die aufgetürmten Brocken seltsamer Kraftworte und rebellischer Fügungen hinweg. Und dann sind wieder dürre Strecken, wo der sinnliche Zauber des Werkes plötzlich aussetzt, der Gedanke die warme Atmosphäre der Lebendigkeit verläßt und sich ins Leere weiterspinnt. Und doch leuchtet und regt sich und pulst hinter alle dem Ungeschickten und Unfertigen der starke Geist, der neu und schön und seiner selbst mächtig werden will.

Nun hat dieser lebenshungrige Gedankendichter wiederum einen Roman vollendet: „Elisabeth Kött". (Alle Bücher von Rudolf Hans Bartsch sind bei Staackmann in Leipzig erschienen.) Und darin ist nun nicht mehr Österreich in seinen Zuständen und Tatsächlichkeiten gegeben, sondern Sinn und Höhe des menschlichen Daseins weit allgemeiner ausgemessen. Elisabeth Kött ist eine Schau-

spielerin. Aus proletarischer Enge mit unversehrten und geschmeidigen Kräften aufwärtsstürmend, findet sie sich auf jeder Höhe, die sie erreichen kann, doch immer im Gedränge mißdunstiger Kleinlichkeit, allzuniedrigen Menschentums, lichtarmer Einschränkungen. Weiter, weiter! ist der nie beschwichtigte Ruf ihrer Seele. Sie schlingt Erfolge, Gelder, Gefühle, hohe Titel und geopferte Menschenleben unersättlich in sich. Und ihr, die man als kalt und im Innersten unzugänglich verschreit, kann doch nichts den Brand der ewig glühenden Sehnsucht dämpfen. So wirft sie auf einmal, da ihr die niedrigste Enttäuschung von dorther kam, wo sie von stolzester Größe geträumt hatte, diese ganze erbeutete Welt von sich und trägt das Fieber ihres Wähnens weiter, weiter, in die verlassenen Grenzgebiete deutscher Kultur, die armselig, sehnsüchtig und für das Leuchten eines Ideals empfänglich sind. Als eine Art Genius deutscher Größe und deutscher Seelenkraft von den ihren umjubelt, von den Fremden verflucht und gesteinigt, schöpft sie, die kläglich herumirrende Komödiantin, ihrem innersten Trieb jetzt weit bessere Erfüllung als je. Denn ihr Sehnen war, das hat sie nun endlich erkannt, auf den Wegen nach Macht und Geld und Ehren nur mißleitet gewesen. Das „Weiter, weiter!" in ihr drängte nicht nach alle dem, sondern nach den hohen, inneren Gütern eines erfüllten Ideals, eines erlösten und vom kleinen Zweck befreiten Schöpferwillens. Nun hält sie dort, wohin ihr gierig aus der Enge brechender Instinkt von Anfang wollte und in seiner Blindheit lange nicht fand. Nun verflackert das Fieber ihres Lebens und lischt mit dem Leben selber aus. Von der lebendigen Macht und Unteilbarkeit des Ideals spricht also dieses Buch. Es vermißt sich, den Menschen einen Sinn und Zweck ihres Daseins vorzuführen, ihnen ein Maß der Erfüllung an die Hand zu geben. Und so wäre es, seiner wichtigsten Bedeutung nach, eigentlich eine Predigt und Mahnung an die Gegenwart, hätten nicht auch die großen Lebendigkeiten der Darstellung und der Handlung so selbständige Kraft, daß sie aller sinnreichen Deutbarkeit entraten und als freie Gebilde der Kunst, die nur sich selbst zu bedeuten haben, einhertreten können. Auch da erscheinen sie noch so heftig von aller lebendigen Gegenwart aufgeregt, so tief in die Fragen zwischen Welt und Menschen verwühlt, daß sich Sinn, Bedeutung und Symbol genug noch aus der abgesonderten, beziehungslosen Form dieser Persönlichkeiten und Geschehnisse ergibt. Und immer meint man aus dem Stöhnen und Schreien der sehnsüchtig Suchenden in diesem Buche den starken, schweren, ringenden Atem des heutigen Österreich zu spüren, das, in seinen Reichtümern, Kräften, Fähigkeiten verschmachtend, nach einem neuen Ideal fiebert, nach einer erfüllbaren, endgültigen Form seiner selbst. Ich weiß nicht, ob der Symbolismus des Dichters nebstbei auch so bewußt politische Absicht hat: aber dies „Weiter, weiter!" mit seinen sozialen, kulturellen und geographischen Bedeutungen ist mitten aus den Gewissensfragen des heutigen

Deutschösterreich herausgepreßt. Mit einer so schmerzhaften Inbrunst herausgepreßt, daß der Schönheit des Ausdruckes mancherlei Schaden geschieht. Ärger als bisher hat Bartsch in diesem Buche seine Sprache behandelt. Gar oft läßt ihn die große Ungeduld nicht warten, bis seine fliegende Stimmung zu Atem und zu eigenen Worten kommt. Dann greift er achtlos nach den ausrangierten Beständen früherer Literatur und setzt in seine schöne, frische Welt so altbackene Ausrufe, Schmuckworte, Zierate, die kein eigenes Leben, sondern nur die lang außer Kraft gesetzte Legitimation einer früheren literarischen Geltung haben. Das anzukreiden, wäre vielleicht kleinliches Mäkeln, wenn nicht das Werk seinem eigensten Sinn und seiner geistigen Bedeutung nach die hohe Pflicht zur Reinheit der Mittel — und der künstlerischen doch vor allem — hätte. So aber ärgert es doppelt, diese echt und edel begeisterte Schwärmerei immer wieder auf falschen und nachgemachten Tönen zu ertappen. Daß er Ästhetik, Ethik und Philosophie gleich in blanken Abhandlungen in den epischen Bericht einschiebt, mag eher hingehen. Denn die Welt ist ihm ganz neu und er hat noch alles von ihr auszusagen. Er sieht sie mit den Sinnen eines Werdenden; und spricht von ihr zu Werdenden, — zur österreichischen Generation und ihren Hoffnungen.

So jung und heiß in der Seele, wie dieser, nur zarter noch und den Blick viel ängstlicher nach innen gewendet, sieht Robert Michel in seine auferstehende Welt. Diese beiden, Bartsch und Michel, kommen aus dem Stand der Offiziere; sie zeigen in einem Parallelismus, der voll Bedeutsamkeit ist, wie in den Seelen dieser wohlgebildeten und in der Disziplin des Dienstes vor allzu wehleidigem Lyrismus bewahrten jungen Männer kräftiges und zärtliches Wesen auf einem lichten Untergrund von Weltkenntnis und Weltliebe wunderbar ineinandergesponnen sind. Michels Roman „Der steinerne Mann" (bei S. Fischer, Berlin) versenkt sich in die dunklen und gefährlichen Zusammenhänge von Künstlerschaft, Sinnlichkeit und Sünde. Zögernd und schwank in allem, was die Aufhellung der seelischen Zustände betrifft, gedeiht er überall dort, wo er sich in andächtigem Beschauen zur weise formenden Natur hinwendet, zu prächtigem Glanz. Man fühlt, daß sich hier ein Blick aus unverkünstelter Seele mit morgendlichen Empfindungen der Welt auftut. Ein Neuer, der auf seine neue Art wiederum ein neubeschaffenes Leben will.

So die Jüngeren, die jetzt heraufkommen. Ihre Gärung ist prächtig und bedeutend. Um so bemerkenswerter daneben die Wandlung bei einigen Reiferen und lange Bewährten. Ihnen entsinkt dieses alte Österreich, dessen Schatten ihnen vertraut und heimlich waren. Aber die Lichter, die aus einer ungewissen Zukunft schon herzublitzen anfangen, bestimmen doch schon ihren Blick, richten und klären ihn. So hat sich ihr Wesen vielfach geändert; nicht nur im Stil und in der Wahl der großen Formen, sondern auch mehr von innen her, in der ganzen Auffassung und Ausgestaltung des Lebens, das sie geben. Ein Buch,

das so voll sachlicher Ruhe, so ohne Drang nach neuen Zeiten zu sein scheint, wie dieses „Österreichische Antlitz“ von Felix Salten, (bei S. Fischer, Berlin) verkündet doch für den Aufmerksamen genug an Übergang und gewandelter Form. Dieses beschauliche Schildern von Menschen und Schicksalen, von Rhythmen, Stimmungen, Profilen geht nur scheinbar so leichtherzig und ziellos durch seine bunte, wienerische Welt. Das sehende Auge stellt sich am schärfsten und am liebsten immer dorthin ein, wo ein Wechsel der Zeiten bemerkt werden kann, wo Altes hinuntersinkt, Neues nachrückt. Und das Gefühl, das ehedem gerne noch, wie es die Wiener Mode war, sentimentalisch die Vergangenheiten anschwärmte, kräftigt sich nun an der Erwartung eines wertvollen Werdens, wird ruhiger und härter. Das bestimmt ja auch den Stil dieser klaren, festgeformten, sprachlich ausgereiften Aufsätze, wischt ihnen die letzte Spur feuilletonistischer Zufälligkeit weg und rückt sie zur Höhe künstlerischer Gebilde hin. Und das Leben des heutigen Österreich, das da kleinweise eingefangen und in kräftige, aber eng umrissene Bilder zerteilt erscheint, kann doch aus der einheitlichen Stimmung des Buches wieder als ein Ganzes und mit seinem ganzen Wesen heraustreten.

Von diesem Österreich, das nun vergeht, um neu zu werden, haben auch die letzten Bücher Hermann Bahrs Gestalt und Inhalt und Wert. Ihm geht es nicht nur um klares Anschauen oder feierliches Mitfühlen, um Hoffnung oder Stimmung; er will selbst mitwirken, will helfen, das Neue zu schaffen, das Vergangene, das sich noch stemmt, zu richten und umzustoßen. Sein Roman „Drut“ ist eine große, künstlerische und menschliche Abrechnung mit dem, was er an Österreich haßt und verwünscht. Eine meisterhaft bündige Aufzeichnung der Typen und der Bräuche, die bisher dem österreichischen Antlitz seinen barocken Zug, den Zug von Unwahrscheinlichkeit und ungewisser Laune gegeben haben. Ein groß entfaltetes episches Werk, in dem — wie fürchterlich und wie lächerlich! — die Schicksale der Menschen von nichts so sehr bestimmt werden, wie von dem System der österreichischen Verwaltung. Denn in welchem Geist und von welchen Köpfen Österreich verwaltet wird: darin scheint Bahr den Kern und innersten Angelpunkt aller Probleme des Landes zu sehen. Anderswo hat er schon mit Haß von der „Nation der Hofräte“ gesprochen, der wurzellosen Beamtenschicht, in der sich das Geschäft des Verwaltens durch Generationen vererbt; von diesen volksfremden Dienern eines Systems, das im Beschwichtigen, Drüberwegtäuschen, Beiseitelenken aller zeitgemäßen Notwendigkeiten seine feinsten Triumphe sucht; des Systems der gemütlichen Gewalttat und der lächelnden Willkür; des Regierens ins Leere, über die Köpfe, über die Herzen, über die Interessen der Regierten hinweg. Anderswo hat er davon gesprochen. Hier nimmt er den Typus, stellt ihn vor ein Erlebnis, das kein Schema vorsehen und keine Tradition bewältigen kann, und zeigt, wie dieser Mensch des

Dienens und der Bräuche, sowie er sich als ein Eigener fühlen und gebärden will, unrettbar verloren sein muß. Denn in diesem k. k. Bezirkshauptmann, dem Klemens Baron Furnian, ist das Blut und der Geist einer vielverzweigten Reihe von Ahnen versammelt. Überhebung, Verschlagenheit und Glätte, kalte Verachtung des wirklichen Lebens und dumpfe Furcht davor haben sich von den Früheren auf ihn vererbt und in ihm zu einer fröhlichen feschen Frechheit ausgeglichen, die alles Böse dieser „Nation der Hofräte" unauffälliger macht, ohne es wesentlich abzuschwächen. So wäre er trefflich vorbereitet und gerüstet, mit den Untertanen auf seine Weise fertig zu werden. Und richtig, alles was „untertan", das heißt, auf das österreichische System eingerichtet und von ihm erzogen ist, versteht sich bald irgendwie mit diesem hübschen, klugen, geschickten jungen Mann und normalen Beamten. Aber eine ist nicht so, ist aus wilden, unbürgerlichen Gegenden heraufgestiegen und will sich ihre unbürgerliche Freiheit gegen Brauch und System bewahren. Und dieses bißchen Menschlichkeit außerhalb des Systems, gar nicht übermächtig und grandios, nur eigenwillig und unbeugsam, wühlt ihn ganz um, weckt alle Gier nach wirklichem Leben auf, die gegen die uralt ererbte Lebensfremdheit in ihm rebellirt, und stürzt ihn kopfüber in das tödliche Abenteuer. Denn angesichts dieser unbegreiflichen Ehe werden die Untertanen rebellisch, die Vorgesetzten schwierig; das weckt sofort den verwaltenden Beamten in dem Bezirkshauptmann wieder auf, der sich nun selbst sehr wundert und von dem Geschehenen nichts fassen kann. Aber schon ist es auch nicht mehr in seiner Gewalt. Andere Hände haben danach gegriffen und halten es fest, als ein wertvolles Pfand, für das die Mächtigen in der Verwaltung nun irgendeinen Preis bezahlen sollen. Nun ist aber der Mächtige, auf den es gerade ankommt, selbst einer von unten her und ein wenig außerhalb des Systems. Er erkennt, da Klemens erst verlegen frech, dann niederträchtig feig zu ihm redet und seinem eingeborenen Instinkt des Beamten jede menschliche Regung aufzuopfern bereit ist, daß dieses Pfand in den Händen der Gegner keines Preises wert ist. Er verwirft ihn; und dieser fesche Klemens Baron Furnian zerbricht schließlich daran, daß irgendwo die katholische Geistlichkeit für ihre Schnapsfabriken keine Steuer zahlen will. Lächerlich und fürchterlich! Österreichisch.

Und um diese drei, den Baron, die Frau und den Minister, gruppiert sich die bunte Menge der österreichischen Menschheit: Untertanen und Beamte und dazwischen einmal ein Einzelner, der scheu für sich bleiben will, ohne Pflicht und ohne Dank. Jede Figur in plastischer Fülle, aus eigenen Kräften beweglich, ein Leben für sich und doch wieder voll Beziehung zum Ganzen. Dies Ganze —, diese Atmosphäre des offiziellen Österreich, wie Bahr es sieht, dieses künstliche, lebensfremde System von Hofräten und Untertanen schließt sich aus allen Gestalten, Gesprächen, Schilderungen, Vorgängen der Dichtung ganz homogen

und lückenlos zusammen. So, aus dem Kern seiner Menschen her entwickelt, wohlgefügt und schwer von Gedanken, steht dieser Roman als ein vollendetes episches Kunstwerk da, als das stärkste und schönste dichterische Dokument dieses Überganges vom veralteten zu einem erneuten Österreich.

Nun möchte Bahr aber noch gerne zeigen, wie er sich das neue Österreich denkt; wie tätig und voll wirklichen Lebens, wie froh und versöhnlich. Dies ist der eigentliche Sinn seiner „Dalmatinischen Reise". (Beide Bücher bei S. Fischer, Berlin.) Das Buch will der europäischen Welt mitteilen, wie die Menschen eines guten und in Schönheit leuchtenden Landes befriedigt und an den Staat gebunden werden könnten, wenn ihnen ein Leben eingerichtet würde, wie es ihre Art und ihr Land verlangt; aber die österreichische Verwaltung, dem alten System folgend, regiert wieder über die wirklichen Notwendigkeiten weg ins Leere, verlangt von den aufgeregten und mißtrauischen Leuten zunächst einen abstrakten Patriotismus und vergißt, daß dieser erst aus einem konkreten und gesunden Verhältnis des Bürgers zum Staat geboren werden kann. So sagt das Buch. Ob die Tatsachen, auf die sich seine Meinung gründet, vor der genauen Prüfung jedes Kundigen bestehen können, ist hier nicht zu untersuchen. Denn auf direkte politische Wirkung zielt es wohl nicht. Es wendet sich an die Europäer, nicht an die Parteien. Es zeigt einen deutschen Österreicher, der sich auch der Schönheit, Kraft und Kulturfähigkeit eines anderen österreichischen Volkes herzlich freuen und herzhaft annehmen kann. Es zeigt einen Wunsch, eine Tat, einen Menschen, die ihre Richtung schon ganz von der Idee dieses neuen, lebensstarken, völkerhegenden Österreich empfangen haben.

Shaws Anfang und Ende / von Alfred Kerr

I.

Ich versammelte den Schwarm von Briten um mich, die mir draußen in der Welt, fern auf Inseln begegnet waren, fern in Palmengewässern, fern auf Schiffen.

Ich fragte sie manchmal, in der Welt: „Wie finden Sie Shaw?"

Aus Not. Männergespräche sind mir langweilig. Man hat sie schon besser mit Büchern. Mit sich. Man wird vom Gefühl eines Zeitverlustes nicht frei; man versäumt Lebenderes, Holderes, Wertvolleres. Man glaubt (in norddeutscher Sprache, — da hier wenn schon die Heimat nicht, so der Ort ist, wo man Steuern zahlt) man glaubt an sein Motto: „Geist hab' ick alleene".

Männergespräche sind aber nicht zu vermeiden, fern in der Welt. Um dem Partner wenigstens eins auszuwischen, fragt man da: „Lieben Sie Shaw?" Hiervon erholen sich viele nicht und lassen ab.

Englische Mädchen fragt man, fern in der Welt, nur manchmal, um sie zu versöhnen, nur streichelnd zu verletzen und sachlich zu scheinen: „Wie stellen Sie sich zu G. Bernard Shaw?" ... Trifft man auf englische Juden (als welche dem irischen Wein-Geist nahe sind), etwan einen kühnen blonden Polytechniker, so hat er eine freundschaftsfeste, lachende Begeisterung. Häufig die Worte: „Oh, he is clever!"

II.

Die schottische Wirtin, hellhaarig, auf einem Bananeneiland im Weltmeer, mit Felsen, Dattelpalmen, Sonnenschein. Englischer Gasthof in spanisch redender Welt. Die Deutschen im Torgang, abends um neun; viel vino seco, der Eine hat sich hier nicht erholt, Besitzer einer wissenschaftlichen Fabrik, in der Sonne geritten, zuviel gesoffen, fortwährend gebrüllt, — die Frau ist innerlich „außer sich" über ihn. Dann in dem Schwarm ein Arzt, erste Gesellschaft Sachsens, ein köstlicher starker Mann, beginnt „in Zungen" zu reden, alle Sprachen durcheinander; singt:

Bonifazius Kiesewetter
War ein Schweinehund von je ...

Manche seit Nachmittag angesoffen; vom abendlichen Mittagessen wiederum. Wenn der spanisch-afrikanische mozo oder Kellner fragt, ob vino tinto, Rotwein, verlangt werde, ruft jedesmal der Fabrikbesitzer: „Mir eine Flasche Tinte". Dank dem säck'schen Arzt humorige Stimmung, sie lachen künstlich, als ob sie nicht mehr könnten, so wie Schauspieler mit Gerülps und Wackeln, erregen dadurch die (echte) Lachlust der vom Gebrüll herbeigelockten Engländer, die müssen lachen, ob sie wollen oder nicht, die ältere zweier sterbenden Schwestern schreit und krümmt sich. Dazwischen ruft der Sachsenarzt auf bayrisch, was er garnicht kann: „... g'raaft wird!! ... habt's a Schneid?!! ... Bonifazius Kiesewetter war ein ..." Die Wirtsfrau, jung, aus Edinburgh, lacht wie ein merry wife. Sie talkt über alles, erzählt, das Spiel patience sei ein pastime der verstorbenen Königin Viktoria gewesen, — ich sage: „She had two pastimes, the other was Mr. John Brown". Sie kreischt, stürzt lachend auf mich los. Vom Meer kommt Abkühlung. Es zieht beinah. Die Nachtluft wird kalt. Die ältere der Schwestern sitzt in einem durchbrochen weißen Kleid ... Ich frage die Wirtin zuletzt: „Kennen Sie Shaw?" Sie sagt, fortlachend, auf dem Eiland im Weltmeer: sie wisse, daß er „Dschi Bi Es" genannt wird, mit den ersten Buchstaben seines Namens, von Welchen, die ihn sehr lieben. Alle Deutschen kennen ihn. Von den Briten einer — und mit Mißtrauen.

„Bonifazius Kiesewetter
War ein Schweinehund von je ..."

III.

Ich sammelte den Schwarm von Briten um mich, die mir draußen begegnet waren auf Inseln, in Palmengewässern, fern auf Schiffen. Schlag neun Uhr: als auf die sonstigen Häuser des Grunewalds mit fern erleuchteten Fenstern im Schwanken der Nadelriesen etliche Dezembersterne frühlingshaft schimmerten. Mehr sag' ich nicht. Ich setzte den clergyman mit niedriger Absicht auf einen tiefen Sessel ohne Lehne. Die Tochter dieses Geistlichen unter den Baldachin. Unter den Baldachin. Einst stand sie auf der Insel, vor dem Palmenwasser, bestrahlt, gesund wie das Leben, den kindhaften Zug um die Augen, den jungmädchenhafte Britinnen auch über vierundzwanzig nicht verlieren, freiherzig, aus dem Bilderbuch, daß man das Leben von vorn beginnt, — aoh, aoh! Sie ließ einen kleinen Jungen, ein kleines Mädel baden, vor einer sichernden Klippe, plätschern im Weltmeer, aoh, der Tag schien auf ihre eigne Kinderstirn, dunkelblondes Haar.

Bild des Seins, der Abhärtung, der Körpererziehung, der Kindhaftigkeit bis in die Mitte der Zwanzig, — ich lag auf dem Sande, zermahlenem Jet, sie schritt an Bananenwäldern, Tamarisken, Pfefferbäumen aufwärts, verschwand an einer Dattelpalme; während die Sonne hoch über Felshöhlen und einem drohenden Schneekrater unsre Haut fraß. Jetzt unter meinem Baldachin sprach ich zu ihr, doch zögernd, voll Rücksicht: „Kennen Sie Shaw?" . . . Mit den Kindern war sie verschwunden, den jungen Freunden, — noch einmal, in andrer Kleidung, sah ich dich dann, in evening dress oder Abendkluft, Gast im selben Haus, in dem ich wohnte. Einer aus Surrey hatte den Priester, sein reizendes Mädel und noch einen Aldermann zum Essen. Zwischen drei alten Herren im smoking saßest du Pastell, mit allerhand Zartem und mit mädchenfarb Hindurchleuchtendem. Aoh! Die Greise sabberten Gespräche mit Haltung, gossen vino seco mit korrekter Gemessenheit aus drahtumgitterter Flasche. Wir alle schmausten im selben Speisezimmer zur Nacht, — du lovelich und scheu unter festlichgewandeten Weißköpfen. Da Tee nach der Diele kam, machtest du die Eingießerin für alle wie selbstverständlich; du blonde junge Mama für jedermann, du gabst mir eine Tasse.

Ich trat jetzt unter meinen Baldachin und sagte: Sie heißen Barbara und sind Mitglied der Heilsarmee geworden. Hä? . . . Sie haben eine . . . eine Poesie der Wohnlichkeit, mehr als dies Hallelujamädchen. In meinen Augen sind auch Sie Major . . . Die Greise stolzten damals nebenan in den Gesellschaftsroom, du schrittest voraus, um einen Tisch setzten sich alle vier und spielten bridge, bis um zehn. Das ist die zweite Phase. Felsen und Mond, Brandung schwoll, doch innen blieb gedämpft erleuchtet ein ruhiger Raum, wo zwischen den Greisen das Pastell bridge-Karten aufdeckte, verteilte, prüfend hinzugab, versenkt, und in köstlich vornehmer Haltung, kindhaft und gesund;

mild=lieblich; in evening-Kluft, aoh, aoh, mit dunkelblondem Haar! . . . Stella, magst du dich auch Barbara nennen. Meine Mädchen=Mama. Zwischen der Goldküste und Südspanien schwimmend, hab' ich es gewußt. Von vorn beginnt man, dacht' ich, wenn einen dies Bilderbuch lebenslänglich anblickt, oh dear — aber dann kam der (regelmäßige) zweite Gedanke: die kürzesten Bekanntschaften sind die holdesten.

Wenn Ihr Euch zum Frühstück setzt, gibt es porridge, die Hafergrütze. Vor den Schinkeneiern, oder dem Fisch. Hafergrütze, früh von etwas Blondem angebracht, eine Fördernis, eine Streichelung. Stella, Du Gemisch von Sinnenaufstachelung und Wohnlichkeit. Shaws Barbara — und du. Ich könnte dem Dichter Shaw verzeihen, daß er nur dies arme Ausschnittchen Heilsarmee beklopft hat statt der Gesamtkirche: weil in der Gesamtkirche die Mädchen=Mama nicht vorkommt. (So sprach ich.)

Du hast, Stella, zwei Pole: Kinderbaden und bridge; Porridge und köst=liches Abendkleid; Pflegerin und Betthase . . . beg your pardon . . . Stella, du Sinnenstachelung und Wohnlichkeit. . . . ich erkenn' dich im Kiepenhute der Heilsarmee . . .

Stella . . .

IV.

Aaaber, sprach ich zu einem alten, freundlichen Idioten mit wildem Reichtum, Stahl=Unternehmer, vormals bläuliches Gesicht, ein Auge glotzend, das andere fast zu; der seinen Rest zwischen Neuseeland, Hongkong, Ascension hin= und herzufahren verbringt. Hin und her, immer hin und her. Ich ergriff einst im Gesellschaftszimmer seine Teekanne, mit dem Tee, den er aus China besaß. Er rüstete sich, um die Kanne zu ringen, indem er wiederholt äußerte: „That's mine." Fortwährend mit zuckender Hängelippe röchelnd: „That's mine!" Ich goß nicht länger, sogleich kam Freundliches in seine Violettheit, und er sprach: „Monsieur, pörmettäi-moi de vous donnäi une tasse de mon thäi." Kameradschaft. Er wackelte mit der Hand, wenn er mich sah, und schrie, es sei ein guter Wind heute. Dann lief er violett auf ein Ehepaar und sagte, es sei ein guter Wind. Er leugnete, Bernard Shaw zu kennen. Aber friedvoll, harmlos. Ich gab ihm Platz auf einem arabischen Wandsitz, in der Ecke, schräg von dem bißchen Baldachin und sprach: „Aaaber ganz zu vergessen ist es doch nicht, daß Shaw, statt die Bekenntnisandacht vorzu=nehmen, bloß die Heilsarmee nimmt. Warum das Gliedchen, und nicht die Kette? (Weil er sein Stück in England spielen lassen will?) Es bleibt zu bedenken, wie weit er sich einbürgert, abfärbt... (Ich richte von meinem Stand. Ernste Kritiken fielen in dem Freiland Nirgendheim=Zeitlos nicht anders denn Dezember 1909 hier aus. Dies ist das Ringen und Verlangen: zu schreiben wie in der Republik Nirgendheim=Zeitlos; oder als ob man auf dem Sterbe=

bett läge). Wenn jemand Shaw heißt, ist er hierzu da: nicht Kompromißchen zu machen."

Der Millionär legte jedoch patience, ganz fern, wobei er Töne des Grolls ausstieß, sich mit den Karten zankte. Ich wiederholte das Bedenken dem Bischof aus Sankt Helena, der jeden Abend whisky and soda mit mir trank; den ich unter vier Alhambrabilder auf einen Teppich gelegt hatte mit seinen schwarzen Kniehosen. Er kannte damals nur Shaw, den Kritiker in Zeitschriften; den Dramatiker nicht. Der Geistliche hielt ohne Salbung Shaw für einen verzweifelten Bluffer. „Die Heilsarmee ist ein Mittel zur Überraschung". Ich nannte Stella . . . wollte sagen: Barbara. Der bishop wehrte mit der Hand, zog ein kleines Buch, versenkte sich, fragte kurz in alter Gewohnheit, ob ich etwas Erfrischendes mit ihm nehmen wolle.

Vor meinem Auge stand ein Riesenschwarm von gutbezahlten Irrlehrern, riesengroß, hoffnungslos, — entschlossene Irrlehrer. Seitab, schmal, eine Mädchenuniform . . . wider sie focht Bernard Shaw.

V.

Ich will (sagt' ich zu den Versammelten) von Otto Brahm und dem Jubiläum der Freien Bühne nicht sprechen; das tat ich schon, als mich G. E. Lessing besuchte, Maiheft der Neuen Rundschau; als der Kurfürstendamm in Aprilweichheit lag. Von „Tantris" will ich auch nicht sprechen, obschon er die verkehrte Welt bedeutet; (sonst wird ein Stück preisgekrönt, weil es sehenswert ist; hier ist ein Stück sehenswert, weil es preisgekrönt ist). Sondern ich will von allen Dingen dieses Winters nur über Shaw reden, Ihren Stief-Landsmann; und Sie, Stief-Landsleute zum . . . (sie sahen auf, ich trat unter die hängende, frisch mit Birnen versehene, gelbmetallene, verschollene Laterne, — die vor achtzig Jahren in einem glücklichen Haus an der Seine geleuchtet) . . . und Sie, Shaws Stief-Landsleute, zum Hören zwingen. Ich will (Stella, horch!) seine Gestalten erläutern, indem ich meine Begegnisse mit Landsleuten beschwöre, sie wandeln lasse, wie dich. Ich will sein letztes Stück und sein erstes widereinander halten; das erste von einem Wohnungswucherer, der verhöhnt, das letzte von einem Kanonenwucherer, der verhimmelt wird. (Es scheint aber nur so. Geduld.)

Hören Sie zu, Lieber, Sympathischer, Violetter, legen Sie nicht patience. Hören auch Sie zu, right honourable G. E., mit Ihrer Gattin von so ernster Lieblichkeit (unter gallischen Hüten), Enkel von Vizekönigen Indiens, von Botschaftern im Krimkrieg, schlanker Mann mit einem Schloß und zwei Automobilen, wir sprachen ja so genau von der Welt Zukunft, auch zu dreien haben wir damals die Frage gelöst, ob unsren bei Euch gelandeten Truppen das russische Los Bonapartes winke, — der hineinkam, doch schwer heraus. Das Gespons, mit

zwei grauen Sternen, wo andre Lorgnongläser haben, nahm teil: doch wenn ich Shaw berührte, brach das Gespräch ab. Sie waren verletzt, right honourable. Als ob man aufgestoßen hätte. Sitzen Sie bequem hier unter dem heiligen Antonius? Was ich sagen wollte: Sie brächen heute das Gespräch nicht bis zum nächsten Morgen ab, — sondern hielten Shaw, den Gestalter des Kanonen-königs, für admissibel. G. B. S. entwickelt sich ... (Scheint es. Geduld.)

VI.

Die Stief-Landsleute horchten. Am sanftesten die zwei sterbenden Schwestern. Nahe der venezianischen Ecke des Erinnerungsgemachs standen zwei mattrote Seidensessel, von einem Bischof von Bamberg; mit kleinen Pranken. Auf den mattroten Seidensesseln saßen die zwei guten Mädchen; so oft in ihrer Sterbeschönheit von meinem Kodak damals festgehalten, — ehe sie gingen; holde Schwestern; aus Richmond. In durchbrochen-weißen Kleidern.

Ich sah die Welt meines Wander- Wunderlebens; angelsächsisch; lieblich und kalt, grotesk und lecker, und sorglich ... Sie hörten zu.

Das erste Werk und das letzte. ... Vom ersten Kapitalisten sagt Shaw: sein Mammon fließt aus gemeiner Quelle, Daseinselend klebt daran. Vom zweiten: sein Mammon fließt zwar aus gemeiner Quelle, doch die Fülle des Daseins sprudelt drumherum ...

Das erste Werk ist: Haß gegen den Kapitalismus; das letzte Werk: Haß gegen die Kapitallosigkeit. Anfang und Ende.

Im Anfang schrieb ich über Bernard Shaw: „Er hat, scheint mir, weniger die Güte für die Enterbten ... als den Groll wider die Bevorzugten." Und jetzt? Jetzt hat er beinah eine Güte für die Bevorzugten ... und einen Groll wider die Enterbten ...

Ein Edelmann aus Cornwall, Ende zwanzig, mit dem ich gute Tage verbracht, saß neben meiner alten, gestochenen Susanne mit dem tüdesken Busen und sprach feixend: „Lassen Sie Shaw; warum soll er seine Meinung nicht verbessern?" Er trug an breitem, breitem Bande das Monocle, das ich gegen seine Gemahlin als Aufreizung zum Klassenhaß immer bezeichnet. Seine Ähren wuchsen, wo die Ortsnamen schon „Berkjasteinn" fast unenglisch lauten. Vier lange Besuche jährlich in London. Er kennt zum Teil Candida.

Ich sprach: Wodurch ist die Wandlung zu erklären? Man könnte denken ... Zunächst: es liegt in uns nach dem Glanz zu laufen. Naître sans fortune, c'est le plus grand des maux — sagt, glaub ich, Lamartine; ein Schwärmer. Oder nehmen Sie Folgendes. Als ich einem Sozialisten und Freunde, welcher mühsam starr für die Seinen kämpft, von der ersten Annäherung an Gibraltar erzählte, von der afrikanischen Abendküste mit Mondspringen, Mondtupfen, Goldkitzeln, Goldschreien, las ich in seinen veränderten Zügen, wie stark ihn doch

der Zentner kapitallos grundsätzlicher Treue drückt; das Ausharren und Hierbleiben; Treue, frei von etlichem Reichtum ... Oder: das junge Mädchen in „Fort comme la mort“ fährt spazieren, in der Kutsche; sie merkt einen Haß in sich gegen alle, die bloß in Droschken fahren ... hat ihn Maupassant etwa nicht gefühlt? Woher weiß er —? Ja, wir lieben geschützte Lebensformen. Die Inhaber verachten wir; die Formen nicht. Den Besitzer verachten wir; den Besitz nicht ...

Shaw (schrie ich) sagt nichts anderes. Doch! ... Er sagt: auch den Besitzer kann ich nicht verachten. Er ist heute duldsam. Er betont nur: künftig soll er von besserem Schlage sein. Shaw ist edel. Bei Kleist allerdings äußert Hermann, als welcher den Sieg will: „Was brauch ich Latier, die mir Gutes tun?“

Der Liebe, Sympathische, Violette blickte wagrecht und sprach: „That's mine ..!“

Stella saß unter dem Baldachin. In der Linken hielt sie den herumlagernden Zweig eines Drachenbaums; (als ob sie für ihn sorgte).

Ich sprach: Der Zug nach dem Glanz ... Es scheint mir seelisch noch Anderes hinzuzukommen. Drang nach Bewegung; nach Neuem. Was ich vor einem Drama von Leonid Andrejew spüre, mit seinem ewigen Mitleid und ewigen Schmerz. Diesem Russen kommt die Vorstellung nicht: lieber den Flug zu lernen, Eindecker zu vervollkommnen, oder, wie ich damals schrieb, ein bißchen den Nordpol zu beklopfen; was ja auch Menschheitserlösungen sind. Gewiß, man fühlt mit dem Schmerze jedes Menschen, der Qualen trägt. Doch mir schien morgens nach so einem Klagestück: ich rudere schon mit gestrafften Muskeln heiteren und allerhand himmelsspaßigen Gegenden zu ... Ich wette, daß Shaw Verwandtes empfindet.

Neues! Bewegung! .. Gewiß, auch Reichtum — den man selber schafft ... Nur eine Frage bleibt: warum hat er das früher nicht empfunden?

VII.

Der right hon., dunkel und glatt, stand neben einem Bildchen der Sphinx von Gizeh, um die ich bei zunehmendem Monde nachts auf dem Kameel einst herumgeritten war, immer herum, immer herum. Er sprach: „Mais dje vous assure que c'est tjès passionnant. Dje commence à m'intéresser à Beurnd Shaw ...“

Die schottische Wirtin ging bei den Gästen herum, lächelnd, jung, fest, ich hatte sie gebeten, und reichte Sauerbrunnen, worein sie jedesmal etliche Tropfen aus Toulouse sprengte, war es ein Saft? oder ein Duft? genannt fleur d'oranger, dort gekauft von mir in einem spanischen Laden. Das Wasser schmeckte dann wie ein Friseur. Wie ein entschwebender. Wie ein über Südbäume schwebender Friseur ... Sie lachte, sie hielt Dschi Bi Es für funny, talkte von Robert

Burns, den sie schottisch „Rabby Barness“ sprach, und kreischte still, als ich ein Glas hob. -

Ich blickte nach der Stief-Landsmannschaft und äußerte:

Kann ich den Worten Shaws glauben, er sei von Butler, einem toten Schriftsteller, beeinflußt, welcher die Armut brandmarkte? Meinetwegen. Aber das andere sagt er nicht: daß er selber heut eine Rente von hundertfünfzigtausend Mark jährlich bezieht . . . (Das ist mehr als Butler). Ich muß an das Wort einer Dramenfigur von Lemaitre denken, im „Député Leveau“: „Leute mit über fünfzigtausend Frank Einkommen haben dieselbe Weltanschauung.“

Ah, nein, das trifft für Shaw nicht zu; ich weiß. Doch ich kann mir nicht helfen: ich sehe zwei entgegengesetzte Stücke; zwei Tendenzen in zwei Epochen. Das erste Stück, bevor er Geld hatte. Das zweite Stück, seit er Geld hat . . .

In mir singt etwas: Herrlich, wenn ein Mensch so klug wäre, dies zweite Stück schon im ersten Zustande zu schreiben. Oder so edel, das erste Stück noch im zweiten Zustande zu schreiben . . . Ecco. Denn hierauf kommt es an.

Der right hon. schwebte zurück, vereiste, schien abbrechen zu wollen.

Ich fuhr freudig fort: Dennoch hat niemand ein Recht zu flüstern, Shaw sei ein Verreräter. Denn er weicht dem Verrerrat sozusagen entschlossen aus. Manche Männer seines Wesens stehn einmal auf dem Punkt von Lassalle, (welcher höchst rechtzeitig starb, da er bereits an Bismarck Telegramme gegen fortschrittliche Selbstverwalter schrieb). Der Punkt ist: etliche Zweideutigkeit — an einer bestimmten Kehre der Entwicklung: bei indes veränderter Privatlage. Lassalle, dieser stolze Weltenwein, dessen im Innersten adelige Wurzel auf den Roßmarkt von Breslau verweht worden. F. Lassal schrieb in sein Tagebuch als Schuljunge: er würde bestimmt Aristokrat sein; er werde jedoch, in seiner Lage geboren, entgegengesetzt für die Unteren kämpfen. Später, als eines gesellschaftlichen Königs, war seine Lage verändert (wie heute Shaws durch Geld), dennoch bin ich überzeugt von der Fortdauer seiner Grundansichten. Weil sie mehr als Ansichten waren: Dränge. Weil er in der Jugend (man lese dies frech-heilige Jungenbuch) geschworen hatte. So daß Erinnerung an den Schwur tiefer dauern mußte denn Erinnerung an Ansichten. Das erlischt mit dem Tode nicht. Noch mit dem Tode nicht.

Bei Shaw ist es kaum anders. Höchstens kälter; komödienhafter. Wieder veränderte Lage. Und Folgen dieser Veränderung . . . Doch er kann kein Überläufer werden. Es reißt ihn zurück, mag dieser Straßensozialist heut Millionär sein. Mein Auge sieht ihn als einen Kosaken: deren Süchte gewissermaßen zur Miliz bezähmt werden. . . Er verhimmelt heute das Geld: doch um die Geldlosen aufzupeitschen. Er höhnt die Armut: doch, um Arme zu stacheln. Sein Verrerat heißt auf den ersten Blick Andrew Undershaft, Kanonen-

König; aber sein Eid heißt: Cusins, Griechischlehrer; Cusins, welcher den rüden Riesen zum Schluß übertölpelt. Cusins kommt aus der Tiefe — kulturvoll. Aus der Tiefe. Seine Gesundheit ist „nicht sonderlich stark". Shaw prahlt nicht, wie etwa mittlere Roanboßler. Jeder komisch-neurasthenische Kommis und alter Sanatoriumskunde, der eines Tages Romane schreibt, wird sich in hoher sozialer Stellung schildern und die Achillesverse novellig vertuschen. Cusins ist nur Australier und „wünschte seine Gesundheit besser". Cusins hat und bedeutet übrigens eine Idee. Er birgt ernste Güter der Zukunft.

Barbara, will sagen: religiöser Idealismus, erlebt Niederlagen vor dem Kanonengeld. Nicht so Cusins, will sagen: alte, vermenschlichte Kultur, mit neuen heiteren Finten; nicht blöde greinend um Gerechtigkeit (wie oft Radikale), sondern den Gegner schlau fassend. Cusins ist der Erbe. Der Sieger.

Also: Shaw haßt Armut, weil er Schwäche haßt. Wie jeder von uns! Ich will sein Gefühl in Worte kleiden. Abrüstung der Bedränger? Kuchen. Rüstung der Bedrängten! Das ist es. Politisch ausgedrückt meinethalben: Sozialisierung der Armee, Armierung der Sozialisten. Menschlich ausgedrückt etwa: Der Ruf zur Macht.

Hier seh' ich ein großes Abendwerk (wovon die arme Vorstellung in den Kammerspielen keinen Schein gab).

... Der aus Cornwall ergriff das breite, Monocleband und sprach: „Meinetwegen. Ich will es sehn, wenn es in London gespielt wird. Auch Candida hat mir gefallen, wenn es schon, sagen Sie das selber, merkwürdig ist, daß sie ihre Kinder verläßt, weil sie für den Bankdirektor vor so langer Zeit die Unterschrift ihres verstorbenen Vaters gefälscht hat."

VIII.

Unter dem schweren, von der Decke herabhängenden See-Igel, der an holländischen Küsten einst stachelkuglig und glotzend herumgeglitten war, saß Mrs. R., Wechseljahre, zerknittert-blaß, Tochter eines Generals, Gattin eines Bauteningenieurs. Wenn ich sie draußen in der Welt, in der Bretagne, frage, was sie heute gemacht, spricht sie leuchtend: „Was ich gemacht! Was ich gemacht? Ich habe mit Major Ridge Tee getrunken!" Glücklich, triumphierend. Zu ihr, (um sie zu giften) als sie mein Gast war, sprach ich über Shaw noch folgende Sätze:

Er tritt also im ersten Drama, „Heuchler", mit dem Fuß auf den Kapitalisten, finster, nur um zu stoßen. Im letzten tritt er auf ihn, heiter-schlau, um ein Sprungbrett zu haben... Ist er ein Verräter? Er ist tatwirksamer geworden.

Der Enkel des Botschafters besah eine kleine Totenlampe, aus Carthago geholt; und den Rest eines Punierschädels.

Die Bauteningenieurin sprach: „Ich will über Shaw morgen mit Major Ridge sprechen."

Die meisten ersehnten den Aufbruch. Ich ließ es nicht. Mit schrecklichen Blicken hielt ich sie fest im Zaum, verriegelte die Tür und äußerte drohend noch Folgendes über Kunst:

IX.

Ich weiß, dies ganze Schauspiel ist, als Kunst, nicht viel Besseres denn eine Moralität. (Auszunehmen Barbara, — falls du, Stella, die du holder bist, sie mir nicht holder scheinen läßt). Abermals nur der Behang von Shaw, die Puppe von Everyman. Jedes Werk von Shaw könnte zwei Titel führen. Morgens nach der Aufführung schrieb ich: „Dieses hier heißt mit dem ernsten, letzten Erzklang der Posaune: ‚Der Ruf zur Macht.' Zugleich aber heißt es nur etwa: ‚Wie Andy einen Schwiegersohn bekam'". Gerüst und Behang.

Das erste Stück wie das letzte: nur Vorspiegelung eines Dramas. De facto: Zeitung... Es kommt aber, liebe Gäste, zuletzt auf den Inhalt einer Zeitung an. Ideen, in einem gewissen Grade von Vielfältigkeit und Zerdrechseltheit sind nicht mehr dramatisch zu gestalten. Sondern bloß zu sprechen. Gesprochene Zeitung. Und wenn die Zeitung zur Fanfare wird ...

Er gibt manchmal statt eines Dramas Ideen: doch es sind welche. Er hat welche ...

Mit einer Fülle von Sichten; wenn er die Masse zeigt, die fördert, was ihr schädlich ist ... Und der Grundriß von Cusins. Ich schaffe mir die Gestalt, ich. Doch er schuf die Möglichkeit. Ich singe, doch er bezifferte den Baß. Ein Hauch weht von kühner Entwicklung. Bemerken Sie eins. Die sogenannte Fortschrittshoffnung vertreten oft widerliche Burschen: aber deshalb zur Abwendung von ihr zu kommen, ist Sache kleiner Hirne. Auch mir sind es Abgedroschenheiten: nämlich die Menschenrechte, Demokratismus, Freiheit, Zivilisierung, Ethik; erbrechliche Dinge: doch sie rücken mit strahlender Unaufhaltsamkeit vor; die Hänselnden kommen unter die Räder. Sittlich-vorwärtsgehende Bezirksvereine sind Greuel. Tiefere Greuel aber die Affen, welche darum ihre Ideen verwerfen. Affen verwechseln Ideenverkünder mit Ideen ... Cusins ist kein Bezirksverein: sondern er ist der Vize-Shaw. Er baut an einer Macht, welche die Oligarchen zwingt, ihr Zeug für aller Wohl zu nützen — sonst unterzugehn. Dazu ist nötig, daß Demokratie über Gewaltmittel Gewalt bekommt. Ich fühle mit allen meinen Sinnen einen Vetter, — der sich selbst bezwungen hat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kosaken? Kosaken sind wir alle.

Der Kritiker schwieg. Die Landsmannschaft wollte gehn. Sein Drang war gestillt; er fühlte Lust, Schmerzen auf sich zu nehmen, das Fleisch seiner Hände genarbt zu sehn ... Er hob den bishop vom Teppich, ihn an die

Wand stülpend. Der Violette gab das patience-Spiel in die Jackentasche. Das breit-schwarze Band nahm aus der Schachtel der Schottin noch une hongroise, die grauen Sterne bestrahlten an der Wand überglaste Erinnerungen an Franzesco Goya, sowie drei Krippenpuppen. Auch der zweite clergyman, Stellas Vater, drang auf Abschied. Die guten zwei Schwestern allein wären gern geblieben; die andern flogen bald gen England, aber sie —?

Unter dem Baldachin lag der gablige Zweig des Drachenbaums, nach zwanzig Monaten mit neuen Blättern, ohne Wasser noch Erde; Stella schlief. Köstlich-vornehm, im Abendkleid; und träumte von zwei badenden Kindern; gegen den Mund schoben sich einzelne Haare, gegen den geschlossen lockenden Mund; auf ihrer Stirn trug sie ein Metallschild:

Pflegerin und Betthase.

Aoh! aoh!

X.

Der Kritiker schritt durch die Gäste zum Seehund. Er fand zu allen Gestalten dieses nach Barbara benannten Stücks Seitengestalten in seinem Schwarm. Nur eins ging ihm sehr durch den Kopf, daß er Cusins nicht, daß er Cusins nicht fand. In dem Winkel saß . . . aus seinem Leben das Widerspiel zu Barbaras Schwester, wie hieß die? ein weltliches Mädchen; sie hatte damals ein birth-day book herangebracht, seinen fälligen Tag aufgeschlagen, ihn unterzeichnen lassen; auf ein Blatt hatte sie zuletzt die Verse geschrieben, es ihm lachend geschenkt, mit dem Datum: May 10th. Mit einem einzigen Buchstaben als holder Unterschrift. . . . Tintagel Castle hieß das ferne, ferne Schiff; Woolston, Hampton Court, London die schön verschollenen Schauplätze . . . Doch es ging ihm nah, daß er Cusins nicht, daß er Cusins nicht erblickte.

XI.

Acht Uhr war es geworden, als er sie zum Fenster hinausließ. Drosseln pickten mit gelbrotem Schnabel in die paar Ebereschen. Braundämmriger Frühlingsmorgen . . . im Dezember.

Ein jüngerer Mensch, deutsch und blond, ging durch die Gartentür. Der Ingenieur, wegen der Arbeiten zur Stromführung.

Der Schriftsteller fragte rufend: „Entschuldigen Sie, heißen Sie vielleicht Cusins?"

Der Ingenieur sprach: — „Czychowski. Von der A. E. G. Ich will den Elektrikern ein paar Anweisungen geben."

Der Kritiker sprach: „Sßßßt! . . . Sßßßt! . . . (sprach er) vielleicht heißen Sie doch Cusins."

***

Zwischen den Ausstellungen / von Oskar Bie

Man läuft in diesem Monat zwischen der Cézanne-Ausstellung bei Cassirer und der graphischen Ausstellung der Sezession hin und her, und will davon sich unterhalten. Man hat sich gar nichts Neues zu sagen und kommt doch nicht los davon. Die Sezession findet man nett. Nett heißt: man geht spazieren und fühlt sich nicht überanstrengt. Es hängen da die unglaublichsten Sachen, Liebermanns Lithographien, Zeichnungen, Pastelle, Radierungen von genialster Impression, der malerische Lederstrumpfzyklus von Slevogt, van Goghs Handschriften der Natur und Menschen, das lehrhaft freundliche Werk von Thoma, fast der ganze virtuose radierte Zorn, fast der ganze schwarzweiße Manet und Munch und Toorop und Toulouse und Corinth — ein Ball von Temperamenten, die man nach Techniken geordnet hat, um zu zeigen, daß keine Technik für ein Temperament bestimmend wird. Es ist nett? Es ist eine Kolossalleistung von Können und Wirken, die alle Bilderausstellungen an Qualität übertrifft. Es ist so wenig nett, daß es verwirrend ist, wenn mans ernst nimmt. Zwischen Manet und Liebermann und Weiß und Baum werde ich zerrieben, bis nichts mehr in mir standhält. Zweimal habe ichs versucht, zweimal rettete ich mich zu Cézanne. Ich bekenne, daß ich nur Ausstellungen eines einzigen, am liebsten eines verstorbenen Malers zu genießen imstande bin. Märkte sind für die Repräsentation.

Cézanne ist tot und die Welt rückt allmählich an ihn heran. Die eigentümliche Kraft, die von seinen Bildern auf die junge Generation übergeht, versucht man zu analysieren. Man findet, daß er ein wenig von den Holländern und wieder von Delacroix und Courbet ausging und wieder den Impressionisten sich anschloß, aber man erklärt damit nicht, daß er über diese hinaus geblieben ist. Die Wahrheit ist, daß von ihm eine Energie ausgeht, die sich ohne jede Ablenkung auf den Bildern wie in einem Akkumulator erhalten hat, um Jahrzehnte später, nachdem alles übrige Jargon geworden ist, mit Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit zu wirken. Ich habe in einem berühmten Pariser Speisezimmer Monetsche und Cézannesche Stilleben nebeneinander hängen sehen und da war es das erste Mal, daß ich das Damenhafte im späteren Monet empfand. Er liebt die Schönheit mit gallischer Geste, Cézanne liebte wirklich nur die Wahrheit. Die Wahrheit aber muß wieder helfen, wenn man der Schönheit satt ist.

Cézanne unterscheidet sich von den älteren Malern dadurch, daß er nicht den Stoff abkonterfeien will — von den Impressionisten dadurch, daß er nicht einmal das Spiel geistreicher Netzhäute oder gemütvoller Sentiments wiedergibt, sondern er beherrscht das Modell nach seinen inneren Gesetzen. Man darf von seinen Landschaften nicht schwärmen, wie sie die Sonne der Provence oder das

Licht der Wiesen vermitteln, nicht von seinen Stilleben, wie sie eine bestimmte geschmackvolle Zusammenstellung von Obst, Servietten und Möbeln glaubhaft machen, nicht von seinen Porträts, wie sie Menschen verlebendigen. Ich kenne keinen Maler, bei dem der Gegenstand so gleichgültig geworden ist — gleichgültig bis auf die Verachtung seiner sinnlichen Richtigkeit. Die Wahrheit gegen das Ding ist umgetauscht in die Wahrheit gegen seinen Instinkt und Willen. Die Gegenstände treffen die Maler im Laufe der Geschichte immer tiefer. Erst trafen sie die Pupille, dann die Netzhaut, jetzt das Gehirn. Sie sehnten sich gleichsam nach der Kraftquelle der künstlerischen Konzeption, die sie durch die Sinneswerkzeuge langsam und schwierig suchten. Heut stehen wir auf dem Punkte, daß den Malern als Ideal eine synthetische Erneuerung des Gegenstandes vorschwebt, den sie in sich aufgenommen haben. Sie sind aus Dichtern Musiker geworden. Sie wollen nicht mehr Reflexe geben, sondern reflektieren, innere Bilder auf die Fläche werfen, innere Gesetze in die Natur hineinlegen. Und wenn das corriger la nature eine Vorbildung zum corriger la fortune ist, sind wir dabei zu beglückwünschen.

Jeder Maler glaubt nichts zu tun, als der Wahrheit zu dienen. Es sind dieselben Worte, mit denen Reynolds, Delacroix und van Gogh ihre Unschuld beteuern. Nur sind die inneren Methoden verschieden, gegen die die Künstler blind sein müssen, wenn sie wirklich wahrhaft sind. Van Gogh erreichte auf eine ganz andere Art als Cézanne ein Ziel, von dessen Identität sie überzeugt waren. In van Gogh ist die Macht der Handschrift, des Vortrags bis zur letzten Spannung ausgebildet. Auf seinen phänomenalen Zeichnungen entwirrt er Menschen und Landschaften in einer so klaren Sprache, wie ein Philosoph, der mit wenigen Begriffen das Chaos des Sozialen zu analysieren vermeint. Er sieht nur das, was ihm handschriftlich möglich ist, die Kontur, die ersten Schatten, die bestimmenden Innenlinien, die Beugung des Grases, die Spirale des Blätterwerks, und dies schreibt er suggestiv auf das weiße Blatt hin, mit der propagatorischen Kraft eines Fanatikers, der die Welt mit zehn Thesen erlöst. Wie er zeichnet, so malt er, er schreibt die Farbe hin, nach Begriffen, die man dekorativ nennen könnte, wenn man das Wort in seiner tiefsten Bedeutung verstehen will als Beseelung des funktionellen Mechanismus. Er ist ein Sozialist. Cézanne aber ist ein Lyriker. Nicht die Schrift und das Wort, das Beglückende eines analytischen Paradieses von Kritik und Ethik, sondern der Reim, der Schliff des Stils, das Gesetz der Form ist seine Triebkraft. Van Gogh malt die Blume als Organismus, Cézanne als Strophe, jener das Stilleben als Probe seines Vortrags, dieser als Probe seiner Anschauung, jener webt den Teppich der Felder und Wege, dieser dichtet die Natur nach einer inneren Kontrapunktik der Farben um. Als Cézanne, der einige Szenen zwischen Delacroix und Courbet und einige Porträts zwischen Courbet und Frans Hals

gemalt hatte, in den Kreis der Impressionisten trat, denke ich mir, daß deren Anregung, im Freien und immer lichter und andeutungsvoller zu malen, seinem Wesen, das feststand, nur eine angenehme und ehrliche neue Methode hinzufügte, die ihm willkommen war, weil sie ihm die Verantwortung des sinnlichen Apparats erleichterte. Er war eine Komponisten- und Kompositionsnatur. Er haßte das Drama und liebte die Lyrik, er hat selbst die Bewegung zu einer nature morte umgeschaffen. Es war ihm gleich, ob er die Vision eines Menschen oder die einiger Äpfel oder draußen die Felder und Berge dichtete, aber es mußte zufällig sein und konnte nicht bewegt und seelisch genug sein, damit er seine Gesetze daran erproben sollte. Der Impressionismus befreite ihn vom Gesetz im Stoff und gab ihm das eigne Gesetz frei, er stürzte ihn in die Fluten der Sonne und Luft, damit er eine Insel, seine Insel finde. So wurde er von ihrer Schule, sättigte sich an ihnen, und überlebte sie, ihr heimlicher König.

Cézannes Strich ist breiter und leidenschaftlicher als der der Impressionisten von der Schule. Diese zerlegen unwillkürlich die Netzhauteindrücke in Striche, Fäden, Tupfen, Flecke und Flüsse, stets in einer gewissen Scheu, dem Gegenstand zu nahe zu kommen und nicht nur seinen Widerschein zu geben. Sie lösen ihn auf, um durch das zusammensetzende Spiel der Phantasie des Beschauers ihn wieder ineinandergehen zu lassen. Sie wollen das Flimmern, das Undefinierbare, den Glanz und Duft malen und haben sich dafür, jeder in seiner Weise, einen analytischen Vortrag gefunden, der ihnen diesen Dienst leistet. Van Gogh schließt sich solcher Art an und die Neoimpressionisten haben sie gereinigt und methodisiert. Cézanne hat andere Ziele. Da ihm an der Erweckung von Reizungen oder an analytischer Kritik nichts liegt, streicht er in Flächen, die entweder etwas von zeichnender Andeutung haben oder sich in Bassins sammeln, von stilisierenden Umrissen gehalten. Nicht so kongruent und so substanziell wie Manet, aber unmittelbarer malt er statt in einer Form, die der Pinsel ihm nahelegt, vielmehr in einer, die die Farbe verlangt. Er modelliert mit der Farbe — Unwesentliches leicht hingebend, Wesentliches in Flächen zusammenführend, den Strich nach dem Bau und der Struktur seiner Synthese. Seine Aquarelle bewiesen diese Anlage in der Skizze. Seine Bilder sind die Anwendung auf leuchtende Klarheit. Ihre Plastik beruht auf der Umsetzung einer Schale, eines Baums, einer Wange in die reine Flächensprache intensiv gelagerter Farbe.

Luft und Licht, an denen sich die anderen stillten, sind ihm nur Material wie irgendeines — er ahnte, daß sie vergänglich sind. Ein Stilleben erfordert blaue Schatten, ein anderes schwarze. Eine rosa Muschel, eine gelbe Zitrone, eine schwarze Uhr — die Schatten bleiben dunkel, um aus dieser sinnlosen Zusammenstellung das sinnvolle Trio Rosa-Gelb-Schwarz zu komponieren. Der Berg von Saint-Victoire liegt in violettem Abendlicht, die Farbe geht

weit hinunter über die Sandabstürze, einige dunklere Bäume werden links vorn als Kontrapunkt eingesetzt, ganz leicht werden ein paar Felder vertikal über die Leinwand gestrichen; es ist der Traum der Natur, keine Spur von einem greifbaren Porträt. Die Äpfel sind Kondensierungen von Grün, Gelb und Rotbraun, mit unendlicher Stimmung in präziser Koloristik hingesetzt, sie riechen nicht äpflig, sie wollen nicht in die Hand genommen werden, aber sie sind Wunder von Farbenklängen in gesetzmäßiger Abstufung, leibhaftig wie die intensivste Vorstellung wesentlicher, in äußerste Reinheit gesteigerter Eindrücke von drei, vier Farben. Man sieht das nicht, man fühlt es nur im Gehirn, man träumt davon, wenn die Augen geschlossen sind und einige gleichgültige Gegenstände des Tages sich zu wundervoll starken und dichten Visionen konzentrieren. So erscheinen uns Menschen und Landschaften, wenn wir sie organisch reproduzieren. Diese Porträts sind einzelne Energieäußerungen von Farben des Gesichtes und Linien der Haltung, diese Bäume sind Erregungen ihrer Architektur, die Häuser Farbenwerte ihrer Malerei, auf Rot und Grün und Blau hingesetzt, nur das Eigentliche, das Bleibende, ohne Spiel und Laune, mit der ganzen Sparsamkeit des schaffenden Genies, mit der Ehrlichkeit des innen arbeitenden Stils, der eher einen Krug schief werden läßt als eine stehen gebliebene weiße Fläche mit einer Verlegenheitsfarbe bekleidet. Ein zerebrales Organ von sicherstem Triebleben setzt Farbe und Form umbildend und zurückbildend in Malerei um, es lebt darin die Kraft überzeugender Wahrheit, sie überwindet Mode und Konvention und wirkt stärkend auf die Kommenden.

Ich liebe es nicht mehr, vor Bildern zu ästhetisieren. Ich würde es für nützlicher halten, Herrn Valabrègue zu zitieren und Cézannes schlagende Porträts von ihm zu entwickeln, Bild gegen Wirklichkeit, oder vor irgendeines seiner Stilleben und Landschaften zu führen und zu zeigen, wie er das Verwirrte entwirrt, als Komposition neu geschaffen und farblich angelegt hat, eine Schule des Sichselbstfüllens mit einem Eindruck und dann des Reproduzierens nach den reifen Gesetzen einer sicheren Gestaltungskraft. Nur dann begreift man das Geniale, das in der Ahnung und Formung von Zusammenhängen beruht, die das Leben kompliziert. Aber ich wollte heut den Umstand erklären, daß gerade dieser Mann auf unsere Generation einen so bedeutenden Einfluß auszuüben berufen wurde. Je mehr sich die Malerei von der äußeren Nachahmung nach den inneren Konzeptionsorganen des Künstlers entwickelt, desto wichtiger werden diejenigen Meister, die zuerst die Wahrheit und den Mut des inneren Organs bewährten, das auf diesem Wege an die Reihe kommen muß. Wenn man Cézannes Leben erzählt, von dem nicht viel mehr zu sagen ist, als daß er im Besitze eines guten Einkommens den Spott der Zeitgenossen vertragen konnte, und wenn man die Geschichte seiner Werke sich vorhält, die fast nie auf

Ausstellungen, aber dann dafür umso gesuchter bei Kunsthändlern sich aufhielten bis zum originellen Herrn Vollard, der sie wie Juwelen behütete, als die Zeit gekommen war — so ist das nur die gewohnte Melodie auf den Text, in dem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Namen geändert werden. Als Cézanne in Aix, einsam und ungeachtet, durch irgendwelche Zufälle ein Freund des apostolösen Zola, durch Zufälle Freund der Impressionisten, Zufälliges malend, als er unermüdlich Bild an Bild reihte in eine zufällige Zukunft hinein, konnte er nicht ahnen, daß er der Lehrer seiner Enkel werden würde, weil er inmitten einer Welt der Reflexe den Stil nicht verloren hatte.

Ich dachte einen Augenblick daran, daß mir Cézanne den Stil geben würde, auch die zufällige graphische Ausstellung der Sezession nach einem inneren Gesetz zu behandeln, und ging wieder dorthin zurück. Aber ich hatte mich getäuscht. Der einzige Erfolg war, daß ich vergeblich versuchte, einen Baum in der Manier von Cézanne zu malen.

Chronik/ Aus Junius' Tagebuch

Die Deutschen sind keine redende Nation und wollen keine redenden Menschen sein. Im Katechismus deutscher Tugend spielt dieser Punkt eine große Rolle. Goethe blieb in seiner Ilmenauer Bergrede stecken und Bismarck operierte mit Kunstpausen (göttliche Längen à la Schubert). Man will stumm und lieber stammelnd als unter klingenden Kadenzen das Größte tun; auch in der Politik. Ein edles Ziel, dem der Germanenapostel Fichte Beifall nickt ... So mag vielen die von Kargheit und Nüchternheit strotzende Thronrede, das erste welthistorische Dokument aus Hirn und Händen Beethmann-Hollwegs, womit der Kaiser die neue Reichstagssession im Weißen Saal des Berliner Schlosses eröffnete, als Rückkehr zu ernstem politischem Sachwillen willkommen gewesen sein. Aber so recht warm wird dem vertretenden Volk bei dieser Verlesung nicht geworden sein. Ein leeres und frostiges Hofzeremoniell, dröhnende Grenadierschritte durch lange Steinhallen (ohne raphaelische Fresken), die funkelnden Bajonette wie bereit, die Kronrechte gegen die Volksrechte zu „verteidigen", korrekt hin- und herschlurrende Hofschranzen, Generäle und Prinzen, die sich um die Allerhöchste Person gruppieren, die Majestät, die trockenen Brocken des Pensums in kalter Strenge verlesend: so wird, vor einem dunklen Häuflein wie geduldet und verschüchtert dreinschauender Abgeordneter, eine neue Epoche deutscher Geschichte eingeleitet. Der Kanzler stand, der Generalissimus deutscher Reichsgeschicke, in der Uniform eines Majors à la suite bescheiden am Fuße des Thrones. Das ist neudeutsche Symbolik. Sie wird verstanden werden.

Die Etatsdebatten schleppten sich durch vier Tage. Es klang wie heiseres Bellen. Starke Entladungen, der große, rüttelnde Zorn von Menschen, die ihren Willen zur Tat nicht in den Winkeln von Stammtischen und Redaktionsstuben verknurren können, — wer suchte sie in diesem Reichstag . . Der Kanzler sprach sein Programm, lüftete die Schleier von seiner ‚neuen' innerpolitischen Orientierung. Es war greisenhafte Epigonik, angeregt durch das, was Bismarck über den Segen des über den Parteien Stehens der preußisch-deutschen Regierung, über den Fluch des Parteiregimentes in parlamentarisch regierten Ländern sagte. Für das Ideal solcher Regierung hatte Roon den Ausdruck: konservativer Fortschritt. Gibt es diesen Tory-Demokratismus bei uns? Als Bismarck das noch von Mühler ausgearbeitete Schulaufsichtsgesetz 1872 vor das damals noch nicht so verjunkerte preußische Parlament brachte, fiel ihn die Kreuzzeitung an: er habe Parlamentsherrschaft und Atheismus proklamiert. Wir haben seither — nicht ohne die Schuld der Liberalen, die in Wehrfragen versagten — Schlimmeres gesehen und Schlimmeres erlebt. Der protestantische Konservatismus und der katholische Klerikalismus sind seitdem innerlichst zusammengewachsen, sie haben in der Hauptsache sämtliche politische Schlachten zusammen geschlagen. Was auch diesen Bund unnatürlich machte: das protestantische Kaisertum, der wissenschaftliche Modernismus der gesamten deutschen Bildungsschicht, auch der politisch konservativen: das war für die Regierungen immer nur der Anreiz, ihre Machtbasis durch Hinzunahme der Nationalliberalen von Fall zu Fall zu verändern, es war das prinzipielle Mischen der Karten. Daraus wuchs der Wahn: es gebe in Deutschland außer dem Radikalismus, den man mit Gewaltmitteln knebelte, oder durch eine Art Staatssozialismus bei den Massen zu entwurzeln versuchen müsse, keinen politisch bürgerlichen Liberalismus, parallel mit dem kulturellen Modernismus . . Das System hat Bankrott erlitten: der dumme Lug von der Parteilosigkeit des konservativ-klerikalen Bündnisses ist rettungslos bloßgestellt; alles, was kulturell modern empfindet, wird auch politisch zusammengeschweißt und sich allmählich, wenns nottut, radikal äußern. Das Reichstagspräsidium hat jetzt die reinste schwarz-blaue Farbe, dank der Klugheit der Nationalliberalen, die, scheint es, anfangen, die Zeichen der Zeit zu verstehen und die Wunder der letzten zwölf Monate zu begreifen. Das ist ein Fünkchen Hoffnung. Aber es kann wieder verglimmen, wenn die starken Lungen fehlen, es zur Flamme emporzutreiben. Wenn ich mich nach starken politischen Köpfen und Temperamenten umsehe, nach Männern, die die bedächtigen Detailkrämer in den zweiten Rang zurückschieben und unter Donner und Blitz auf dem Flammenwagen des Elias gegen Himmel fahren wollen, dann werde ich kleinlaut und lalle mit dem den großen Corneille kommentierenden Voltaire: la scène reste vide.

Wie sollen sich deutsche Beamte in Grenzprovinzen verhalten, wo die Sprachen, die Rassen, die Kulturgewohnheiten, obendrein auch noch die Konfessionen mit der stummen Verbissenheit maskierter Freundschaft einander befehden? Ich denke an Posen, Westpreußen, Oberschlesien, an die unaufhaltsam steigende polnische Flut, an unsere Ostmarkenpolitik, die im circulus vitiosus großer und kleiner Mittel . . . nichts erreicht. Die Schulpolitik, die Enteignungspolitik: alles vergebens; die glänzende national-polnische Kreditorganisation und der katholische Klerus bilden des Polonismus' Rückgrat und die beamteten deutschen Kulturträger haben es bisher nicht zu brechen vermocht. Aber der eigenen Truppen, seiner Beamten, sollte man meinen, müßte das Deutschtum doch einigermaßen sicher sein? Dürfen sie bei politischen Wahlen Personen großpolnischer Richtung begünstigen? Das haben deutsche Beamte kürzlich in Oberschlesien getan und die Regierung hat verwarnt und strafversetzt. Besinnen wir uns. Geschwätz verdunkelt die Sachlage. Es ist zu viel verlangt, daß die Beamten sämtlich in stumpfsinniger Bureaukratenhaftigkeit, als Staatspensionäre oder pensionsberechtigte Almosenempfänger, abseits stehen sollen; es sind Menschen mit eingeborenen Instinkten und angeborenen Neigungen, mit geheimen Sympathien und Antipathien, die den ganz natürlichen Drang haben, sich gerade bei Bekundungen national-politischen Charakters zu äußern. Aber ihre Stellung als Besoldete einer Machtorganisation, hinter der eine kompakte nationale Mehrheit steht und die neben vielen anderen Funktionen, nach Auffassung eben dieser kompakten Mehrheit, die Pflege und Erhaltung ihrer Nationalität zur besonderen Aufgabe hat: dieses Staatsbeamtentum schränkt tatsächlich die politische Freiheit seiner Mitglieder ein und schreibt ihnen dort, wo die Nationalitäten als s o l c h e um die Macht kämpfen, die Haltung vor. Ich verstehe nicht, wie Männer, die Anarchisten als reine Toren behandeln, sich über diesen klaren Sachverhalt täuschen können. Es ist kein Rechtsstreit, sondern ein Kampf um die Macht, geführt mit den Mitteln, die der Kulturstufe der am Kampf beteiligten Nationen entspricht. Dieser Kampf ist mit Gefahren für die Humanität verbunden; denn es geht ohne Anleihen bei der Barbarei nicht ab. Aber wenn ich weiß, auf welcher Seite der katholische Klerus ficht und wie er das polnische Feuer anzufachen versteht, so weiß ich auch, auf welcher Seite die größeren Anleihen beim Rückschritt gemacht werden.

Wie man an kaiserlichen Hoflagern, daheim oder auf Besuchen, sich unterhält, geht uns nichts an. Geschmacksimpulse höherer Art erwarten wir aus diesen Regionen nicht. So ungefähr wissen wir ja Bescheid und ahnen, daß der Menschheit Höhen nicht immer von lichten Grazien umflattert sind und Hautgout den verwöhnten Gaumen kitzeln muß. Deutsche Tugend und Züchtigkeit bürgerlicher Herkunft (der Adel ist unterrichtet) denkt anders. Sie sieht in dem Monarchen das Fleisch gewordene Sittengesetz. Sie stellt sich die Hof-

atmosphäre unter dem Bilde engelhafter Reinheit und Unschuld vor. Sie fordert strengste Selbstzucht selbst in den geheimsten Privatvergnügungen der Gekrönten und Gefürsteten und hat aus ihren patriarchalischen Forderungen einen Kanon des Erlaubten und Unerlaubten zusammengestellt, vor dem etwa die Wildenbruch deklamierende Rosa Poppe oder lebende Bilder nach Menzel oder Meyerheim die äußerste Grenze des noch Möglichen sein mögen. Diese Kreise gerieten in sittlichen Aufruhr, als ruchbar wurde, daß auf Schloß Neudeck des Fürsten Henckel von Donnersmarck die schon etwas speckige Pariserin Jeanne Granier vor dem Kaiser spielen und sogar eine ‚conférence' über die Liebe halten durfte. Ein apokrypher Bericht darüber, der handgreiflich dumme Spaß eines Pariser Zeitungsclowns, brachte die Entrüstung der gesinnungstüchtigen Teutonen zum Überlaufen. Symptomatisch war daran die Gereiztheit, mit der man seit den Novembertagen 1908 sich ‚anmaßt', neben dem persönlichen Regiment auch das persönliche Vergnügen des Monarchen unter Kontrolle zu stellen. Die dynastische Anhänglichkeit in Deutschland macht eben seltsame Evolutionen durch.

Mir fällt ein: vor mehr als hundert Jahren wurde an einem deutschen Fürstenhofe auch eine ‚Konferenz' über die Liebe gehalten. Der Hof war: Weimar-Ferrara; der Verfertiger der conférence: Goethe-Tasso. Die diseuse konnte sein: Corona Schröter. Darin heißt es:

> Die Liebe zeigt in dieser holden Schule
> Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind:
> Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
> Vermählte, der im Rat der Götter Sitz
> Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
> Von einer Brust zur andern hin und her;
> Er heftet sich an Schönheit und Gestalt
> Nicht gleich mit süßem Irrtum fest, und büßet
> Nicht schnellen Rausch mit Ekel und Verdruß . .

Und wenn wir hören, welch göttliche Verse aus Tassos Aminta Goethes Seele in Schwingung brachte:

> Amore, in quale scuola,
> Da qual mastro s'apprende
> La tua lunga e dubbia arte d'amare? —

dann sind wir nicht im Zweifel, daß Konferenzen solcher Art nicht vor die Ohren des ‚sonst so geschäftstüchtigen' Fürsten Guido gehören.

***

Das Zölibat der Beamtin

Einmal mußte ja die Frage wirklich ins Auge gefaßt werden, die in der Finanzkommission des württembergischen Landtags am 28. November besprochen wurde: die Frage, die man schlagkräftig und zündend, aber nicht sehr sachlich und zutreffend „das Zölibat der Beamtin“ genannt hat. Verwunderlich ist, daß gerade in Württemberg, dem Lande des wohlkonservierten Patriarchalismus und der Musterhausfrau à la Ottilie Wildermuth der Stein ins Rollen gekommen ist. Vor zwanzig Jahren gab es dort Lehrerinnen fast nur als Aufsichtsdamen und zum Heftekorrigieren, in der Volksschule wurde noch 1899 die Verwendung weiblicher Kräfte auf 8 Proz. der Stellen eingeschränkt. Merkwürdig, daß hier, wo die Beamtenlaufbahn der Frau zunächst nur quasi aus Mitleid, als Unterschlupf der Unversorgten, aufgetan wurde und man sich gegen das Überhandnehmen dieses notwendigen Übels vorsichtig schützte, ein so energischer Vorstoß im Interesse der verheirateten Beamtin erfolgt: der Frau, die versorgt ist und doch noch einen Beruf haben will.

Im ganzen betrachtet man heute noch den Beruf als den gegebenen Notbehelf der Unverheirateten. Sonst wäre es undenkbar, daß man die ca. 70000 unverheirateten Lehrerinnen in Deutschland als eine Tatsache ruhig hingenommen hat, ohne hier ein Problem zu sehen. Es spricht das gewiß auch dafür, daß im ganzen die populäre Auffassung recht hatte. Das heißt, für die große Mehrzahl derjenigen Beamtinnen, die heirateten, lag mindestens nicht die wirtschaftliche Notwendigkeit vor, den Beruf in der Ehe beizubehalten, und die Kosten des Entschlusses, einen erarbeiteten und vertrauten Beruf aufzugeben, wurden getragen. Besonders leicht natürlich dort, wo — wie bei den Post- und Eisenbahnbeamtinnen — im Beruf selbst nicht viel Reize lagen. Immerhin mehrten sich mit der Zahl der Beamtinnen die Einzelfälle, in denen aus wirtschaftlichen oder inneren Gründen die Vereinigung von Beruf und Ehe als eine wünschenswerte Lösung des Konfliktes erschien. Mehr als Einzelfälle sind es heute noch nicht. Ja selbst im Auslande, wo das „Zölibat“ der Beamtinnen nicht besteht, handelt es sich — mindestens in germanischen Ländern — immer noch um Einzelfälle.

Wird es so bleiben?

Die Stimmen, die sich in der Finanzkommission des württembergischen Landtags zugunsten der verheirateten Beamtin erhoben, standen merklich unter dem Eindruck der letzten Berufszählung. Neun Millionen berufstätiger Frauen, und die Tendenz steter Mehrung ihrer Zahl. Da muß das Problem „Beruf und Ehe“ dringlich werden. Die reinliche Scheidung der berufstätigen und der verheirateten Frau — längst verschwunden in anderen Schichten — erscheint auch im Beamtenstand angesichts dieser Zahlen nicht mehr selbstverständlich.

Das erste Bedenken gilt der Bevölkerungsfrage. Hier dürfte aber die Spekulation auf die verheiratete Beamtin mit Sicherheit fehlschlagen. Wenigstens nach den bis jetzt vorliegenden Erfahrungen. In Österreich war, so lange den verheirateten Lehrerinnen das Verbleiben im Amt gestattet war (bis vor ca. 3 Jahren), das Einkinder- oder Keinkinder-System bei ihnen die Regel. Vielleicht bedeutet die ganz geringe Geburtenziffer bei der verheirateten Lehrerin auch kein „System“, sondern ist einfach der statistische Ausdruck der Tatsache, daß sich das Verbleiben im Amt nur bei keinem oder einem, kaum aber noch bei zwei, drei oder mehr Kindern durchführen läßt. Damit aber

schränkt sich freilich die behauptete wirtschaftliche Tragweite der Maßnahme sehr ein. Sie bietet eine Erleichterung für junge Ehen, so daß mit Rücksicht auf die Einnahmen der Frau doch schon geheiratet werden kann, wenn etwa der Mann noch auf einer niedrigen Gehaltsstufe steht, in der Voraussicht, daß die Frau später, wenn der Mann mehr verdient, eventuell von ihrem Erwerb zurücktreten kann.

Man hat nun aber für den Typus der verheirateten Beamtin noch unter einem anderen Gesichtspunkt gekämpft. Man sieht durch ihn in Beruf, Ehe und Mutterschaft eine Art weibliches Vollmenschentum verkörpert, das als Ideal der „neuen Frau" vorschwebt. Und so will man das Zölibat der Beamtin nicht nur um wirtschaftlichen Zwanges und äußerer Notwendigkeiten willen beseitigen, sondern der Frau damit zugleich die Bahn frei machen für einen Aufstieg zu höherem Persönlichkeitswert und harmonischerer Lebensgestaltung. Das ist zweifellos „in der Idee" richtig. Fraglich ist nur, wie weit die Wirklichkeit hier die Idee zum Leben kommen läßt. Drei Lebenskreise in einen zu verschmelzen, aus einem Vollberuf, der Ehe und Mutterschaft, und schließlich dem individuellen Lebensdrang — der durchaus nicht in dem einen oder andren ohne weiteres aufzugehen braucht, sondern ein für sich bestehendes Drittes sein kann — etwas Organisches zu machen, ist sicherlich nicht Durchschnittsgabe. An vielen Frauen wird sich vielleicht die Tatsache erweisen, daß nichts so kultur- und glückswidrig ist wie die Überlastung. Ihnen wird der formende Wille vielleicht sehr bald überrannt werden durch ein Heer drängender, unerbittlicher Pflichten, um nie wieder aufzustehen.

Ich setze auch hier ein „vielleicht". Nicht als Fragezeichen hinter die Zahl von Ausnahmen, mit denen zu rechnen sein wird. So wie heute der Inhalt der Begriffe Beruf und Ehe gedacht werden muß, ist die Verschmelzung beider zu einer Lebensaufgabe auf jeden Fall ein Bravourstück. Aber vielleicht werden wir uns gewöhnen, andere Inhalte in diese Begriffe hineinzudenken. Vielleicht geht die Tendenz auf Entlastung des Haushalts. Bis heute ist das Einküchenhaus noch nicht da, das nicht den Verdienst der Frau in mittleren Berufsschichten durch seine viel kostspieligere Wirtschaftsweise wieder verschlänge. Aber möglicherweise wird es eines Tages da sein. Und möglicherweise wird eines Tages zu der „neuen Frau" auch das „neue Kind" da sein. Das emanzipierte Kind, das weniger nach der Mutter verlangt als das Kind von heute. Das ist durchaus ernsthaft zu nehmen. Im ganzen wird bei uns in der Erziehung sicherlich durch ein Zuviel von Betreuung gesündigt. Es bekommt den Kindern durchaus nicht so schrankenlos vortrefflich, wie eine fable convenue uns glauben macht, wenn die Mutter sich ihnen im Sinne der deutschen Familienblätter „widmet". Man kann sich wohl einen Typus Familie denken, in der jedes in einer herberen und kräftigeren Art auf sich gestellt ist, in der sich der einzelne aus der Gemeinschaft früher, eigenwüchsiger und selbständiger heraushebt. Freilich ist dieses Rechnen auf die Selbständigkeit des Kindes durchaus etwas anderes als bare Vernachlässigung. Es ist zunächst eine mühsamere, komplizierterere und aufreibendere Art der Erziehung. Sie wird erst Sitte und Tradition sein müssen, ehe man das Zutrauen haben kann, daß die berufstätige Frau auch in so viel weniger Zeit ihre Kinder gut versorgen und erziehen kann.

Für die Regierungen steht natürlich das Interesse des Dienstes an erster Stelle. Daß er auf die eine oder andere Art einbüßt, ist kaum zu vermeiden. Man muß sich nur klar machen: der Mann heiratet jemanden, der ihm sein Essen kocht, seine Zimmer reinigt, seine Wäsche besorgt. Die Beamtin heiratet jemanden, dem sie das alles tun muß. Und dem sie dazu Kinder schenkt und aufzieht. In subalternen Stellungen, etwa

bei Post und Eisenbahn, mag sich die Dienstleistung der Frau als eine relativ mechanische trotzdem auf der Höhe halten. Wo aber der Dienst qualitativ und quantitativ eine Vollkraft erfordert, wo die amtliche Leistung zu hoch steht und zu sehr persönlicher Natur ist, um durch die Dienststunden mechanisch begrenzt werden zu können, wo mit einer Fortbildung, mit Pflichten der Standesvertretung gerechnet werden soll, muß die Mehrbelastung der Beamtin durch die Ehe ein Minus ihrer beruflichen Tüchtigkeit zur Folge haben. Mit diesem Minus wird sich die Regierung abfinden wie mit andren unvermeidlichen Unzulänglichkeiten bei andren Leuten. Ohne Zweifel kommt einmal bei der Vermehrung der weiblichen Beamten der Punkt, wo die Unverheirateten den Bedarf nicht mehr decken. Und es ist richtig, daß die Verheirateten mit herangezogen werden. Man wird sich aber dabei sagen müssen, daß diese Frauen an zwei Stellen sozial ausgenutzt werden, und danach müssen die Maßstäbe sich richten. Damit ist zugleich gesagt, daß die verheiratete Beamtin als der ausschlaggebende Typus der weiblichen Beamtenschaft nicht denkbar wäre ohne ein Sinken des im Beruf investierten Kapitals an weiblicher Kraft. Eine Österreicherin hielt einmal einen Vortrag zugunsten der verheirateten Lehrerin, in dem sie alle Register des Mitgefühls für die arme, um ihr weibliches Glück betrogene Staatszölibatärin zog. In der Diskussion wurde die Frage an sie gerichtet, ob denn die Schule unter der verheirateten Lehrerin nicht leide:

„Ja, — daas schonn."

Helene Lange

Der Ruhm Anselm Feuerbachs

Durch alle Betrachtungen über künstlerische Ergebnisse klingt, vornehmlich seit der deutschen Jahrhundertausstellung, eine einmütige und ehrliche Begeisterung für das Werk Anselm Feuerbachs, das hier zum ersten Male in wundervoller Geschlossenheit gewiesen wurde. Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode des Meisters — genau wie er selbst wehmütig ahnend es gekündet hatte, ist dieser Sieg gekommen, dieser unbestrittene, unbestreitbare Sieg, dessen äußerliche Ruhmeszeichen auf der ernsten Stätte der Vergangenheit welken, dieser Sieg, der keine frohlockende Jubelrufe in die Lüfte aufsteigen läßt, der allein die nachdenklich fragenden, verbittert klagenden Gedanken ergebnislose Irrwege zu wandeln bestimmt. Feuerbachs Kunst bedeutet die aus tiefstem innerlichem Verhältnis verklärte Vergeistigung der Natur: die durch die Gluten des persönlichen Temperaments geläuterte, wundersam im Rhythmus des antik-klassisch Schönen geschaute Wirklichkeit und Wahrheit. Sie hat sich nach schwerem Kampfe endlich die Höhe erobert, auf welcher die rauhen Winde der Abweisung zu dem Säuseln beifälliger Lüfte abflauten, die so oft hinwiederum zu dem verdächtigen Föhn der Popularität umschlagen, einer falschen schädlichen Popularität, die verkehrt einsetzt, indem sie unrichtig begreift.

Um dem abgeschlossenen Werke Feuerbachs nahezukommen, genügt es nicht, mit der „Methode" kunstkritischer Betrachtungsweise vertraut zu sein, und dann temperamentlos und kalt, wie der Arzt am Operationstische zuzufassen. Es gibt neben Marées und Leibl keinen deutschen Maler der neueren Zeit, der beinahe abweisend so persönlich ist, der mit allen Fasern seines menschlichen Denkens und Empfindens so sehr mit seinen Arbeiten verwachsen ist wie Feuerbach. Und daher gibt es nur scharfe Ablehnung oder begeisterte Anerkennung im Sinne des „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich". Vielleicht wird es einmal eine Zeit geben, welche nicht mehr das von der Parteien Gunst und Haß verwirrte Bild des Künstlers sieht, sondern nur mehr seine Werke, welche, persönlichen Stimmungen und Verstimmungen fremd, dann

endlich im Vergleiche mit den anderen gefeierten Meistern vom Ende des 19. Jahrhunderts den richtigen Standpunkt einzunehmen vermag. Aber auch die Menschen jener Zeit — wir wollen sie freundschaftlichen Sinnes eine glücklichere nennen — auch sie werden den Werken Feuerbachs nicht mit völliger Unbefangenheit gegenüber treten dürfen, ja möglicherweise werden sie in einer ganz bestimmten Beziehung überhaupt des Verständnisses entbehren, welches unsere Generation infolge seiner humanistisch klassischen Erziehung den Schöpfungen des Feuerbachschen Genius entgegenzubringen noch in der Lage ist. Feuerbachs Bilder bleiben, wenn Voraussetzungen in dieser Hinsicht nicht erfüllt werden, unverständlich. Das bedeutet, wenn man will, einen Fehler, in dem strengen Sinne der Feuerbachschen Kunst genommen aber ganz entschieden einen Vorzug. Und auf diesem Vorzug, auf diesen Voraussetzungen, ja sogar auf dem ganz unbewußten Gedanken, daß wir dieser Voraussetzungen vielleicht verlustig gehen werden, gerade darauf beruht die heutige allgemeine Anerkennung des Meisters. Daran liegt es, daß die Verehrung Feuerbachs als ganz typisch für die Absichten unserer gegenwärtigen geistigen Kultur aufgefaßt werden muß. Sie darf, sogar nach zwei Seiten hin, gelten ganz entschieden als eine hoch erfreuliche Reaktion gegenüber dem Umsichgreifen eines alle idealen Güter spöttisch in den Schmutz herabziehenden Materialismus, gegenüber den törichten, die Bedeutung einer auf der sicheren Grundlage der ernsten humanistischen Studien erworbenen Bildung verkennenden, menschliche Eigenart schlechtweg abweisenden, alles gleich machenden und gleich nehmenden sogenannt praktischen Erziehungsbestrebungen der gegenwärtigen Zeit. Man kann nicht leugnen, daß die verheerend um sich fressende allgemeine Bildung, wie sie schon vor einem Menschenalter Erwin Rohde sarkastisch nannte, von einer schreckbaren Oberflächlichkeit, dem Grundübel jeder wahren Kenntnis, nicht zu trennen ist, und daß diese Oberflächlichkeit, dank dem Durchschnitt unserer deutschen Publizistik, man kann beinahe sagen, stündlich wächst. Aus diesem Grunde wird einerseits leider die tiefeingerissene Kluft zwischen den berufenen wissenschaftlichen Verkündern echter, freilich nicht mühelos zu erwerbender Erkenntnis und den zahlreich genug vorhandenen begierig-dankbaren Anwärtern dieser Erkenntnis immer mehr und immer unausfüllbarer verbreitet. Aus diesem Grunde hat aber auf der andern Seite bei einem wachsenden Kreise denkender, mitten im Leben stehender, achtsam und bedachtsam um sich schauender Menschen das Gefühl der Leere, eines plötzlichen Verlustes sich bemerkbar gemacht. Und dieser Kreis ist ein ganz eigenartiger, keins seiner Mitglieder kennt etwaige Genossen, ja er weiß oft nicht einmal, daß er dieses Kreises Mitglied zu nennen sich rühmen darf. Es ist eine stille Gesellschaft in geistiger Gemeinschaft. Zeugnis ihres Bestehens gibt die immer mehr sich steigernde Nachfrage nach den Werken solcher Dichter, denen, bei aller Betonung germanischen Rasseempfindens, die antike Welt Ausgang und Mittelpunkt ihres Schaffens gewesen ist, die wieder erwachende Freude an Hölderlin, an Herder, die erneute Beschäftigung mit den philosophischen Schriften Schillers. Bei dem Suchen und Beschreiten dieser erhabenen Bahn wird unmerklich, aber stetig und bestimmt, wieder die Annäherung an den Mann gewonnen werden können, der in dem wahren Sinne seines Wesens uns fast verloren gegangen wäre, und dessen ganze menschlich-dichterisch-künstlerische Persönlichkeit den ernstesten Protest gegen alle Oberflächlichkeit und Wissensheuchelei bedeutet: Goethe. Mit diesen Männern allen müssen wir im Sinne der eben gegebenen Ausführungen, also im kulturell-wissenschaftlichen, für die Gegenwart so bedeutsamen Sinne auch den Meister der Iphigenie, des Orpheus und der Medea nennen, Anselm Feuerbach. Seine

Werke geben in ihrer verklärenden Reinheit uns sein Innerstes. Der göttliche Hauch der antiken Welt haftet an ihnen allen, und die harmonische Idealisierung seiner Figuren mahnt den Sinnenden zur entsagungsvollen Bewunderung einer in dem grandiosen Umfang ihrer Einheitlichkeit uns ewig verlorenen Kultur.

Hermann Uhde-Bernays

Ricarda Huch als historische Schriftstellerin

An den beiden schönen Büchern über die Romantik, in denen sich Ricarda Huch zum ersten Male rein betrachtend aussprach, schien mir immer am bewundernswertesten, wie sich das poetische Element mit dem wissenschaftlichen zu einer höheren: philosophischen Einheit durchdringend und verbindend gestaltete. Dasselbe ruft die Lektüre ihres letzten Buches, des vor kurzem im Inselverlag erschienenen „Risorgimento" — vielleicht noch in höherem Maße — im Gefühl hervor; denn hier ist eine noch tiefere Intensität des Schauens erreicht, eine größere Künstlerschaft aufgewendet, stärkere Menschlichkeit klar und symbolhaft ausgedrückt. Und man weiß es wieder: immer ist es das wirkliche, das herzschlagende Leben gewesen, daß diese edelste dichterische Kraft an sich zog, bis es durch sie, gesammelt und vernehmbar, ein tönender Kristall, hindurchklang. —

Eine Zeit des Werdens, der Ahnung, der Ausblicke, ein Frühling, wie es das Risorgimento war, in dem unterirdische Leidenschaften Waffen schmiedeten, aber so laut, das der Hall hinauf und in die Ferne drang; eine Zeit des verhüllten Kampfes um ein Gut von idealer Nähe, umstrahlt vom Lichte märtyrhaften Duldens: — als eine „nächtliche, vom Sturm umrauschte Bühne" tut sie sich auf, gefüllt von Heldenschatten, die „mit flatternden Gewändern und starken Gebärden die Geschichte ihres Lebens spielen". „Die Namen der Toten, um die her noch jene Kraft glänzt", werden laut; sie sind „wie flammernde Siegel auf Geheimnissen", „Sternbilder, die den Himmel bedecken, Hieroglyphen, durch deren einzelne Lichtpunkte wir silberne Linien ziehen, um sie zu schönen Gestalten zu verbinden." Und in sechs solcher Gestalten ordnet sich der Himmel dieser antikischen Epoche der Vorbereitung, die, selbstlos und vor größeren Tagen verblassend, hinabsank in Vergangenheit. Losgelöst von den bestehenden politischen und menschlichen Errungenschaften, wie ein gesunkenes Fundament, das aber immer noch tragen kann, verborgen, nur von den Tieferforschenden hie und da berührt, steigt sie mit einemmal ans Licht empor, mit ihren Kräften und Menschen, die eine mächtig beschwörende Hand und eine klar hinhallende Stimme an eine imaginäre Oberwelt heraufruft: die „ersten Märtyrer Italiens" und ihr Richter und von Gekrönten: ein Unterliegender und der, dem der Sieg zufiel.

Die Art wie Ricarda Huch die Ereignisse beherrscht, ist eine richterliche, ihr Blick ist einzig Gerechtigkeit. Aber die Sympathien sind frei. Der Leser erkennt, fühlt sie und merkt bewundernd, wie sie niemals die Peripherie des Kreises überschreiten, den die ruhig urteilende Verstandeskraft mit Sicherheit um das Zentrum des Gefühls beschrieben hat. Im Vergleich mit den beiden Romantikbüchern erscheint dieses Zentrum allerdings vertieft: die Zeit liegt der Schildernden näher an der Seele, die Gestalten, die sich vor dunklerem Himmel schärfer abheben, regen stärkere Gefühle in ihr auf. Man kann es verfolgen: wie sie ihre Liebe zu dem Grafen Confalioneri immer wieder zu verhüllen sucht und es ist ein spannender Kampf zwischen dieser schönen Neigung und der noch schöneren Gerechtigkeit. Es hat etwas Erschütterndes, wie sie seine Schwächen zugibt, die trübe Seite seines Charakters, aus der sein Unglück und sein Untergang sich lösen mußten. Das Kapitel, das der Persönlichkeit des verhaßten Salvotti ge-

widmet ist, eine Rettung edelster, ritterlichster Art, zeigt diese unerschütterliche Gerechtigkeit auf das Erbebendste. Ein Spiel von unvergleichlich schwebender Harmonie entsteht, ein Hin- und Abströmen vom Pol des Sentiments zum Pol der Gerechtigkeit, der aber immer der dominierende bleibt; ein Werden und Sichgestalten von höchstem Reiz und dennoch von einer Ruhe und Serenität, die sich im Stil zu einer vollkommenen Wirkung adeligen Gleichmaßes darstellt.

Aber — und nun ist es an der Zeit, das eigentlich Bedeutende dieses Buches zu nennen — nicht durch Gerechtigkeit allein konnten solche Schatten heraufgezwungen werden, gesellten sich nicht Weisheit und Kraft dazu. Aus diesen dreien entstand das erstaunliche Vermögen, ein abgeschiedenes Bild zu beschwören und festzuhalten, einen Charakter zu schildern, begreifen zu lehren, Menschen durch die Sphäre des Todes hindurch zu sehen. Man hat es an der „Romantik" bewundern dürfen, wie die großen Gestalten durch die Luft der Phantasie einhergeschwebt kamen. Aber diese Kunst ist nun gewachsen und ganz reif geworden. War es früher die Aufgabe, eine Zeit zu beschreiben, so wurde die wie eine Architektur aufgebaut, an der die Menschen den skulpturalen Schmuck zu bilden hatten, — allein im Grunde doch nur Reliefs blieben. Jetzt tragen die freien Statuen der Menschen das Gebäude ihrer Zeit, die mehr geahnt als geschaut wird. Die sechs Gestalten, die sich dem Blick von allen Seiten zur Betrachtung bieten, sprechen bedeutender und lauter als die Millionen von Unsichtbaren, aus denen sich eine Epoche zusammensetzt. Nie sind in deutscher Sprache schärfere und klarere Charakteristiken gegeben worden und auch in den Literaturen fremder Völker muß man weit hinaufsuchen, ehe man verweilen darf; ich weiß nur Macaulay.

Doch ehe dieses Enkomion geschlossen wird, möge noch eines verborgenen Vorzugs gedacht werden, der die Lektüre dieser großen Geschicke arabeskenhaft leicht und anmutvoll durchzieht: Worte und Sätze, die aus dem Einzelnen ins Allgemeine fortleiten, aus dem Allgemeinen ins Besondere hinüberstreben. Diese aus tiefster Kenntnis des Menschlichen stammenden Gedanken, die das groß aufgerollte Werden leichtfüßig begleiten, tuen mehr als ihnen zugedacht war: lenken das Gefühl von den geschilderten Gestalten auf die schildernde zurück, lassen die dichterischen Kräfte, die hier rastlos am Werk sind, ahnen und deuten, unterbrechen die Kette schwerer und freudloser Schicksale mit einem Aufatmen, einem Blick auf das Himmlische. Die streng sich folgenden, mit chronikaler Treue aufgezeichneten Ereignisse halten sie auf, unterbrechen sie wie Blumen einen Gartenweg, wie Blaues einen Wolkenhimmel, wie eine Geige ein dunkel fortwogendes Orchester. Und wo sich zu ihnen noch ein Tieferes gesellt: eine beziehende und Bedeutung suchende Ahnung, ein vom Unerbittlichen zum Göttlichen gewandtes Glauben, — verstärken sich die herzlichen Gefühle, werden tiefer, reiner, klingender. Man vernimmt nicht, wie die Märtyrer auf dem Spielberg ihre Leiden schleppten: — die „Gefängnisse" des Pellico sollen nicht um ihr Geheimnis gebracht werden; die Vorstellung wird dem Leser gleichsam nur hingehalten, nah' ans Begreifen gerückt, aber immer schwebend. Menschliches und Göttliches durchdringen einander: wie sich das eine erfüllt, steigert sich das zweite und verklärt es, aus seinem abgeschlossenen Kreis mit strahlendem Licht durchbrechend. Die Zeit der Vorläufer spielt sich im Dunkel und im Leiden ab und nur dem einzigen Pallavicino ist es beschieden, das Heldenzeitalter tätig mitzuerleben, das aus dem Risorgimento hervorging und mit dem Bild aus drei Sternen (deren leuchtendster Garibaldi hieß) die Einheit des neuen Italien ruhmvoll aus einem Traum in das laute Leben verwandelte.

Felix Braun

Jensens Erotik

In den „Erotischen Novellen“ des Johannes V. Jensen (S. Fischer, Verlag) wogt der Pulsschlag der Existenz im rapiden Tempo einer Dynamomaschine. Und stählern sind die Nerven, von stärkster Spannkraft und zugleich von schwingendster Empfänglichkeit.

In den Sturzwellen Neuyorker Straßenkatarakte kommt Jensen die Vorstellung eines Zukunftsmenschen, er denkt ihn sich als einen von Besessenheit Geladenen, der aber diesen Zustand als einen durchaus gemäßen ertragen kann, ohne zu zerspringen.

So sind seine Personen voller Strudel und wahnwitzig gefährlicher Leidenschaftswirbel, unersättlich, schäumend, rauchend von flackernden Abenteuern. Sie gleichen selber den Maschinen, von denen dieser Dichter mit seinen allerwirklichsten und allermystischsten Augen, modernen Seheraugen, in Paris stand, den Maschinen von ungeheurem Atmosphärendruck und betäubender Vitalität.

Jensen liebt alle Formen, durch die das Leben seinen Willen äußert, er sieht sie aber nie mit dem Gegenwartsauge allein an; in ihm, dem zukunftssüchtigen Menschen technischer Zeitalter sind Urgefühle rege, die überscharfen Sinneswitterungen der Jägervölker, der Indianer. Aus solchem Einklang erwächst ihm die heftigste Begier jede Erscheinung mit all ihrem Ursprung-Wurzelhaften zu packen und in seinen Erkenntnisbereich hineinzureißen. Was ihm begegnet, lockt ihn zu Synthesen. Und so spiegeln sich auch alle diese Erzählungen, die ihrem Äußeren nach Geschichten und Schwänke aus dem Leben der Seemänner, Cowboys, Auswanderer-Existenzen, Nomaden, Zeitungsjungen sind, auf helldunklem kosmischen Grunde.

Und dies kosmische Schauen hat nichts Konstruiertes, gewollt Tiefdenkerisches, es ist reine in natürlichem Prozeß sich vollziehende Wesensresonanz.

In dem Essayband „Die neue Welt“ hat Jensen schon einmal an dem Phänomen Roosevelt den Zusammenhang von Steinzeitprimitivität mit dem hochkultiviertesten Gehirn moderner Zivilisation sichtbar gemacht. Ein Mensch als Anschauungsbeispiel der geologischen Schichten, die abgekürzte Wiederholung der jahrtausend alten Entwicklung in einem Exemplar, dichterisch dargestellte Ontogenie als Abbild der Phylogenie.

So fühlt Jensen in der funkensprühenden Geschichte von dem Büffelfang mit ihren überlebensgroßen Wildnis- und Urwalddimensionen die Abenteuer, den Auszug und die Rückkehr wie ein riesenhaftes episches Gleichnis. Dem Jäger war „als seien Jahrhunderte vergangen, seit er ausritt die Jagd zu beginnen, und so ist es auch, denn er hat den ganzen Weg zurückgelegt, auf den der Mensch in seinem siegreichen Kampf gegen das Tier und die Natur zurückblicken kann.“

Im Individuum spürt Jensen deutungsvoll die Generationen, die Rasse auf, denn Poesie ist ihm „Wiedererkennen des Daseins“.

Und wie er so zusammenhangsvoll seine Erlebnisse empfängt, so saugt er sie auch mit ihrer vollen um und um wallenden Atmosphäre tief und brünstig in sich ein. Und wenn er sie, eratmend, als dichterisch wiedergebornes Fluidum, aushaucht, das hat verwandelnde illusionsmächtige Magie.

Er bannt die Zaubergärten am anderen Ufer der Erde. Soviele Erotiker haben ihre brennenden Farben und schweren Düfte eingefangen, und Lotis Phantasia bleibt unvergessen. Aber Jensen trinkt diese Fernen in eine neue Seele ein. Er ist nicht der empfindsame Reisende, wenn er auch nicht weniger sensibel schwingt als die früheren. Er trinkt sich seine glühenden Räusche, doch sie wecken ihm keine Sentimentalitäten, keine Kulturmelancholien. Das Raubtier in prächtiger Wildheit erwacht vielmehr in solchen Tropennächten, mit aller Ahnung alter Dschungelheimat und wilden Men-

schenfresserhumoren; die Narkosen der Dunkelheit, die triefend feuchte Schwüle voll Orchideendunst bringt ihn reflexionslos dem instinktiven panisch sich lösenden Leben nahe.

Und immer ist er ein Ganzer, aus jedem Rausch steht er unzersplittert, neubegierig auf und späht nach einem anderen Ufer; immer bereit und voll der göttlichen nimmersatten Weltunruhe, ein Sproß jenes endlosen Geschlechts, von dem Heinse sagt, es ist gemacht Zone um Zone zu durchwandern und Besitz zu ergreifen, und teuer jedem, der mit Manto fühlt:

Den lieb ich, der Unmögliches begehrt.

Felix Poppenberg

Die Nachtwachen des Bonaventura

Unter obigem Titel trieb sich, 1804 zuerst erschienen und nie in weite Kreise gedrungen, seit hundert Jahren ein kleines frühromantisches Kuriosum in der deutschen Literaturgeschichte herum, das die eifrigeren Freunde unsrer Romantik seit einigen Jahren in leicht verstümmelter Form aus den „Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts" kannten. Als Verfasser galt von jeher, auf Grund älterer Vermutungen und ursprünglich durch das (auch von Schelling 1802 einmal benützte) Pseudonym „Bonaventura" veranlaßt, der Philosoph Schelling. Erst Dilthey hat diese Autorschaft energisch bezweifelt, und jetzt hat Franz Schultz den wahren Autor in dem verschollenen, noch von Heine geschätzten Dichter und Journalisten Friedrich Gottlob Wetzel entdeckt, der 1819 in Bamberg starb.

Das alles ist nicht eben aufregend und ginge uns Nichtwissenschaftler gar nichts an, wenn nicht die Nachtwachen des Bonaventura ein überaus charakteristisches, kräftiges Stücklein deutscher Frühromantik wären. Es steht durchaus im Sternbild Shakespeares, atmet schon bewußt die damals nagelneue Luft des Ofterdingen und des Godwi, auch an Jean Paul anklingend, und hat doch ganz das Pathos und Temperament der Epoche von „Sturm und Drang" und „Ugolino". Diese Mischung ist, wenn auch vielleicht kein Unikum, jedenfalls interessant und lebendig genug, uns zu fesseln, eine Mischung von Pathos und Ironie, Groteskerie und sehnlichem Ernst. Träume und Nachtphantasien eines genialen, zerrissenen Geistes, der solange mit Masken spielt, bis ihn im Spiegel die eigenen Züge maskenhaft starr anblicken. Seine Geschichte („die sich still und verborgen, wie ein schmaler Strom, durch die Fels- und Waldstücke, die ich umher aufhäufte, schlingt") ist die des Journalisten, der ein Dichter ist, und ist auch die Geschichte des Ironikers, in dessen Seele eine verschüttete Stimme um die verlorene Unschuld des harmlos geradlinigen Denkens klagt.

Der Leipziger Inselverlag bringt soeben eine vortreffliche, im Charakter der Zeit gedruckte, von dem Wetzel-Entdecker Schultz besorgte Neuausgabe.

Hermann Hesse

Der Fälscher

In Wien hat man ein Verbrechen begangen: einige Fünfzigkronenscheine gefälscht. Davon ist zu reden.

Der nach Mähren zugehörige Ingenieurssohn Ladislaus Hosek, 2. Bezirk, Große Mohrengasse 37, Hörer der Medizin, zweiunddreißig Jahre alt, katholisch, unverehelicht und nicht vorbestraft, hatte, noch ehe er seine Studien vollendet, sich in den Praterauen Malariastudien zugewendet, die ihm bewiesen, daß der Erreger der tropischen und der heimischen Malaria der gleiche sei. Mit langen Röhrenstiefeln war er in den Pfützen der Auen herumgestapft, hatte im Freien sich als Arzt aufgetan, alle Armen angerufen und ausgeheilt, Gaben dafür nicht

angenommen, die Arzneien aber, ein milder Mann, dazu gespendet. Da es um seine Güter wie bei der Kirchenmaus bestellt war, ging er die staatlichen Institute an, den Magistrat dazu, die Armenvorsteher obendrein, aber sie fanden sämtlich alles wohlbestellt und dazu am besten und schlugen ihm nacheinander ein jeder seine Unterstützung ab, hielten ihre Goldstücke hoch und wert und bewahrten sie sorgsam in ihren Säcken.

Aber kann man noch kein Gold machen, so gibt es eine andere Alchymie. Ladislaus Hosek kannte die Künste der Photographen und zu den Künsten der strahlempfindlichen Platte, des Negativs und des Lichtbilds das Mittel des Umdruckverfahrens obendrein. Da man ihm Geld nicht gab, so machte er welches, um die Malaria damit aus den Auen fortzutreiben, den Kranken aber Arzeneien zu stiften. So schuf er die Fünfzigkronenscheine mit großer Kunst, brachte einige unter die Leute, bis alles herauskam, bis man ihn festsetzte und schließlich anklagte. Er gestand darauf die Tat, und es war so weit, daß man ihn in das Zuchthaus tun mußte. Da kam das Wunderliche: man sprach ihn frei . . .

Wer ist dieser Hosek? Es sage niemand länger, daß er nach Mähren zugehörig sei. Er ist nach Europa zugehörig, und von Europa habe ich ihn für einige Tage mir geliehen. Ich gehe mit meinem Hosek spazieren („lieber Hosek, du"), ich möchte, während wir auf der Bank eines Vorortswirtshauses sitzen, ihm leise einmal über die Hand streichen, aber ich schäme mich, ihm mein Gefühl zu zeigen. Doch wenn ich im Schneewind mit ihm weitergehe, beblasen von dieser frischen, feuchten, kalten und schließlich warmen Luft, immer die Chausseen an dem Rain entlang, sehe ich ihn schen von der Seite an, immer auf die weiße Stirn, immer auf die seltsamliche Wange, und lasse seine dünnen Lippen davon sprechen, wie seine Jugend hinging, seine Studien schwer waren, wie er gehungert hat, wie es ihn dürstete, wie ihm sein Fleisch unter seinem dünnen Rocke fror („nimm meinen Mantel, Hosek") und wie er zu allem nicht verstand, was die Menschheit wichtiger dünken konnte, als die Fieber aus den Praterauen fortzutreiben. „Hosek", wende ich leise ein, während sein Blick ekstatisch in die Fernen starrt, nach den Tropen zu, wo er weiter forschen wollte, „was hast du mit dem Geld getan, das du gemacht hast?" Da bleibt Hosek stehen, sein Blick kriecht in ihn hinein und dann wieder aus ihm heraus und ängstlich auf mich zu, und seine dem Baß bisher nahe Stimme schlägt wie bei Irren, die man reizte, zur Fistellage um und sagt: „Sieh, da liegt meine Verfehlung. Ich habe das erste von dem Erlöse nicht den Armen gegeben, sondern mir damit eine Wurst gekauft. Aber mich hungerte."

Während wir weitergehen, darf ich den Hosek fortwährend ansehen, denn er ist wieder ganz in sich versunken, nur seine Lippen gehen in unhörbarer Bewegung geschwätzig, wie wenn sein Kopf lebhaft an Formeln und Versuchen arbeitete. So brenne ich ihm denn meine Augen ohne Scheu in das Gesicht und lasse mein Blut immer heftiger aufrauschend auf ihn zudrängen, und wenn er eben nicht so unirdisch wäre, müßte er es singen hören, denn es singt von ihm und von seiner Tat. Daß in einer großen Stadt mit ihrem Wahnsinn vom Eigennutz getriebener Kräfte einer hinging, seine Hand einem Kranken auflegte und nachher diese Hand nicht für Gaben offen hielt, sondern sie fein verschloß. Also es gibt noch Ärzte, die heilen, ohne daß sie sagen, es kostet dies? Und Anwälte, die für die Unschuld auftreten und nicht sofort das Gut ihr dafür abpressen? Und Pfarrer, die eine Leiche einsegnen und hinterher keine Rechnung aufmachen? Wir waren nicht bloß dumme Jungen auf der Schule, als wir das nicht fassen konnten, daß ein Arzt so vornehm tut und im Zylinder ankommt und vornehm herredet und von Geld nicht spricht, und wenn man ihn zage danach fragt, weil man doch Angst hat, daß es zu teuer kommen könne, ganz beleidigt ist, —

und nachher schickt er uns die Rechnung ein? Und daß der Pfarrer, der sein Ornat anlegt und über der Leiche betet und sehr betrübt tut . . und zum Ende die gesalbte Hand reicht, das Geld nicht zurückschickt, das ihm die Witwe sendet, ja sie noch ewig in der Furcht läßt, daß sie zu wenig gesendet habe? Es gibt noch Menschen, die anders handeln und dafür hungern, und die christliche Lehre ist nicht bloß eine Einnahmequelle für so viele, sondern für manche auch eine Werktat? Ich sehe mich um, Hosek geht neben mir, dahinten liegt die große Stadt, die einem das Erbrechen schafft, weil jeder darin nachdenkt, wie er fünfzehn Pfennige und nicht bloß zehn Pfennige verdiene, — und da geht einer hin, neben mir, einer, der so begabt war, daß er, soviel wie er nur wollte, hätte verdienen können, und lehnt das ab und hungert und ist gut und, heutzutage, noch ein Mensch . . .

Ja, dieser Mann ist über alle uns angezüchteten Instinkte hinausgekommen, und so abseits allem stand er, daß, brauchte er Geld, er nicht den Armen es für ihre Heilung abpreßte, sondern sich einfach Geld ersann und schuf. Ich bekomme Ehrfurcht vor den phantastischen Windungen dieses Hirns, und ich starre auf diesen Kopf, als ob ich seiner äußeren Bildung die andere Hirnform ansehen könnte.

Aber plötzlich bekomme ich Angst. Denn er ist uns ja beinah entrissen worden. Ich will seinen Zipfel fassen, als könnte er mir noch entrissen werden . . . Er ist freigesprochen worden? Aber er mußte verurteilt werden. Die Notenfälschung ist doch offenbar, sogar gestanden. Und was konnten die Geschworenen sagen? Daß er ein Idealist gewesen sei? Ja, ist denn Idealismus nicht nach dem Gesetze strafbar?

Er ist es, das sei laut gesagt. Und dieser Freispruch ist eine Gesetzesverletzung ohne Maßen. Es haben viele erklärt, die über das Urteil nachdachten, daß das Volksgewissen elementar sich auflehne, wenn summum jus in summa injuria gewandelt werde, und daß dem recht sei. Aber Leute, die so redeten, verstanden nichts vom Recht, denn innerhalb des Strafprozesses kann es kein elementares Volksgewissen geben, und summum jus wird denn auch tausendfach in summam injuriam gewandelt. Über unsere Schwurgerichte mag man nach seiner Neigung und seinen Wünschen denken, aber solche Sprüche, die Gesetzesverletzungen enthalten, wie diese hier, müssen mißtrauisch gegen die Geschworenen machen. Denn wir haben unser Gesetz nicht, damit es durchbrochen werde.

Ich hätte Hosek, der neben mir schreitet, darum, obwohl das Herz mir an ihm hängt, lieber verurteilt und in Banden gesehen und der Kaiserlich und Königlich Apostolischen Majestät eine unglückliche Hand noch dazu gewünscht, daß sie den Hosek, der neben mir schreitet, nicht begnadigt hätte. Denn dann hätte alle Welt sich aufgelehnt, daß das nicht weiterginge, jedermann hätte aufgeschrien, daß der Idealismus nicht länger strafbar sein dürfte, und stürmisch hätte jedermann verlangt, daß das Gesetz abgeändert würde. In diesen Ruf hätte dann das neue Juristengeschlecht mit einstimmen können, das für sich ein Gesetz fordert, welches weit genug sei, damit endlich auch der Richter das Menschliche beachten und unter seine Obhut nehmen könne. Dieses Geschlecht, das jetzt hie, da, dort, an allen Punkten unseres Landes seinen Ruf nach der Reform zu erheben beginnt, dieses will nicht, daß die Geschworenen menschlichere Sprüche fällen, weil sie unbedenklich sind und ungesetzlich handeln, daß die beamteten Richter aber unmenschlich urteilen müssen, weil sie von Pflicht und Gewissen sich an das Gesetz binden lassen, dessen Sinnlosigkeiten sie so gut wie jeder Laie, wenn nicht besser, einsehen. Sie verlangen, daß man sie nicht länger mit den Seilen gewundener Paragraphenzeichen so fest umschnüre, daß sie erst Fesselkünstler werden müssen, um sich überhaupt noch unerstickt zu bewegen; sie verlangen heute, daß man nicht jeden Fall

des Lebens vom Gesetz bereits entschieden glaube und füglich meine, daß unsere Gesetze gut seien, weil sich alles unter sie bringen lasse, Mensch, Leben, Luft, Licht und Himmel; sie verlangen — aber wie soll man in wenige Zeilen einfassen, was nichts weniger als ein Programm, was grundsätzlich, umstürzend, verheißend, die neue Losung, unsere ganze Zukunft ist? Bloß andeuten darf man, daß der Jubel über die Gesetzwidrigkeit der Geschworenen nicht so groß sein sollte wie darüber unsere Trauer, daß sie erst wider das Gesetz handeln mußten, um menschlich zu sein!

. . . Aber mit dieser Feststellung kann ich mich von Hosek noch nicht trennen, dessen Bilde noch ein wunderlicher Schnörkel anhängt. Hosek war nicht der einzige Angeklagte, neben ihm war seine Geliebte angeklagt, eine altjüngferliche Adelsdame, nicht aus einem Stift, bloß aus einer Tabaktrafik, um dreiundzwanzig Jahre älter als er selbst, über fünfzig heute lange schon hinaus, ein Fräulein, das sein bescheidenes Geld für die Arbeiten des Geliebten hingegeben hat, die er verließ, als ihm eine jüngere begegnete, die ihn ganz still gehen ließ, weil sie es natürlich fand, daß sie verlassen wurde; die ihn einfach wieder aufnahm, als er nach vier langen Jahren wieder zu ihr kam, die ihr letztes Geld für ihn hinopferte, ihre Trafik für ihn zugrunde richtete, in dem Dämmerraum ihres Ladens seine Fälschungen duldete und schließlich für ihn ausgegangen ist, die gefälschten Scheine auszugeben. Auch diese Frau reichte menschlich über alles Maß hinaus. Aber bei Frauen wundern wir uns dessen nicht; sie tun alle aus Liebe mehr, als wir verdienen, und auch wenn sie nicht lieben, haben sie noch immer, da sie Frauen sind, das gute Herz. Fanny Modl in Bahrs Rahl, die auch aus guter Familie und eines Feldmarschalleutnants Tochter war, fand die Leute einfach fade, denen es gut ging, und lebte nur für Menschen, die sie brauchten. Man mag dies, ein solches Frauenleben als nicht weiter wunderlich hinzunehmen, als allzu männliche Betrachtungsweise auslegen. Aber da wir alle wissen, daß wir uns mit den Frauen nicht vergleichen können, wenn wir von der Güte handeln, wird man zum Ende es verstehen, daß hier nur der größere und bedeutungsvollere Name Hoseks, nicht der seiner Geliebten zu nennen, daß nur sein Leben uns einzuprägen und seine Geschichte wie eine große Menschheitstatsache in unserer Erinnerung zu bewahren ist, damit sie noch einem späteren Geschlechte unvergessen sei. Denn noch einmal: Wir glaubten schon nicht mehr, daß heutzutage solche Männer leben.

Martin Beradt

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Der Anteil der Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft/ von Werner Sombart

Art und Umfang des Anteils



Um den Anteil festzustellen, den eine Bevölkerungsgruppe an einer bestimmten wirtschaftlichen Tatsächlichkeit hat, stehen uns zwei Methoden zur Verfügung: die statistische und die genetische, wie man sie nennen könnte. Mittels der statistischen Methode, wie es der Name ausdrückt, würde man versuchen, die Anzahl der Wirtschaftssubjekte zu ermitteln, die überhaupt an einer wirtschaftlichen Aktion beteiligt sind, also beispielsweise den Handel mit einem bestimmten Lande, die Industrie einer bestimmten Gattung in gegebenen Zeitepochen ins Leben rufen, und dann die Prozentzahl herauszurechnen, die von diesen die Angehörigen der untersuchten Bevölkerungsgruppe ausmachen. Zweifellos hat diese Methode ihre großen Vorzüge. Es gibt gewiß eine deutliche Vorstellung von der Bedeutung der Ausländer, oder der Protestanten oder der Juden für die Entwicklung eines Handelszweiges, wenn ich ziffernmäßig feststellen kann, daß 50 oder 75 Prozent der beteiligten Personen einer bestimmten Art sind. Zumal, wenn die Statistik sich noch auf andre ökonomisch bedeutsame Tatbestände außer der Person des Wirtschaftssubjektes bezieht: die Größe des werbend angelegten Kapitals, die Menge der erzeugten Güter, die Höhe des Warenumsatzes und dergleichen. Man wird daher sich der statistischen Methode bei Untersuchungen wie der hier angestellten gern und mit Vorteil bedienen. Wird aber auch sehr bald einsehen, daß mit ihr allein die Aufgabe nicht gelöst werden kann. Zum ersten deshalb nicht, weil auch die beste Statistik noch nicht alles, oft sogar nicht einmal das Wichtigste von dem aussagt, was in unserm Falle gefragt wird. Sie bleibt stumm gegenüber dem Problem der dynamischen Wirkung, die im Wirtschaftsleben (wie überall, wo Menschenwerk vollbracht wird) einzelne kräftige Individualitäten auszuüben vermögen, deren Einfluß weit über den Bereich ihres unmittelbaren Tätigkeitskreises hinausragt, deren Anteil an dem Gange einer bestimmten Entwicklung deshalb aber natürlich auch unverhältnismäßig viel größer ist als ihr ziffernmäßiger Anteil an der Berufsgruppe und ihren Lebensäußerungen zum Ausdruck bringt. Wenn das Geschäftsgebahren eines Bankhauses für zehn andere bestimmend wird und das allgemeine Geschäftsgebahren einer Zeit und eines Landes dadurch sein Gepräge erhält, so ist diese Wirkung und somit der Anteil dieses einen, Richtung gebenden Bankhauses an der Ent-

wicklung des Bankwesens offensichtlich durch keine noch so genaue ziffernmäßige Feststellung wiederzugeben. Die statistische Methode würde also auf alle Fälle durch andere Untersuchungsmethoden ergänzt werden müssen.

Nun macht aber ein anderer Mangel der statistischen Methode sich vielleicht noch empfindlicher fühlbar als der eben besprochene: daß sie nämlich in den allermeisten Fällen wegen des ungenügenden Zahlenmaterials überhaupt nicht anwendbar ist. Es sind ganz besonders glückliche Umstände, die uns für die Vergangenheit genaue Ziffernangaben über die Zahl der an einer Industrie, an einem Handelszweig beteiligten Personen, über die Größe des Umsatzes usw. mit dem genauen Prozentverhältnis der verschiedenen Bevölkerungsgruppen — in unserm Falle also mit dem ziffernmäßigen Anteil der Juden — hinterlassen haben. Für die Gegenwart und die Zukunft wäre es vielleicht — unter besonders günstigen Verhältnissen — möglich, in größerem Umfange statistische Feststellungen der gedachten Art zu machen. Von einigen wird im Verlaufe dieser Arbeit selbst die Rede sein. Nur sollte man sich der ungeheuren Schwierigkeiten bewußt bleiben, denen die Ausführung solcher Untersuchungen begegnet. Die allgemeinen Berufs- und Gewerbezählungen lassen uns vollständig im Stich dabei. Im günstigsten Fall läßt sich aus ihnen der Anteil der Konfessionen an den verschiedenen Zweigen wirtschaftlicher Tätigkeit entnehmen. Damit ist uns aber nur wenig gedient: erstens bedeuten, wie schon hervorgehoben wurde, die bloßen Personenziffern ohne Angaben über die Größe des Kapitals oder der Produktions- oder Absatzkapazität, die sie vertreten, nicht genug; zweitens entziehen sich dabei alle Personen der Ermittelung, die einen Konfessionswechsel vorgenommen haben, aber doch noch der untersuchten Bevölkerungsgruppe zugeordnet werden sollten. Will man zu einigermaßen zuverlässigen Ergebnissen gelangen, so werden derartige ziffernmäßige Feststellungen unter vergleichender Benutzung verschiedener Quellen (wie namentlich der kommerziellen und industriellen Handbücher, der Handels- und Industrieadreßbücher, der Steuerrollen der jüdischen Gemeinden usw.) monographisch von Personen gemacht werden, die über eine genaue Branchenkenntnis und namentlich über eine genaue Personenkenntnis verfügen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß mein Buch die Anregung bieten wird, derartige Untersuchungen (die zu allem andern noch beträchtliche Geldmittel benötigen) in größerem Stile zu unternehmen. Im Augenblick aber besitzen wir — außer der von Herrn Sigmund Mayr geplanten Enquete — keine brauchbare Arbeit der gedachten Art. Und ein Aufsatz wie dieser müßte ungeschrieben bleiben, gäbe es nur die statistische Methode, um den Anteil der Juden an unserm Wirtschaftsleben festzustellen. Wie ich aber eingangs schon erwähnt habe, besitzen wir noch eine andere Methode, die ich die genetische nannte, die sogar nicht nur als Lückenbüßerin erscheint, sondern die selbst große Vorzüge vor der statistischen Methode aufweist, so daß sie als gleichwertig neben diese gestellt werden kann.

Diese genetische Methode läßt sich etwa wie folgt kennzeichnen: ermitteln wollen wir vor allem, inwieweit eine Bevölkerungsgruppe (Juden), bestimmend wird (oder geworden ist) für Gang und Richtung, Wesen und Art des modernen Wirtschaftslebens, gleichsam also ihre qualitative oder wie ich es oben nannte, ihre dynamische Bedeutung. Das aber können wir am ehesten, wenn wir untersuchen: ob bestimmte, unser Wirtschaftsleben besonders stark markierende Züge ihre erste entscheidende Prägung etwa von den Juden erfahren haben: sei es, daß gewisse äußere Gestaltungen standörtlicher oder organisatorischer Natur auf ihre Wirksamkeit sich zurückführen lassen; sei es, daß Geschäftsgrundsätze, die sich zu allgemeinen, unser Wirtschaftsleben tragenden Wirtschaftsmaximen ausgewachsen haben, aus spezifisch jüdischem Geiste geboren sind. Die Anwendung dieser Methode erheischt, wie ersichtlich, die Zurückverfolgung wirtschaftlicher Entwicklungsreihen tunlichst bis in ihre ersten Anfänge hinauf, zwingt unsere Betrachtung also, sich dem Kindheitsalter des modernen Kapitalismus zuzuwenden oder doch wenigstens jener Zeit, in der er sein heutiges Gepräge zuerst empfing. Sie läßt uns aber keineswegs nur in jener Jugendzeit verweilen, sondern fordert unsere Aufmerksamkeit auch in der Verfolgung des Reifeprozesses kapitalistischen Wesens, weil ja während dieser ganzen Zeit bis in die Gegenwart hinein immer „neu und neuer Stoff" sich zudrängt und Wesenseigentümlichkeiten oft genug erst in einem späteren Alter einem Wirtschaftssysteme sich aufprägen: es muß nur immer der Augenblick wahrgenommen werden, wann das Neue sich zum ersten Male verspüren läßt und untersucht werden: wer in diesem entscheidenden Augenblick die führende Rolle in dem besonderen Zweige des Wirtschaftslebens, der den neuen Trieb ansetzt, gerade gespielt habe.

Wer die entscheidende Rolle gespielt hat, muß festgestellt werden. Obwohl dabei natürlich oft genug eine genaue und einwandfreie Feststellung sehr schwierig wenn nicht unmöglich ist: der wissenschaftliche Takt muß hier wie in den meisten Fällen das Richtige treffen. Daß übrigens diejenigen Persönlichkeiten, die eine Einrichtung, eine leitende Idee in das Wirtschaftsleben schöpferisch hineintragen, keinesweg immer die „Erfinder" im engeren Verstande sind, versteht sich von selbst. Man hat oft gesagt, daß die Juden nicht eigentlich erfinderische Köpfe seien, daß nicht nur auf technischem sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiete die neuen „Erfindungen" von Nichtjuden gemacht wurden und daß die Juden die Ideen der andern nur geschickt auszunützen verständen. Ich halte diese These in ihrer Allgemeinheit nicht für richtig: auch in technischen, sicher aber in ökonomischen Dingen begegnen wir jüdischen „Erfindern" im engeren und eigentlichen Sinne (wie diese Untersuchungen in verschiedenen Fällen erweisen werden). Aber wenn sie auch in ihrem vollen Umfange richtig wäre, so bewiese sie noch nichts gegen die Annahme, daß etwa die Juden bestimmten Teilen des Wirtschaftslebens ihr eigenartiges Gepräge aufgedrückt haben, da es in der wirtschaftlichen Welt gar

nicht so sehr auf die Erfindung als auf die „Ausbeutung" der Erfindung ankommt; das heißt also auf die Fähigkeit, irgend einer Idee Leben zu verleihen, irgend einen neuen Gedanken im Boden der Wirklichkeit zu verankern: nicht das entscheide über den Gang und die Richtung der wirtschaftlichen Entwicklung, ob irgend ein ingeniöser Kopf die theoretische Möglichkeit, sage des Abzahlungsgeschäftes in seinem lieben Gemüte erwogen hat, sondern dieses: ob solcherart geeignete Menschen da waren, die diese neue Geschäftsform in die Menge hineinzustoßen das Interesse und die Fähigkeit besaßen.

Ehe ich nun den Anteil selbst festzustellen versuche, den die Juden am Aufbau unseres modernen Wirtschaftslebens gehabt haben, möchte ich mit ein paar Worten noch die Frage erörtern: bis zu welchem Grade es der Darstellung gelingen kann, die Größe des wirklichen Anteils zum Ausdruck zu bringen, wenn in möglichst vorteilhafter Weise die beiden der Untersuchung zur Verfügung stehenden Methoden: die statistische und die genetische zu gemeinsamer Anwendung gelangen.

Da wird es zunächst nicht zweifelhaft sein, daß die Bedeutung der Juden für die moderne Wirtschaftsentwicklung größer erscheinen muß, als sie in Wirklichkeit ist, weil alle Erscheinungen unter dem einen Gesichtspunkte betrachtet werden: wie waren die Juden an ihrer Lebendigmachung beteiligt. Diese Wirkung, die Wichtigkeit eines Faktors in einem komplexeren Gesamtergebnis zu überschätzen, wird immer erzielt werden müssen (und sollen), wenn man diesen einen Faktor einer isolierenden Analyse unterzieht. Schriebe man die Geschichte der modernen Technik und ihren Einfluß auf den Gang des Wirtschaftslebens, so würde genau so sehr alles technisch bedingt erscheinen wie im andern Falle etwa staatsorganisatorisch bedingt, wenn man einseitig die Bedeutung des modernen Staats für die Genesis des Kapitalismus zur Darstellung bringen wollte. Das versteht sich von selbst, soll aber doch ausdrücklich betont werden, damit ich von vornherein dem Vorwurf die Spitze abbreche: ich hätte den Einfluß der Juden auf den Gang unseres Wirtschaftslebens überschätzt. Natürlich haben tausend andere Umstände gleichermaßen dazu beigetragen, daß unsere Volkswirtschaft die Gestalt bekommen hat, die sie heute trägt. Ohne die Entdeckung Amerikas und seiner Silberschätze, ohne die Erfindungen der modernen Technik, ohne die volklichen Eigenarten der europäischen Nationen und ihre historischen Schicksale wäre der moderne Kapitalismus ebenso unmöglich wie ohne das Einwirken der Juden. Der Einfluß der Juden bildet ein Kapitel in dem großen Geschichtsbuche und wird auch von mir in der neuen genetischen Darstellung des modernen Kapitalismus, die ich in nicht allzuferner Zeit hoffe geben zu können, in dem großen Zusammenhange an der ihm gebührenden Stelle in seiner teilhaften Bedeutung gewürdigt werden, wo er dann in dem richtigen Maße neben den andern bestimmenden Faktoren erscheinen wird. Das ist hier nicht möglich und deshalb kann leicht (beim ungeübten Leser) eine Verschiebung des Wirklichkeitsbildes zu=

gunsten eines Faktors eintreten. Die hier ausgesprochene Warnung wird also hoffentlich ihre (subjektive) Wirkung nicht verfehlen und zusammen mit einem andern (objektiven) Tatbestande eine annähernd richtige Dimensionierung herbeiführen. Dieser zweite Tatbestand, an den ich denke, ist der: daß auf der andern Seite der Einfluß der Juden auf den Gang unseres Wirtschaftslebens zweifellos weit größer ist als er in der Geschichtsdarstellung erscheint: Und zwar aus dem sehr einfachen Grunde: weil dieser Einfluß nur zu einem Teile überhaupt festgestellt werden kann, zu einem andern (vielleicht größeren, jedenfalls beträchtlichen) Teile sich aber überhaupt unserer Kenntnis entzieht. Sei es zunächst wegen ungenügender Wissenschaft von den Sachvorgängen. Wie sehr diese in statistischer Hinsicht zu wünschen übrig läßt, wurde schon hervorgehoben. Aber auch bei rein genetisch-dynamischer Betrachtungsweise: wer weiß heute noch Genaueres über die Personen oder Gruppen von Personen, die diese oder jene Industrie begründet, diesen oder jenen Handelszweig entwickelt, diesen oder jenen Geschäftsgrundsatz zuerst vertreten haben? Freilich bin ich der Meinung, daß sehr viel mehr über diese Dinge noch an Kenntnis gewonnen werden kann, als wir heute besitzen, ja ich zweifele nicht, daß wir schon weit mehr Kenntnis heute davon haben, als ich weiß und als infolge dessen auch nur in meiner Darstellung zum Ausdruck kommen kann. Zu der objektiven (in den Verhältnissen gelegenen) Unzulänglichkeit unseres Wissens kommt also in diesem Falle noch eine subjektive (in der Unzulänglichkeit des Berichterstatters begründete) Mangelhaftigkeit der Kenntnis von der Wirklichkeit, die es bewirkt, daß nur ein (vielleicht sehr kleiner) Teil der wissenswerten Tatbestände dem Leser dieses Aufsatzes berichtet wird. Jedenfalls wird er sich jederzeit dessen bewußt bleiben müssen, daß das, was ich von Juden und ihrer Anteilnahme an dem Aufbau der modernen Volkswirtschaft zu sagen weiß, immer nur ein Minimum der Wirklichkeit darstellt und des weiteren: daß dieses Minimum aus einem andern Grunde noch mehr in seinem Verhältnisse zu der Ganzheit des tatsächlichen Verlaufs sich verringert. Deshalb nämlich, weil innerhalb der Kenntnis von der Entstehung unserer Volkswirtschaft, die, wie wir sehen, äußerst lückenhaft ist, soweit es sich um Personalfeststellungen handelt, wir noch ganz besonders unzulänglich unterrichtet sind über die Frage, ob denn nun Personen, deren Einfluß wir in einem günstigen Falle nachweisen können, selbst wenn wir imstande sind, sie namhaft zu machen und ihre Personalien genau zu ermitteln, Juden gewesen sind oder nicht.

„Juden“ — das heißt also Angehörige des Volks, das sich zum mosaischen Glauben bekennt. (Ich vermeide bei dieser Begriffsbestimmung absichtlich jede Ausrichtung auf blutsmäßige Sonderheit, die wir vielmehr — einstweilen — als zweifelhaft oder wesensunwichtig beiseite lassen wollen). Ich brauche nicht erst zu sagen, daß bei dieser Art, den Begriff des Juden zu fassen (trotz der Ausscheidung aller rassenhaften Merkmale bei der Begriffsbestimmung) doch

auch derjenige Jude bleibt, der aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausscheidet. Und daß seine Deszendenz Juden bleiben, soweit historisches Erinnern reicht. (Über die Berechtigung dieser Auffassung werde ich mich im weiteren Verlauf dieser Darstellung noch äußern.)

Bei dem Bemühen, den Anteil der Juden am Wirtschaftsleben festzustellen, erweist sich nun unausgesetzt als ein lästiges Hindernis der Umstand, daß immer wieder als Christen Leute erscheinen, die Juden sind, nur weil sie oder ihre Vorfahren einmal getauft wurden. Ich sagte schon, daß sich diese Verschleierung des Tatbestands besonders fühlbar macht bei Anwendung der statistischen Methode, da ja statistisch immer nur die Konfession erfaßt wird. Aber auch bei der andern Methode empfinden wir es oft genug als einen Übelstand, daß uns der wirkliche Status einer Person verborgen bleibt, weil der religiöse Mantel gewechselt ist.

Daß aber nicht geringe Mengen von Juden zu allen Zeiten ihren Glauben verlassen haben, dürfen wir als gewiß annehmen. In früheren Jahrhunderten waren es vornehmlich die Zwangstaufen, die aus dem jüdischen zum christlichen Glauben hinüberführten. Wir erfahren von ihnen seit dem frühesten Mittelalter: in Italien während des siebenten und achten Jahrhunderts, ebenso in Spanien um jene Zeit und im Merovingerreiche; wir begegnen ihnen aber durch alle späteren Jahrhunderte hindurch bei allen christlichen Völkern bis in die neueste Zeit hinein. Fast bis in die Zeit hinein, in der nun der freiwillige Religionswechsel als Massenerscheinung auftritt. Das ist das neunzehnte Jahrhundert vor allem in seinem letzten Drittel. Für die letzten Jahrzehnte besitzen wir auch erst zuverlässige Statistiken, während für die frühere Zeit oft recht unglaubwürdige Mitteilungen überliefert sind. So scheint es mir beispielsweise nicht sehr wahrscheinlich zu sein, was Jakob Fromer berichtet, daß gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts ungefähr die Hälfte der Berliner Judenheit zum Christentum übergetreten sei. Die Ziffern, die wir aus der Zeit zuverlässiger statistischer Feststellungen besitzen, sprechen dagegen. Nach diesen setzt eine stärkere Austrittsbewegung erst in den 1890er Jahren ein: doch steigt der Prozentsatz der Ausgetretenen in keinem Jahre über 1.28 Proz. (dieses Maximum wird 1905 erreicht), während der Durchschnitt etwa 1 Proz. (seit 1895) beträgt. Immerhin sind die in Berlin aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgetretenen Personen eine ansehnliche Schar, die jährlich nach Hunderten zählt und seit 1873 (bis 1906) sich genau auf 1869 beläuft.

Stärker ist die Austrittsbewegung unter den Juden Österreichs, namentlich Wiens. Jetzt treten in Wien jedes Jahr 5—600 Personen aus der jüdischen Religionsgemeinschaft aus und in den 34 Jahren von 1868—1903 sind es ihrer 9085. Die Zahl der Austritte wächst rasch an. Im Durchschnitt der Jahre 1868/79 kam ein Tauffall auf 1200 Juden im Jahr, 1880/89 auf 420—430, 1890/1903 dagegen schon auf 260—270.

Aber wenn nur die getauften Juden die einzigen Juden wären, die einem entgehen, wenn man den Anteil dieses Volks am Wirtschaftsleben ermitteln will! Es gibt noch verschiedene andere Gruppen von Juden, deren Wirksamkeit sich schwer oder gar nicht nachweisen läßt.

Ich denke gar nicht einmal an die ganze weibliche Judenschaft, die in christliche Familien hineingeheiratet und hier natürlich ein für allemal dem Namen nach als Jüdinnen verschwindet, ohne doch aller Wahrscheinlichkeit nach (worüber wir uns erst später unterhalten können) ihre Wesenheit aufzugeben (und damit natürlich jüdische Eigenart weiter zu verbreiten). Ich denke vielmehr zunächst an die geschichtlich so außerordentlich bedeutsame Gruppe der Scheinjuden, denen wir (wie auch noch genauer zu berichten sein wird) in allen Jahrhunderten begegnen und die in manchen Zeiten recht beträchtliche Teile der Judenheit ausmachten. Diese Krypto-Juden wußten sich nun aber so vortrefflich als Nicht-Juden aufzuführen, daß sie in der Meinung der Leute tatsächlich als Christen (oder Muhamedaner) galten. Von den Juden portugiesisch-spanischer Herkunft in Südfrankreich während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts (und später) erfahren wir beispielsweise — ähnlich aber lebten alle Marranos auf der Pyrenäenhalbinsel und außerhalb —: „Ils obeissaient à toutes les pratiques extérieures de la religion catholique; leurs naissance, leurs marriages, leur décès étaient inscrits sur les registres de l'Eglise qui leur octroyait les sacrements chrétiens du baptême, du marriage et de l'extrême-onction. Plusieurs même entrèrent dans les ordres et devinrent prêtres."

Kein Wunder also, daß sie in allen Berichten über Handelsunternehmungen, Industriegründungen usw. nicht als Juden erscheinen, und daß einige Historiker noch heute von dem günstigen Einfluß „spanischer" oder „portugiesischer" Einwanderer zu singen wissen. Die Schein-Christen wußten manchmal so gut ihr wirkliches Volkstum zu verbergen, daß sich heute Spezialisten auf dem Gebiete judaistischer Forschung darüber streiten, ob eine bestimmte Familie jüdischen Ursprungs gewesen sei oder nicht. Die Ungewißheit ist natürlich besonders groß, wenn die Krypto-Juden christliche Namen angenommen haben. Besonders zahlreich müssen die Juden unter den protestantischen Refugiés im siebzehnten Jahrhundert gewesen sein, wie wir aus allgemeinen Gründen, aber auch aus den vielen jüdischen Namen schließen können, die uns unter den Huguenots begegnen.

Endlich entziehen sich der Feststellung alle diejenigen Juden, die tatsächlich in vormärzlicher Zeit sich im Wirtschaftsleben betätigten, von der Behörde jedoch nicht gekannt waren, weil das Gesetz ihnen die Ausübung ihrer Berufe verbot. Sie mußten sich entweder eines christlichen Strohmanns bedienen oder den Schutz der privilegierten Juden suchen oder irgend einen andern Trick anwenden, um zwischen den Gesetzen ihre Tätigkeit entfalten zu können. Nach sehr guten Kennern muß dieser im Verborgenen blühende Teil der Judenheit

manchen Orts sehr beträchtlich gewesen sein. So soll beispielsweise in Wien in den 1840er Jahren die Zahl der Juden „nach mäßiger Schätzung" schon 12000 betragen haben: in ihren Händen lag schon damals der gesamte Textil-Engros-Handel; ganze Teile der inneren Stadt waren nur von jüdischen Geschäften erfüllt. Und dabei zählt das amtliche Handelsschema von 1845 nur — 63 Juden auf, die als „tolerierte jüdische Handelsleute" mit der Beschränkung auf bestimmte Artikel im Anhange angeführt sind.

Genug — worauf es mir hier ankam, war: zu zeigen, daß aus sehr verschiedenen Gründen die Zahl der Juden, von der wir erfahren, geringer ist als die, die wirklich da waren oder da sind. So daß — das sollte dem Leser zum Bewußtsein gebracht werden — auch dieserhalb der Anteil der Juden am Aufbau unserer Volkswirtschaft kleiner erscheinen muß, als er in Wirklichkeit ist. Und nun endlich wollen wir versuchen, diese Anteilnahme selber zu schildern.

Die Verschiebung des Wirtschaftsgebietes seit dem sechzehnten Jahrhundert

Eine für den Verlauf der modernen wirtschaftlichen Entwicklung entscheidend wichtige Tatsache ist die Verlegung des Schwergewichts der weltwirtschaftlichen Beziehungen ebenso wie des ökonomischen Energiezentrums aus dem Bannkreise der südeuropäischen Nationen (Italiener, Spanier, Portugiesen), denen sich einige süddeutsche Gebiete angliederten — unter die nordwesteuropäischen Völker: zuerst die (Belgier und) Holländer, dann die Franzosen, die Engländer, die Norddeutschen. Das wesentliche Ereignis war die plötzlich ausbrechende Blüte Hollands, die den Anstoß für die intensive Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte namentlich Frankreichs und Englands bildete: während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts gibt es für alle Theoretiker und Praktiker der nordwestlichen Nationen Europas nur ein Ziel: Holland nachzueifern in Handel, Industrie, Schiffahrt und Kolonialbesitz.

Für diese bekannte Tatsache sind von den „Historikern" die schnurrigsten Gründe angeführt worden.

So soll beispielsweise die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien schuld daran sein, daß die italienischen und süddeutschen Stadtstaaten, daß Spanien und Portugal an wirtschaftlicher Bedeutung verloren: dadurch sei der Levantehandel in seiner Wichtigkeit beeinträchtigt worden und dadurch sei die Stellung namentlich der süddeutschen und italienischen Städte als dessen Träger erschüttert. Das ist eine ganz und gar nicht schlüssige Beweisführung: zum ersten behauptete der Levantehandel das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurch seine Vorherrschaft vor dem Handel mit fast allen Ländern: die Blüte der südfranzösischen Handelsstädte etwa ebenso wie die des Hamburger Handels beruhten während dieser ganzen Zeit vornehmlich auf ihm. Zum andern haben verschiedene italienische Städte, die dann im siebzehnten Jahrhundert an Macht verloren, das

ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch trotz der veränderten Handelswege noch stark am Levantehandel teilgenommen (wie z. B. bis etwa 1550 Venedig).

Warum aber die bis zum fünfzehnten Jahrhundert führenden Völker: Italiener, Spanier und Portugiesen durch die Entfaltung der neuen Handelsbeziehungen mit Amerika und Ostasien (auf dem Seewege) hätten Schaden leiden sollen, weshalb sie auch nur im geringsten wegen ihrer geographischen Lage gegenüber Franzosen, Engländern, Holländern, Hamburgern hätten benachteiligt sein sollen, ist erst recht nicht verständlich. Als ob der Weg von Genua nach Amerika oder Ostindien nicht derselbe wäre, wie der von Amsterdam oder London oder Hamburg dorthin? Als ob nicht die portugiesischen und spanischen Häfen die nächsten zu den neuerschlossenen Gebieten gewesen wären, die von Italienern und Portugiesen entdeckt, von Spaniern und Portugiesen zuerst waren besessen worden.

Ebensowenig stichhaltig erscheint ein andrer Grund, der angeführt wird, um die Verlegung des Wirtschaftszentrums unter die nordwesteuropäischen Völker plausibel zu machen: die stärkere Staatsgewalt, die ihnen ein Übergewicht über die zersplitterten Deutschen und Italiener verliehen hätte.

Wiederum fragt man erstaunt, ob denn die mächtige Königin der Adria eine geringere Staatsmacht dargestellt habe — sage im sechzehnten Jahrhundert — als im siebzehnten Jahrhundert die 7 Provinzen? Und ob denn nicht das Reich Philipps II. an Macht und Ansehen alle Reiche zu seiner Zeit übertroffen habe. Fragt erstaunt, weshalb einzelne Städte im politisch-zerrissenen deutschen Reiche, wie Frankfurt a. M. oder Hamburg, während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine Blüte erreichen, die von wenigen französischen oder englischen Städten erreicht wurde.

Es ist hier nicht der Ort, die in Frage stehende Erscheinung auf die Gesamtheit ihrer Verursachung hin zu untersuchen. Natürlich hat eine ganze Reihe von Umständen zusammengewirkt, um das endliche Ergebnis herbeizuführen. Es soll vielmehr dem Zusammenhange entsprechend, in dem wir das Problem behandeln, auf eine Möglichkeit hingewiesen werden, das seltsame Phänomen zu erklären, die, wie mir scheint, allerernsteste Berücksichtigung verdient und an die man seltsamerweise, soviel ich sehe, als allgemeine Erklärung noch nicht gedacht hat. Ich meine natürlich die Möglichkeit, die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwerpunkts aus dem Süden nach dem Norden Europas (wie wir nicht ganz genau der Kürze halber sagen wollen) in Zusammenhang zu bringen mit den Wanderungen der Juden. Kaum daß man diesen Gedanken gefaßt hat, breitet sich mit einem Male ein wunderbares Licht über die Vorgänge jener Zeit aus, die uns bisher im Dunkel zu liegen schienen. Und wir erstaunen, daß man bisher nicht wenigstens die äußere Parallelität zwischen den örtlichen Bewegungen des jüdischen Volkes und den ökonomischen Schicksalen der verschiedenen Völker und Städte wahrgenommen hat. Wie die Sonne geht Israel über Europa: wo es

hinkommt, sprießt neues (Kapitalistisches) Leben empor, von wo es wegzieht, da verdorrt alles, was bisher geblüht hatte. Eine kurze Erinnerung an die bekannten Wechselfälle, denen das jüdische Volk seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ausgesetzt gewesen ist, wird diese Beobachtung ohne weiteres in ihrer Richtigkeit bestätigen.

Das große welthistorische Ereignis, dessen hier zuerst und vor allen andern zu gedenken wäre, ist die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal (1492 bezw. 1498 und 1497). Es sollte niemals vergessen werden, daß am Tage, ehe Kolumbus aus Palos absegelte, um Amerika zu entdecken (3. August 1492), wie man sagt, 300 000 Juden aus Spanien nach Navarra, Frankreich, Portugal und nach Osten auswanderten. Und daß in den Jahren, in denen Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien fand, andere Teile der Pyrenäenhalbinsel ihre Juden vertreiben. Ein seltsamer Zufall hat diese in ihrer Art gleich denkwürdigen Ereignisse: die Erschließung neuer Erdteile und die mächtigste Dislozierung des jüdischen Volkes in dieselben Jahre verlegt. Aber diese öffentliche Vertreibung der Juden aus der Pyrenäenhalbinsel schließt deren Geschichte an diesem Orte noch nicht sogleich ab. Es bleiben zunächst zahlreiche Juden als Scheinchristen (Marranos) zurück, die erst durch die insbesondere seit Philipp III. immer schroffer vorgehende Inquisition im Laufe des nächsten Jahrhunderts dem Lande verloren gehen: ein großer Teil der spanischen und portugiesischen Juden siedelt erst während des sechzehnten Jahrhunderts, namentlich gegen dessen Ende, in andere Länder über. In dieser Zeit ist aber auch das Schicksal der spanisch-portugiesischen Volkswirtschaft vollendet.

Das fünfzehnte Jahrhundert bringt den Juden die Vertreibung aus den wichtigsten deutschen Handelsstädten: Augsburg (1439/1440), Straßburg (1438), Erfurt (1458), Nürnberg (1498/1499), Ulm (1499), Regensburg (1519).

Im sechzehnten Jahrhundert ereilt sie dasselbe Schicksal in einer Anzahl italienischer Städte: sie werden 1492 aus Sizilien, 1540/1541 aus Neapel, 1550 aus Genua, in demselben Jahre aus Venedig vertrieben. Auch hier fällt zeitlich wirtschaftlicher Rückgang und Abwanderung der Juden zusammen.

Wie denn nun auf der andern Seite der wirtschaftliche Aufschwung — zum Teil ein ganz plötzlicher Aufschwung — der Städte und Länder, wohin sich namentlich die Spaniolen wandten, seit der Zeit des Eintreffens der Judenflüchtlinge zu rechnen ist.

In Deutschland sind es vor allem Frankfurt a. M. und Hamburg, die zahlreiche Juden während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts aufnahmen. Und seltsam: wenn einer mit offenem Blicke im achtzehnten Jahrhundert Deutschland bereiste, so fand er alle ehemaligen (Reichs-) Handelsstädte im Verfall: Ulm, Nürnberg, Augsburg, Mainz, Köln, und konnte nur von zwei Reichsstädten sagen, daß sie ihren alten Glanz bewahren und täglich steigern: Frankfurt a. M. und Hamburg.

In Frankreich sind während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts

besonders blühende Städte Marseille, Bordeaux, Rouen: seltsamerweise wieder die Reservoirs, die die jüdischen Flüchtlinge auffangen.

Daß Hollands volkswirtschaftliche Entwicklung Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit einem plötzlichen Ruck nach aufwärts (im kapitalistischen Sinne) geht, ist bekannt. Die ersten portugiesischen Marranen siedeln sich in Amsterdam im Jahre 1593 an und erhalten bald Zuzug. 1598 wird bereits die erste Synagoge in Amsterdam eröffnet. Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gibt es schon in mehreren holländischen Städten zahlreiche Judengemeinden. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wird die Zahl der „huisgezinnen" in Amsterdam allein auf 2400 geschätzt. Ihr geistiger Einfluß ist schon Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein überragender: die Staatsrechtler und Staatsphilosophen sprechen vom Staate der alten Hebräer als von einem Musterstaate, nach dem die holländische Verfassung sich bilden sollte. Die Juden selbst nennen Amsterdam in jener Zeit ihr neues, großes Jerusalem.

Endlich scheint auch in England der sogenannte wirtschaftliche Aufschwung, das heißt also das Auswachsen kapitalistischen Wesens parallel zu gehen mit dem Zustrom jüdischer Elemente namentlich spanisch-portugiesischer Herkunft.

Man nahm früher an, daß es in England seit ihrer Vertreibung unter Eduard III. (1290) bis zu ihrer (mehr oder weniger offiziellen) Wiederzulassung unter Cromwell (1654—1656) keine Juden gegeben habe. Diese Auffassung wird heute von den besten Kennern der englisch-jüdischen Geschichte nicht mehr geteilt. Juden gab es in allen Jahrhunderten in England. Aber im sechzehnten Jahrhundert wurden sie zahlreich. Das Zeitalter der Elisabeth sah ihrer schon viele. Elisabeth selbst besaß eine Vorliebe für hebräische Studien und jüdischen Umgang. Ihr Arzt war Rodrigo Lopez: der Jude, nach dem Shakespeare den Shylock prägte.

Bekannt ist, wie dann dank der Fürsprache Manasseh ben Israels die Juden Mitte der 1650er Jahre auch öffentlich in England wieder zugelassen werden und wie sie sich seitdem durch Zuzug (seit dem achtzehnten Jahrhundert auch aus Deutschland) rascher vermehren. Nach dem Verfasser der Anglia Judaica sollen um das Jahr 1738 in London allein 6000 Juden ansässig gewesen sein.

Nun ist natürlich die Feststellung, daß die Judenwanderungen und das wirtschaftliche Schicksal der Völker zeitlich eine Parallelbewegung aufweisen, noch ganz und gar kein Beweis für die Tatsache, daß ihr Wegzug den wirtschaftlichen Niedergang eines Landes, ihre Zuwanderung dessen wirtschaftlichen Aufschwung bewirkt habe. Das anzunehmen, hieße einen schlimmen Trugschluß „post hoc ergo propter hoc" machen.

Auch sind für den Nachweis jenes Kausalzusammenhangs nicht beweiskräftig genug die Ansichten späterer Historiker, obwohl ihre Meinung, wenn sie etwa Montesquieu heißen, immerhin ins Gewicht fällt. Ich verzichte deshalb darauf Zeugnisse dieser Art anzuführen. Dagegen verdienen ernsteste Beachtung, wie

mir scheint, die Urteile der Zeitgenossen, von denen ich einige besonders sprechende doch dem Leser mitteilen möchte, weil sie über die Vorgänge ihrer Epoche oft mit einem Wort uns ein Licht verbreiten, das wir auf anderem Wege erst durch mühselige Studien gewinnen müssen.

Als im Jahre 1550 der Senat von Venedig beschloß die Marranen auszuweisen und den Handel mit ihnen ganz zu verbieten, erklärten die christlichen Kaufleute der Stadt: das würde ihren Ruin bedeuten, dann könnten sie selber gleich mit auswandern, denn sie lebten von dem Handel mit den Juden. Diese hätten in ihren Händen:

1. Den spanischen Wollhandel.

2. Den Handel in spanischer Seide und Karmesin, Zucker, Pfeffer, indischen Kolonialwaren und Perlen.

3. Einen großen Teil des Ausfuhrhandels: die Juden schicken die Waren den Venetianern in Kommission „acciochè gele vendiamo per lor conto guadagnando solamente le nostre solite provisioni" (!)

4. Den Wechselhandel.

Begünstiger der Juden in England war wie wir wissen Cromwell und die Gründe seiner Sympathie sind, wie wir erfahren, nicht zuletzt Rücksichten auf die Volkswirtschaft des Landes gewesen: er glaubte der reichen, jüdischen Handelshäuser zu bedürfen, um Waren- und Geldhandel in Flor zu bringen, ebenso aber auch, um für die Regierung potente Freunde zu gewinnen.

Ebenso viel Sympathie brachte den Juden der große französische Staatsmann des siebzehnten Jahrhunderts Colbert entgegen. Und ich glaube, es ist besonders bedeutsam, daß diese beiden größten Organisatoren des modernen Staates die Eignung der Juden erkannten, die (kapitalistische) Volkswirtschaft des Landes zu fördern. In einer Ordonnanz weist Colbert den Intendanten des Languedoc darauf hin, welchen großen Vorteil die Stadt Marseille von der kaufmännischen Geschicklichkeit der Juden ziehen könne. Die Einwohner der großen französischen Handelsstädte, in denen die Juden eine Rolle spielten, hatten diesen Vorteil längst an ihrem eigenen Leibe wahrgenommen und legten daher auf die Erhaltung der Judenschaft in den Mauern ihrer Stadt das größte Gewicht. Mehrfach vernehmen wir insbesondere aus den Kreisen der Einwohner von Bordeaux günstige Urteile über die Juden. Als im Jahre 1675 ein Söldnerheer in Bordeaux wütet, rüsten sich zahlreiche wohlhabende Juden zur Abreise. Das erschreckt den Gemeinderat und die Geschworenen berichten voll Angst: „Les Portugais, qui tiennent des rues entières et font un commerce considérable, ont demandé leurs passeports. Les Portugais et étrangers, qui font les plus grandes affaires cherchent à se retirer d'ici: Gaspard Gonzalès et Alvarès ont quitté depuis peu, qui etaient des plus considérables parmi eux. Nous nous apercevons que le commerce cesse". Ein paar Jahre später faßt der Sous-Intendant

sein Urteil über die Bedeutung der Juden für das Languedoc in die Worte zuzusammen: „Ohne sie würde der Handel von Bordeaux und der der Provinz unfehlbar zugrunde gehen" (périrait infailliblement).

Nicht minder deutlich sahen die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts ein, was sie an ihren Juden hatten. Als Manasseh ben Israel in seiner bekannten Mission nach England gegangen war, schöpfte die holländische Regierung Verdacht: es könne sich darum handeln, die holländischen Juden nach England hinüberzuziehen. Sie beauftragte daher ihren Gesandten in England, Neuport, Manasseh über seine Absichten zu befragen. Neuport berichtet (Dezember 1655) in beruhigendem Sinne an seine Regierung: es sei keine Gefahr vorhanden. „Manasseh ben Israel hath been to see me and did assure me, that he doth not desire any thing for the Iews in Holland, but only for these as sit in the inquisition in Spain and Portugal".

Dasselbe Bild in Hamburg. Im siebzehnten Jahrhundert wächst die Bedeutung der Juden dermaßen, daß man sie für unentbehrlich für Hamburgs Gedeihen erachtet. Der Senat tritt einmal für Zulassung der Synagogen ein, mit der Begründung, daß sonst die Juden wegziehen würden und daß Hamburg dann zu einem Dorfe herabzusinken Gefahr liefe. 1697 richtet umgekehrt die Hamburger Kaufmannschaft an den Rat das dringende Ersuchen (die Juden sollten vertrieben werden), ihnen entgegenzukommen, um schwere Schädigungen des Hamburger Handels zu verhindern. Im Jahre 1733 heißt es in einem Gutachten, das sich bei den Senatsakten befindet: Im Wechselgeschäft, im Handel mit Galanteriewaren und in der Herstellung gewisser Stoffe sind die Juden „fast ganz Meister", sie haben „die Unseren überflügelt". Früher brauchte man sich nicht um die Juden zu kümmern. Doch „sie nehmen an Zahl merklich zu. Es ist fast kein Teil des großen Commercii, der Fabriquen und der täglichen Nahrung, worin sie nicht stark mit eingeflochten sind. Sie sind uns schon ein Malum necessarium geworden".

Aber auch die Aussprüche und Urteile der Zeitgenossen vermögen uns noch nicht völlig von der Richtigkeit eines Tatbestandes zu überzeugen: wir wollen, wenn es irgend möglich ist, selbst urteilen. Und das können wir natürlich nur, wenn wir die wirklichen Zusammenhänge durch eigenes Nachforschen aufdecken; in diesem Falle: wenn wir versuchen, aus den Quellen die Erkenntnis zu schöpfen, welchen Anteil die Juden wirklich und wahrhaftig an dem Aufbau unserer modernen Volkswirtschaft, also — um auch genau im Ausdruck zu bleiben: an der Entfaltung des modernen kapitalistischen Wirtschaftssystems gehabt haben. Das alles seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vornehmlich, das heißt von jenem Zeitpunkte ab, an dem (wie wir schon sahen) der Weg der jüdischen Geschichte und der der europäischen Wirtschaftsgeschichte scharf umbiegen in die Richtung der Gegenwartsentwicklung. Denn erst diese Feststellung

gestattet uns auch ein endgültiges Urteil in der Frage: in welchem Umfange die Verschiebung des Wirtschaftsgebietes jüdischem Einfluß zuzuschreiben ist.

Ich sehe, wie ich im voraus bemerken will, die Bedeutung der Juden für den Aufbau und Ausbau des modernen Kapitalismus in einer mehr äußerlichen und einer innerlich-geistigen Einwirkung. Äußerlich haben sie wesentlich dazu beigetragen, daß die internationalen Wirtschaftsbeziehungen ihr heutiges Gepräge erhielten, aber auch daß der moderne Staat — dieses Gehäuse des Kapitalismus — in der ihm eigenen Weise erstehen konnte. Sie haben sodann der kapitalistischen Organisation selbst dadurch eine besondere Form gegeben, daß sie eine ganze Reihe der das moderne Geschäftsleben beherrschenden Einrichtungen ins Leben riefen und an der Ausbildung anderer hervorragenden Anteil nahmen.

Innerlich geistig ist ihre Bedeutung für die Ausbildung kapitalistischen Wesens deshalb so groß, weil sie es recht eigentlich sind, die das Wirtschaftsleben mit modernem Geiste imprägnieren; weil sie die innerste Idee des Kapitalismus erst zu ihrer vollen Entwicklung bringen.

Es wird sich nun empfehlen, daß wir die einzelnen Punkte der Reihe nach durchgehen, damit ich dem Leser wenigstens zum Bewußtsein bringe: wie das Problem richtig gestellt wird. Mehr als anregend zu fragen und hier und da tupfenweise, versuchsweise eine Antwort anzudeuten, liegt, wie ich des öftern hervorgehoben habe, gar nicht in der Absicht dieser Untersuchung. Zukünftiger Forschung muß es vorbehalten bleiben, durch systematische Materialbeschaffung dann endgültig festzustellen, ob und inwieweit die hier behaupteten Zusammenhänge in Wirklichkeit bestehen.

Die Belebung des internationalen Warenhandels

Mächtig ist der Anteil, den die Juden an der Neugestaltung des Handels genommen haben, wie sie sich seit der Verschiebung des Wirtschaftsgebietes vollzieht. Wichtig zunächst durch die offenbar rein quantitativ hervorragende Beteiligung an den bewirkten Warenumsätzen. Nach dem, was ich eingangs dieses Aufsatzes ausgeführt habe, ist eine ziffermäßige Erfassung der auf die Juden entfallende Quote der beregten Warenmenge unmöglich, wo nicht ganz besonders günstige Umstände einen Einblick gewähren. Vielleicht daß eingehende Forschungen noch eine Reihe von genauen Ziffern zu Tage fördern. Einstweilen sind (mir) nur ganz wenige bekannt, die aber immerhin (gleichsam paradigmatisch) recht lehrreich sind.

So soll sich der Umfang des Handels der Juden, schon vor ihrer Zulassung, also in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, auf ein Zwölftel des gesamten englischen Handels belaufen haben. Leider erfahren wir nicht, welcher Quelle diese Ziffer entnommen ist. Daß sie aber nicht allzuweit von der Wirklichkeit sich entfernt, beweist eine Angabe, die wir in einer Denkschrift der

Londoner Kaufleute finden. Es handelt sich darum, ob die Juden den Fremdenzoll auf Einfuhrgüter zahlen sollten oder nicht. Die Denkschreiber meinen, wenn er aufgehoben würde, würde die Krone einen Verlust von jährlich mindestens 10000 £ erleiden. Auffallend gut sind wir unterrichtet über die Beteiligung der Juden an der Leipziger Messe, die ja lange Zeit hindurch der Mittelpunkt des deutschen Handels war und für dessen intensive und extensive Entwicklung einen guten Gradmesser bildet, die aber auch für einige der angrenzenden Länder, namentlich Polen und Böhmen, eine wichtige Rolle gespielt hat. Hier auf der Leipziger Messe finden wir nun seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in wachsendem Umfange Juden als Meßfieranten und die Bearbeiter des Ziffernmaterials kommen sämtlich dahin überein, daß die Juden es seien, die den Glanz der Leipziger Messe begründet haben. Leider ist eine Vergleichung der Zahl der Juden mit der der christlichen Kaufleute erst seit der Ostermesse 1756 möglich, da die archivalischen Quellen erst von diesem Zeitpunkt an statistische Angaben über die Christen auf den Messen enthalten. Die Zahl der Juden auf der Oster- und Michaelismesse betrug durchschnittlich im Jahr

1675—1680	416	1767—1769	995
1681—1690	489	1770—1779	1652
1691—1700	834	1780—1789	1073
1701—1710	854	1790—1799	1473
1711—1720	769	1800—1809	3370
1721—1730	899	1810—1819	4896
1731—1740	874	1820—1829	3747
1741—1748	708	1830—1839	6444

Beachtenswert: das rasche Anwachsen Ende des siebzehnten und achtzehnten sowie Anfang des neunzehnten Jahrhunderts!

Überblicken wir den ganzen Zeitraum von 1766 bis 1839, so zeigt sich, daß die Messen durchschnittlich im Jahre von 3185 jüdischen Meßfieranten besucht waren, denen 13005 Christen gegenüberstehen: die Zahl betrug demnach 24.49 Prozent oder fast ein Viertel von der der christlichen Kaufleute. In einzelnen Jahren, wie z. B. zwischen 1810 und 1820 steigt das Verhältnis der Juden zu den Christen bis auf 33 1/3 Prozent (4896 Juden, 14366 Christen!) (Dabei ist noch zu beachten, daß alle diese Ziffern wahrscheinlich erheblich hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, da neuere, genauere Untersuchungen noch viel mehr Juden auf den Messen festgestellt haben.)

Zuweilen kann man auf Umwegen den ziffermäßig großen Anteil der Juden an dem Gesamthandel eines Landes oder einer Stadt ermitteln. So wissen wir beispielsweise, daß der Handel Hamburgs mit Spanien und Portugal sowohl als mit Holland während des siebzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich in den Händen der Juden lag. Nun fuhren aber in jener Zeit rund 20 Prozent

aller von Hamburg auslaufenden Schiffslasten nach Spanien und Portugal, etwa 30 Prozent nach Holland.

Oder wir erfahren, daß der Levantehandel der bedeutsamste Zweig des französischen Handels im achtzehnten Jahrhundert ist: „peutêtre la plus brillante (branche) du commerce de France“ und hören gleichzeitig, daß er ganz und gar von den Juden beherrscht wird: „Käufer, Verkäufer, Makler, Wechselagenten, Kommissionäre usw. alles sind Juden“.

Ganz allgemein aber genügt die Erwägung, daß während des ganzen sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts bis tief ins achtzehnte hinein der Levantehandel und der Handel mit und über Spanien-Portugal noch die bei weitem wichtigsten Zweige des Welthandels bildeten, um die überragende Bedeutung der Juden für dessen Entwicklung zunächst wieder in rein quantitativer Betrachtung zu ermessen. Denn diese Handelswege beherrschen sie fast ausschließlich. Schon von Spanien aus hatten sie den größten Teil des Levantehandels in die Hände bekommen; schon damals hatten sie überall in den levantinischen Seeplätzen Kontore. Nun, bei der Vertreibung aus der Pyrenäenhalbinsel ging ein großer Teil der Spaniolen selbst in den Orient; ein andrer Teil zog nordwärts und somit glitt ganz unmerklich der Orienthandel zu den nordischen Völkern hinüber. Speziell Holland wird durch die Knüpfung dieser Beziehungen erst eine Welthandelsmacht. Das Netz des Welthandels wurde größer und engmaschiger genau in dem Maße, wie die Juden ihre Kontore an entferntere und in näher beieinander liegende Orte verlegten. Zumal dann als — wiederum im wesentlichen durch sie — der Westen der Erde in den Welthandel einbezogen wurde. Diese Etappe der Entwicklung verfolgen wir aber erst, wenn wir den Anteil an der Begründung der modernen Kolonialwirtschaft festzustellen versuchen.

Abermals ein Weg, auf dem man zur Einsicht in die Bedeutung der Juden für die Ausbildung des modernen Welthandels kommt, ist die Ermittelung derjenigen Warengattungen, mit denen sie hauptsächlich handelten. Durch die Artbeschaffenheit ihres Handels fast noch mehr als durch dessen Umfang gewinnen sie so großen Einfluß auf die Gesamtgestaltung des Wirtschaftslebens, wirken sie teilweise revolutionierend auf die alten Lebensformen ein.

Da tritt uns zunächst die wichtige Tatsache entgegen, daß die Juden den Handel mit Luxuswaren lange Zeit hindurch so gut wie monopolisiert haben. Und während des aristokratischen siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bedeutete dieser Handel das meiste. Die Luxusgegenstände, über die die Juden vor allem verfügten, sind Bijouterie, Edelsteine, Perlen, Seide und Seidenwaren. Bijouterien aus Gold und Silber, weil sie von jeher den Edelmetallmarkt beherrscht hatten; Edelsteine und Perlen, weil sie die Fundstätten (namentlich Brasilien) als die ersten besetzt hatten; Seide und Seidenwaren wegen ihrer uralten Beziehungen zu den östlichen Handelsgebieten.

Auf der andern Seite finden wir die Juden überall dort allein oder mit überragendem Einfluß am Handel beteiligt, wo es den Vertrieb von Massenprodukten gilt. Ja man kann, glaube ich, mit einigem Recht behaupten, daß sie es wiederum sind, die als die ersten die großen Stapelartikel der modernen Zeit zu Markte gebracht haben. Das sind aber neben einigen Landesprodukten: Getreide, Wolle, Leder, später Spiritus während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich die Erzeugnisse der rasch wachsenden kapitalistischen Textilindustrie sowie die neu auf dem Weltmarkte erscheinenden Kolonialprodukte Zucker und Tabak. Ich zweifele nicht, daß, wenn man einmal anfangen wird, die Handelsgeschichte der neueren Zeit zu schreiben, man gerade bei der Geschichte der Massenartikel immerfort auf jüdische Händler stoßen wird. Die wenigen Belege, die mir rein zufällig in die Hände gekommen sind, lassen schon jetzt die Richtigkeit meiner Behauptung durchscheinen.

Stark aufreizend und umstürzend wirkte auf den Gang des Wirtschaftslebens dann aber vor allem der Handel mit neuen, alte Verfahrungsweisen revolutionierenden Artikeln ein, an denen wiederum die Juden offenbar einen besonders starken Anteil hatten. Ich denke an den Handel mit Baumwolle, ausländischen Baumwollwaren (Kattunen), Indigo usw. Die Vorliebe für solche Artikel, die man nach damaliger Denkweise als Störenfried der heimischen „Nahrung" empfand, trug dem Handel der Juden wohl gelegentlich den Vorwurf des „unpatriotischen Handels" ein, des „Judenkommerz, welches wenige deutsche Hände nützlich beschäftigt und größtenteils auf der inländischen Verzehrung beruht."

Was das „Judenkommerz" sonst noch auszeichnete und es vorbildlich für allen Handel machte, der dadurch in neue Bahnen gelenkt wurde, war die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der gehandelten Waren. Als sich französische Kaufleute über die Konkurrenz beschweren, die ihnen die jüdischen Händler bereiteten, antwortet ihnen der Intendant: wenn sie, die Christen, ebenso wohl assortierte Läger hätten wie die Juden, würde die Kundschaft schon ebenso gern zu ihnen kommen wie zu den jüdischen Konkurrenten. Und von der Tätigkeit der Juden auf den Leipziger Messen entwirft uns Rich. Markgraf in dem Schlußwort seines Buches folgende Schilderung: „Fürs zweite wirkten sie (die jüdischen Fieranten) fördernd auf die Meßgeschäfte durch die Mannigfaltigkeit ihrer Einkäufe, insofern sie dadurch den Meßhandel immer vielseitiger gestalteten und die Industrie, besonders die inländische, zu immer größerer Mannigfaltigkeit in der Produktion anspornten. Auf vielen Messen waren die Juden wegen ihrer verschiedenen und umfangreichen Einkäufe sogar ausschlaggebend."

Worin ich aber vor allem die Bedeutung sehe, die das „Judenkommerz" während der frühkapitalistischen Epoche für die meisten Volkswirtschaften gewann, ist der Umstand, daß die Juden gerade diejenigen Handelsgebiete fast ausschließlich beherrschten, aus denen große Mengen Baargeld zu holen waren:

also die neuerschlossenen Silber- und Goldländer (Mittel- und Südamerika), sei es im direkten Verkehr, sei es auf dem Umwege über Spanien und Portugal. Oft genug hören wir denn auch berichten, daß die Juden bar Geld ins Land hineinbringen. Und daß hier die Quelle aller (kapitalistischen) „Volkswohlfahrt" floß, wußten die Theoretiker und Praktiker ihrer Zeit sehr genau, und haben wir, nachdem der Nebel der Smithschen Doktrinen gesunken ist, jetzt endlich auch wieder eingesehen. Begründung der modernen Volkswirtschaft hieß zu einem guten Teile Herbeiziehung von Edelmetallen und daran war niemand so sehr beteiligt als die jüdischen Kaufleute. Diese Feststellung aber führt uns unmittelbar hinüber zu dem nächsten Kapitel, das insbesondere den Anteil der Juden an der Entwicklung der modernen Kolonialwirtschaft erörtern soll.

Die Begründung der modernen Kolonialwirtschaft

Daß nicht zuletzt durch das Mittel der kolonialen Expansion der moderne Kapitalismus zur Blüte gelangt, fangen wir jetzt an, deutlich zu erkennen. Und daß bei dieser kolonialen Expansion wiederum die Juden eine hervorragende, um nicht zu sagen: die entscheidende Rolle gespielt haben, sollen die folgenden Ausführungen wahrscheinlich machen.

Es ist nur natürlich, daß die Juden bei allen kolonialen Gründungen stark beteiligt gewesen sind (da ihnen die neue Welt, wenn sie auch nur eine alte ummodelte, immer mehr Lebensglück in Aussicht stellte als das mürrische alte Europa, zumal seit hier das letzte Dorado sich auch als unwirtliches Land erwiesen hatte). Das gilt für den Osten ebenso wie für den Westen und für den Süden der Erde.

In Ostindien waren offenbar schon seit dem Mittelalter zahlreiche Juden ansässig, die dann, als die europäischen Nationen nach 1498 ihre Hände nach den alten Kulturländern ausstreckten, als willkommene Stützpunkte der europäischen Herrschaft und namentlich als Pioniere des Handels dienen konnten. Mit den Schiffen der Portugiesen und Holländer kamen dann aller Wahrscheinlichkeit nach — genaue Ermittelungen sind noch nicht angestellt — größere Scharen von Juden in die indischen Besitzungen mit herüber. Jedenfalls finden wir die Juden an allen *holländischen* Gründungen auch im Osten stark beteiligt. Wir erfahren, daß beträchtliche Teile des Aktienkapitals der holländisch-ostindischen Kompagnie in jüdischem Besitze sich befanden. Wir wissen, daß derjenige Generalgouverneur der holländisch-ostindischen Kompagnie, der „wenn man ihn auch nicht als Gründer der niederländischen Macht auf Java bezeichnen kann, doch sicher am meisten zur Befestigung derselben beigetragen hat," Cohn (Coen) hieß. Und können uns leicht davon überzeugen, daß er nicht der einzige jüdische Gouverneur der holländisch-indischen Besitzungen war, wenn wir etwa die Porträts dieser Beamten einer Musterung unterziehen. Wir finden

aber Juden ebenso als Direktoren der ostindischen Kompagnie, kurz überall in den kolonialen Geschäften.

In welchem Umfange die Juden dann an der Kolonialwirtschaft in Indien teilnahmen, als die Engländer sich zu den Herren machten, ist noch unbekannt. Dagegen sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet über den Anteil der Juden an der Begründung der englischen Kolonien in Südafrika und Australien und wissen, daß hier (namentlich in der Kapkolonie) so gut wie alle wirtschaftliche Entwicklung den Juden zuzuschreiben ist. In den 1820er und 1830er Jahren kommen Benj. Norden und Simeon Markus nach Südafrika: ihnen ist „the industrial, awakenning of almost the whole interior of Cape Colony" zu danken; Julius, Adolph, James Mosenthal begründen den Woll- und Häutehandel und die Mohair-Industrie; Aaron und Daniel de Paß monopolisieren den Walfischfang; Joel Myers begründet die Straußenzucht; Lilienfeld von Hopetown kauft die ersten Diamanten usw. usw. In Australien finden wir als einen der ersten Großhändler den Montefiore. So daß es keine Übertreibung zu sein scheint, wenn behauptet wird: „a large proportion of the English colonial shipping trade was for a considerable time in the hands of the Jews."

Recht eigentlich aber das Feld jüdischer Wirksamkeit in Koloniallanden ist, zumal in den Jahrhunderten der frühkapitalistischen Wirtschaftsverfassung, der von dem Europäertum ganz neu gestaltete Westen der Erde. Amerika in allen seinen Teilen ist ein Judenland: das ist das Ergebnis, zu dem ein eindringendes Studium der Quellen unweigerlich führen muß. Und durch den überragenden Einfluß, den Amerika von dem Tage seiner Entdeckung an auf das europäische Wirtschaftsleben und die gesamte europäische Kultur gewonnen hat, ist natürlich die starke Beteiligung der Juden an dem Aufbau der amerikanischen Welt von ganz besonderer Bedeutung für den Ablauf unserer Geschichte geworden. Ich werde deshalb etwas länger bei diesem Gegenstande verweilen, auf die Gefahr hin, den Leser durch allzuviele Details zu ermüden. Die Größe des Problems wird doch, denke ich, die etwas pedantische Art der Behandlung rechtfertigen.

In einer ganz seltsamen Weise sind die Juden gleich mit der Entdeckung Amerikas auf das innigste verwoben: es ist, als ob die neue Welt für sie allein, durch ihre Beihilfe entdeckt worden sei, als ob die Kolumbusse nur die Geschäftsführer Israels gewesen seien. So betrachten jetzt auch stolze Juden selbst die geschichtliche Lage, wie sie durch neuere archivalische Forschungen klargelegt worden ist. Danach soll zunächst (was hier wie im Vorübergehen erwähnt werden mag) erst die jüdische Wissenschaft die Seefahrtstechnik auf eine so hohe Stufe gehoben haben, daß die transozeanischen Reisen überhaupt unternommen werden konnten: Abraham Zacuto, Professor für Mathematik und Astronomie an der Universität Salamanca, verfaßt 1473 seine astronomischen Tabellen und Tafeln (Almanach perpetuum); Jose Vecinho, Astronom und Leibarzt

Johannes II. von Portugal, und der Mathematiker Moses erfinden 1484 auf Grund der Zacutoschen Tafeln im Verein mit zwei christlichen Kollegen, das nautische Astrolab (ein Instrument, um aus dem Stande der Sonne die Entfernung des Schiffes vom Äquator zu bestimmen). Jose übersetzt den Almanach seines Lehrers Zacuto ins Lateinische und Spanische.

Sodann soll die materielle Unterlage der Kolumbusschen Expeditionen von den Juden geschaffen sein: jüdische Gelder haben die beiden ersten Reisen des Kolumbus ermöglicht. Die erste unternimmt er mit Hilfe des Darlehns, das ihm der Kgl. Rat Luis de Santangel gewährt. An Santangel, den eigentlichen Protektor der Kolumbus-Expedition, sind auch der erste und der zweite Brief des Kolumbus adressiert; an ihn und an den Schatzmeister von Aragonien, Gabriel Sanchez, einen Marranen. Die zweite Expedition des Kolumbus wird wiederum mit jüdischem Gelde ausgerüstet, das diesmal freilich nicht freiwillig gespendet worden war: nämlich mit dem Gelde, das von den vertriebenen Juden zurückgelassen war und das 1493 Ferdinand von Aragonien für den Staatsschatz hatte einziehen lassen.

Aber weiter: im Schiffe des Kolumbus waren eine Anzahl Juden und der erste Europäer, der amerikanischen Boden betrat, war ein Jude: Luis de Torres. So will es die neueste „aktenmäßige" Forschung.

Und kaum waren die Tore der neuen Welt den Europäern geöffnet, so strömten nun in Scharen die Juden hinein. Wir sahen ja, daß die Entdeckung Amerikas in genau dasselbe Jahr fällt, in dem die Juden in Spanien heimatlos werden; sahen, daß die letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des folgenden Jahrhunderts Zeiten sind, in denen Myriaden von Juden zum Wandern gezwungen werden, in denen die europäische Judenheit wie ein Ameisenhaufen, in den man einen Stock steckt, in Bewegung gerät: kein Wunder, wenn von diesem Haufen ein großer Teil sich in die hoffnungsreichen Gebiete der neuen Welt verlief. Die ersten Kaufleute drüben waren Juden. Die ersten industriellen Anlagen in den amerikanischen Kolonien rührten von Juden her. Schon 1492 lassen sich portugiesische Juden in St. Thomas nieder und beginnen hier die Plantagenwirtschaft im großen: sie errichten zahlreiche Zuckerfabriken und beschäftigen bald 3000 Negersklaven. Der Zustrom der Juden nach Südamerika gleich nach der Entdeckung war so groß, daß im Jahre 1511 die Königin Johanna es für notwendig erachtete, dagegen einzuschreiten. Offenbar aber blieb diese Verordnung ohne Wirkung, denn die Juden drüben wurden immer mehr. Durch Gesetz vom 21. Mai 1577 wurde dann endlich das gesetzliche Verbot der Auswanderung in die spanischen Kolonien formell aufgehoben.

Um die rege Wirksamkeit, die die Juden als Begründer des kolonialen Handels und der kolonialen Industrie in dem Bereiche des südamerikanischen

Gebiets entfalteten, ganz würdigen zu können, tut man gut, das Schicksal einiger Kolonien im einzelnen zu verfolgen.

Die Geschichte der Juden in den amerikanischen Kolonien und damit deren Geschichte selbst zerfällt in zwei große Abschnitte, die gebildet werden durch die Vertreibung der Juden aus Brasilien (1654).

Wie die Juden gleich nach der Entdeckung im Jahre 1492 in St. Thomé die Zuckerindustrie begründen, wurde schon erwähnt. Um 1550 finden wir diese Industrie auf der Insel schon in voller Blüte: 60 Plantagen mit Zuckermühlen und Siedepfannen versehen, erzeugen, wie der an den König entrichtete Zehnte ausweist, jährlich 150000 Arroben Zucker (à 25 Pfd.). Von hier aus oder von Madeira aus, wo sie ebenfalls seit langem die Zuckerindustrie betrieben, verpflanzen die Juden diesen Industriezweig in die größte der amerikanischen Kolonien: nach **Brasilien**, das damit in seine erste Blüteperiode — die durch die Vorherrschaft der Zuckerindustrie bestimmt wird — eintritt.

Das Menschenmaterial für die neue Kolonie lieferten in der ersten Zeit fast ausschließlich Juden und Verbrecher, von denen jährlich zwei Schiffsladungen von Portugal hinübergehen. Die Juden werden sehr bald die herrschende Kaste: ein nicht geringer Teil der wohlhabendsten brasilianischen Kaufmannschaft bestand aus ‚neuen Christen' (Handelman). Einer ihres Volksstammes war es auch, der als erster Generalgouverneur die Verwaltung der Kolonie in Ordnung brachte: in der Tat begann die neue Besitzung erst recht in Blüte zu kommen, als man im Jahre 1549 Thomé de Souza, einen Mann von hervorragenden Eigenschaften, hinüberschickte. Aber ihren vollen Glanz beginnt die Kolonie erst zu entfalten, als sie (1624) in die Hände der Holländer übergeht und nun die reichen holländischen Juden anfangen, hinüberzuströmen. 1624 vereinigen sich zahlreiche amerikanische Juden und gründen in Brasilien eine Kolonie, in die 600 angesehene Juden von Holland her übersiedeln. In dieser ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts waren alle großen Zuckerplantagen in den Händen von Juden, von deren umfassender Wirksamkeit und von deren Reichtum uns die Reisenden berichten. So äußert sich Nienhoff, der Brasilien 1640—1649 bereiste, wie folgt: Among the free inhabitants of Brazil that were not in the [Dutch West India] Companys Service the Jews were the most considerable in number, who had transplanted themselves thither from Holland. They had a vast traffic beyond all the rest; they purchased sugar-mills and built stately houses in the Receif. They were all traders, which would have been of great consequence to the Dutch Brazil had they kept themselves within the due bounds of traffic." In F. Pyrards Reisebericht lesen wir: „The profits they make after being nine or ten years in those lands are marvellous, for they all come back rich."

Diese Vorherrschaft des jüdischen Elements im Plantagenbetrieb überdauerte

die Episode der holländischen Herrschaft über Brasilien und dehnte sich — trotz der „Vertreibung" der Juden im Jahre 1654 — bis in das achtzehnte Jahrhundert aus. Jedenfalls erfahren wir noch aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts: einmal, „als mehrere der angesehensten Kaufleute von Rio de Janeiro dem Heiligen Amte (der Inquisition!) in die Hände fielen, stockte der Betrieb auf so vielen Plantagen, daß Produktion und Handel der Provinz (sc. Bahia) sich erst nach längerer Zeit von diesem Schlage erholen konnten." Durch Dekret vom 2. März 1768 werden dann alle Register über die neuen Christen zur Vernichtung eingeliefert; durch Gesetz vom 25. März 1773 werden die „neuen Christen" in bürgerlicher Hinsicht den alten Christen vollkommen gleichgestellt.

Es haben sich also offenbar wieder zahlreiche Kryptojuden auch nach der Besitzergreifung des Landes durch die Portugiesen im Jahre 1654 in Brasilien an hervorragender Stelle erhalten und haben dem Lande zu seiner Zuckerblüte dann noch die Edelsteinblüte gebracht, da sie den Handel mit Edelsteinen sehr bald ebenfalls sich unterwarfen.

Aber darum bleibt das Jahr 1654 in der jüdisch-amerikanischen Geschichte doch von epochaler Bedeutung. Denn ein sehr großer Teil der brasilianischen (und der später einwandernden) Juden wandte sich doch seitdem anderen Gebieten Amerikas zu und verlegte dadurch das wirtschaftliche Schwergewicht dorthin.

Vor allem sind es einige wichtige Teile des westindischen Archipels und der angrenzenden Küste, die durch die Erfüllung mit jüdischem Wesen seit dem siebzehnten Jahrhundert erst recht zur Blüte kommen. So Barbados, das fast nur von Juden bevölkert wurde. Es war 1627 von den Engländern in Besitz genommen worden; 1641 wurde das Zuckerrohr eingeführt; 1648 begann der Zuckerexport. Die Zuckerindustrie konnte sich aber nicht behaupten, da die Zucker wegen ihrer schlechten Qualität die Transportkosten nach England nicht deckten. Erst die aus Brasilien vertriebenen „Holländer" führten daselbst eine regelmäßige Fabrikation ein und lehrten die Einwohner trockenen und haltbaren Zucker zubereiten, dessen Ausfuhr alsbald in raschem Maße zunahm. 1661 konnte schon Karl II. dreizehn Besitzer, die aus Barbados eine Einnahme von 10000 £ bezogen, zu Baronen ernennen und um 1676 war die Insel bereits imstande jährlich 400 Schiffe mit je 150 Tonnen Rohzucker zu beladen.

Von Barbados führte 1664 Thomas Modyford die Zuckerfabrikation nach Jamaica ein, das damit rasch zu Reichtum gelangte. 1656 hatten es die Engländer den Spaniern endgiltig entrissen. Während es damals nur 3 kleinere Siedereien auf Jamaica gab, waren 1670 schon 75 Mühlen im Betriebe, deren manche 2000 Ztr. Zucker erzeugten und im Jahre 1700 war Zucker der Hauptartikel Jamaicas und die Quelle seines Wohlstandes. Wie stark die Juden an dieser Entwicklung beteiligt waren, schließen wir aus der Tatsache, daß schon 1671 von den christlichen Kaufleuten bei der Regierung der Antrag auf Aus-

schließung gestellt wird, der aber nur die Wirkung hat, daß die Ansiedelung der Juden von der Regierung noch mehr befördert wird. Dr. Governor verwarf die Petition mit den denkwürdigen Worten: „he was of opinion that His Majesty could not have more profitable subjects than the Jews and the Hollanders; they had great stocks and correspondance." So kam es, daß die Juden aus Jamaica nicht ausgewiesen wurden, vielmehr „they became the first traders and merchants of the English colony". Im achtzehnten Jahrhundert tragen sie alle Steuern und haben Industrie und Handel größtenteils in ihren Händen.

Von den übrigen englischen Kolonien bevorzugten sie besonders Surinam. Hier saßen seit 1644 Juden, die bald mit Privilegien ausgestattet wurden, „whereas we have found that the Hebrew nation .. have .. proved themselves useful and beneficial to the colony". Diese bevorzugte Lage dauerte natürlich an, als Surinam (1667) von England auf Holland überging. Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist ihr numerisches Verhältnis wie 1 zu 3. Sie besitzen 1730 von den 344 Plantagen in Surinam, auf denen meist Zucker gebaut wurde, 115.

Dasselbe Bild wie die englischen und holländischen Kolonien gewähren die wichtigeren französischen: Martinique, Guadeloupe, S. Domingo. Auch hier ist die Zuckerindustrie die Quelle des „Wohlstands" und auch hier sind die Juden die Beherrscher dieser Industrie und des Zuckerhandels.

In Martinique wurde die erste große Plantage und Siederei 1655 von Benjamin Dacosta angelegt, der dorthin mit 900 Glaubensgenossen und 1100 Sklaven aus Brasilien geflüchtet war.

In S. Domingo wurde die Zuckerindustrie schon 1587 begonnen, aber erst die „holländischen" Flüchtlinge aus Brasilien bringen sie in Blüte.

Man muß sich nun auch vor Augen halten, daß in jenen kritischen Jahrhunderten, als die amerikanische Kolonialwirtschaft begründet wurde (und durch sie der moderne Kapitalismus) die Zuckergewinnung (außer natürlich der Silberproduktion und der Gewinnung von Gold und Edelsteinen in Brasilien) das Rückgrat der ganzen kolonialen Volkswirtschaft und damit indirekt der einheimischen Volkswirtschaft bildete. Man kann sich kaum noch eine richtige Vorstellung machen von der überragenden Bedeutung, die Zuckerindustrie und Zuckerhandel in jenen Jahrhunderten hatten. Es war gewiß keine Übertreibung, wenn es in einem Beschluß des Pariser Handelsrates vom Jahre 1701 heißt: „Frankreichs Schiffahrt verdankt ihren Glanz dem Handel seiner Zuckerinseln und kann nur durch diesen erhalten und erweitert werden". Und diesen Handel hatten die Juden fast monopolisiert (den französischen insbesondere das reiche Haus Gradis aus Bordeaux).

Bedeutsam wurde aber diese Machtstellung, die sich die Juden in Mittel- und Südamerika erobert hatten, ganz besonders noch durch die enge Verbindung, in die seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die englischen Kolonien Nord-

amerikas mit Westindien traten; eine Verbindung, der, wie wir sehen werden, das europäische Nordamerika sein Leben verdankte und die im wesentlichen wieder durch jüdische Kaufleute hergestellt wurde. Damit sind wir zu der Besprechung der Rolle gekommen, die die Juden in der Entwicklung der nordamerikanischen Volkswirtschaft gespielt haben. Das heißt aber, um es gleich deutlich zu sagen: bei der Genesis der Vereinigten Staaten von Amerika. Auch diese sind in wirtschaftlicher Beziehung ganz wesentlich durch den Einfluß jüdischer Elemente zu ihrer endlichen Gestalt gelangt. Was wiederum einer ausführlichen Erläuterung bedarf, da es der landläufigen Auffassung der Dinge (wenigstens in Europa) offenbar widerspricht.

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als ob gerade das nordamerikanische Wirtschaftsleben wesentlich ohne Mitwirkung der Juden sich ausgebildet habe. Und oft genug ist mir die Entwicklung der Vereinigten Staaten als Beweis für die Richtigkeit des Gegenteils vorgehalten worden, wenn ich behauptete, daß der moderne Kapitalismus doch im Grunde nichts anderes sei als eine Ausstrahlung jüdischen Wesens. Die Yankees selbst pochen manchmal darauf, daß sie ohne die Juden fertig geworden seien. Ein amerikanischer Schriftsteller, wenn ich nicht irre, war's Mark Twain, hat einmal des Längeren ausgeführt, weshalb die Juden bei ihnen drüben keine Rolle spielten: weil sie, die Yankees, ebenso „gerissen" (smart) seien wie die Juden, wenn nicht gerissener. (Dasselbe übrigens, was die Schotten von sich behaupten). Und in der Tat: unter den ganz großen Industriellen und Spekulanten der Vereinigten Staaten, unter den „Trustmagnaten" begegnen wir nicht allzuviel jüdischen Namen. Das mag alles zugegeben werden. Und dennoch halte ich meine Behauptung aufrecht, daß auch die Vereinigten Staaten, ja daß vielleicht kein Land mehr als die Vereinigten Staaten angefüllt sind mit jüdischem Wesen bis oben hinaus. Das weiß man übrigens in manchen — und gerade den urteilsfähigen — Kreisen Amerikas sehr wohl. Als vor einigen Jahren der zweihundertundfünfzigste Jahrestag der Einwanderung der Juden in die Vereinigten Staaten mit großem Pomp gefeiert wurde, da schrieb der Präsident Roosevelt einen Brief an das Festkomitee, worin er seine Glückwünsche in eine ganz besonders ehrende Form kleidete. Er sagte: es sei das erste Mal während seiner Präsidentschaft, daß er bei Gelegenheit einer Feier ein Begrüßungsschreiben sende; aber diese eine Ausnahme müsse er machen: Die Veranlassung sei zu überwältigend groß. Die Verfolgungen, denen die Juden gerade in jener Zeit wieder ausgesetzt seien, machten es ihm ganz besonders dringlich zur Pflicht zu betonen, welche hervorragende Bürgereigenschaften die Männer jüdischen Glaubens und jüdischer Race entfaltet hätten, seit sie in das Land gekommen seien. Indem er dann von den Verdiensten der Juden um die Vereinigten Staaten erzählt, bedient er sich der durchaus den Kern der Sache treffenden Wendung: die Juden haben das Land aufbauen helfen: „The Jews

participated in the upbuilding of this country". Und der Ex-Präsident Grover Cleveland sagte bei derselben Gelegenheit: „Wenige, wenn überhaupt eine, von den das amerikanische Volk bildenden Nationalitäten haben direkt und indirekt mehr Einfluß auf die Ausbildung des modernen Amerikanismus ausgeübt als die jüdische" („I believe that it can be safely claimed that few, if any of those contributing nationalities have directly and indirectly been more influential in giving shape and direction to the Americanism of to day").

Worin liegt denn nun aber die große Bedeutung der Juden gerade für die Vereinigten Staaten? Zunächst doch darin, daß ihr ziffernmäßiger Anteil am amerikanischen Geschäftsleben niemals so ganz gering gewesen ist, wie es auf den ersten Blick hin scheint. Weil unter den halben Dutzend bekannter Namen von Milliardären, die heute wegen des Lärms, den ihre Träger (und namentlich Trägerinnen) machen, in aller Leute Ohren klingen, keine Juden sind, ist der amerikanische Kapitalismus doch nicht etwa arm an jüdischen Elementen. Erstensmal gibt es auch unter den ganz großen Trusts einige, deren Leitung sich in den Händen von Juden befindet. So ist der Smelters-Trust, der mit allen kontrollierten Werken zusammen (1904) ein Kapital von (nominal) 201 Millionen Doll. repräsentierte, eine Schöpfung jüdischer Männer (der Guggenheims). Ebenso sind im Tobacco-Trust (500 Millionen Doll.), im Asphalt-Trust, im Telegraph-Trust u. a. Juden in leitenden Stellungen. Ebenso sind unter den ganz großen Bankfirmen eine ganze Reihe in jüdischem Besitze, durch die natürlich wiederum ein sehr großer Teil des amerikanischen Wirtschaftslebens „kontrolliert" wird. So wurde beispielsweise das „Harriman-System", das die Zusammenfassung aller amerikanischer Eisenbahnnetze zum Ziele hatte, im wesentlichen durch das Neujorker Bankhaus Kuhn, Loeb u. Co. unterstützt und gefördert. Ganz dick sitzen die Juden in herrschender Stellung im Westen: Kalifornien ist zum guten Teil ihre Schöpfung. Bei der Begründung dieses Staates haben sich die Juden hervorgetan als Richter, Abgeordnete, Governors, Bürgermeister usw. und nicht zuletzt als Geschäftsleute. Die Gebr. Seligman, Will. Henry, Jesse, James in San Francisco; die Louis Sloß, Lewis Gerstle in Sacramento (wo sie die Alasca Commercial Co. begründeten); die Hellman und Newmark in Los Angeles sind einige der bekannteren Firmen, die hier gewirkt haben. Während der Goldperiode waren es die Juden, die Beziehungen zum Osten und zu Europa anknüpften. Die wichtigsten finanziellen Transaktionen jener Zeit werden unternommen von Männern wie Benj. Davidsohn, den Agenten der Rothschilds; Alb. Priest von Rhode Island; Alb. Dyer von Baltimore usw.; den drei Brüdern Lazard (die das internationale Bankhaus Lazard Freres [in Paris, London und San Francisco] begründeten); wie den Seligmans, den Glaziers und Wormsers. Moritz Friedländer war einer der großen Weizenkönige. Adolf Sutro beutete

die Comstock Lodes aus. Und noch heute ist wohl der überwiegende Teil des kalifornischen Bankwesens, sind aber auch die industriellen Unternehmungen in den Händen von Juden. Ich erinnere an: The London, Paris and American Bank (Sigm. Greenebaum, Rich. Altschul); die Angl. California Bank (Phil. N. Lilienthal, Ignatz Steinhart); die Nevada Bank; die Union Trust Company; die Farmers and Merchants Banks of Los Angeles u. a. Erinnere an die Ausbeutung der Kohlenfelder durch John Rosenfeld; an die Nachfolgerin der Hudson Bay Co. the Alasca Commercial Co., an the North Americ. Comm. Co. u. a.

Daß durch die Einwanderung zahlreicher Juden während der letzten Jahrzehnte sich überall im Lande die quantitative Bedeutung der Juden für das amerikanische Wirtschaftsleben in geradezu gigantischer Weise fühlbar machen wird, dürfte kaum zweifelhaft sein. Man erwäge, daß jetzt schon mehr als eine Million Juden allein in Neuyork lebt und daß von den eingewanderten Juden der größte Teil die kapitalistische Karriere überhaupt noch nicht begonnen hat. Wenn sich die Verhältnisse in Amerika so weiter entwickeln wie im letzten Menschenalter, wenn die Zuwanderungsziffern und die Zuwachsraten der verschiedenen Nationalitäten dieselben bleiben, so erscheinen die Vereinigten Staaten nach fünfzig oder hundert Jahren in unsrer Phantasie ganz deutlich als ein Land, das nur noch von Slawen, Negern und Juden bewohnt sein wird und in dem die Juden natürlich die wirtschaftliche Hegemonie an sich gerissen haben.

Aber das sind Zukunftsspiegelungen, die in diesem Zusammenhange, wo Vergangenheit und Gegenwart erkannt werden sollen, nicht hineingehören. Für Vergangenheit und Gegenwart mag zugegeben werden, daß der quantitative Anteil der Juden am amerikanischen Wirtschaftsleben zwar immer noch recht ansehnlich und keinesweg so geringfügig ist wie eine oberflächliche Beobachtung annehmen läßt, daß sich aber aus dem bloß quantitativen Anteil noch nicht jene überragende Bedeutung ableiten läßt, die ich (mit vielen andern urteilsfähigen Leuten) dem jüdischen Stamme vindiziere. Diese muß vielmehr aus ziemlich komplizierten Zusammenhängen heraus als eine in ganz hervorragendem Sinne qualitativ bestimmte erkannt werden.

Deshalb möchte ich auch noch nicht einmal so großen Nachdruck auf die immerhin nicht unwichtige Tatsache legen, daß die Juden in Amerika eine Reihe ganz wichtiger Handelszweige bis zur Monopolstellung in ihnen beherrschen oder doch wenigstens lange Zeit hindurch beherrscht haben. Ich denke da vornehmlich an den Getreidehandel, namentlich im Westen; an den Tabakhandel; an den Baumwollhandel. Man sieht auf den ersten Blick, daß dies drei Hauptnervenstränge der amerikanischen Volkswirtschaft sind und begreift, daß diejenigen, in deren Gewalt diese drei mächtigen Wirtschaftszweige sind, schon ohne weiteres hervorragenden Anteil an dem wirtschaftlichen Gesamtprozesse nehmen müssen. Aber wie gesagt: ich urgiere diesen Umstand gar nicht so sehr.

Weil ich die Bedeutung der Juden für die Volkswirtschaft der Vereinigten Staaten aus noch viel größeren Tiefen deuten möchte.

Die Juden sind wie ein ganz besonderer Faden, man könnte sagen: wie ein goldener, in einem Gewebe von Anfang bis zu Ende in die amerikanische Volkswirtschaft hineingewoben, so daß diese ihre eigentümliche Musterung durch sie vom ersten Augenblick an empfängt.

Denn seit dem ersten Erwachen des kapitalistischen Geistes an den Küsten des atlantischen Ozeans und in den Wäldern und Steppen des neuen Erdteils sind sie da. Als das Jahr ihrer Ankunft wird das Jahr 1655 betrachtet: als ein Schiff mit Juden aus den wieder portugiesisch gewordenen Brasilien im Hudson landete und Einlaß in die dort von der Holländisch-westindischen Kompagnie begründete Kolonie begehrte. Schon nicht mehr nur als Bittende. Schon als Angehörige eines Volksstammes, der stark beteiligt an der neuen Gründung war und dessen Einfluß schon die Gouverneure der Kolonie sich zu beugen hatten. Damals als das Schiff mit den jüdischen Einwandrern eintraf, führt Stuyvesant das Regiment in Neu-Amsterdam. Und Stuyvesant war kein Freund der Juden und hatte alle Lust, den Einlaß Begehrenden die Türe zu verschließen. Da kam aber Weisung aus Amsterdam in einem Briefe der Direktoren der Kompagnie (vom 26. 4. 1655): die Juden sind zum Handel und zur Niederlassung in dem Gebiete der westindischen Kompagnie zugelassen: „also because of the large amount of capital which they have invested in shares in this Compagny." Von Neu-Amsterdam kommen sie bald nach Long Island, Albany, Rhode Island, Philadelphia.

Und von nun an beginnt ihre rege Wirksamkeit, die zunächst einmal dafür Sorge trug, daß die neuen Kolonien überhaupt ökonomisch bestehen konnten. Wenn die Vereinigten Staaten heute da sind, so wissen wir, daß dies nur deshalb geschah, weil die englischen Kolonien Nordamerikas sich durch eine Kette günstiger Umstände zu einer Machtstellung hinaufentwickeln konnten, die ihnen schließlich die Fähigkeit zu selbständiger Existenz verlieh. Und gerade bei diesem Aufbau der kolonialen Größe sehen wir die Juden als die ersten und eifrigsten Förderer am Werke. Ich denke wiederum nicht an die naheliegende Tatsache, daß durch die Unterstützung einiger mächtiger jüdischer Häuser allein es dem Staatswesen der Kolonien gelang, sich zur Selbständigkeit herauszubilden, weil jene ihnen die ökonomische Unterlage bereiteten, auf der sie stehen konnten. Durch Lieferungen im Kriege und vor allem durch die Darreichung der nötigen Geldmittel, ohne die die Unabhängigkeit der „Vereinigten Staaten" niemals zu erreichen gewesen wäre. Diese Leistungen der Juden sind nichts den amerikanischen Verhältnissen eigentümliches: wir werden ihnen noch als einer ganz allgemeinen Erscheinung begegnen, die in der Geschichte des modernen, auf kapitalistischer Basis ruhenden Staates überall fast gleichmäßig wiederkehrt, und der wir daher

in einem größeren Zusammenhange noch Gerechtigkeit müssen wiederfahren lassen.

Dagegen sehe ich einer anderen Wirksamkeit der jüdischen kolonialen Elemente im kolonialen Nordamerika ebenso eine Amerika konstituierende Tat, die zudem noch ein auf die amerikanische Welt beschränktes Phänomen darstellt. Ich meine die simple Tatsache, daß während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts das Judenkommerz die Quelle war, aus der die Volkswirtschaft der amerikanischen Kolonie ihr Leben schöpfte. Weil nur die Handelsbeziehungen, die die Juden unterhielten, ihnen die Möglichkeit gewährten, in dauernder ökonomischer Gebundenheit dem Mutterlande gegenüber zu verharren und doch zu eigener wirtschaftlicher Blüte zu gelangen. Planer gesprochen: durch die Nötigung, die England seinen Kolonien auferlegte, alle gewerblichen Erzeugnisse im Mutterland zu kaufen, kam es ganz von selbst, daß die Handels- (und damit natürlich auch die Zahlungs-) Bilanz der Kolonien stets passiv war. Ihre Wirtschaftskörper hätten sich verbluten müssen, wenn nicht von außen ein beständiger Blutstrom in Gestalt von Edelmetall ihm zugeflossen wäre. Diesen Blutstrom aber leitete das „Judenkommerz" aus den süd- und mittelamerikanischen Ländern in die englischen Kolonien Nordamerikas hinein. Dank ihrer engen Beziehungen, die die nach Nordamerika gewanderten Juden mit den westindischen Inseln und Brasilien unterhielten, entfalteten sie einen regen Handelsverkehr mit jenen Gebieten, der im wesentlichen aktiv für die nordamerikanischen Kolonien war, und deshalb unausgesetzt die in jenen Ländern selbst gewonnenen oder unmittelbar aus der Nachbarschaft reichlich in sie hineinströmenden Edelmetalle (seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts vor allem auch das brasilianische Gold) in die Adern der nordamerikanischen Volkswirtschaft überleitete.

Kann man im Hinblick auf die eben berührten Tatbestände mit einigem Recht sagen, daß die Vereinigten Staaten es den Juden verdanken, wenn sie überhaupt da sind, so kann man mit demselben Rechte behaupten, daß sie dank allein dem jüdischen Einschlag so da sind, wie sie da sind, das heißt eben amerikanisch. Denn das, was wir Amerikanismus nennen, ist ja zu einem sehr großen Teile nichts anderes als geronnener Judengeist.

Woher aber stammt diese starke Tränkung der amerikanischen Kultur mit dem spezifisch jüdischen Geiste?

Wie mir scheint: aus der frühen und ganz allgemeinen Durchsetzung der Kolonistenbevölkerung mit jüdischen Elementen.

So viel ich sehe, ist die Besiedelung Nordamerikas in den meisten Fällen so vor sich gegangen: ein Trupp kernfester Männer und Frauen — sage zwanzig Familien — zog in die Wildnis hinein, um hier ihr Leben neu zu begründen. Unter diesen zwanzig Familien waren neunzehn mit Pflug und Sense ausgerüstet und gewillt, die Wälder zu roden, die Steppe abzubrennen und mit ihrer

Hände Arbeit sich ihren Unterhalt durch Bebauung des Landes zu verdienen. Die zwanzigste Familie aber machte einen Laden auf und versah die Genossen auf dem Wege des Handels, vielleicht sogar des Wanderhandels, mit den notwendigsten Gebrauchsgegenständen, die der Boden nicht hervorbrachte. Diese zwanzigste Familie kümmerte sich dann auch sehr bald um den Vertrieb der von den neunzehn andern der Erde abgewonnenen Produkte. Sie war diejenige, die am ehesten über Bargeld verfügte und deshalb in Notfällen den andern mit Darlehen nützlich werden konnte. Sehr häufig gliederte sich an den „Laden", den sie offen hielt, eine Art von Landleihbank an. Oft wohl auch eine Landverkaufsagentur und ähnliche Gebilde. Der Bauer in Nordamerika wurde also durch die Wirksamkeit unserer zwanzigsten Familie von vornherein mit der Geld- und Kreditwirtschaft der alten Welt in Fühlung gebracht. Das ganze Produktionsverhältnis baute sich von vornherein auf einer modernen Basis auf. Das städtische Wesen drang gleich in die entlegenen Dörfer siegreich vor. Die Durchdringung der amerikanischen Volkswirtschaft mit kapitalistischer Organisation und kapitalistischem Geiste nahm, möchte man sagen, vom ersten Tage der Siedlung an seinen Anfang. Denn jene ersten Zellen komerzialistischen Wesens wuchsen sich alsbald zu alles umspannenden Organisationen aus. Und von wem ist — soweit rein persönliche Faktoren hier den Ausschlag geben und nicht etwa die bloße Sachlage die neuen Entwicklungsreihen erzeugte — von wem ist diese „Neue Welt" kapitalistischen Gepräges erbaut worden? Von der zwanzigsten Familie in jedem Dorf.

Nicht nötig zu sagen, daß diese zwanzigste Familie jedesmal die jüdische Familie war, die sich einem Siedlertrupp anschloß oder ihn bald nach seiner Niederlassung aufsuchte.

Diese Zusammenhänge sehe ich einstweilen so allgemein nur mit meinem geistigen Auge, indem ich die Fälle, in denen sie nachzuweisen sind, zu einem Gesamtbild zusammenfüge. Die nach mir kommenden Forscher werden unter dem von mir hervorgekehrten Gesichtspunkt die Wirtschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten zu schreiben haben. Das was mir von Belegen untergelaufen ist, ist immerhin schon eine recht ansehnliche Menge. Ich werde sie seinerzeit dem Leser mitteilen, wenn er darauf gestimmt sein wird, meine Ausführungen in Buchform aufzunehmen.

(Ein zweiter Artikel folgt)

Emanuel Quint/ Roman von Gerhart Hauptmann

(Erste Fortsetzung)

Drittes Kapitel



manuel Quint, der Tischlerssohn aus dem Eulengebirge, betrachtete seine Wiedertaufe im ganzen als eine Bestätigung seines bisherigen Wandels. Das Betragen des Bruders und seine Worte zum Abschiede waren von einer Art gewesen, daß er es in einer gewissen Beängstigung von sich wies, darüber ernsthaft nachzudenken und Schlüsse daraus zu ziehen. Eine Stunde etwa, nachdem er den Bruder verlassen hatte, vermochte er schon nicht mehr sicher zu unterscheiden, ob nicht die eigene Erregung ihn hatte den Himmel offen sehen und Stimmen hören gemacht oder ob der Bruder in Überschwang solches behauptet hatte. „Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ Es war genug und Glücks genug, sofern auch nichts äußerlich Wunderbares sich weiter ereignet hatte, und allein diese Rede wirklich aus der Seele Nathanael Schwarzens gedrungen war.

Von diesem Manne hatte der Narr in seinem zehnten Jahre bereits reden gehört, wenn er, wie es bei Kindern in jener Gegend der Brauch ist, in Hütten der nahen und ferneren Nachbarschaft aus und ein ging. Voll tiefer Ehrfurcht sah er in ihm einen wirklichen Gottesmann. Er war für ihn eine Autorität, trotzdem seine eigene Seele in der Zwischenzeit bereits zu einem so starken Leben erwachsen war, daß die starke Seele des Bruders ihrem ganz besonderen Stand und Wuchs nichts mehr abbrechen konnte. Emanuel ging und war voll Gesang. In göttlichen Wallungen fiebernd hatte er seinen Schritten kein Ziel gesetzt; nur daß er die Richtung nach einer fernen Kette von Bergen zu und nicht nach den Heimatsdörfern einschlug. Diese fernen Berge kannte er nicht. Einem Kinde ähnlich war ihm zumute, das der Meinung ist, am scheinbaren Horizonte würden Erde und Himmel zusammenstoßen, ja, man könne dort geradeswegs in den Himmel hinein.

Emanuels Seele war voller Liebe. Näherte sich ein Mensch ihm an, so bemerkte er gleich den Kummer und auch die Schönheit in seinem Angesicht. War es ein Mann, so sagte seine Seele sogleich in der Stille „Bruder“ zu ihm. War es ein Weib, so sagte sie „Schwester“. Gingen sie aneinander vorüber, er und das Weib oder er und der Mann, so sprach es in ihm: „Ich kenne dich, dein Leiden, dein Glück und deine Schmerzen, ich kenne dich wie mich selbst und dein und mein Los. Waren sie aneinander vorübergegangen, so war es ein Abschied, und er liebte die Menschen, indem er sich von ihnen trennen mußte, noch mehr. „Du mußt einsam gehen, wohin du nicht willst, mit deiner Schönheit,“ sagte er manchmal, sofern es ein schönes Weib war, die vielleicht unter einer Bürde von dannen ging, oder sofern es ein Mann war:

„Du wirst mit deiner schlechtverborgenen Sehnsucht weiter irren und den Freund nicht finden in deiner Einsamkeit, der dir dein Königreich in der eigenen Brust erschließt.“ Und er liebte sie alle und hätte sie alle gern in die Arme und an sein Herz genommen, obgleich ihm aus ihren wahnsinnigen Blicken oft genug Haß, Hohn und Verachtung entgegensprang.

Er war den Tag bis zu Sonnenuntergang durchgewandert. Bevor er wiederum in einen Strohschober schlafen ging, betete er in die scheidende Sonne, am Morgen darauf in die wiedergekehrte hinein und aufs neue begann seine Wanderung. Seine Nahrung bestand aus Wasser, das er, flach ausgestreckt, von dem Spiegel der Quellen trank — er umging die Dörfer! — aus Wurzeln, die er hier und da den Feldern entnahm, gelegentlich aus frischen Salatblättern, und einige Male ward ihm, ohne daß er gebeten hatte, Brot und ein Trunk dünnen Kaffees zuteil, Reste der Vespermahlzeit, die Weiber und Kinder von den Arbeitsstätten der Felder oder Fabriken heimtrugen.

Bei aller Hochgestimmtheit und schwärmerischen Verzückung seiner Natur erkannte Quint und mußte erkennen, daß alles Neue in seinem Innern vorerst mehr Gärung als Klärung war. Verwogene Gedanken hatten sich vorgewagt, die unzweifelhaft Abgesandte des höllischen Dämons waren und die zur Sünde und Überhebung verleiten sollten. Die Schlange war listig. Noch immer war sie darauf bedacht, durch allerlei Ränke die Rückkehr des ausgestoßenen Menschen in seinem paradiesischen Unschuldsstand zu verhindern. „Ihr werdet sein wie Gott!“ Quint wappnete sich. Er wollte sich nicht zum Genuß der verderblichen Früchte jenes verbotenen Baumes verführen lassen. Indem er ging — und hier setzte die krankhafte Anlage seines Wesens wiederum ein — hörte er dringliche Stimmen flüstern: „Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn!“ „Der bin ich nicht!“ sprach Emanuel.

Aber er konnte nicht Ruhe finden: „Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn!“ klang es immer aufs neue. „Ich grüße dich, der du gekommen bist und herabgestiegen vom Throne des Vaters in Elend, Schmach und Niedrigkeit. Tritt an: deinen Weg! tritt an: deine Sendung! Fürchte dich nicht. Siehe, an deinen Händen und Füßen die Nägelmale von ehedem sind nicht verharscht. Du spürst in dir das brennende Weh aller Leiden von ehedem. Es ist vollbracht. Der Vater hat keine neuen Leiden für dich ersonnen, du Gesegneter. Diesmal sollst du nichts anderes als der gute Hirte sein und sollst die Schalmei erklingen lassen und deine Herden in Gärten führen, auf Weiden, wo Milch und Honig fließt. Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn.“

„Ich bin nicht Christus, Gottes Sohn,“ sagte Emanuel, und indem er hinzusetzen wollte; „ich bin nur ein Mensch,“ trat ihm ganz unwillkürlich das Wort auf die Zunge: „Ich bin nur des Menschen Sohn.“ Darüber erschrak er aber sogleich; denn es mußte ihm einfallen, daß der Heiland sich auch mit

diesem Namen bezeichnet hatte. So hatte auch dorthin, wohin er ausweichen wollte, der Böse eine Falle gestellt. Es blieb nichts übrig, als schnell und eifrig zu widerrufen und zu sagen: „Hebe dich weg von mir; ich nenne mich auch nicht des Menschen Sohn."

Allein stundenlang, als er weiterging, durchdachte er diese Fragen tiefer, und am Ende schien es ihm nicht mehr gegen Christi Gebot zu verstoßen, sich, wie er es getan, als Menschensohn zu bezeichnen. Die Geburt des Heilands im Irdischen, wie nicht zu leugnen war, hatte die Merkmale äußerster Niedrigkeit auch insofern an sich getragen, als Joseph, der Mann seiner Mutter, nicht sein Vater war. Jesus war also, gleich wie er, Emanuel, vaterlos und dieser unterfing sich nun, die Kette versteckter Leiden, die er deshalb erduldet hatte, die quälende Scham und Bitterkeit mit den Leiden des Heilands, aus eben der Ursache zu vergleichen. Wie mußte es nicht, wenn andere Kinder von ihren Vätern gesprochen hatten und Jesum nach dem seinigen fragten, den Knaben mit Scham und Schrecken erfüllt haben, daß er ihn nicht zu nennen wußte, und welche ätzende Pein, als er älter wurde, mußte es ihm verursacht haben, daß viele unter jenen niedrig und roh gearteten Menschenkindern, die ihn umgaben, anders von ihrer Mutter reden durften, als er.

Emanuel biß die Zähne zusammen. Wieviel hundertmal hatte er Vater und Mutter verleugnet, aus tiefer Scham, und sich deshalb in den Augen der Leute zum Narren gemacht. Sollte nicht Christus, der alle verborgenen Leiden der Seele kannte, wie niemand außer ihm, die gleiche Erfahrung gemacht haben? Sollte er nicht eines Tages sich unter den lauernden Fragen der Pharisäer stolz aus dem ängstlichen Druck der Schande zur freien Höhe des Menschensohnes aufgereckt haben? Und sollte es nicht seine Absicht gewesen sein, indem er sich diesen Namen beilegte, damit zugleich für alle Zeit das Mal einer unverdienten Schmach von den Stirnen aller Später-Geborenen im vorhinein abzuwischen?

Quint war auf einmal davon überzeugt, daß es so und nicht anders gewesen sein mußte und beschloß das Erbe des Heilands in dieser Beziehung mit reinem Vertrauen anzutreten. Er ist es, und nicht der Satan, bestätigte er sich selbst, dessen Wesen sich mir in diesem Augenblick und mit diesem Gedanken offenbaret.

Ganz unwillkürlich richtete er sich auf und bekam einen freieren, festeren Gang. Es war nicht mehr eine heftige Stimme, die ihm „Gottes Sohn" in die Ohren blies, sondern es lag eine stumme und klare Erkenntnis in ihm, daß er als Menschensohn durch die Felder ging. Er wußte, daß es Könige gab und daß in Berlin, der Hauptstadt des Reiches, der Kaiser auf seinem Throne saß; aber in seiner neuen Würde erkannte er plötzlich, daß er, Emanuel Quint, der Bankert — sein Stiefvater nannte ihn oftmals so! — vor Gott nicht geringer dastand, als er. Des Menschen Sohn ist ein Herr der Welt!

Und so rollte sich der himmlische Weg wie ein Tuch vor ihm aus. Wie eine Truhe voller Kostbarkeiten breitete sich die Erde mit ihren Städten, Türmen, Flüssen und Saaten gegen die Berge hin als Erb und eigen dem Menschensohn. Über ihm spannte sich wie als Decke die blaue Seide des Himmelsgezeltes. Die strahlende Sonne war sein Kleinod. Die Lerchen sangen dem Menschensohn. Die Früchte reiften dem Menschensohn. Die Bäume flüsterten heiligend seinen Namen. Es war nichts Mächtigeres und Herrlicheres auf der weiten Welt als der, den die Vögel, die Winde, die Zungen der Gräser und Blumen im Chore begrüßten: Gesegnet sei und gelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Nichts Herrlicheres als des Menschen Sohn!

„Ich suche nicht meine Ehre, sondern des, der mich gesandt hat," redete es nun wieder in ihm, so daß er erschrak und Baum, Wälder und Hügel mit ihren Reizen plötzlich stumm wurden. Der Narr erkannte, daß ein schrecklicher Kampf in seinem Innern ausgebrochen war, wo immer eine Welle des Lichts eine Welle der Finsternis zu verdrängen schien und umgekehrt. Ganz unabhängig von seinem Willen geschah dieser Kampf. Er war so stark und so unabhängig von Quint, daß dieser zuweilen ihm gleichsam nur als erstaunter und gespannter Zuschauer beiwohnte. „Nein, nein! ich suche nicht meine Ehre: allein ich war wiederum nahe daran in Versuchung und Sünde zu fallen. Ist es Gott? Ist es Satan, der mich versucht? Ist es nicht Gott, zu dem wir so beten? Und er betete dieses Gebet des Herrn, das Jesus gelehrt hatte. Danach wendete er sich sogleich von dem, an den es gerichtet war, ab, und dem zu, der es gelehrt hatte und ging im Geist wieder, wie so oft, den Spuren des Heilandes nach. Er liebte den Heiland. Der arme oder in dieser Hinsicht glückselige Quint hatte eine Liebe zu dem geschichtlichen Jesus gefaßt, die so groß war, daß ihm, so oft er seiner gedachte, das Herz schmolz — eine Liebe, die über alles Irdische ging.

Vor nahezu 2000 Jahren war Jesus über die Erde gewandelt und nun erst war Quint aus seiner Hütte am Wege getreten und hatte mit einigen anderen nach der Richtung geschaut, wo der heilige Wanderer verschwunden war. Sogleich begab er sich wie ein treuer Hund seines Herrn auf die Spur und es hatte für seine brennende Sehnsucht kein anderes Befriedigungsmittel gegeben, als Tag und Nacht diese Spur zu verfolgen. Er schlief, wenn er schlief, über Jesu Fußspuren ein.

Seine Zärtlichkeit war grenzenlos. Er hatte das zerlesene Neue Testament, das die Nachrichten von dem Sohne Mariä enthielt, an der Brust verwahrt und es war ihm, als ob dort allezeit eine liebe Hand sein Herz beschwichtige. Aber außerdem war er selber das Buch, das er wie Johannes gleichsam verschluckt hatte. Es wohnte in ihm und er wohnte darin. Würde es nicht in ihm gewohnt haben, so würde der Tod an seine Stelle getreten sein. Würde er nicht darin gewohnt haben, der Regen hätte ihn mit Nadeln gestochen, die Sonne

ihn mit Brandwunden übersät, der Himmel würde wie ein Felsen auf ihn gefallen sein. Nun aber schadeten ihm weder des Todes Kälte, noch des Winters Frost, weder die Hitze des Tages, noch die Rauheit der Nacht. Aber er ruhte nicht gern. Sofern er die Füße nicht regte, kam es ihm vor, als würde der Zwischenraum größer, zwischen ihm und dem Freunde, der vor ihm her durch die Erden und Himmel ging, und als hätte er weniger Teil an ihm.

Ein Kind, das weinend der Mutter nachläuft, die ihm verloren gegangen ist, hat keine größere Liebe in seiner Seele als dieser müßige Handwerksgeselle, der nach dem Anblick des Heilands Verlangen trug. Er war bereit, in ihm unterzugehen. Deshalb war er, kaum daß ihm der Satz: „Ich suche nicht meine Ehre!" ins Bewußtsein kam, sogleich ganz Selbstverleugnung und Demut und empfand sich, weit entfernt von dem Anspruch, ein Hirte zu sein, nur mehr als das letzte Lamm der Herde.

Er wollte in diesem und keinem anderen Sinne des Heilands Nachfolger sein. Allein seine Liebe hatte ihn mehr und mehr verlockt, durch stärkere Ansprüche. Es genügte ihr nicht, gleichmütig zu dulden, was ein dumpfer Wandel der Nachfolge mit sich brachte, sondern sie wollte dem Hirten auf allen labyrinthischen Pfaden nachgehen, um sich nichts zu ersparen, was er erduldet hatte, und ihm in jeglichen Dingen ähnlich und damit auch näher zu sein.

„Wir essen dein Fleisch, und wir trinken dein Blut, wie du uns befohlen hast," grübelte Quint. „Heißt das nicht auch: wir sollen in allem wie du werden? Hat es nicht deine unendliche Liebe uns aufgetragen, wie du zu sein? Hast du uns nicht diese ganz überschwängliche selige Aussicht eröffnet? Suchet in der Schrift! Ja, suchet, suchet!" — Und er zog sein Testamentchen hervor und blätterte! — Es leuchtet ein, daß das, was gesucht werden soll, nicht zutage liegt. Aber suchet, so werdet ihr finden! Suchet! und suchen wollte Quint.

Er wollte vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste sein und wollte sich, wie sein Vorbild, aller Unbill des Wetters und Mangels in einer ganz besonderen Weise aussetzen. In diesen Tagen sollte der Heiland und nur der Heiland in ihm sein. Er wollte sich ihm ohne Rückhalt hingeben. Und hatte wirklich dereinst Satanas den Gesalbten des Herrn versucht, mochte auch ihn immerhin der Teufel versuchen; denn er wollte kein Müßiggänger am Reiche sein. Verwirf mich oder erleuchte mich, Herr, nach dieser Zeit. Gib mir einen neuen gewissen Geist oder verstoße mich, wenn du mich nicht würdig befindest. Sende mich aus durch die Tore deines Leidens und Sterbens oder verurteile mich zur Nichtigkeit; aber laß mich wenigstens den Saum deines Mantels berühren, so werde ich nie ganz verloren sein; die Erde küssen, auf der du gewandelt bist, den Stein, der dein Kopfkissen war, die Dornen an den Sträuchern, von denen man deine Krone geflochten hat, so wird noch in der tiefsten Finsternis tiefster

Abgründe ein unverlierbarer Raub ewigen Lichtes mir Glück und Labsal sein.

Mehrmals im Laufe der Tage hatte Quint, etwa auf einer Landstraße, der er sich annäherte, oder hinter dem Buschwerk der Raine, die Helmspitze eines oder des andern Gensdarmen aufblitzen sehen und jedesmal hatte er, nicht anders wie es die Vagabunden tun, sich irgendwo in Gräben und Feldern eine Deckung gesucht und abgewartet, bis der gefürchtete Reiter aus dem Gesichtskreis entschwunden war. Nun aber kam einer dieser Gewaltigen querfeldein, zuweilen im Schritt, zuweilen im Trab, wobei sein friesisches Pferd sich vorsichtig durch die Gräben heranarbeitete. Quer vor dem Wanderer aufgepflanzt, hielt es still, und der Wachtmeister tat die üblichen Fragen.

Quint wußte, was ihm bevorstand. Er hatte weder Papiere, die seinen Namen, Geburtsort, Beruf und Arbeitsausweis enthielten, noch konnte er daran denken, dem schweren Reiter den Grund und Zweck seiner Wanderung begreiflich zu machen. Er wußte, daß er ihm gegenüber ohne Geld und in Lumpen ganz rechtlos war und seiner gesetzlichen Willkür preisgegeben, obgleich er durchaus nichts im Sinne führte und tat, als sich dem Zug seiner kindlichen Seele zu überlassen. Durchbohrend sah der Gendarm ihn an. „O bliebe dir nichts verborgen in meiner Seele," dachte der Narr. Aber der Mann des Gesetzes, so sehr er sich von dem Gegenteile den Anschein gab, war dennoch blind. Er sah einen wunderlich ärmlichen Menschen, dessen Gesichtszüge bleich und leidend, aber vom Trunk nicht entartet waren. Er vernahm eine Stimme, die ihm bereitwillig über Namen und Herkunft Bericht erstattete, und was er wahrnahm, brachte ihn nicht von dem Gedanken ab, daß er hier, wie nur je, einen Galgenvogel gefangen hatte. Er ranzte ihn also gehörig an. Dennoch, als er sich eine Weile in raunzenden Redensarten erleichtert hatte, schien er nicht recht zu wissen, was tun, und — war es nun, daß ihn seine Frau mit dem Mittagessen erwartete, oder daß ihm im Städtchen ein gutes Bier und Frühstück in unmittelbarer Aussicht stand, kurz, statt den Arbeitsscheuen mit sich ins Polizeigewahrsam abzuführen, ließ er ihn plötzlich nach einem menschenfresserisch furchtbaren Blicke stehen und ritt davon.

Quint dankte Gott, denn er sah in diesem unerwarteten Ausgang des Abenteuers eine Folge himmlischer Einmischung. Aber es ging ihm auch hier wie stets: in der harten Maske hatte er nach und nach die schmerzlich erzwungene tote Berufsgrimasse erkannt, dahinter eine darbende Seele schmachtete, und diese hatte ihn bittend aus einer unwillkürlichen Miene heraus und aus den Tiefen der niemals lügenden Augen angeleuchtet. Bekümmert sah er dem Reiter nach: er haßte ihn nicht, er liebte den Menschen.

Am dritten Tag seiner Wanderschaft hatte Quint, in ein düsteres Waldgebirge emporsteigend, eine wilde, verlassene Gegend erreicht, bereits über der Baumregion, von wo aus der Blick unendlich weit über Berge, Hügel und

Ebenen Schlesiens schweifen konnte. Diese Höhe hatte er gleichsam gegen die rückwärts gewandte Angst seiner Seele ertrotzt. Die Einsamkeit, die tiefe, lautlose Stille verlassener Waldgründe, die er durchschritten hatte, das aufrauschende Staunen und die flüsternden Beratungen der Wipfel über ihm, wenn er zwischen den Farnen, Moosen, Steinen und Wurzeln stillstand, und manches andere wirkte beklemmend auf ihn ein. Es schien, als ob hier die Stille und Einsamkeit, die Quint als eine ewig gleiche und gütige Freundin kannte, sich zu einer furchtbaren Macht aufrichtete, um eine Sprache zu führen, die ihn und sein eitles, unerhörtes Beginnen zerschmettern sollte. Die Finger in beide Ohren gedrückt, wie um das tausendfältige Zischeln eines wilden Dämonengelichters, das an Zahl mit jeder Minute zunahm, nicht hören zu müssen, war er hinangestiegen, und zuweilen hatte er sich auf den Waldboden niedergedrückt und auch hier mit den Ballen der Hände die Ohren verschlossen, um nichts von den lügenhaften Posaunen eines vom Teufel erlogenen jüngsten Gerichtes hören zu müssen. Er glaubte, daß es vom Teufel erlogen sei; denn er sagte zu sich: „Ich will zu Jesu! Und wenn nun die Berge wie furchtbare Richter sich um mich auftürmen, die schwarzen Wolken um ihre Spitzen zu grollen anheben, zuweilen Posaunenstöße gleich Winden daherfahren um die Wipfel zum Ächzen zu bringen, so kann dies, sowie das böse Gelächter des Hohnes, daß ich mitunter hören muß, nur Blendwerk des Teufels sein."

Es war aber das Gelächter der Spechte, das er hörte, dann wieder das markdurchdringende, eigensinnige Klagen eines Raubvogels, das den bösen und peinvollen Lauten einer im höllischen Feuer gemarterten Seele glich.

Über der Baumgrenze angelangt, wurde dem Toren freier zumute. Die ungewohnten, gewaltigen Eindrücke um ihn her bedrohten ihn nun nicht mehr, sondern sie hoben ihn jählings aus dem Staub der Erniedrigung zu einer erhabenen Höhe empor. Er sah die Welt unter sich. Das Gebirge, das ihn rings mit steinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für seine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte sich gegen den weiten unendlichen Himmel und sagte: „Gott!" Er wandte sich gegen den bunten, welligen Teppich der Länderflächen, der von den Schatten weißer Gewölke gefleckt erschien, und sagte: „Gott!" Er wandte den Rücken gegen die Tiefe und blickte staunend gegen die zackigen Wände und Riffe der ihn umgebenden Felsmauer hin, auf die zwischen ihnen gestauten Schutt- und Geröllhalden und sagte: „Gott!" Er betrachtete das Gestein, das in riesige Blöcke gelöst wie von Zyklopenhänden in jahrtausendelanger Arbeit zusammengetragen über und untereinandergestürzt weite Hänge bedeckte, und plötzlich, eh er den Namen Gottes zu nennen imstande war, flüsterte ihm eine Stimme ins Ohr! „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden."

Aber Emanuel war auf der Hut; er wies diese Stimme, die ihn zum Sohne

Gottes machte, ab, indem er so tat, als habe sie ihn nur verführt, an Jesum diese Bitte zu richten. Und er bat den Heiland deshalb um Vergebung. Er sagte: „Ich weiß, daß du es kannst! Auch daß du es tun wirst, wenn ich bitte! Aber es lebt der Mensch nicht vom Brot allein!" — Es schien dem Narren, als ob durch diese Erwägung der leibliche Hunger, den er seit einigen Stunden empfand, gestillt worden wäre.

„Sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht": Darüber dachte er weiter nach. Es war in ihm eine seltsame Unwissenheit. Er hatte lesen gelernt um der Bibel willen. In ihr forschte sein Geist. Was sonst an sinnfälligen Dingen ihn seit seiner Jugend umgeben hatte, kannte er nur gemäß den natürlichen Spiegelungen der Seele und jener Liebesbeziehung, die ihn mit allem, was ist, verband. Darum blieben ihm Himmel und Wolken, Sonne und Tag, Nacht, Mond und Sterne das reine Mysterium. Desgleichen die Erde mit ihrem Getier, Gestein und Gras und als er nun durch den Sinn des Gesichts und Gehörs dies alles aus tiefer Einsamkeit in sich faßte, schien ihm jegliche Kreatur, und das Ganze der ihn umgebenden Welt der Erscheinung das durch den Mund Gottes gegangene Wort zu sein.

Gott sprach zu ihm und er wollte zuhören. Er wollte ganz Ohr, ganz Auge, ganz Liebe sein. Vielleicht, sagte er sich, werde er die gewaltige Stimme der Gottheit nicht zu ertragen vermögen! Allein, sofern dem so wäre, dachte der Tor, wollte er gern an dem Worte Gottes zugrunde gehen. Schon empfand er sich gleichsam als aufgelöst. So erweitert vom Wort, so erfüllt und ins Unendliche ausgedehnt durch das Wort, erschien er sich manchmal, daß er kaum noch etwas in sich und an sich als eigen empfand: und doch war er nur erst ein armseliger Neuling am Wort, wie er wußte.

Jesus, vom Geist in die Wüste geführet, war schlimmer daran, als er, der Jesum bereits als Freund und Begleiter hatte. Er hatte ihn außerdem als Vorbild. Er wußte nicht, wie viele vor ihm sich in der imitatio Christi versucht hatten und daß dies eine ganz besondere Falle des Teufels war.

Er glaubte, er sei, wie der Heiland, vom Geist und nicht von Satanas in die Wüste geführt und er könne sich überdies an den Heiland halten und deshalb überwand er immer wieder die Bangigkeit und suchte endlich, indem er einem verwachsenen Pfade durch hohes Knieholz mühsam nachging, einen verborgenen Platz im Gestein, wohin er sich etwa bei Regen und Wind zurückziehen und auch nötigenfalls vor Menschen verbergen könnte ... eine Stätte für einen dauernden Aufenthalt.

„Genügt es dir nicht," fragte auf einmal die dämonische Stimme in ihm, „was über des Heilands Versuchung in deinem Büchlein geschrieben steht? Glaubst du, daß es zu wenig sei? oder etwa erlogen? oder verstehst du, was da gesagt ist, nicht?" „Ich will es erdulden," sprach halblaut Emanuel. Und

nun bekam die Stille sogleich eine neue Furchtbarkeit. Es war, als fielen die Wände seines Wesens auseinander und sein Inneres wurde grenzenlos. In der Verzauberung dieser Stille, in ihrem Bann, mußte sein Geist unaufhörlich Bilder hervorbringen, eine Reihe von Bildern, die einander zu jagen schienen als wie bei einer eiligen Fahrt. — Und immer eiliger wurde die Fahrt! Und immer unerhörter die Bilder. Es war, als sei das Wort „Ich will es erdulden" ein Zeichen für den Losbruch der feindlichen Mächte gewesen, deren Absicht es schien, ihr Opfer von Grund aus zu verwirren.

Ist die Stille: Gott? Ist die Stille: der Teufel? Sind die tierisch menschlichen Fratzen, die mir entgegengrinsen, Gottes oder des Teufels Werk? Warum zeigt mir auf einmal die Welt ihre sonst verborgene scheußliche Unflätigkeit in zahllosen eklen und widrigen Bildern? Warum ist mein Gesicht auf einmal vom Anblick des Kots des niedrigen Hasses, der Mordsucht und jeder ruchlos und widernatürlichen Gier erfüllt? Warum wird das heilige Fließen und Weben in meiner Brust auf einmal durch einen Fluch gedämmt? Durch Schweinegrunzen und Ziegenmeckern, warum höre ich jenen stinkenden greulich rohen Ton, den Gemeinheit nur immer hervorbringen kann? Das Heilige selbst durch Kloaken gezogen, mit Kot besudelt, unter Höllengelächter in jeder widerlichen Verrichtung vor das schauernde Innere hingestellt. — Plötzlich rief eine Stimme laut und weckte das Echo zwischen den Felswänden. „Du weißt nicht, was du erdulden willst, und was alles Jesus erduldet hat!" — „Und eben deshalb muß ich es jetzt erfahren": mit diesen Worten faßte sich Quint und brach sich weiter durchs Knieholzdickicht.

Er fand nach einigem Suchen ein rohes Gemäuer aus unbehauenen Blöcken zusammengefügt, mit Moos verstopft und mit einem kunstlosen Dache bedeckt, das aus alten verwitterten Kistendeckeln bestand, darauf Humusschichten gebreitet waren. Gebeugt an der unvermauerten Seite eintretend, fand Quint in diesem Versteck ein erhöhtes Lager aus trockenem Moose vor und sonst so viel Raum, um darauf zu liegen oder gebeugten Nackens darauf zu sitzen und dabei noch mit beiden Knien im Trocknen zu sein. Hier konnte man Tage und Wochen aushalten.

Es war gegen die Mitte des Monats Mai und der Schnee von den Bergen bis auf wenige schmutzige Reste abgeschmolzen. Tagsüber hatten noch schwache Winde aus Süden geweht. Als Quint, nachdem er einen Trunk Bergwassers gegen den Hunger zu sich genommen, sich auf das Mooslager ausgestreckt hatte und die Sterne am Himmel hervortraten, wurde die Luft weich und ganz still. Die Dämmerung fiel ein, der Mond stieg herauf. Wie ein grenzenloses goldbesticktes Segel von dunkler Seide bauschte sich der Himmel über das Gebirge hervor und über die im Dämmer fast versunkenen Länderflächen. Es war, als hätten die unzähligen Stimmen der Natur viele Monate lang in ruhelosen Be-

mühungen jene vollkommene Harmonie gesucht, die sie nun gefunden hatten. Quint hatte die Nacht gefürchtet und nun gab sie ihm mehr als einen Vorgeschmack künftiger Seligkeit. Alle Dämonen schienen gebunden oder in ihre Käfige eingeschlossen, oder der Zauber der Schönheit hatte sie stumm und selig gemacht. Metallisch summende Mückenschwärme bildeten zwischen den Augen des Toren und dem runden Mond ein tanzend durchsichtiges Gewölk, das mit seinem wohligen Klingen mit der Seele des Schauenden eins wurde, ja, diese selber, sichtbar und hörbar geworden, darstellte, wie es schien.

Zwischen Träumen und Wachen geriet Quint allmählich in einen Zustand der Wonne hinein, den er in seinem ganzen bisherigen Dasein noch nicht gefühlt hatte. Mit halbem Bewußtsein beschloß er bei sich fortan immerdar die Nähe der Menschen zu meiden und nur wie jetzt mit ganzer Liebe Gott in der Stille ergeben zu sein. Würde jetzt, dachte er bei sich selbst, ein Mensch in seinen Gesichtskreis treten, er müßte ihn hassen wie ein Gespenst. Jeden Menschen? jedenfalls jeden Mann! — Jeden Mann, und wenn es der Heiland wäre? Er beantwortete diese Frage nicht. Der Heiland ist in mir und unsichtbar! Damit versuchte er zu entschuldigen, daß er im Begriff ihn zu verleugnen stand.

Niemand durfte kommen, auch nicht ein Weib. Er kam sich vor wie vermählt mit der Pracht und der laulichen Stille. Die ihn umgebende Felswüste war durchaus etwas anderes als hartes und kaltes Gestein. Von allem ging lebendige Wärme aus wie in Ställen von Tierleibern: nur daß diese Wärme rein und balsamisch war. Es lag darin etwas Aufreizendes und Entzückendes, wovon man berauscht wurde. Es mischten sich süße Düfte von Blumen und blühenden Gräsern hinein, die einen kitzelnden Pollen mit sich brachten, der ein tolles, heimliches Lachen auslöste. Der Boden der Schlafstelle war mit Zweigen der Krüppelkiefer bedeckt, darin lag ein Ziegengehörn und das Stück eines Felles. Daher kam es, daß Quint im Traume Ziegenherden und bocksfüßige Hirten sah, die mit Eimern voll Milch und runden, gewaltigen Käsen hantierten. Manche der Hirten waren gehörnt und trugen Kränze aus Kiefernzweigen.

So wie das Blut in den Adern des Narren heiß pulsierte, schien ihm die ganze Natur durchpulst zu sein. Es war etwas von entzückender Nacktheit in allem und allem. Und immer wärmer, immer betäubender stieg der Atem des Nackten von allem auf. Der Mondglanz troff wie Salböl über die weichen Formen der Klippen und Bergspitzen und etwas wie eine Gruft aus Scharlach zog sich zusammen vor den geschlossenen Augen Quints und tat sich auf; etwas, das er nicht müde wurde zu sehen, bis es verschwand; dann plötzlich tanzte ganz nackt ein Weib vor ihm, eine Salome oder Eva mit üppigen Brüsten, sie warf sich zurück und warf den Schwall ihrer rotblonden Haare zurück. Alsdann stemmte sie beide Hände in das quellende Fleisch ihrer Hüften und drehte sich

langsam um sich herum, — da fuhr der Narr aus dem Schlafe empor und schrie laut: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Als der Morgen heraufkam, hungerte Quint, und er stand auf, um irgend etwas Eßbares aufzufinden. An dem Rand einer weiten Hochfläche angelangt, kam es ihm vor, als dringe Geläut einer Herde von den tiefer gelegenen Wiesen herauf. Es war aber nur ein unter Steinen verstecktes, gluckſendes Rinnsal, wodurch diese Täuschung verursacht wurde. Indessen bemerkte Quint in der Ferne ein einsames Haus, und, da seine Augen weitblickend waren, konnte er sehen, wie Ziegen und Rinder aus der Stallung des Hauses ins Freie traten und allsogleich, nachdem sie die Köpfe ein wenig in den kalten Morgen erhoben hatten, zur Tränke liefen. Die Luft war nicht mehr lau, wie zur Nacht, sondern vielmehr frisch; denn der Südwind hatte sich eingelegt, und den Narren fröstelte.

Nachdem er eine geraume Weile die Vorgänge und das spielzeugartig klein erscheinende Haus in der Ferne beobachtet hatte, konnte er merken, daß eine Herde sich mitsamt ihrem Hirten mehr und mehr von der Baude ablöste. Sie bewegte sich wohl eine Viertelstunde lang in bestimmter, ihm näher führender Richtung und hatte dann ihre Weide erreicht.

Quint pirschte sich an den Hirten heran.

Er fand einen greulich zerlumpten Kerl mit wulstigen Lippen und struppigem Haar. Der Mensch erschrak, als er Quint bemerkte. Allein als dieser sich mit gehörigem Abstand ruhig auf einem Granitblock niederließ und Ziegen und Zicklein, ja, sogar der Bock ihn vertraulich beschnupperten, achtete er seiner weiter nicht und fuhr fort, eine Pfeife aus Rinde zurechtzuklopfen.

Eine ziemliche Weile wartete Quint. Die schweren Rinder grasten ruhig. Zuweilen hob eines brummend den Kopf, um den Fremdling mit einem leeren, nichtssagenden Blick zu beglotzen. Endlich trat Quint an den Hirten heran.

„Mich dürstet."

„Hier gibt's genug Wasser zu trinken," antwortete jener ohne Bedenken in seiner kaum verständlichen Mundart.

„Schenke mir einen Trunk Milch um Gottes willen."

Der Mensch sah Quint aus seinen gedunsenen und verschworenen Augen an und bekreuzte sich.

„Ich bin arm wie du."

„Ich habe zwei Tage lang nichts gegessen," ergänzte Quint.

Nun warf der Bursch seine Pfeife weg, als ob er eine Erscheinung sähe, holte ein Kännchen aus Blech herbei, das er unter einer Krüppelkiefer versteckt hatte und schlich und kroch wie ein Tier auf Raub zu einer schwarzbraunen Blesse hin, die ihr Euter fast auf dem Grase schleppte, und als er sie zwischen das Knieholz verlockt und dort, verborgen, gemolken hatte, befand er sich plötzlich

im Rücken Quints und reichte den Trunk über seine Schulter. Quint trank mit Gier und erquickte sich und von nun an kam er täglich herauf zu dem armen Hirten, und dieser, ohne zu zögern und scheinbar mit immer größerer Freude, schenkte ihm Milch und teilte sein hartes Brot mit ihm.

Mit jedem Tage, den der arme Quint ohne anderen Menschenverkehr als den mit dem Hirten — den er auch auf wenige Minuten beschränkte — zubrachte, geriet er tiefer in die Welt seiner Träume hinein. Jeder, der den eigentümlichen Reiz des Wanderns kennt und besonders des Wanderns in Gebirgen, weiß, welchen Reichtum an Bildern es innerlich auftauchen läßt und welche Fülle starker Empfindungen. Was Wunder, daß Quint, unter den Einwirkungen der dauernden Einsamkeit und des planlosen Wanderns, allmählich jedes Maß des Wirklichen ganz verlor und zuweilen von neuen und starken Empfindungen dermaßen trunken wurde, daß er sich kaum noch als Mensch empfand. Einen so Verstiegenen weckt nur das Menschenwort! Und da er in seiner Absonderung nur das Atmen und Brausen in der Natur immer wieder hörte und nur mit Sternen und Winden Zwiesprache hielt, empfand er fast nur noch sein Dasein als Geist, als heiligen Geist, und also als göttlich. Ihm ging durch den Kopf, was die Schlange im Paradiese gesagt hatte. War nicht durch das rosenfarbene Heilandsblut die jahrhunderttausende alte Sünde wettgemacht und dadurch der Zugang zum Baum der Erkenntnis freigeworden? Ja, war nicht Brot und Wein, wie es Jesus geheiligt hat, die Erkenntnisfrucht und hatte er, Quint, diese Frucht nicht gegessen? Diese Frucht, von der die Schlange gesagt hatte: Genießet sie, und ihr werdet wie Gott?

Er war wie Gott, so in alles Erhabene aufgelöst, oft stundenlang. Dann stand er zuweilen dicht am Absturz verwitterter Klippen und blickte mit einem bacchantischen Lächeln furchtlos hinunter in die Abgründe. Unter ihm lösten sich einsame Raubvögel und schwammen verloren im pfadlosen Raum, und plötzlich war es ihm dann zuweilen, als schölle ein Spottgelächter von unten herauf, und er müsse, um diesen Schall zu beantworten, einen triumphierenden Sprung in die Tiefe tun: dann würde er schweben, er wußte es, und leichter wie eine Taube dahingleiten.

Die heimliche Kraft dieser Sehnsucht war groß in ihm. Er fühlte sie oft. Er schalt sich und sagte, wenn er den inneren Ansturm überwunden hatte, zu sich: man dürfe Gott, den Herrn, nicht versuchen! Aber es war nicht allein der Drang, den Glauben oder das Wunder bestätigt zu sehen, auch war es der Wahn einer übermenschlichen Größe und Allmacht nicht, sondern es war eine Art Gewißheit, eine Empfindung der eigenen Unzerstörbarkeit verbunden mit einer wilden, hingerissenen Ungeduld, die Mächte des Todes, die Mächte des Abgrundes mit einem Triumphschrei, und wär's im irdischen Tod, zu verspotten. Auf solche Wallungen folgte mitunter die tiefste Zerknirschung, und wenn dann

die Stimmen, die „Gottes Sohn, Gottes Sohn" riefen, dazukamen und nicht schweigen wollten, so fand sich der arme Mensch, nachdem er wiederum stundenlang ringend und betend auf den Knien gelegen, öfter erst wieder aus schwerer Ohnmacht aufgewacht, Haupt und Glieder mit Schweiß bedeckt und immer noch stammelnden Lautes den Heiland bittend, er möge ihn doch in Gnaden befreien von dem allzuschweren Berufe der Nachfolge.

Nach solchen Erschöpfungsaugenblicken lockte und winkte auf einmal die Welt. Sie war dann nicht mehr das Weib, das in Wehen liegt und immer nur Jammer gebären kann, sondern sie lachte, tanzte und sprang in unverwüstlicher Schönheit und Jugend. Quint meinte, er habe sie nur nicht gekannt, und es kam ihm vor, als würde sie, wollte er nur jetzt gelassen zu den Stätten der Menschen niedersteigen, fortan auch ihm gegenüber nicht mehr spröde sein. Es war, als habe er irgendwo das Ende eines goldenen Fadens gefaßt, dem er nur nachzugehen brauchte, durch alle die Labyrinthe menschlichen Handelns und Wandelns, um nicht länger mehr arm, verachtet und elend zu sein. Es war, als habe ein höllischer Lichtfunken ihm plötzlich alle die seichten Kniffe und Ränke enthüllt, die den Schlauen im Handumdrehen reich machen, und als liege ihm plötzlich der eigene, scheinbare Narrenwert in Gold umgerechnet vor der Seele.

Es war nichts Gutes, was in ihm aufstieg, das merkte er wohl, trotzdem es dabei sehr ruhig herging und ohne zischelnde Satansstimme. Man würde tun, was sie alle tun; man würde den Haß mit Haß bekämpfen, die Wut mit Wut, die Schmach mit Schmach. Man würde den Krieg zum Kriege tragen! Die Lüge zur Lüge! Betrug zu Betrug! Man würde auf Raub ausgehen, trotz allen gefräßigen Raubtieren und Räubern; erraffen, erbeuten und Reichtümer häufen, die Motten und Rost fressen. Man würde nehmen, nur nehmen: den Heller der armen Witwe, den Groschen der Waise, die Decke des Frierenden, das Brot des Hungrigen und würde die Schreie und Flüche der Bestohlenen und Betrogenen, der Hungernden und Verkommenden, der Gequälten und Kranken, der Gemarterten und Gemordeten nicht mehr hören vor der Stimme der eigenen Gier. — Und natürlich müßte man Jesum verleugnen.

Dadurch müßte das Leben leicht sein, dachte mit Recht der arme Quint. Allein er verwirrte sich wieder in seinen Gedanken, weil der Zwang, um der Welt willen von dem Heiland zu lassen, ihm unerträglich war.

Nein, er mochte den Satan nicht anbeten, denn: „du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen"! ermahnte er sich, und von nun an trat eine Wendung in ihm ein. Wieder ganz Jesu zugekehrt, beschloß er, sich nochmals mit reinem und ruhigen Sinn seinem Evangelium hinzugeben.

So lag er in seinem Versteck auf das Moos gestreckt und las und dachte oder, langsamen Schrittes gehend, nahm er, Satz für Satz, die Schrift in sich

auf und durchdachte sie eindringlich. Damit wurde es stiller und stiller um ihn, und der Sinn für das allgemeine Wort Gottes in der Natur schien einzig nur noch den Offenbarungen durch die Buchstabenreihen des heiligen Büchleins hingegeben.

Je näher Pfingsten heranrückte, um so stiller und ruhiger wurde Quint. Es waren neue und eigentümliche Dinge in ihm gereift, Erkenntnisse, durch die sich sein Wesen geschlichtet hatte. Gott wurde Mensch, sagte er sich; das war das Mysterium. Er wurde ganz Mensch; dies war das größte unter den Wundern. Warum wurde er Mensch? Damit er dem Menschen ein menschliches und zugleich auch göttliches Beispiel sein könne! Denn nur das Menschliche ist es, darin der Mensch das Göttliche fassen kann. Was folgt nun daraus? erwog er weiter: daß wir mit Glauben und vollem Vertrauen das Menschliche in dem Leben des Heilands zunächst erfassen und immer tiefer begreifen sollen: ihn menschlich lieben, ihm menschlich nacheifern. Dies wurde sein Vorsatz, dies wollte er tun.

In dieser Verfassung ward er ganz Demut. Der neue Geist, der sich standhaft erwies, entfremdete ihn, ohne daß er sich dessen deutlich bewußt wurde, den Lehren des Bruders Nathanael und brachte ihn auch zu seinem eigenen früheren Wirken in Gegensatz. Er gedachte, wahrhaft bescheiden zu sein, und aus diesem Grunde verwarf er alle Phantastik von ehedem, alle Ekstasen und Übertreibungen. Gewiß, er wollte, wie je, ein Bekenner sein, aber nur ganz im Bereiche des Menschlichen. Weniger die Lehre lehren, als tun. Um ja nicht dem Geist der Hoffahrt zu verfallen, dem schlimmen Geiste des Selbstbetruges, wollte er lieber sogar von dem göttlichen Scheine sich abkehren, um dafür umso inniger menschlich zu sein.

Er dachte nicht mehr daran, Wunder zu tun; denn er hatte gelesen, wie Jesus das böse, mirakelsüchtige, ehebrecherische Geschlecht gescholten hatte; auch erwog er das warnende Heilandswort von den falschen Propheten und Wundertätern und wollte nicht einer der ihren sein.

Quint konnte sich kaum genug tun in seiner leidenschaftlichen Neigung, sich selbst zu erniedrigen. Er hatte unklar einen gewissen Zwiespalt erkannt, der sich zwischen dem Heiland und seinen Jüngern vor Zeiten schon geltend gemacht hatte. Und indem er nun auf die Seite des Meisters zu treten meinte, gedachte er Wundersucht und Begier nach Lohn, dieweil sie der Heiland an seinen Jüngern nur immer mit Kummer betrachtet hatte, in sich abzutöten. Er wollte der letzte und keineswegs mehr der erste Diener am Worte sein.

Alles Laute war ihm verdächtig geworden. Hochfliegende Pläne wies er auf dieser Stufe seines wunderlichen und seltsamen Wandels entschieden ab. Er wollte sein wie die Kinder und Unmündigen: im Herzen rein und eines Tages ein Baum voller Früchte. Die Lehre tun, nicht die Lehre lehren wollte er jetzt; man sollte ihn einstmals an den Früchten erkennen.

Deshalb wollte er auch nicht als ein besonders ausgezeichneter Lehrer oder Jünger oder Prophet zu den Menschen herniedersteigen, sondern äußerlich mehr wie jedermann, weniger öffentlich als im Verborgenen Gutes tun. Jesus würde ihn sicher leiten. Er wollte nicht drohen und nicht verheißen, sondern nur für sich zunächst auf einem der goldnen Pfade der Seele gehn, die Jesus paradiesisch durch die Wüsteneien der Erde gebahnt und erschaffen hatte. Jedem dienen, niemand beherrschen wollte er: das war des Toren ganz ungeheurer und gänzlich unausführbarer Vorsatz.

Er betete täglich des Heilands Gebet. Und weil er verzeichnet fand, daß die Jünger Jesu, ehe er ihnen das Vaterunser auf ihren besonderen Wunsch hin lehren mußte, überhaupt nicht beteten, so sprach auch er nur dieses Gebet. Er betete es mit kindlichem Geiste.

Allmählich, auf dieses Gebet beschränkt, fiel ihn ein seltsamer Irrwahn an, der sich leider in seinem Wesen befestigte. Jener Geist, der schwerlich ein guter ist, machte ihn glauben, dies Gebet sei eigentlich gar kein Gebet, es sei nur das Wesen der Lehre als Leitstern für suchende Schüler in wenige Sätze zusammengefaßt. „Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name!" — Dies war gebeten, nicht für den Bittenden, sondern für Gott. An wen waren diese Worte gerichtet? An einen höheren Gott als Gott? Quint glaubte sie an den Geist gerichtet: an den Gottgeist, welcher im Menschen ist. Er empfand das Verwegene dieses Gedankens, doch zog ihn sein Grübeln weiter fort. Da hieß es: „Zu uns komme dein Reich!" An wen waren diese Worte gerichtet? Wiederum erschien es ihm, an den Geist. Er fühlte, wie er sie betend gleichsam an sich selber richtete. Es kam ihm vor, als ob er damit in sich eine heilige Quelle anschlug, ein reines, heiliges Streben erweckte, einen neuen, tätigen, heiligen Geist und inwendig in uns war ja das Reich. Es sollte sich durch den Geist ja in uns errichten. „Dein Wille geschehe!" las er dann. War das überhaupt eine menschliche Bitte? Der allmächtige Wille des allmächtigen Gottes, des gewaltigen Jehowa, sollte geschehen? und darum sollte ein Menschlein bitten? und wen, wen sollte es bitten darum? Hieß es aber: mache mit mir, was du willst, so war es nur Ohnmacht und keine Bitte.

Allein Quint bezog auch dies auf den Geist.

Der Wille des Geistes sollte geschehen und müßte der Körper zu Asche werden.

„Unser täglich Brot gib uns heute". Nun, da war viel mit wenigem abgetan. Vielleicht war diese Bitte, dachte Quint, nur ein Zugeständnis an den gabenhungrigen Jüngergeist.

„Und vergib uns unsere Schuld!" Wir waren schuldig, wir brauchten Vergebung. Alle ohne Ausnahme, meinte Quint; und er konnte den Gedanken nicht los werden, als ob auch dies eine Scheinbitte sei. „Wie wir vergeben unsern Schuldigern!" nämlich soweit und nicht weiter sollten uns unsere Sünden ver-

geben sein. Also: wer vergab, dem ward vergeben. Dem aber, der nicht vergab und doch betete, nicht. Es war eine Mahnung zum Vergeben.

„Führe uns nicht in Versuchung!" kam nun. Was soll man zu dieser wunderlichsten der Bitten sagen? hatte der Tor bei sich, in einem Anfall von Aberwitz, gedacht, als er sie eines Tages gewohnheitsmäßig gesprochen hatte. Und der Böse flüsterte ihm ins Ohr: es hieße soviel als „Laß uns in Frieden!" Über diese Stimme des Häßlichen siegte Quint. „Versuche uns nicht! Versuche uns nicht!" Hieß nicht der Böse der Versucher? Sollte dies aber nicht soviel heißen als „Verlocke uns nicht durch falsche Vorspiegelungen! Lege auf unseren Weg nicht Fallen und Fallstricke! Reize uns nicht durch Martern und Leiden zum Widerstand! Mache uns nicht zu Verbrechern am Nächsten durch Not und Lüste! Setze uns nicht auf Richterstühle, damit wir nicht über unseren Nächsten und Mitsünder richten und blutige Urteile sprechen! Mache uns nicht zu Königen, damit wir nicht Gewalt üben und durch Gewalt leiden und untergehen! Verführe uns nicht zum Raub, zum Mord und zum Diebstahl am Gute des Nächsten! Versuche uns nicht, denn wir sind schwach! Erwarte du nicht Taten des göttlich Starken und Sündlosen von uns armen im Dunklen tappenden Menschen! Lösche das glimmende Docht nicht aus, sondern erlöse uns von dem Übel. Unser sei der Geist und der Frieden."

Es war ein schrecklicher Gott, an den man die Bitte, uns nicht in Versuchung zu führen, richten mußte, und Quint empfand, daß der Heiland versucht hatte, eine furchtbare Gottesvorstellung ihrer Härte und Furchtbarkeit zu entkleiden. Geheiliget und geliebt sei dein Name, nicht mit Grausen und mit Entsetzen genannt: so klang es durch das Gebet hindurch. Wir rufen in dir, was Liebe ist, und was wir rufen, ruft in uns die Liebe. Soweit war der Tor auf gutem Weg; aber er ging über diese Erkenntnis hinaus. Er entthronte den persönlichen Gott und glaubte, daß Jesus ihn entthront habe, und an seine Stelle den Geist gesetzt, womit sich sein Verhängnis ankündigte.

Fast zwangsweis und tiefes Staunen erregend beherrschte ihn diese Vorstellung. Sie war so stark, daß er zeitweilig hätte leugnen können, auf dem festen Grunde der Erde, in dem Elemente der Luft oder unter dem Dache des Himmels zu sein. Seine Wohnung schien ihm allein der Geist. Die Bewegungen, die er ausführte, und besonders alles, was er in einem höheren Sinne sein Leben nannte, ging vor sich gleichsam in einem Meer, das die seit Jahrhunderttausenden lebenden und verbundenen Menschenseelen darstellte. Außerhalb davon kannte er nichts oder wenigstens nichts als Finsternis.

Denke man sich die Menschen, Greise und Greisinnen, Männer, Weiber und Kinder, soviele ihrer die Erde bedecken, jeden mit einem Licht in der Hand. Etwas Ähnliches dachte sich manchmal Quint. So wie die Menschen getrennt von einander standen und doch das Licht ihrer Lichter zusammenfloß, so waren

sie ihm, getrennt an Körper, einig im Licht. Ein Hunger nach Menschenseele überkam ihn, wie nie zuvor. Es brach eine schmerzhafte Liebe und Sehnsucht zu Menschen in ihm auf. Es war, als wäre im Lichte der grenzenlosen Liebe zu Jesu, dem Menschen, ihm eine tiefe Erkenntnis von Menschenwert und Menschenberuf erschlossen worden. Die Menschenliebe nagte an ihm. Sie erfüllte den Narren mit zehrenden Süchten. Er wollte zu seinen Brüdern und Schwestern; er wollte nicht mehr, wie nach früherer eigensüchtiger Gewohnheit, kaltherzig fern von ihnen sein.

Er vergaß sich ganz, das heißt er vergaß seine eigenen früheren Freuden und Leiden. Er glaubte erkannt zu haben, daß die Menschheit die Wohnung der Gottheit ist. Und während er dieses Gotteshaus, diese Gottesstatt noch blinzelnd unter der Überfülle von Pracht und Licht mehr ahnte, als sie betrachtete, schien ihm die Angelegenheit seines eigenen, kleinen besonderen Lebens vor dieser erhabenen Sache ohne Bedeutung zu sein.

Aus diesem Grunde befiel ihn ein Selbstaufopferungsdrang, eine Sehnsucht, aus der Vereinzelung seiner Körperlichkeit, wie aus einem Kerker befreit, ins Allgemeine sich hinzugeben: sein Licht zum Licht, seine Liebe zur Liebe zu tun, um von sich und der Liebe erlöst ewig vollkommen in Gott zu sein.

Die völlige innere Umwandlung Emanuel Quints war einer der sonderbarsten Vorgänge. Es war das Sonderbare darin, daß ein reiner und kindlicher Schwärmergeist den größten Teil seiner Schwärmereien durch einige, anscheinend ganz vernunftgemäße Erwägungen ersetzt hatte, die sich nach und nach zu einem in sich geschlossenen, festen System verbanden, das die Seele des Narren in einer weit ausschließlicheren Botmäßigkeit erhielt als der reine Gefühlsrausch von ehedem. Oft kam es vor, daß er selbst darüber erschrak, wie weit ihn sein Grübeln abseits von allen früheren Wegen geführt hatte, vermeintlich mit Jesu, dem Menschen, vereint, und tief ins Geheimnis vom Reiche Gottes. Entdeckerfreude beherrschte ihn. Aber alles, was er damals entdeckte und zu begreifen vermeinte, als es in überraschender Hellsicht wie Schuppen von seinen Augen fiel, beschloß er vorerst geheimzuhalten.

Viertes Kapitel

Eines Tages standen vor Emanuel Quint die Brüder Scharf. Sie hatten seit Wochen nach ihm gesucht und es war den zuckenden Mienen ihrer bärtigen Angesichter abzumerken, was es für sie bedeutete, ihn endlich entdeckt zu haben. Auch der Narr war gemäß der neuen Verfassung seines Innern froh, sie wiederzusehen, und entschloß sich alsbald, mit ihnen die Herberge aufzusuchen, eine entlegene Baude, darin sie schon mehrere Tage genächtigt hatten.

Die Brüder hatten ihn gleich erkannt, trotzdem sein Bart und Haupthaar ein wenig verwildert waren, und wie sie nun, immer voll Demut, hinter ihm

dreinschritten, gegen die Herberge hin, strahlte die Freude immer stärker und stärker aus ihren Blicken hervor, indessen sie seine Fragen beantworteten.

Sie berichteten Quint zuvörderst, daß ihnen vor länger als dreien Wochen der Vater gestorben war. Der Alte war selig in Gott entschlafen im Glauben an Jesum und an die Gewißheit der Auferstehung. Sie hatten darauf ihre Wirtschaft verkauft, um nicht an die Scholle ferner gebunden zu sein und ganz den Spuren des Narren zu folgen.

Sie hatten um dieser Absicht willen, die nicht verborgen geblieben war, viel Spott und Hohn zu erdulden gehabt; denn weil eine Anzahl gläubiger Christen der Umgegend wunderbarliche Dinge über das Erscheinen und das Verschwinden Emanuel Quints geweissagt hatten, so ward eine überwiegende Menge zu Haß und Verachtung angereizt, und kaum fehlte viel zur Wut der Verfolgung.

Der sozialistische Agitator Kurovski hatte die Brüder Scharf besucht, und als er von ihrer Absicht hörte, hatte er sie davor gewarnt. Aber sie waren fest geblieben. Auf seine Behauptung hin, daß Quint, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehn, vielleicht über die Grenze entschwunden sei und daß sie ihn schwerlich finden würden, hatten sie ihren Glauben betont und den gewissen Geist ihrer Herzen.

Darauf hatte Kurovski ihnen mit vieler Umständlichkeit etwa dies auseinander gesetzt, was sie nun wiederholen mußten, da Quinten das Verhalten des Agitators und Redakteurs besonders zu interessieren schien.

„Ihr werdet durch euren guten Glauben irregeführt. Dieser Schwärmer, der ohne Zweifel in edler Absicht handelte, als er in der Stadt seine Kapuzinerpredigt hielt, betrügt euch doch. Er betrügt euch wie er sich selbst betrügt. Warum? Er fußt auf dem Grunde der Unbildung! Wenn dieser Schwärmer gebildet wäre, was er nicht ist, weil die Verruchtheit der herrschenden Klasse die allgemeine Bildung verhindert, so könnte er Ungeheures leisten. Es gibt eine neue soziale Wissenschaft; und wer nicht auf diese, sondern auf alte törichte Märchen baut, der baut auf Sand. Das größeste Mitleid hilft uns nichts. Das tiefste Mitleid bringt uns nicht weiter. Es gibt einen Götzen, das Kapital, und so lange man diesen nicht zertrümmert, hilft alle Güte und Mitleid nicht."

Einer der Brüder zog aus dem ehrbaren, langgeschößten Rock, den er anhatte, ein Schriftchen hervor, das ihm der Agitator geschenkt hatte: Das Kommunistische Manifest. Und Emanuel las das „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Doch er achtete dieses Anrufs nicht. Er bat die Brüder, ihm mehr zu berichten.

Als der Kreisarzt gekommen war, der den Totenschein für den alten Scharf hatte ausstellen müssen, kam zugleich eine alte Frau in das Zimmer herein, halbblind, die sich nach Quint, als sei er ein Wunderdoktor gewesen, erkundigte. Da hatte der Arzt etwa dieses gesagt:

„Daß ihr armen, törichten, ungebildeten Leute doch immer wieder solchen Charlatanen zum Opfer fallt! diesen Meuchelmördern und Giftmischern, die nichts weiter im Sinne tragen, als euch den letzten, kupfernen Pfennig aus der Tasche zu ziehen und eure Leiden zu verschlimmern. Es gibt kein triefäugiges und besoffenes altes Weib, dem ihr nicht alsogleich eure Gesundheit zum Opfer bringt, wenn es ihr einfällt, euch mit irgend einem noch so albernen dreisten Versprechen anzuschwindeln. Habt ihr denn keine Ahnung davon: es gibt eine ärztliche Wissenschaft! eine ärztliche Kunst! und die muß man gelernt haben. Angeboren ist sie uns nicht! Wenn ihr meinem Rat folgen wollt, guten Leute, so haltet euch jeden abgefeimten Hallunken, Pflasterschmierer, Harnbeschauer und Wundertäter vom Hals. Sie saugen euch Leib, Seele und Geldbeutel aus wie die Blutegel. Und dieser Quint ist ein kranker Hanswurst, und sollte er nochmals hier bei euch auftauchen, so verständigt mich nur unter der Hand davon, und wir stecken ihn einfach ins Irrenhaus."

Die Mutter Quints war ebenfalls und zwar zu wiederholten Malen bei den Brüdern gewesen und hatte nach ihrem Sohne gefragt. Sie war zuletzt heftig und dringend geworden in der bestimmten Meinung, die Brüder verheimlichten ihr seinen Aufenthalt. Sie habe geweint, erzählten sie, und waren davon überzeugt, sie werde nicht nachlassen, bis sie ihn finde. Ihre Rede sei immer gewesen, Emanuel wolle zu hoch hinaus. Gerade ihm, wie keinem andern der Brüder, hätte es obgelegen, durch schlichten Fleiß und Verträglichkeit der Familie aufzuhelfen, den Zorn des Stiefvaters zu besänftigen, dessen Leiden ein Milderungsgrund bei Betrachtung seiner meist üblen Laune sei. Sie hatte Emanuel nicht geschont und erregt und entrüstet, wie sie war, ihm Dutzende bitterer Namen gegeben. Wie nun der stets zur Erregung geneigte Anton Scharf diese mit starker Entrüstung aufzählte, wurde er plötzlich von Quint gefragt: „Was glaubt denn ihr, du und der Bruder, wer ich sei?"

Die Brüder schwiegen und sahen einander an. Es lag aber in den Blicken der beiden ausgemergelten Schwärmer, die durch Arbeit, Nachtwachen am Bett des Vaters und die glühende Sehnsucht ihrer Herzen überreizt waren, ein seltsam entschlossener Glanz, vor dem Quint erschrak. Es war ihm zu Mut, als müßte er ein noch unausgesprochenes Wort auf den Lippen der Brüder zurückhalten: ein Wort, vor dessen verwirrender Macht er Furcht empfand, und das zu vernehmen wiederum doch seine Seele hungerte.

Es hatte sich aber in den Brüdern Scharf eine Überzeugung festgenistet und war durch dasjenige, was sie von Nathanael Schwarz vernommen hatten, noch bestärkt worden: eine törichte Überzeugung, die aber eine unerhörte Empfindung von Glück in den beiden lebendig hielt, einen seeligen Wahnsinn, wie er sich nur in dem engen, von der Welt geschiedenen Bezirke ihrer Kindereinfalt entwickeln konnte. Ich verteidige solche Einfalt, solchen Wahnsinn und solchen nahezu

lästerlichen Irrtum nicht, am allerwenigsten jene Worte, mit denen sie die Frage des Narren beantworteten, nämlich: wir wissen, daß du der Heiland bist, der Gesalbte des Herrn!

Es muß zur Ehre des Narren gesagt werden, daß er, kaum seines Entsetzens Meister geworden, die Brüder mit heftigen Worten strafte und den Versuch machte, ihnen die schreckliche Absurdität einer solchen Behauptung zu Gemüte zu führen. Er wurde aber die Befürchtung nicht los, daß es ihm nicht gelungen war, die Sonderlinge von ihrer Einbildung abzubringen und jene Ärzte, die sich mit den Krankheitsformen der menschlichen Psyche, einem Irresein zu zweien oder zu dreien, etwa befassen, werden bestätigen, daß dergleichen fixe Ideen unausrottbar sind. Alles was demnach Emanuel Quint am Schlusse dieses Zwischenfalls zu tun unternahm — er war ein Narr, aber selbst ein Weiser hätte in diesem Falle nicht anders zu handeln vermocht! — bestand darin, den gefährlichen Irrtum zunächst auf seinen Herd zu beschränken. Und er gebot den Brüdern Scharf, ihre Meinung durchaus geheim zu halten.

Allein diese beiden fanden sich durch die drohende Kraft seiner Worte und durch sein blitzendes Auge in ihrer Meinung durchaus nicht erschüttert, sondern bestärkt, obgleich sie mit ganzer Seele zum Gehorsam geneigt waren und dies mit dem Ausdruck wahrhaft hündischer Treue und Demut kundgaben. Schweigend gingen sie lange in der scharfen und klaren Luft des Gebirgskamms neben ihrem kläglichen Herrn und Meister her, bis daß sie alle eines entlegenen Häuschens ansichtig wurden, das mit tief heruntergezogenem Schindeldach auf einer verlassenen, von Steinblöcken übersäeten Berghalde stand.

Der Eintritt in diese Hütte, darin die Brüder vor einigen Tagen Quartier gesucht und gefunden hatten, würde für solche Menschen, die nicht gewohnt sind, irdischem Jammer und irdischer Not ins Auge zu sehen, eine grauenvolle Überraschung gewesen sein, denn wenn man den kleinen nach Ziegendünger riechenden Hausflur durchschritten hatte, betrat man ein niedriges, ziemlich geräumiges, schwarzes Gemach, dessen schmutzig-bräunliches Dämmerlicht die Gestalten darin zu Schemen machte und dessen übelriechender Dunst den Atem benahm. Und wenn man sich dann, gewöhnt an die Dunkelheit, von allem, was dieses Zimmer barg, unterrichtet hatte, so konnte man Menschen in einem ungewöhnlichen Grade von Armut und irdischem Elende sehen.

Selbst Emanuel und die Brüder Scharf, die in ihrem Leben nichts anderes kennen gelernt hatten, als die ärgste Bedürftigkeit, denen ein Pfennig immer soviel und mehr als anderen Leuten ein Goldstück gewesen war, zeigten sich von dem, was sie sahen, auf eigentümliche Weise bewegt.

Zunächst hob sich ein älterer Mann, mit buschigem Bart und Haupthaar, von einem leeren wurmzerfressenen Webstuhl heraus und kam, die Füße in Lumpen gehüllt, den Fremden lautlosen Schrittes entgegen. Dieser Mensch, der als

alter Soldat an der ausgeblichenen, ehemals bunten Mütze, die er auch hier im Zimmer trug, zu erkennen war, beugte sich, nachdem er ihn mit beinahe erschrockenen Augen gemustert hatte, auf des Narren Hand. Als er sich danach wieder emporgerichtet, traf sein Blick in die leuchtenden Augen der Brüder Scharf und erkannte darin den Ausdruck eines verzückten Triumphes, aus dem ohne Mühe, mit Bezug auf Emanuel Quint zu lesen war: dieser ist es, den wir gesucht haben.

Quint merkte, daß er erwartet worden war, und dieses eigentümliche Erwartetsein, wohin er auch immer kam, bestärkte ihn auch hier in der närrischen Annahme, als ob die Welt seiner ganz besonders bedürfe, und als wäre sein Wandel auf Erden eine göttliche Mission.

Er wurde an ein Lager geführt. Es war eine Bettstatt mit Stroh bedeckt, deren Umrisse man im kellerartigen Dunkel nicht gleich unterschied. Doch als das Stroh zu rascheln begann, erkannte Emanuel einen nackten mit Lumpen unzulänglich bedeckten, abgezehrten menschlichen Leib und weiter ein Haupt, das Haupt eines noch jungen blonden Weibes, das sich mit stierem, angstvollem Blick ihm entgegenhob. Und ohne zu fragen, wer Quint wäre oder aus welchem Grund er gekommen sei, fing sie sogleich mit lauter herzzerreißender Stimme zu klagen an.

Sie lag seit Wochen hilflos und krank auf dem Stroh und konnte nicht arbeiten. Sie hatte vor einem halben Jahre in einer stürmischen Herbstnacht ein Kind geboren, das, in einen hölzernen Trog gebettet, neben ihr an der Erde lag. Sie wies auf das Kind, als Emanuel ihr mit wenigen, tiefbewegten Worten sein Mitleid zu erkennen gab, mit einer Gebärde grenzenloser Verzweiflung hin und gab zu erkennen, daß dort der Gegenstand ihres eigentlichen und letzten Jammers wäre.

Und wie sich nun das weiße und sommersprossige Antlitz des Narren über das schlafende Kind in dem hölzernen Troge herunterbog, sahen die Brüder, wie sich sein Auge mit Tränen füllte. Und wirklich erkannte Quint sogleich, daß jenes ausgemergelte nackte Weib auf dem Stroh die Wahrheit gesprochen hatte; denn dieses schwer und fieberhaft atmende, arme Kind war über und über mit einem einzigen widerlichen und schrecklichen Schorf bedeckt, so zwar, daß man kaum zu glauben vermochte, wie es trotzdem noch am Leben war.

Der bärtige Mann und Familienvater sagte nichts, aber man konnte ihm anmerken, daß er ein Bewußtsein, und zwar ein fast feierliches Bewußtsein in sich trug, von Gott einer auserlesen furchtbaren Prüfung gewürdigt worden zu sein. War doch sein linker Arm durch Gicht verkrüppelt, die er sich in den Feldzügen 1866 und 1870 geholt hatte, und saß doch ein vierzehnjähriges, blondes Mädchen, schmal und großäugig, an einer Garnspule hinter ihm, mit hohlen Wangen und hektischen Tupfen. Er wußte, seine morsche Hütte, von Menschen gemieden und vom Glück, war eine Lieblingsherberge für allerlei Krankheiten, Kummer und Not, die der Tod alljährlich besucht hatte, um einmal den Vater, einmal die

Mutter, fünfmal je eines seiner Kinder mitzunehmen auf den kleinen Friedhof unten bei der Kirche im Tal.

Quint wußte sogleich, wer in diesem Gehäuse das furchtbare Zepter führte, und daß es der Hunger war, der diese Menschen in Gespenster verwandelte. Er selber hatte diesen Grad entsetzlichster Lebensnot am eigenen Leibe nicht kennen gelernt, aber die Atmosphäre ähnlicher Leiden war ihm nicht gewöhnlich. Man darf sogar sagen, seine barmherzige Seele war heimisch darin. Und bei näherem Eingehen wird man sogar der Vermutung zuneigen, daß diese abgrundschwere, düstere Atmosphäre menschlicher Leiden die Nährmutter und zugleich das Element seiner verhängnisvollen Irrtümer blieb: Irrtümer, die sein Leben durch die Bereiche der sieben Himmel zu dehnen schienen und so eins wurden mit seinem innersten Wesen nach und nach, daß schließlich nichts ihn davon befreien konnte, als der Tod.

All dieser Ernst, all dieses strenge und nackte Elend versetzte sein ganzes Wesen in süße, heimliche, hoffnungsfreudige Schwingungen, die auf einem Himmelsinstinkt zu beruhen schienen, wonach der tiefsten Not die Hilfe Gottes am nächsten sei: dies Wort in keinem irdischen, sondern in einem tiefen, mystischen Sinne genommen. Im Leid, im Mitleid, in der Liebe offenbarte sich Gott. Er schien unter diesen bangen und qualvollen Pulsen nur kaum wie unter letzten dünnen Schleiern verborgen zu sein. Oft stieg dann vor Quint, sich aus dem Dunste der Martern gleichsam formend, das schwebende Haupt des Erlösers hervor, mit der Krone aus Stacheln über der Stirn, von denen langsam Tropfen um Tropfen des heiligen Blutes über die Augen des Schmerzensmannes herunterrann.

Es war nun, als wenn immer dort, wo Quint im Bereich des Kummers erschien, sich sogleich dieser heimlich-hoffnungsheitere Zustand seiner Seele auf alle verbreitete, wodurch dann jeglicher arme Schächer sein Nahen als eine Wohltat empfand, sein Scheiden wie etwas Schreckliches fürchtete. Die Art der Erregung jedoch, von der die drei Bewohner der kleinen Baude befallen waren und die von den Brüdern Scharf geteilt wurde, war mehr als das Wohlgefallen an menschlicher Güte und menschlichem Trost. Quint fühlte die Augen des Mannes, die Augen der Frau, die Augen des vierzehnjährigen Mädchens mit einem hungrigfragenden Glanze auf sich ruhen, er sah ein seltsames Beben der Hände, wie wenn Zweifel und Glaube, unter sich ringend, dennoch bereits die Gegenwart eines ersehnten Wunders nahe empfinden. Er bemerkte dies wohl, und da er, was er mit kühlen Sinnen beobachtete, mit dem überspannten Ausdruck und Ausruf der Brüder zusammenhielt, der ihn noch eben überrascht und betroffen gemacht hatte, gestand er sich ein, daß ohne sein Zutun hier die Einfalt, die Angst und die Lebensnot sich in sündliche Einbildungen unglaublichster Art verstiegen hatte.

Diese armen unwissenden Menschen, sagte er sich, halten mich am Ende in ihrem Fieberwahn wahrhaftig und wirklich für Jesum Christum, Gottes Sohn, aber anstatt nun gleich wiederum das zu tun, was er schon einmal vergeblich getan hatte, anstatt zu versuchen, den krankhaften Irrtum sogleich mit der Wurzel auszutilgen, schob er es auf, und ließ es zunächst dabei bewenden. Ja, es schlug aus diesem Irrtum etwas zurück in ihn, das ihn hilflos in das gleiche innere und auch äußere Beben versetzte, das er im Kreise des Elends wahrnahm, dahin er zu Gaste kam.

Die Brüder Scharf, der ausgehungerte Veteran, der Schubert hieß, und Martha, die vierzehnjährige Tochter, dienten ihm, das heißt, sie verständigten sich mit Blicken und holten dann, nicht ohne besondere Wichtigkeit, einige Vorräte aus dem Kellergelaß der Hütte herauf, die mit den Pfennigen der Gebrüder Scharf gekauft worden waren. Martha, die Reisig zusammengelesen hatte, füllte das Loch des Ofens damit, wo es lustig erwärmend aufprasselte. Sie holte kaltes Gebirgswasser, in einer Topfscherbe, von draußen herein und stellte Kartoffeln ans Feuer, ein außergewöhnliches Festmahl für die Familie, die sich mit einer Brühe aus Schalen begnügen mußte.

Es war aber noch etwas Köstlicheres im Keller der Hütte verborgen gewesen: nämlich Wein. Die Brüder hatten ihn von einem zigeunerhaft häßlichen Menschen gekauft, ohne zu wissen, daß jener ihn von Böhmen nach Preußen herüberschmuggelte: und dieser Wein, eine Flasche voll, ward nun ebenfalls, auf den Tisch gestellt.

Emanuel Quint beachtete alle diese Vorbereitungen für ein schwelgerisches Gastmahl nicht. Er hatte einen Schemel ans Bett des kranken Weibes gerückt und saß nun, ruhig gebeugten Hauptes, leisen Tones auf sie einredend. Es war keine Spur von Scham, ihrer nahzu völligen Nacktheit wegen, in ihr. Der Mangel, vergebliches Ringen mit dem Elend, Jahr um Jahr, hatte jene Luxusempfindung vollständig in ihr abgetötet. Emanuel Quint, der kinderreiche Familien kannte, die, um Kleider zu sparen, oder weil sie nur einige, von dem oder jenem abwechselnd zu benutzende Lumpen hatten, nackt im Hause umhergingen ... Emanuel Quint ward angesichts dieses Weibes doch von einer Empfindung gestreift, die bewirkte, daß er soviel wie möglich vermied sie anzublicken.

Oft hörte er gar nicht, was sie sprach, sondern lag im Kampfe mit inneren, Regungen, solchen, deren er glaubte in den letzten Wochen Herr geworden zu sein. Dann kam es ihm vor, als ob dieses Weib, dessen Antlitz so abgezehrt war, daß sie die schmalen Lippen über den Zähnen nicht schließen konnte, im üppigen Schmucke ihres aufgelösten, rötlich barbarischen Haarschwalls trotz ihres grausigen Elends verlockend sei. Er schämte sich bitter seiner Gedanken. Aber der makellose Glanz ihrer runden und schmächtigen Schulter, dem

sein Auge nicht wohl entgehen konnte, so wie der Perlmutterschimmer des Körpers aus dem Stroh hervor, der die umgebende Dürftigkeit zu verhöhnen schien, machte ihn immer wieder unsicher. Er liebte das Weib. Er liebte sie, weil er wie eine immer blutende Wunde das Leiden des Mitempfindens in sich trug, weil jener im Kampf der Menschen untereinander alles beherrschende Haß in des Narren Brust keine Stätte hatte und also Menschenhaß durch Menschenliebe ersetzt worden war. Aber wie im Raum eines Schiffes die Waren voneinander getrennt liegen, die es über die Meere trägt, in besonderen Räumen, durch Wände geschieden, und wie sie bei Sturm zuweilen durch diese Wände, eins ins Bereich des anderen durchbrechen, so trat auch jetzt in der Seele Quints etwas Ähnliches ein. Nämlich wenn wir mit anderen Menschen die Unterscheidung zwischen himmlischer Liebe und irdischer machen, so müssen wir sagen, daß die irdische Liebe des Narren heimlich in das rein getrennte Gebiet der himmlischen brach, wenngleich es ihm schien, als wäre dadurch diese himmlische erst recht zu ihren Himmeln gesteigert.

Das arme Weib erging sich in Anklagen und zwar, was für Emanuel bitter zu hören war, nicht gegen Menschen, sondern vielmehr gegen Gott. Sie erzählte teilweise ihre Lebensgeschichte, das heißt nichts anderes als die Geschichte ihrer ununterbrochenen Lebensnot und dem armen Narren schoß der Gedanke durch den Kopf: wie sie denn überhaupt von einem anderen Zustand, einem glücklichen, etwas wissen und daran verzweifeln könne. Sie hatte als Kind die furchtbaren Quälereien einer dem Trunk ergebenen Mutter zu dulden gehabt und oft unter übermäßiger Arbeit zusammenbrechend, Dinge mit angesehen, die ihre Erinnerungen dermaßen vergifteten, wie sie vor Zeiten die Kräfte ihres Verstandes unterwühlt hatten. Jegliches Unflätige, jegliches Viehische hatten Mutter und Vater von ihr verlangt und wie Kröten vor ihren Augen verrichtet. Die Mutter blieb endlich, zum Glück der Tochter, auf Bettel und Trunk immer länger und länger aus, so daß nun wenigstens wochenlang Ruhe herrschte, und die Wände der engen verfallenen Hütte nicht mehr von Gezänken widerhallten und von wildester Schlägerei.

Inzwischen aber war der Vater zum Liegen gekommen, wie man sagt, und vermochte nicht mehr mit seinem Leierkasten auf den Kammweg hinauszugehen, wo die fremden Touristen vorüberstrichen, und damit ward dem Mangel die Haustür erst recht aufgetan und der nagende Hunger war neben der Krankheit ein ständiger Einlieger geworden. Pflege des Vaters, Ernährung seiner und der Geschwister hatte von da ab auf ihren Schultern gelegen, den Schultern der Elfjährigen, bis eines Tages nach vielen Martern der Vater kalt, im Lichte der Wintersonne, auf seiner vermoderten Strohschütte lag.

Nun waren die Flüche verstummt, mit denen die Seele des Alten sich immer wieder entlud und die das Kind zu rastloser Arbeit gepeitscht und in der Hölle

gebunden hatten, aber jetzt tauchte die Mutter auf, das heißt, sie erschien im Wahnsinn der Trunkenheit nachts vor der Hütte, Einlaß und Geld fordernd.

Zitternd öffnete ihr das Kind!

Die betrunkene Frau erkannte den Tod im Antlitz des Abgeschiedenen nicht. In deliranten Wahnvorstellungen befangen, nahte sie ihm, verspottete ihn und beschimpfte ihn. Sie geriet in immer steigende Wut hinein und vergriff sich am Ende rasenderweise an dem Leichnam, sein Antlitz durch Backenstreiche entwürdigend. Schließlich fiel sie, rot und gedunsen, Schnapsdunst um sich verbreitend, neben dem Toten aufs Lager hin, wo sie bewußtlos liegen blieb, die Nacht bis zum späten Morgen durchschnarchend.

Immer eifriger legte das Weib, unter mühsamen Atemstößen, vor Quint ihre Beichte ab, wozu das Stroh ihrer Bettstatt, auf dem sie sich unruhig hin und her wälzte, gleichmäßig knisterte. Es kamen nun ihre Leiden als Jungfrau und Weib. Es kamen die Leiden des Gebärens, des letzten Kindbetts, vor kaum einem halben Jahr, von dem sie sich, in Wochen vernachlässigt, bis jetzt nicht wieder erhoben hatte. Und immer klang ihre Frage: warum? warum alle diese Leiden auf sie gehäuft wären? Es hieße doch, meinte sie, daß ein gütiger Gott im Himmel sei.

Ob es denn wahr wäre, fragte sie weiter, was ihr Mann zu erzählen nicht müde werde: nämlich, daß der Heiland noch einmal erscheinen wolle in der Welt und tausend Jahr darin eitel Glück und Freude verbreitend? Sie glaube es nicht. Sie habe, sprach sie, zu oft immer wieder geglaubt und sei doch immer betrogen worden. Es käme ihr vor, als ob das Gerede von Glaubensollen und Besserwerden nichts als Lüge sei — Schubert, der Mann, trat nahe herzu, um ihr mit wenigen, ernsten Worten die Sünde des Unglaubens zu verweisen.

Wie gerne hätte nun Quint dem armen blutflüssigen Weibe gesagt: stehe auf und wandle! oder auch nur: trage das Joch, das ich dir auflege, mein Joch ist sanft, meine Last ist leicht. Aber in seinem Innern herrschte diese Überzeugung längst nicht mehr. Schon vor seiner ersten Narrenpredigt auf dem Markte zu Reichenbach hatte ihm bereits der Heiland der Bergpredigt vorgeschwebt und: nehmt euer Kreuz auf euch! war ihm die Losung gewesen. Freilich begriff er damals diese Losung noch nicht wie er sie später verstehen lernte.

Wie hätte Quint diesem unter der Rute der Trübsal ächzenden Weibe, das: nimm dein Kreuz auf dich! predigen sollen? ihr, deren hungrige Augen, zu ihren Worten im Widerspruch, allen Sättigungen des himmlischen Paradieses entgegenflehten. Wie konnte er dieser Armen sagen, was er sich selbst immer zurief: verleugne dich selbst! oder: dein Leiden ist Lohn! hoffe keinen anderen! der Lohnsüchtige ist eben der Mensch in der Welt, der alles Böse immer wieder hervorbringt! der Lohnsüchtige ist des Menschen Wolf! sei du der Wolf nicht, den der Böse in die Hürden der Menschheit losläßt! sei das Lamm! sei Gotteslamm! sei das geduldige Schaf unter den Händen des Scherers und des

Schlächters? — Nein, alles dieses behielt er für sich und er konnte nicht anders, als ihre Hoffnung auf einen gerechten Ausgleich, einen himmlischen, jenseitigen anzufachen und aufzunähren, obgleich sein Ziel nunmehr durchaus nur irdisch war.

Während des Essens blieb der Narr stumm und in sich gekehrt. Dieses Weib, so erwog er bei sich, wird das irdische Paradies der Zukunft nicht mehr betreten. Keiner von uns. Wir haben uns hinzugeben ohne Hoffnung auf Anteil, als Beispiele, als aufopfernde Bauleute einer Kirche, die wir selbst nicht betreten werden. Nicht für Gott, dachte Quint weiter, mich zu opfern, treibt mich der Durst! sondern mit Gott und in Gott, nach Jesu Beispiel, für den Menschen! Der Mensch, des Menschen Sohn, er ist es allein, dem meine irdischen Kräfte, ohne Rückhalt, in Liebe, sich darbieten.

Aber die Brüder Scharf und der Weber Schubert ahnten von solchen Betrachtungen nichts. Diese beschränkten und armen Menschen lebten innerlich ganz in ihrem festen, gläubigen Wahn, der wie jedweder Wahn für den Nüchterndenkenden schwer zu begreifen ist. Es kommt von Zeit zu Zeit über die alte Welt ein Verjüngungsgefühl, verbunden mit einem neuen oder erneuten Glauben und gerade zu jener Zeit, um das Jahr 90 verwichenen Säkulums, schwamm neuer Glaube und Frühlingsgefühl in der deutschen Luft. Es war ein Rausch, dessen Ursachen vielfältig waren und späterhin zu erörtern sind. Genug: zu wissen, daß dieser Rausch bis in die entlegensten Winkel des Landes drang und, ich möchte fast sagen, das Blut der Menschen blühen machte — und daß er auch, unvermerkt, die Brüder Scharf mehr und mehr vom Boden der nüchternen Wirklichkeit entfernen half.

Der alte Glaube, der sie beherrschte und zwar in erneuter, unwiderstehlicher Form, war der an die unmittelbare Nähe des Tausendjährigen Reichs, wozu der ausgemachte, unausrottbare Wahnwitz trat, daß Quint bereits der Messias wäre. Das ungeheuere Glück, als die ersten der Gemeinschaft mit Gott, bei seiner Wiederkunft in die Welt, gewürdigt zu sein, erfüllte ihr waches Leben, gleichwie ihre nächtlichen Träume, mit einer schwer zu bemeisternden Trunkenheit. Während sie aber nun aßen und tranken, konnten sie dies gebändigte Glück nicht ferner in seinen Fesseln zurückhalten und es tat sich, trotz der Gegenwart Quints, hervor in Selbstgerechtigkeit und in Übermut.

In ihren Reden, die sie mit heiseren, immerhin noch gedämpften Stimmen vorbrachten, war nicht die Erlösung aller das Wichtige, sondern vielmehr die Verfluchung der Schlechten, das Gericht! nicht so das Verzeihen, als die Rache! nicht so das Leiden um Jesu willen, als um des erduldeten Leidens willen der Lohn. Mit Schrecken gestand sich Quint, wie weit diese, seine einstweilen treuesten Jünger, vom Reiche Gottes, wie er es ersehnte, entfernt seien.

Die Nähe des Tausendjährigen Reichs, das die Erde zum Paradiese um-

wandeln sollte, beschäftigte sie und es war zu merken, daß sie auf neue Leiden vor dem Eintritt des Millenniums der Glückseligkeit nicht mehr rechneten. Zwar spukte die Offenbarung Sankt Johannis mit allen ihren Schrecken in ihnen, aber sie waren ja ihrer Meinung nach unmittelbar in des Heilands Schutz. Sie stellten sich vor, wie dieser zur Rechten des Vaters herniederfahrend Gerichtstag hielt und wie er die Schafe von den Böcken absonderte und es befreite sich ihre Wut gegen alle jene Mächte der Zeit, die sie für gottlos hielten und denen sie die ganze ungeheuere Summe des Erdenjammers ins Schuldbuch schrieben.

In dieser Beziehung dachten sie an das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus und wie dieser endlich im Himmel lustwandelte, während der reiche Mann im russisch-türkischen Bade der Hölle durstete. Daß jenen durstete, tat ihnen wohl. Und wie der Wein und die Speisen sie anregten, stießen sie nach und nach eine nicht geringe Anzahl ihrer Mitmenschen: den Müller des Dorfes, in dem sie gelebt hatten, den Pfarrer, den Barchenthändler, für den sie am Webstuhl geschwitzt hatten und manchen anderen lieben Nächsten zu dem gepeinigten Reichen in die ewige Flamme der Hölle hinab.

Quint dachte daran, die Scharfs mit harten Worten zu strafen. Er besann sich jedoch und erwog, wie weit, seit der Trennung von ihnen, die Kluft zwischen ihnen und ihm geworden war. Er hielt sich zurück und dachte, daß diese Menschen, obschon erwachsen, in einem gewissen Sinne doch Kinder wären, die man von Stufe zu Stufe zur Wahrheit hinanführen müsse, sollten sie anders fähig werden, sie zu begreifen. Überdies: wir wollen es rund heraus sagen, Quint grauste ein wenig vor seiner eigenen neuen Wahrheit. Er fürchtete sich. Sie frei zu bekennen war nicht ganz in ihm der volle sichere Mut vorhanden.

Und plötzlich, er wußte kaum wie und warum, fing der Narr vom „Geheimnis des Reiches Gottes" zu reden an, hiermit unwillkürlich einen Ausdruck des Heilands aufgreifend. Mit sorglicher Schonung des Jüngerwahns machte er dadurch ihre „das nahende Reich betreffenden" Meinungen und Erwartungen unsicher, so daß die Männer schließlich verdutzt zurückblieben, als Quint sich erhob und auf den leeren Dachboden der Hütte zur Ruhe ging.

Emanuel hatte nur wenig geschlafen, als er wieder erwachte, mit dem kleinen Bibelbuch in der Hand in den Mondschein des Dachfensters trat und mühsam Bibelstellen entzifferte. Dann ging er ruhelos langsam auf und ab, der ganzen Länge des Dachfirstes nach, dem Geheimnis des Gottesreiches nachgrübelnd. Plötzlich drang aus dem unteren Zimmer Geschrei herauf und gleich darauf knarrte die Stiege heftig. Anton Scharf, der im Hausflur geschlafen hatte, erschien und bat inständig, Quint möge herabkommen.

Als Quint in das untere Zimmer trat, schrie der Säugling in seinem Troge laut. Die Frau auf der Strohschütte rang ihm beide Arme entgegen, heftig weinend und Hilfe erbittend. Der alte Schubert, der im Webstuhl saß, hielt

etwas in seinen Armen fest, das sich in konvulsivischen Windungen regte. Martin Scharf stand ratlos dabei, einen qualmenden Lichtstumpf in der Hand.

Sie hat wieder ihren Krämpfeanfall bekommen, sagte der ältere Scharf. Nun erkannte Quint, daß er in der sich qualvoll windenden die vierzehnjährige Martha vor sich hatte. Er nahm das Licht aus den Händen Scharfs. Sobald der Schein ihr entsetzlich verzerrtes Antlitz nahe berührte, fauchte und sprudelte sie wie eine Katze danach. Aber sie wachte nicht auf, sondern verharrte durchaus in Bewußtlosigkeit und alle erschraken, als unerwartet ein wildes tierisches Heulen aus ihrer nackten und schmalen Brust erscholl, wild und dem eines Hundes nicht unähnlich, und als sie darauf mit rasender Überstürzung Gott, den Heiland und alle Engel zu lästern begann.

Quint fühlte, was man von ihm erwartete, aber auch ohne das war sein ganzes Wesen, Hilfe zu bringen, innigst geneigt. Ganz instinktiv tat er sogleich dasjenige, was, sofern man jemand aus einem Schlafe erwecken will, gebräuchlich ist und erhob, nachdem er Wasser vom Brunnen erbeten hatte, die eigene Stimme laut, mit strengen Worten auf Martha einredend.

Wahrscheinlich hatte nun der Anfall an sich und in sich sein Ende erreicht, doch es konnte nicht fehlen, daß, als sich Friede und Schlaffheit durch den Körper des jungen Mädchens verbreitete, dies für die Glaubenswilligen ein neuer Beweis für die Wunderkräfte des Narren war. Und in der Tat, als jener sich schweigend wieder entfernt hatte und zwar, für sich, in die eisige, klare Mondnacht hinaus, das Mädchen aber ruhig schlummernd zur Seite der Mutter lag, hielten die Männer noch bis in den Morgendämmer hinein Gespräch miteinander, vom vermeintlichen Wunder völlig durchdrungen.

Martha erwachte erst spät am Nachmittag und was sie erzählte, war wiederum dazu angetan, die Einbildungen des kleinen Kreises anzufachen. Es lag über ihr eine stille und selige Feierlichkeit, nach deren Ursache ausgefragt sie glatthin behauptete, sie habe Jesus, den Heiland und zwar umleuchtet von himmlischer Glorie mit allen Wundenmalen im Traum gesehen.

> O Jesu, süßes Licht,
> nun ist die Nacht vergangen.
> Nun hat dein Gnadenglanz
> aufs neue mich umfangen.

Solche und ähnliche Verse sang das Mädchen von jetzt ab beständig vor sich hin, welche Hausgeschäfte sie immer verrichtete.

(Fortsetzung folgt)

Reise in Grönland/ von Otto Nordenskjöld



Grönland ist das klassische Land der Polarforschung. In den nördlichen Polargegenden trifft man wenigstens nirgends das Eis in so gewaltiger Masse an wie hier, wo das Inlandeis das innere Land wie eine einzige zusammenhängende Decke verhüllt und immer wieder in mächtigen Massen bis an das Meer herandringt, und auch nirgends sind die Gebirge wilder als in Grönland. Aber Grönland ist nicht überall gleich wild und unbewohnbar; diese größte Insel der Erde, die mehr als viermal so groß ist wie Deutschland, zeigt in ihrer Ausdehnung starke Gegensätze, und draußen am Meere im Süden und längs der Westküste stößt man auf eine Bevölkerung von einigen tausend Eskimos, die hier weiter nach dem Herzen der Polargegenden vorgedrungen sind als sonst die Menschen an irgend einer andern Stelle der Erde.

Sowohl diese Natur wie dieses Volk hatten mich im vergangenen Sommer zu einem erneuten Besuche Grönlands verlockt. Ich habe keine großen Abenteuer von dieser Expedition zu berichten, die mich hauptsächlich in die zugänglichsten Teile des Landes, die dänischen Kolonien führte, wobei ich freilich auch Gelegenheit fand, einige der am wenigsten bekannten Gegenden zu besuchen, Gegenden von einer Natur, wie man sie hier am Rande des ewigen Eises am allerwenigsten anzutreffen erwarten sollte. Wenn ich es wage, für einige Schilderungen von meiner Reise den Raum dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen, so geschieht es teils deshalb, weil die Polarnatur für uns Bewohner nördlicher Länder doch immer ein besonderes Interesse und einen eigenen Reiz hat und von dieser Polarnatur erhält man nirgends einen so vielseitigen Eindruck wie in Grönland — vor allem aber tue ich es der Eskimos wegen. Man wird vielleicht sagen, daß diese geringfügige Bevölkerung keinen Anspruch auf so großes Interesse machen könne, und, rein materiell betrachtet, ist es auch wohl so. Aber dieser kleine Menschenstamm, der auf einer Strecke, die den halben Umfang der Erde einnimmt, von Grönland bis an die Beringstraße, zerstreut lebt, der hier gegen eine so übermächtige Natur einen Kampf kämpfen muß wie kein anderes Volk auf Erden und in diesem Kampf Sieger geblieben ist, der hier eine eigenartige Kultur ausgebildet hat, die es seinen Mitgliedern ermöglicht, sich da wohl zu fühlen, wo keine andern Menschen leben können, dieses Volk hat doch gewiß Anspruch auf ein großes allgemein menschliches Interesse.

Nachdem die dänische Regierung mir die Erlaubnis zu der Reise erteilt hatte, verließ ich Ende Mai vorigen Jahres mit einem schwedischen Zoologen als Begleiter die Stadt Kopenhagen auf dem Regierungsdampfer „Hans Egede", demselben Schiffe, das später in Verbindung mit Doktor Cooks Heimkehr soviel besprochen worden ist. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, auf den Faröern

ein wenig von der merkwürdigen altnordischen Kultur dieser isolierten Inseln zu sehen, die nicht am wenigsten interessiert, wenn man nach Grönland geht, um dort diese Überreste der alten Nordbewohnerkultur zu studieren. Den Golfstrom passierten wir bei Sturm und in neblichtem Wetter, das uns auch in den kalten Polarstrom hineinbegleitete, als wir uns der Südspitze Grönlands näherten, dem bekannten Kap Farvel, das wir, wie hier gewöhnlich, passierten, ohne auch nur einen Schimmer vom Lande zu sehen. Wieder bog der Weg nach Norden ab, und am Abend des 8. Juni steuerten wir dem Lande zu, nach unserm ersten Ziele, dem grönländischen Orte Arsuk, hin. Gerade hier in Südgrönland ist die Küste während des Vorsommers oft durch Eismassen blockiert, welche der Polarstrom mitbringt, und mit Spannung erwarteten wir, im frühen Morgengrauen auf dem Decke des Dampfers versammelt, den Ausgang unseres Versuches. Rings um uns her lag dichter Nebel, und unsere Lage war recht unbehaglich, da diese Schären sehr wenig bekannt sind und dann auch das Eis, das wir zwar nicht sahen, dessen Nähe wir aber ahnten, das Spannende der Situation erhöhte. Wir stießen beinahe einen Seufzer der Erleichterung aus, als wir vor uns ein Hellerwerden gewahrten, dessen Bedeutung die Erfahreneren sofort erkannten. Ein Eisberg nach dem andern tauchte aus dem Nebel auf, kleine Stücke in wildphantastischen Formen, aber groß genug, um unserm Schiffe nichts weniger als angenehme Stöße zu versetzen, die sich kaum vermeiden ließen, als die Eismassen dichter zu werden begannen. Es sah recht kritisch aus, wenigstens war es nun heller geworden, und das Land begann sich zu zeigen. Wir befanden uns in einem Archipelagus von hohen, abschüssigen Felseninseln. Vor uns erhebt sich das feste Land, das ein imposanter Schneekegel krönt, und ganz hinten nach dem Innern zu verschmilzt das Bild mit dem hellen Rande des Inlandeises. Jetzt können wir konstatieren, daß der Eisgürtel nur schmal ist, und nach einigem Zögern entschließt sich der Kapitän zu dem Wagestücke, ihn zu forzieren. Nach mehrstündiger Arbeit und verschiedenen kräftigen Stößen sind wir wieder auf offenem Wasser. Gegen einen grünlichen Fleck auf der Bergseite heben sich einige niedrige Gebäude ab; wie Pfeile fliegen einige schmale dunkle Streifen auf dem Wasser heran, die ersten Eskimos in ihren Kajaken. Einer von ihnen wird als Lotse an Bord gehißt, Mann und Boot miteinander, die übrigen werden als Boten vorausgeschickt, und bald liegt „Hans Egede" auf der Rhede vor der kleinen Kolonie vor Anker, und wir gehen schleunigst an Land, um mit der merkwürdigen Natur und dem merkwürdigen Volke, die aufzusuchen wir hergekommen sind, in nähere Berührung zu treten.

Hier will ich indessen nicht bei diesen ersten Eindrücken verweilen und mich auch nicht mit der Fortsetzung unserer Dampferfahrt längs der grönländischen Küste aufhalten. Unser Reiseziel war Holstenborg, das wir drei Tage darauf erreichten. Wir befinden uns hier in einer jener kleinen Distriktshauptstädte, die

längs der grönländischen Küste zerstreut liegen und der Wohnsitz zweier oder dreier dänischer Beamtenfamilien und einer eingeborenen Bevölkerung von einigen hundert Personen sind. Die Grönländer sind hinsichtlich ihres Lebensunterhaltes ausschließlich auf Jagd und Fischfang angewiesen; um nicht allzuabhängig von Krankheit und andern Zufälligkeiten zu werden, sind sie gezwungen, in Dörfern zu leben, aber diese sind nie groß und liegen weit auseinander, durch lange Küstenstrecken und unzugängliche Gebirgsgegenden getrennt. Holstenborg ist ein Typus solcher Ortschaften, die durch ihre malerische Lage entzücken, da sie eine Natur umgibt, die an Großartigkeit ihresgleichen sucht. An einer oder der andern dominierenden Stelle erhebt sich eine Gruppe größerer, in europäischem Stile erbauter Holzhäuser, die Kirche, das Krankenhaus, der Kaufladen, der Warenspeicher und die Wohnhäuser der Europäer, eine kleine Stadt für sich, die den Besucher nicht so fremd anmuten würde, wenn die Umgebungen nicht allem, woran wir sonst gewöhnt sind, so unähnlich wären — das eigentliche Grönländerdorf gewahrt man auf den ersten Blick hin noch gar nicht, anfangs erscheint es nur wie eine Gruppe mit Rasen bewachsener Steinhaufen, später entdeckt man, daß auch verschiedene bessere und größere Häuser mit rot angestrichenen Holzwänden und nur einer unteren Randbekleidung von Rasenstücken darunter sich befinden. Auf den Wegen und um die Häuser herum begegnet man einem Gewimmel buntgekleideter Leute mit lächelnden Gesichtern, und unter der Sommersonne ist alles Leben und Munterkeit. Über diesem Bilde aber erheben sich schwer und drückend die hohen Gebirge, auf denen Schneeflecke glänzen; auch im warmen Hochsommer sieht man keine andern Pflanzen als Gras und Kräuter und einige sehr niedrige Sträucher, die am Boden hinkriechen. Die Gärten der Dänen lassen deutlich erkennen, daß nur die Glasfenster der Treibbänke den angebauten Gewächsen Schutz gegen die Kälte geben können. Ernster wird die Szenerie, wenn die Herbststürme beginnen oder wenn der Winterschnee Berg und Tal bedeckt. Es wird einem nicht schwer, dann daran zu denken, daß man hier an der äußersten Grenze zwischen der bewohnten Erde und dem Reiche der Kälte und des Eises steht.

In Holstenborg verweilten wir einige Tage, um die Vorbereitungen zu den Boot- und Fußreisen, die jetzt unternommen werden sollten, zu treffen. An diesem Orte hatten wir auch Gelegenheit ein seltenes Naturschauspiel zu beobachten, das gerade hier unter der Tag und Nacht leuchtenden Sonne des Polarsommers einen besonders ergreifenden Eindruck machte, nämlich die totale Sonnenfinsternis am 17. Juni. Wir fragten uns zuerst, was es eigentlich für eine Stimmung sei, die das sonnengesättigte Tageslicht zu verändern begann, es war, als ob sich auf einmal etwas Schweres, Drückendes und Unsichtbares über die ganze Natur gelegt habe. In dem Maße, wie die Sonnenscheibe an Umfang abzunehmen beginnt, konzentriert sich diese Stimmung in einer selt-

samen Gewitterbeleuchtung an dem beinahe wolkenlosen Himmel, es wird immer dämmeriger und die Sterne fangen an sichtbar zu werden. Die ganze Natur wird so still, von der Sonne sieht man nur noch eine außerordentlich schmale Sichel. Plötzlich wirft sich diese von der einen Sonnenseite nach der andern, sie nimmt schnell an Größe zu, und bald hat die Natur ihr gewöhnliches Aussehen wieder angenommen. Für mich lag hier das größte Interesse im Beobachten des Benehmens der Eskimos bei einer so ungewöhnlichen Naturerscheinung. Man müßte annehmen, daß diese „Naturmenschen" sehr erschrecken, daß sie niederstürzen und die Hilfe höherer Mächte und anderer Menschen anrufen, — doch wer das glaubt, der kennt die heutigen Eskimos nicht. Sie hatten in ihrem Kalender von der Sonnenfinsternis gelesen und sahen sie sich mit ebensoviel Interesse an wie wir; den ganzen Tag war große Nachfrage nach rußgeschwärzten Gläsern gewesen. Viel mehr sah der Fremde von ihren Gefühlen bei dieser Gelegenheit nicht, aber es wurde mir erzählt, daß einige von ihnen vorher in ihrem Gemüte ziemlich bange gewesen seien. Eine alte Sage berichtet nämlich von einer Sonnenfinsternis, bei welcher sich mitten im Sommer Finsternis und winterliche Kälte über die Natur legen und die Vögel im Fluge frosterstarrt auf die Erde fallen. Vielleicht hatte so etwas einigen vorgeschwebt, aber als alles vorbei war, empfanden sie nichts als eine gewisse Enttäuschung: „Schlimmer war es also nicht!"

Am 27. Juni begann ich mit der Bootreisenserie, auf der ich während der folgenden sechs Wochen mehr als tausend Kilometer zurücklegte; meistens in kleinen Ruderbooten mit Eskimos als Ruderern und Begleitern. Die erste dieser Reisen, die zugleich auch die schwierigste und wichtigste war, galt dem ausgedehnten, flachen, eisfreien, aber im übrigen so gut wie unbekannten Gebiete, das sich auf der innern Seite Holstenborgs bis an das hier etwa 150 Kilometer entfernte Inlandseis erstreckt. Zu dieser Reise hatten wir ein „Frauenboot" — so genannt, weil es früher ausschließlich von Frauen gerudert wurde — echt grönländischer Konstruktion gemietet. Aus Seehundsfell verfertigt und daher ziemlich leicht, ist es das einzige, das man Stromschnellen und Flüsse hinaufschleppen und wenn nötig auch über Land tragen kann, wenn man nach den großen Seen im Binnenlande will.

Zuerst geht die Reise in einen der großen Fjorde hinaus, und soweit ist sie schön bequem. Die Landschaft besteht hier noch aus einem wildzerrissenen Gebirgslande, wo überall Schnee und Eis zu sehen und selbst im Sommer Regen und Nebel das gewöhnlichste Wetter sind. Von der innersten Bucht des Fjordes gleiten wir mit der Flut in einen breiten Strom hinein, der sich in Schlangenwindungen durch ein flaches, mit Lehmterrassen angefülltes Tal hinzieht. Nach und nach verändert sich der Charakter, der Fluß wird immer reißender, und wir wählen unser Nachtquartier bei einem kleinen Wasserfalle, der eine den Grön-

ländern seit Alters her bekannte Lachsfangstelle ist: auch uns gelingt es, uns prächtige Lachse für unsern Proviantvorrat zu verschaffen. Am nächsten Tage ist die Fahrt schwieriger geworden, der Strom ist jetzt ein rauschender Sturzbach, und bald müssen wir Boot und Ladung weite Strecken über Land tragen, bald uns mit großer Mühe vorwärts staken und das Boot über die Stromschnellen flußaufwärts ziehen, jeden Augenblick unter der Gefahr, daß das scharfe felsige Gestein den Boden des Bootes zerschneidet. Schließlich wird der Lauf des Wassers wieder ruhiger, und der Fluß erweitert sich zu einem Gebirgssee, der sich 40 Kilometer weit in das Land hineinerstreckt und an großartiger Wildheit seinesgleichen sucht. Bisher waren wir in Gegenden gewesen, von denen wenigstens notdürftige Kartenaufnahmen existierten, von hier an aber befinden wir uns bis an den Rand des Eises in einem völlig unbekannten Gebiete, das nur im Sommer von Renntierjägern besucht wird. Das Land wird immer niedriger und seine Formen immer weicher, hier am Westende des Sees erhebt sich der Pingoberg, der nicht ganz 1400 Meter hoch ist, aber seine ganze Umgebung beherrscht. Ich opferte einen Tag, um seinen Gipfel zu besteigen und zugleich das vor uns liegende Gebiet zu rekognoszieren. Eine beschwerliche Tagesfahrt gegen den in diesen Gegenden ewig wehenden Ostwind führte uns dann den langen See hinauf, an dessen oberem Ende unsere Bootfahrt aufhörte.

Noch blieben uns ungefähr 70 Kilometer bis an den Rand des Inlandeises, und diese mußten wir nun zu Fuß zurücklegen. Ich wählte mir zwei der Eskimos als Begleiter aus, darunter einen alten Renntierjäger, der diese Gegenden schon früher besucht hatte. Die Ausrüstung für eine Woche mußten wir auf dem Rücken tragen, sie bestand aus Zelten und Kleidungsstücken, Kochgeschirr und Proviant, Waffen und Instrumenten. Das gab gute Bürden, und meine war durchaus nicht die leichteste; bei solchen Gelegenheiten ist es eine Regel, die nicht zum wenigsten unter Naturkindern wie den Eskimos gilt, daß der Führer es nicht leichter haben darf als die andern, falls man rasch vorwärtskommen will und einige Aussicht haben möchte, die anderen mit Erfolg antreiben zu können. Es geht eine steile Halde hinauf und dann am Ufer eines neuen großen Sees entlang, dessen Länge ein paar Meilen beträgt. Hier am Ufer schlugen wir unser erstes Lager auf, und von hier aus gab es noch zwei Tagemärsche bis an den Rand des großen Eises.

Die Landschaft, die wir während dieser Tage durchwanderten, ist so eigentümlich, allem, was man hier in einem Polargebiete zwischen dem Binneneise und dem Meere erwarten sollte, so unähnlich, daß die Beschreibung gewiß auch Nichtgeographen interessieren muß. Das Land ist im ganzen niedrig, ganz anders als die wilden Hochgebirge der Küste und von breiten Tälern durchschnitten, aus denen sich die Berge als steile Landrücken oder pyramidenförmige Hügel erheben. Überall in den Tälern liegt ein See neben dem andern, große

und kleine klare Bergseen und sumpfige Torfmoorseen, regelmäßig rund oder in zahlreiche Buchten und Busen zerspalten; das Gebiet ist ein echtes „Land der tausend Seen". Doch darum darf man nicht glauben, daß es auch ein feuchtes Land sei. Der Bäche sind wenige und sie sind klein, die meisten Wasserläufe sind schon in dieser frühen Zeit des Jahres ausgetrocknet, die Seen haben oft keinen Abfluß, und, was noch mehr sagen will, mehrere haben salziges, bitteres Wasser. Man könnte aus diesem Grunde beinahe glauben, in einem Wüstenlande zu sein. Salz trifft man sogar als Verwitterung auf der Erde an — da, wo der Untergrund aus Ton besteht und das Wasser nicht durchläßt, ist sie oft mit einer weißen Salzkruste bedeckt.

Es ist klar, daß die Gegend ein merkwürdiges Klima haben muß, um solche Gegensätze zeigen zu können. Während unserer Wanderung war es warm und trocken. Die Temperatur betrug am Tage regelmäßig 15 bis 20 Grad Celsius und war nachts im Lichte der Mitternachtssonne auch nicht viel niedriger. Beinahe stets weht ein trockener Ostwind von dem kalten Eise her nach dem Meere zu, ein Wind, der natürlicherweise keine Feuchtigkeit bringt und bringen kann. Gewiß ist, daß ich während aller meiner Polarreisen nie von solcher Hitze belästigt worden bin wie hier im Innern Grönlands. Es ist auch charakteristisch, daß es nirgends in diesem Lande, selbst in der Frühlingszeit, auch nur eine Spur von Eis oder Schnee gab, nicht einmal bei der Besteigung des hohen Pingoberges fand ich ein einziges Schneekorn, mit welchem ich meinen brennenden Durst hätte löschen können, bis wir ganz oben auf dem Gipfel auf eine kleine, bald schmelzende Schneewehe stießen.

Man glaube jedoch nicht, daß die Natur darum hier wüstenartig oder arm sei. Unten in den Tälern ist es ja jedenfalls feucht genug, und die Vegetation ist hier drinnen bisweilen nach grönländischen Verhältnissen großartig üppig und zeigt frisches grünes Gras und mehr als manneshohe Weidenbüsche. Und erst das Tierleben! Wir befinden uns hier in dem gelobten Lande der Renntiere, und obgleich die Eskimos jetzt, da sie Feuerwaffen erhalten haben, durch ihre unvernünftig betriebene Jagd diese Tiere sehr dezimiert haben, trifft man doch drinnen am Inlandeise noch große Renntierscharen. Was mich betrifft, so hegte ich bei dieser Gelegenheit nur einen Wunsch: allen Renntieren aus dem Wege zu gehen, da ich ja wußte, daß die Grönländer der Jagdlust nie widerstehen würden und wir hier nicht daran denken konnten, uns die erlegten Tiere für wissenschaftliche Zwecke nutzbar zu machen.

Aber eine Herde nach der andern kreuzte unsern Pfad, und so scheu diese Tiere auch sonst sind, ließen sie sich doch von ihrer Neugierde nur zu leicht zum Näherkommen verlocken, als meine Eskimos das Brüllen des Renntierochsen nachahmten und mit zwei langen Zeltstangen in den Händen auf dem Boden herumhüpften, wobei die Stangen ein Renntiergeweih vorstellen sollten. Fünf

Tiere wurden auf diese Weise erlegt, aber sowohl die Jagd wie die schweren Bürden, mit denen die Eskimos sich für den Rückweg beluden, verzögerten unsere Heimkehr bedeutend.

Das Renntier war mir nicht das unangenehmste der lebenden Wesen, mit denen wir hier drinnen zu kämpfen hatten. Grönland ist fast überall ein Land der Mücken, aber in solchen Scharen wie hier in der trockenen Wärme um die tausend Seen herum habe ich diese blutsaugenden Insekten wohl noch nie angetroffen. Wolkenähnlich füllen sie die Luft und stürzen sich auf den armen Wanderer, der sich einmal hierher verirrt. Man muß sich mit Teeröl einschmieren und sich in Schleier wickeln, und dennoch findet man kaum einen Augenblick Ruhe. Nicht einmal im Zelte lassen sie uns in Frieden schlafen.

Eine Nacht blieben wir jedoch ganz von den Mücken verschont, und das war die Nacht, als wir unsere Zelte am Rande des Eises aufgeschlagen hatten. Es ist wohl nicht die Kälte, die sie hier verjagt, denn in dieser Hinsicht ist die Einwirkung des Eises nicht groß, aber der beständige Ostwind ist ihnen zu stark. Ein wunderbares Bild breitete sich an dieser Stelle um uns herum aus; im Westen das grünende Bergland mit den blauen Seen, das wir während der letzten Tage durchwandert hatten; im Osten das ungeheuere weißglänzende, kühle Eis, das sich uns grenzenlos wie das Meer entgegenwälzte und einen Arm in ein tiefes Tal unterhalb unserer Füße hinabstreckte. Das Tal bildet ein Schwankmoor von Flugsand und unregelmäßigen Flußarmen und kann nicht von Menschen passiert werden. Der Renntierdistrikt, der auf seiner Nordseite liegt, läßt sich nur über das Eis erreichen, aber dies ist ein gefährlicher Weg, zu dem die Eskimos sich nur sehr ungern entschließen. Mit Eishacken und Alpenseilen bewaffnet, wandern wir in die Spalten und Risse des Eises hinein, um seine Oberfläche und die auf ihr entstandenen Bildungen zu studieren; eine weitere Eiswanderung konnte ich nicht unternehmen, dazu war diese Zeit zu kurz.

Hiermit hatten wir das Ziel unserer Reise erreicht, und nun ging es auf einem etwas südlicheren Wege, durch dieselbe merkwürdige Landschaft wieder zurück. Ich hatte in dieser Gegend eine Topographie zu finden erwartet, die sich während einer früheren Periode des Vorrückens der Eisdecke ausgebildet hätte, aber dies war seltsamerweise nicht der Fall. Allerdings dürften wohl die Seen Erinnerungen aus einer solchen Zeit sein, doch in den Detailformen der Felsen läßt sich die Einwirkung ganz anderer Kräfte spüren, und vor allem zeigt sich eine ungeheuer starke Verwitterung. Auf weiten Strecken ist der Berggrund in groben Schutt zerfallen, aus dem sich feste Gänge wie zackige Mauern erheben, und Steine und Felsflächen haben verdrehte, phantastische Formen angenommen, die bisweilen an riesengroße Pilze erinnern. Man sollte annehmen, daß die Salzmassen, von denen ich bereits gesprochen habe, von dieser verwitterten Gesteinart herstammen.

Nachdem wir wieder zu unserm Boote und der dort zurückgelassenen Abteilung zurückgekehrt waren, ging die Rückreise schnell, und nach fünfzehntägiger Abwesenheit waren wir wieder in Holstenborg. Unser Weg hin und zurück hatte etwa 300 Kilometer betragen; aber die Bootreise, die ich jetzt längs der Küste nach Godthaab plante, sollte noch länger werden; schon in gerader Linie beläuft sich die Entfernung nach diesem Orte auf 350 Kilometer. Ich werde mich bei dieser Fahrt nicht weiter aufhalten, sondern nur in Kürze von unserm längsten Abstecher sprechen. Die Küste Grönlands ist ein Archipelagus von Inseln und Fjorden, und unter den letzteren gibt es auf dieser Strecke einen, der besonders interessant ist. Kangerdlugsuak oder den „großen Fjord" nennen ihn die Grönländer ganz einfach, und der 180 Kilometer lange Riesenfjord verdient diesen Namen mit Recht; aber auch der Name Stromfjord, den die Dänen ihm gegeben haben, ist leicht erklärlich, da Ebbe und Flut in der engen Fjordmündung eine heftige Strömung hervorrufen, welche sie zu gewissen Zeiten für kleine Boote beinahe unbefahrbar macht.

Nirgends hat man so wie im Stromfjorde Gelegenheit, diese Landschaft in ihrem unendlichen Abwechslungsreichtum zu sehen. Selten habe ich eine wildere, zerklüftetere Gebirgsgegend kennen gelernt als die, welche man an der Fjordmündung passiert; aber je weiter man in den Fjord hineingelangt, desto mehr schließen sich die Berge zu zusammenhängenden Massiven zusammen, weniger zerrissen und zackig, aber mit ihren gleichmäßigen, majestätischen Formen, in ihrer Höhe von oft mehr als 1500 Meter, ein unendlich imposanter Eindruck. Auch diesen Gürtel passierten wir und gelangten dann in ein niedrigeres weicheres Land, das der Landschaft entsprach, die wir auf der vorigen Wanderung durchzogen hatten. Hier machten wir Halt, um die Gelegenheit zu einer längeren Wanderung in das Land hinein zu benutzen, nach einem merkwürdigen, isolierten Meere von Eis hin, das auf der Südseite des Fjordes liegt und an der Stelle, wo ich es erreichte, 1100 Meter über dem Meeresspiegel sich erhebt.

Nach einer glücklichen Fahrt langten wir, mit Sammlungen und Resultaten beladen, am 29. Juli in Godthaab an, dem Orte, den man wohl mit Recht Grönlands Hauptstadt nennen kann, da er der Wohnsitz des Inspektors über Südgrönland und der höchsten kirchlichen Behörden Grönlands ist und dort auch das Seminar liegt, die Universität Grönlands, deren Lehrer und einige vierzig Schüler diesem Gemeinwesen ein besonderes Gepräge verleihen, den Eindruck einer bedeutend höheren Kultur, als ihn alle die kleinen Orte längs der Küste einnehmen. Sonst gehört Godthaab nicht zu den bevölkertsten Kolonien, und der Robbenfang geht in der Gegend sehr zurück, was wohl zum Teil daher kommt, daß diese Bevölkerung, die soviel Gelegenheit zur Berührung mit den Europäern gehabt, mehr als andere einen Widerwillen gegen das schwere Jägerleben gefaßt hat. Godthaab ist auch historisch sehr interessant; es ist eine der

zuerst angelegten Kolonien und unmittelbar außerhalb des Ortes lag nach der Seeseite hin die wichtigste der deutschen Missionsstationen, die unter der Leitung herrenhutischer Missionare bis vor einigen Jahren unter den Eskimos wirkte und so vieles Gute unter ihnen ausgerichtet hat.

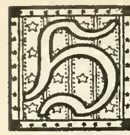
Aber der Godthaabsfjord hat noch ältere Erinnerungen aus einer blühenden Vergangenheit aufzuweisen, die wahrscheinlich die höchste Kultur war, die je in einem solchen echten Polarlande erreicht worden ist. Das war damals vor fast tausend Jahren, als nordische Wikinger Island entdeckt und kolonisiert hatten und dann von den Küsten dieses Landes aus noch weiter nach Westen hinausfuhren und dabei auch Grönland entdeckten. Erich der Rote war es, dem es zuerst gelang, hier eine Kolonie zu gründen, und der Godthaabsfjord, das „Westland" genannt, wurde einer der Hauptdistrikte, in denen die alten Wikinger sich ansiedelten. Hier lebten unsere skandinavischen Stammesbrüder über vierhundert Jahre, hier gründeten sie einen blühenden Staat, in dem sie von Jagd und Viehzucht sich ernährten, hier gab es zahlreiche Kirchen und Dörfer, von denen man noch viele Spuren findet. Hier, gerade hier von einer der alten Kolonien im Godthaabsfjorde aus, trat Leif Erikson im Jahre 999 die Seereise an, die ihn im nächsten Jahre zum Entdecker Amerikas machte. Die allermeisten dieser Ruinen liegen tief drinnen an den Fjordarmen, oft ganz dicht am Inlandeise, wo das Sommerklima am wärmsten und das Grün am üppigsten ist. Um noch ein Profil quer über Grönlands Außenland zu erhalten, machte ich hier im Godthaabsfjorde eine lange Bootfahrt nach dem Binneneise und besah mir bei dieser Gelegenheit eine jener Ruinengruppen, die jetzt von Weidenbüschen und Zwergbirken beinahe überwachsen war, in einem lachenden grünen Tale zwischen zerklüfteten Hochgebirgen, von denen das Inlandeis sich herabdrängte, ein Bild von Gegensätzen, noch ergreifender, weil man wußte, daß man auf den Resten einer uralten Kultur stand, und daran denken mußte, daß auf dem Gipfel des draußen auf der Halbinsel liegenden kleinen Hügels unsere alten Stammesbrüder so oft gestanden und über den mit Eis angefüllten Fjord hingeblickt hatten, um nach Booten oder Flotten, feindlichen Angreifern oder Freunden, die Kunde aus der alten Heimat in der Ferne brachten, auszuspähen. Es sollte sich ihnen bald zeigen, daß es ohne ständige Verbindung mit dem Vaterlande auf die Dauer nicht möglich war, hier oben zu leben. Je mehr die Lust zu jenen weiten Wikingerfahrten, die noch heute bewunderungswürdig sind, auf beiden Seiten des Weltmeeres erlosch, desto geringer wurde die Verbindung zwischen beiden Ländern, und die letzten Grönlandsfahrten fanden etwa hundert Jahre vor der Reise des Kolumbus statt.

Mein Aufenthalt in Godthaab dauerte nicht lange, hier mußten wir der Verabredung zufolge den Dampfer erwarten, der uns wieder nach Hause bringen sollte, und am 6. August verließen wir diese Gegenden. Noch aber hatten wir

unsere Arbeiten nicht beendet, noch hatte ich eine interessante Woche im südlichen Grönland vor mir, in der Gegend, wo die Erzfelder des Landes liegen. Zuerst ein paar Tage bei der Kupfergrube Alangorsuak, die erst seit einigen Jahren bearbeitet wird, aber recht vielversprechend und in theoretischer Beziehung sehr interessant ist und reichliches Erz von recht eigentümlichen Typus liefert. Rein menschlich betrachtet, sind die benachbarten Kryolithbrüche bei Ivigtut noch interessanter. Südgrönland ist vielleicht das an merkwürdigen Mineralien reichste Land der Erde, und unter jenen seltenen Mineralien, die man übrigens bloß an einer oder zwei Stellen spurenweise angetroffen hat, ist eines das Kryolith, das hier an einem einzigen Orte in einem ungeheuer großen schneeweißen Klumpen im Berge vorkommt — mit ein wenig Blei und Kupfer nebst einigen seltenen Mineralien zusammen. Das Kryolith besteht aus den Elementen Aluminium, Natrium und Fluor, und diese eigentümliche Zusammensetzung bewirkt, daß es vielfache Verwendung in der Industrie gefunden hat, jedoch erst nach manchen Versuchen und einer interessanten Geschichte in technischer Hinsicht. Anfangs nahm man es zur Herstellung von Soda und Aluminium, allmählich aber ist es gelungen, diese Stoffe zu billigeren Preisen herzustellen, die nicht erlauben, daß man die Rohstoffe aus so weiter Ferne und mit so großen Schwierigkeiten herbeischafft. Jetzt wird das Kryolith hauptsächlich zum Emaillieren von Eisenblechgeschirr benutzt. Hier oben ist seit fünfzig Jahren eine lebhafte Grubenstadt herangewachsen, die ohne Zweifel das europäischste Gemeinwesen in ganz Grönland ist, da alle dort beschäftigten Arbeiter Dänen sind, ein Ort mit guten Wohnungen, wo man für die Bequemlichkeit und das Wohlbefinden der Arbeitenden weder Geld noch Mühe gescheut hat. Man hat dies gut tun können, weil der Ertrag des Bergwerkbetriebes nach vielen Schwierigkeiten schließlich großen Gewinn gebracht hat; alljährlich werden bedeutende Schiffslasten Kryolith, zusammen 5—10 000 Tonnen, versandt, und allein die Abgaben an den Staat belaufen sich jährlich auf etwa 100 000 Kronen, welche Gelder dann wieder zum Besten der Grönländer, für Prediger, Schulen und das Ärztewesen, verausgabt werden. So ist die Entdeckung dieses merkwürdigen Minerales für Grönland sehr wichtig geworden, und dieses ganze Experiment eines großen Grubengemeinwesens mit europäischen Arbeitern mitten in den Polargegenden, scheint von starkem menschlichem Interesse. Allerdings befindet man sich hier auf einem südlichen Breitengrade und der Winter ist hier nicht gerade kalt, aber das Inlandeis ist nahe, und beinahe acht Monate lang sind die Gruben ganz von der übrigen Welt abgesperrt.

Mit dem Besuche in Ivigtut waren unsere Arbeiten abgeschlossen und eine Sommerreise beendet, die mir viele Ergebnisse und reiche Erinnerungen eingetragen hat. Anfang September waren wir wieder in Kopenhagen, nur einen Tag früher als das Telegramm vom Nordpol via Lerwick, das die Aufmerksamkeit der Welt wie noch nie zuvor auf Grönland lenkte.

Der Sterlett/ Novelle von Aage Madelung

amburg, habe ich mir erzählen lassen, ist die Stadt in der Welt, wo man am besten ißt und trinkt. Auch sonst gibt es sehr wenige Dinge, die man nicht für Geld dort haben kann. Die Waren der ganzen Welt kommen auf Tausenden von Schiffen zur Elbmündung hereingesegelt.

Meine eigenen Erfahrungen gehen auch nach dieser Richtung, und ich denke stets mit aufrichtigem Dankgefühl an die Freigebigkeit der alten Hansastadt mir gegenüber zurück.

So fand ich, als ich das letztemal dort war, einen seltenen peruanischen Likör, der mir ein Ehrendiplom in dem Klub verschaffte, dem ich damals angehörte, dem „Allrussischen Verband der freien und überzeugten Alkoholiker". Ein paar Gläser meines neuentdeckten Peru warfen nämlich ohne Pardon auch die überzeugtesten allrussischen Mitglieder unserer Brüderschaft unter den Tisch, und wir schmückten seitdem diesen Tisch mit der peruanischen Flagge und sangen stehend die Nationalhymne der Republik Peru bei unseren Zusammenkünften ab.

Ich entdeckte diesen außergewöhnlichen Likör durch einen reinen Zufall in Hamburg, als ich einmal vor einem großen, gastronomischen Geschäft stehen blieb, um mir die vielen ausgestellten erotischen Leckerbissen zu betrachten.

Ich wollte eben weitergehen, als ich plötzlich ein Glasbassin mit einem einzeln schwimmenden Fisch entdeckte.

Was, dachte ich, was ist das! Wie bist du hierhergekommen? Bist du es oder bist du es nicht?

Doch, er war es tatsächlich, aber ein ganz kleiner, nicht viel mehr als die in der Haut versteckten kleinen, dreieckigen Knochenschilder mit den nadelscharfen Sägezacken. Es war ein kleiner Knorpelganoid, der einzige Fisch unter allen Freikiemern, dessen Skelett unverknöchert ist, ein Überlebender aus den Tagen vor der Sintflut. Ein Junger, Kleiner war es, von einem Pfund oder zwei, aber doch schon so groß, daß er zahnlos war; denn bei ihnen haben sie desto mehr Zähne, je jünger sie sind. Er stand so einsam und bedenksam im Wasser. O, ich wußte, an was er dachte. Er träumte von dem großen Strom, der ins kaspische Meer mündet, oder vielleicht ins Weiße Meer oder ins Eismeer an der Todesküste Sibiriens. Denn in der Donau hatte er doch wohl nicht daheim sein und sich von einem Schuljungen in Ulm fangen lassen können ....? Einerlei ... ich will mich nicht nach deiner Heimat durchraten, damit du nicht einen Schmerzenssprung gegen die Glaswand deines Gefängnisses machst, wenn du mich den Namen deines großen Heimatstromes flüstern hörst. Wohl weiß ich, daß du zählebig bist wie die Sehnsucht, daß man dich gefangen um die ganze Erde führen kann, daß du Luft atmen kannst ohne zu sterben und in der Pfanne

zappeln über dem verzehrenden Feuer; aber ich will trotzdem den großen Strom nicht nennen vor dir, daß du nicht aufschwillst vor Raserei und groß wirst wie dein Onkel, der Stör, der die salzigen Meere durchfurcht, in deinen Strömen spielt und das Glasbassin sprengen würde, wenn er an deiner Stelle wäre. O nein! Ich will daran denken, wie ich deine Brüder und Schwestern und ihre Hunderttausende von Eiern verspeist, ihren bernsteingelben Saft getrunken habe, bis mir die Sinne vergingen ..... Nein, es kann nichts nützen, daß du so schmerzlich zuckst mit deinem kleinen, beweglichen Knorpelmaul! Und jetzt geh ich hinein und frage, was du kostest.

„100 Mark, Herr!" sagte der Gastronom hinter dem Ladentisch.

„Ja, es ist ein köstlicher Fisch, der köstlichste vielleicht auf der ganzen Welt, wenn ich es so bedenke ... Hm ... Was ich sagen wollte ... Was ist das in der Flasche da droben?

„Peruanischer Likör."

„Ist er stark?"

„95 Prozent."

„Daß er also ein Loch brennt, wenn man ein paar Tropfen in die Hand gießt?"

„Sehr wahrscheinlich."

„Wird er hier getrunken?"

„Na—a .... Höchstens in weit vorgeschrittenen Fällen ....

„Dürfte ich Sie um zwei Flaschen bitten ...

Als ich wieder auf der Straße stand, sah ich noch einmal hinein zu dem Sterlett, eh ich heim in meine Wohnung fuhr und dort anfing, im Zimmer auf und ab zu gehen — überwältigt von Erinnerungen an die Dwina —, das Land der Sehnsuchten ... für mich und den gefangenen Sterlett ...

Ja, das war der letzte Sommer, als ich dort oben war, die letzten langen Tage, die ich sah, der letzten weißen Nächte Blendwerk ... Wann werd' ich euch wiedersehen? ... Selbst die kurzen Stunden, wenn die Sonne drunten war, waren so hell, daß man einen Brief lesen konnte, wenn man erwachte, weil man von der Hand träumte, die ihn geschrieben hatte.

Durch mein Fenster gen Norden konnte ich die Sonne auf- und niedergehen sehen — so lange blieb sie am Himmel. Während sie drunten war, kamen große, goldgefleckte Himmelstiere über die Purpurgrenze des Horizonts gezogen, um auf den lotosfarbenen Sternenäckern zu weiden. Und wenn sie die Sternblumen auf den blaßroten Triften abgegrast hatten, wandten sie sich wieder gen Norden und prusteten, daß Dampf und Nebel aus ihren Rachen stand, Dampf und Nebel über dem dämmernden Diamantmorgen.

Das Haus, in dem ich wohnte, war von meinem Freund, dem Eismaler, erbaut. Er war ein Bauernsohn von der nördlichen Dwina und hatte in seiner Vaterstadt ein Holzschloß zum Gedächtnismal für sich selber schon bei Lebzeiten

errichtet. Wenn man vom Strom heraufkam, konnte man es auf dreißig Werst Entfernung auf dem hohen Hang liegen sehen. Dreißig leere Säle waren darin, voll vom Ruhm eines Mannes. Unter den ellendicken Balkenwänden pflügte die Dwina ihr meilenweites Stromland. In einem Jahrhundert pflügte sie ihren ganzen Acker, vom einen hohen Ufer zum andern, drüben — jenseits, wo man noch gerade eine Kirchenkuppel wie einen grünen Fleck gegen den blauen Himmel schimmern sah.

Sie trieb Wechselwirtschaft mit ihrem Tal, ließ brach liegen, düngte mit Schlamm und Morast und säte Gras, mannshoch, schwer von Saft und Süße.

Ein paar Tage wohnte ich da. Wir gingen in den großen, schweigenden Wäldern, wo der Bär und der Wolf lautlos über die graugrünen Moosteppiche laufen. Wir tranken aus namenlosen Mineralwasserquellen, die Mühlenräder trieben in den Kirchspielen vergessener Waldtäler . . . Wir lebten!

Eines Nachmittags wanderten wir den Strom entlang, um ihn aus der Nähe seine Erde mit tausend und abertausenden von Ochsenkräften pflügen zu sehen. Wo sie fest zugriff, sah es aus, als ob klaftergroße, wasserblanke Quadersteine aus der Tiefe emporgesprengt und von der schäumenden Pflugschar zum Auffüllen auf eine mehlweiße Sandbank geschleudert würden. Aber wo sie sich Zeit ließ, wo keine Ecken und Vorsprünge fortzupflügen waren, ging sie so gleichmäßig und gemächlich hinter ihrem Gespann her, daß es aussah, als könnte man es selber an einem Faden lenken . . .

Blickte man hinüber nach dem andern Ufer des Strombettes, so vermochte man nur eben die Umrisse der Dinge zu unterscheiden. Aber einen Ruf trug die sonnenblanke Wasserfläche tönend hinüber. Ich weiß es; weil zwei Fischer unser „Ah—uh! Ah—uh! Ein Boot!" hörten und einen Knaben zu uns herüberschickten. Das Boot war nicht größer, als daß wir gerade darin kauern konnten, ohne daß Wasser hereinkam, wenn wir uns vollkommen unbeweglich verhielten, während der Knabe uns schräg über die Strömung ruderte.

Die zwei Fischer und der Knabe hatten auf einer kleinen Sandbank mit Weidengebüsch ihre Sommerwohnung. Sie bestand aus einem alten Boot mit dem Kiel nach oben und einer Feuerstelle davor.

„Gottes Hilfe und Guten Tag!" sagten wir, als wir an der Feuerstelle angelangt waren. „Wie steht es mit dem Fischfang?"

„O — so so — so so —"

„Habt ihr einen Fisch?"

„Einen kleinen Sterlett, meinen Sie?"

„Jawohl, einen kleinen Sterlett, so von fünf — sechs Pfund."

„Das könnte schon sein. Wir können im Fischbehälter nachsehen."

Und im Fischbehälter waren Sterlette für ein ganzes Vermögen. Die armen Fischer besaßen ein Vermögen in lebenden Sterletten. Keine kleinen, vergrämten

Jungen, wie der im Glasbassin, sondern große, göttliche Fische von der Art, wie sie auf die Tafel von Fürsten kommen.

Wir wählten uns einen von mittlerer Größe. Er hätte auf die Tafel eines kleineren Philantropen gepaßt, der eben in den Adelsstand erhoben worden war . . . Aber nun steckten wir ihn selber in den Kessel über der Feuerstelle der Fischer. Und während wir saßen und auf den Kessel starrten, wo der zerteilte Sterlett sich noch in dem kochenden Wasser krümmte und wand, ward soviel erzählt von seiner Lebensweise, daß mir war, als sei ich selbst zusammen mit ihm drunten im Strom gewesen . . . Ja wohl! Jetzt erinnere ich mich! . . . . .

Als das Wasser so dunkel ward, und gelbe Blätter den Strom hinabsegelten, hatte ein Zug von uns sich mit den Köpfen zusammen in ein tiefes Schlammloch gestellt. So standen wir in einem Kreis, den ganzen Winter, und schliefen, ohne von der Strömung bewegt zu werden, die über unser Lager wegging. An was wir dachten, weiß ich nicht mehr; aber ich glaube wohl, es waren Dinge, von denen man nicht spricht.

Wir wachten alle ungefähr gleichzeitig auf an einem scheuernden Geräusch im Wasser. Und als wir uns den Schlamm aus den Augen gerieben und den, der unsere Mäuler zusammenklebte, verschluckt hatten und frisches Wasser durch unsere Spritzlöcher gespritzt, merkten wir, daß es das Eis war, das auf dem Strom brach. Es war also Zeit, die Glieder zu strecken; und das taten wir. Ganz vorsichtig regten wir die Flossen. Einer von den jüngeren schlug sofort einen unanständigen Schlag mit der Schwanzflosse, daß den Alten der Knorpelstrang im Rücken schauderte. Wenn sie gekonnt hätten — sie hätten ihm die spitzen Schnauzen in die Seite gerannt, da, wo keine Knochenplatten sind; aber ihre Glieder schliefen noch, so daß es surrte, wenn sie sich bloß rührten. Nur einer von uns blieb mit dem Kopf im Schlamm stehen, als hätte er nichts gehört. Das war der Altmeister in unserm Zug. Letztes Frühjahr hatte er uns jüngere alle weggejagt, wenn wir kamen und auch ein ganz klein bißchen beim Laichspiel mittun wollten. Und jetzt stand er da, ohne sich zu rühren, obschon es bald wieder Laichzeit war. Gegen die letzte Schlafzeit hin war er ein bißchen matt gewesen von der Bauchwunde, die er erhalten hatte, als er in einer weißen Nacht droben im Wasser sprang und Achter schlug um das lächerliche scharfe Ding, das an gewissen Stellen zu uns heruntergehängt wird. Es ist so scharf und glatt, daß man gar nicht davon wegbleiben kann, nicht einmal die Alten — manchmal. Und wie gesagt, unser Altmeister trug eine Bauchwunde davon, weil er es nicht lassen konnte, bei einem seiner Achtersprünge den Leib dagegen zu reiben. Vielleicht kommt es davon, daß er so stehen bleibt und noch den Winterschlaf schläft . . . Den andern fiel es auch auf, aber sie taten als wäre nichts: es war ja seine Sache, wenn er weiterschlafen wollte, und wir Jüngeren durften dann vielleicht uns mehr am Laichspiel beteiligen.

Als wir uns zu Schwärmen ordneten, um gegen den Strom aufwärts zu streichen, vergaßen wir ihn gleich, so eilig hatten wir es, Frühjahrskost zu uns zu nehmen. Der Grund war voll von Mückenlarven und kleinen Würmern. Sobald wir nur das Maul vorstreckten, kam auch gleich etwas hinein. Wir schwammen und fraßen ununterbrochen, und je länger wir gegen den Strom schwammen, desto wärmer wurde es und desto mehr fraßen wir. Es war eine schöne Zeit . . . Ich ward so stark in den Kiemen, daß ich alles Wasser im Fluß in einem Maulvoll schlucken und es wieder ausblasen konnte, daß es schaumweiß um meine Spritzlöcher stand. Wenn ich der Würmer und Mückenlarven überdrüssig war, fraß ich feinen Schlamm, der am Grund lag und gärte. Ich fraß, daß ich manchmal ganz betrunken war — die andern auch. Und dann fingen wir an zu laichen. Wir laichten, daß ich gar nicht daran denken darf, laichten, solang wir konnten. Jedes Paar von uns hatte Hunderttausende von Eiern. Wir wurden so müde wie vor dem Winterschlaf. Und als wir nicht mehr konnten, hörten wir auf; aber da waren wir auch schon ganz oben bei der Rinne, durch die des Altmeisters Vater und Mutter vor Hunderten von Laichzeiten aus ihrem eigenen Fluß in unseren gekommen waren. In ihrem Fluß, erzählte der Altmeister, ging die Strömung nach der andern Seite. Er konnte unsern Strom nie leiden, weil er entgegengesetzt ging von dem, in dem er Rogen gewesen war. Aber allein durch die Rinne zurückzugehen, das getraute er sich nicht, und wir andern hatten keine Lust, seinem Geschwätz nach zu schwimmen, namentlich mitten in der Laichzeit. Und wenn wir damit fertig waren, waren wir so süß und heiß im ganzen Körper, daß wir uns lieber mit dem Strom zurücktreiben ließen nach dem großen, kühlen Sommerwasser, statt in die Rinne des Alten zu kriechen. In der ersten Zeit, während wir wieder den Strom hinuntertrieben, dachten wir, wie nach dem Winterschlaf, bloß ans Fressen. Manchmal fraßen wir so viel, daß wir aus Wildheit mitten am Tag bis an die Oberfläche hinaufsprangen, obwohl wir in dieser Zeit gar nichts dort zu schaffen hatten. Übrigens hatten wir auch Verwendung für unsere Kräfte zu anderen Dingen. An manchen Stellen war die Strömung so stark, daß wir darunter durchkreuzen mußten, um nicht mitgerissen zu werden. Wenn wir müde waren, stellten wir uns mit dem Kopf gegen den Strom und schwammen auf einem Fleck. Herrlich war das, so still zu stehen und das Wasser sich gegen den Kopf stemmen zu fühlen. Hätte man es nicht besser gewußt, man hätte glauben können, man schwämme mit voller Kraft vorwärts. Viele leckere Dinge flossen uns geradeswegs ins Maul, wenn wir so standen und Wasser traten. Und wenn man horchte, hörte man seltsame Töne durchs Wasser singen. Am stärksten klang es, wenn einer von den großen Fischen, die ganz auf der Oberfläche schwimmen, über uns hinging. Er schaufelte das Wasser hinter sich mit seinen rollenden Flossen, daß es noch lang, nachdem er über uns weggeschwommen

war, im Strom wirbelte und kochte. Er pfiff und zischte auch mit seinen Spritzlöchern. Ich hörte ja noch lieber, wenn das Wasser sachte auf einem scharfen Schilfblatt pfiff oder über die Kieselsteine rieselte, wo starker Fall war. Aber der Altmeister sagte einmal, das wären Jugendtorheiten. In dem Fluß, aus dem er als Rogen gekommen war, wären soviele von diesen großen Räderfischen, daß man an anderes zu denken hätte als an Träumereien. Sie spritzten etwas aus, was er Petroleum nannte, und das wäre nicht gut für die richtigen Fische drunten im Fluß. Man bekäme einen schlechten Geschmack im Mund und würde herb im Fleisch, so daß man nicht mehr recht schwimmfroh wäre, sagte er. Aber er hatte ja auch immer so viel zu sagen, namentlich seitdem er seine Bauchwunde hatte.

Nach und nach kamen wir fast alle hinunter in das große Sommerwasser im Strom — fast alle, denn hie und da waren ein paar Stück von uns in ein Gespinst mit feinen Maschen geraten, aus dem sie nicht wieder herauskamen und über das sie auch nicht wegspringen konnten. Und die blieben dann stehen, während wir weitergingen. Wenn sie nicht noch dastehen, wenn wir zur nächsten Laichzeit wiederkommen, weiß ich nicht, was aus ihnen geworden ist. Aber das weiß ich — bis jetzt haben wir nie wieder einen gefunden, der so stehen geblieben ist. Was hatten sie auch in dem Gespinst zu schaffen! Übrigens waren auch ein paar von den jüngern von Hechten und Lachsen zum Schwimmen mitgenommen worden, die uns begegneten. Besonders die Hechte fanden ein merkwürdiges Vergnügen daran, die Jüngeren von uns in sich hineinzunehmen und mit ihnen davonzuschwimmen, als ob sie nicht selber schwimmen konnten! Aber das waren nur die schwächsten und unselbständigsten, die so in einem andern Fisch schwammen. Was mich betrifft, so setzte ich immer volle Geschwindigkeit ein, wenn ich einen Hecht sah. Aber ich mag auch am liebsten selber schwimmen, und meine Knochenplatten sind schon stark und scharf.

Drunten in dem großen Sommerwasser war der Strom so breit, daß wir fast nie quer hindurch schwammen. Tagsüber hielten wir uns am Grund und fraßen. Weiter oben im Wasser war es nämlich so hell, daß einem die Augen wehtaten. Gegen Abend tranken wir Wurm- und Pflanzenschleim, und wenn alle die kleinen Lichter droben in der Oberfläche anfingen zu scheinen, stiegen wir hinauf und sprangen durch sie durch. Es war so hübsch, die andern mit ihren grauen Rücken und blaßgelben Bäuchen durch die kleinen funkelnden Lichter da oben springen zu sehen. Ich liebte am meisten ein silberblaues Licht, das einmal im Monat über den ganzen Strom fiel. Ein paarmal stieg ich ganz durch das Wasser hinauf, so hoch, daß ich die Augen draußen hatte in dem seltsam Dünnen und Leichten, das über dem Wasserkörper ist, um zu sehen, woher das silberblaue Licht kam. Zeitweise leuchtete es schwächer. Das war, wenn es die gleiche Halbmondform hatte wie meine Schwanzverbrämung. Ich glaube sicher,

es war der Widerschein meiner Schwanzflosse in dem trockenen Wasser über unserem nassen.

Aber das Schönste von allem, was glänzte, war das scharfe, blanke Ding, das ab und zu ins Wasser herunterhing. Es war so glatt und fein geformt wie der Spalt in meiner Unterlippe. Ich weiß nicht warum, aber es erinnerte mich an die Laichzeit, droben am Ursprung des Stroms. Ich konnte nicht anders, ich mußte mich ihm nähern, darum herumspringen, dicht daran vorbeistreichen, bloß um ganz leicht daran zu rühren. Den andern ging es gerade so; und es hingen nachts genug von diesen blanken, verführerischen Dingern da, mehr als genug zum Spielen für uns alle. Fast jede Nacht kam es vor, daß einer von den unsern, mitten im besten Spielen und Springen, plötzlich still stand im Wasser, als wäre er von irgendetwas festgehalten. Ich schwamm mehrere Male unter denen durch, die so auf einmal mit Spielen aufhörten, und dann sah ich, daß das kleine Spielzeug ganz fest in ihrem gelbweißen Bauch saß. Es war so seltsam, sie so still und unbeweglich und glückselig stehen zu sehen..... Wenn wir andern morgens wieder auf den Grund gingen, blieben sie allein zurück, und wenn wir in der nächsten Nacht wieder heraufkamen, um weiterzuspielen, fanden wir sie nicht mehr.

Eines Nachts, als ich gerade nach Herzenslust mit dem blanken Ding spielte, verspürte ich plötzlich einen harten Ruck und einen süßen und bitteren Schmerz mitten durch. Ich stand sofort still im Wasser — konnte gar nicht anders. Und selbst wenn ich gekonnt hätte, so hätte ich mich doch nicht gerührt, solch ein Schmerz war es. Alles ward so wunderbar in mir. Es war wie mitten in der Laichzeit, am Ursprung des Stroms. Mir war, als sei ich ein ganz anderer geworden. Kleine leckere Dinge flossen an mir vorüber, ohne daß ich bei ihrem Anblick irgendetwas empfand. Die andern von den Unsern, die weiterspielten wie bisher, schienen mir plötzlich so fern und gleichgültig, als ob sie es gar nicht wären. Ich war so ganz entrückt von irgendetwas, ich wußte nicht, was. Im Anfang stellte ich mich gegen den Strom und schwamm ganz sachte, um nicht fortgerissen zu werden; aber nach und nach bewegte ich die Flossen immer langsamer und langsamer, und je langsamer ich sie bewegte, desto wunderlicher fühlte ich den Schmerz, bis ich zuletzt ganz aufhörte mich zu bewegen. Und da entdeckte ich, als ich auf den Grund hinabsah, daß ich gar nicht von der Strömung mitgeführt, sondern mitten in ihr festgehalten wurde von einer Kraft außerhalb mir selbst. Ich verstand es nicht und dachte auch bald nicht mehr darüber nach. Mir war, als würd' ich so groß, als wäre ich selber der Strom mit all seinem mächtigen Wasser. Und nach und nach ward es so hell, als würde ich selber und alles andere immer heller und heller. Plötzlich mußte ich aufhören zu atmen. Es strammte in meinen Kiemen, wie damals, als ich über eine Fischreuse sprang und einen Augenblick oben in dem trockenen Wasser war. Etwas umfaßte mich fest, daß es mir weh tat, und im selben Augenblick war ich wieder unten in

einem kleinen, dunkeln Wasser. Es waren noch ein paar mehr von uns da, aber sie sagten nichts, standen nur müde und nachdenksam, wie ich selber.

Wie lang ich in dem kleinen dunkeln Wasser war, weiß ich nicht. Aber als man mich herausnahm, konnte ich nicht atmen. Das neue, große, weiße Wasser, in das ich kam, war so trocken, daß ich fast zerplatzte. Aber ich vergaß das gleich; denn ich fühlte, wie ich in viele Teile zerteilt wurde. Es war, als würde ich zu vielen, vielen kleinen lebendigen Fischen, die doch alle ich wären. Wir kamen in ein kleines Loch, das mich an das gemahnte, in dem wir unsern letzten Winterschlaf schliefen, und wir und ich — ich meine ich selber und alle die andern, die entstanden waren, als man mich zerteilte — standen auch im Kreis herum, wie beim Winterschlaf. Ganz langsam wurde das Wasser kälter und kälter, so kalt, daß wir die Köpfe gegen den Grund stemmten, um nicht zu frieren. Nie ist ein Wasser so kalt gewesen! Zuletzt schmerzte es, wie Eis. Jetzt mußten wir den Winterschlaf schlafen. Ich ward so matt und schwer und schläfrig, und als ich eben am Einschlafen war, mußte ich an den Altmeister denken, der stand und den großen Winterschlaf schlief . . . „Ich glaube jetzt ist er weich", hörte ich seltsam unerwartet meinen Freund, den Eismaler sagen. „Wir wollen ihn vom Feuer nehmen, sonst verkocht er."

Ich sah zu ihm auf, und er lachte, weil ich mit geschlossenen Augen dagesessen und den Kessel angestarrt hatte.

„Ja, die Luft ist stark hier", sagte der eine Fischer gleichsam entschuldigend. „Jetzt wollen wir die Löffel spülen, daß Sie die Fischsuppe kosten können."

Wir bekamen jeder seinen von langem Gebrauch blankgescheuerten Holzlöffel. Der Kessel wurde oben auf die Sandbank gestellt, und wir setzten uns darum herum. Sechs waren wir im ganzen. Jeder von uns hatte einen großen Runken Roggenbrot, mit grobem Salz bestreut, in der Hand.

„Ja, da will ich nur anfangen," sagte der Eismaler, „sonst kommen wir überhaupt nicht zum Essen."

Und langsam, der Reihe nach, begannen wir die Suppe zu schlürfen. Zu oberst schwamm eine dicke Lage Fett, golden wie geschmolzener Bernstein, duftend wie das harzschwere Rauschen durch Urzeitwälder. Die blasse Suppe darunter dampfte gegen den Gaumen, wie warmer Nebelbrodem des Stroms, wie der Atem des Wassers, die Seele aller Tiere der Tiefe da drunten . . . .

Ab und zu schloß einer von uns, wenn er den Mund voll Suppe hatte, die Augen, wie um sich zu besinnen, nach was sie schmeckte . . .

„Gib acht, daß du keine Knochenplatten verschluckst", sagte der Eismaler. Er hatte ein Stück Sterlett im Löffel. „Wenn man die in den Hals kriegt, ist man fertig. Paß auf, — sonst kann's dir schlimm gehen!"

„Ja, sonst kann es schlimm gehen!" wiederholte der wortkargste der Fischer. Er wollte noch etwas sagen, schwieg es aber mit einem Mundvoll Fisch in sich hinein.

Und wir schwiegen alle, während wir mit den Löffeln kleine Stücke von dem Sterlett schnitten. Man hörte nur, wie jeder einzelne mit der Zunge arbeitete um die kleinen Knochenkörner und die gefährlichen, dreieckigen Knochenzacken in der Haut vom Fleisch zu lösen und auszuspucken. Wir sahen alle starr vor uns hin, und nur die Lippen und die Zunge bewegten sich auf eine eigene scheue und gierige Art. Wenn ein fremder Wandersmann vorübergekommen wäre, er hätte sich wohl gefragt, was in dem Kessel sein mochte, und ob er nicht am besten daran täte, zu machen, daß er weiterkäme, als hätte er nichts gesehen. Nach was schmeckte es, dies feine, milde, berauschende Fleisch! Welcher Widersinn lag in all diesen weichen Knorpelteilen und bernsteingoldenen Rückensaiten? Weshalb war er so unvollendet, so vorzeitlich, dieser Kopf, unter seinem schmalen Knochenpanzer?

War es nicht eine Erinnerung an eine eigene Art weißen und süßen und todverbotenen Fleischs? . . . Wer weiß? . . . Wer weiß wohl, an was wir uns erinnern ohne es selber zu wissen! Wer weiß, warum mir war, als ob ein Sterlett aus der nördlichen Dwina nach der Erschaffung der Welt schmeckte, nach Liebe, nach dem dunkeln und tiefen Blick, der mein Antlitz fahl macht . . .

Ich weiß es nicht! . . .

„Das ist des Teufels, wie der schmeckt!" stöhnte der Eismaler und legte den Löffel aus der Hand. „Und jetzt den Tee! Wir können ja umschichtig aus euren drei Tassen trinken. Was bekommt ihr übrigens für den Sterlett im Sommer?"

Derjenige von den Fischern, der bisher am wenigsten gesprochen hatte, schob bedächtig die Mütze in den Nacken, eh er antwortete:

„O, so ungefähr immer gleich, einmal ein bißchen mehr, einmal ein bißchen weniger, je nachdem es Fische und Käufer gibt."

„Also so ungefähr vierzig Kopeken das Pfund?"

„So ungefähr, ja."

„Das ist eigentlich billig für solch einen Fisch, wenn man denkt, daß . . ."

„. . . Ja, denkt, daß der Aufkäufer in Petersburg das Zehnfache dafür bekommt, gar nicht zu reden von anderen Orten. Aber je mehr sie ihn in der Wolga mit Petroleum und Netz verderben, desto mehr steigt hier der Preis. Unserer ist außerdem auch der feinste. Aber im übrigen müssen wir unsrem Herrgott danken, daß wir überhaupt etwas dafür bekommen."

„Etwas dafür bekommen?"

„Jawohl, man hat ja kaum wagen dürfen ihn zu fangen, wie er zu uns kam. Die Leuten meinten, es sei der leibhaftige Böse, der in den Strom gefahren sei. Später fing ein Fischhändler an ihn aufzukaufen. Er hat ihn fast umsonst bekommen. Das mag wohl an die hundert Jahre her sein."

„Richtig, ja! Das ist auch wahr! Aber hundert Jahr kann es doch nicht sein, seit die Kama und die Dwina durch den Jekaterininsky-Kanal verbunden sind. Das war ja ungefähr 1830, daß der gegraben wurde."

„Hundert Jahr oder nicht — mein Großvater hat den ersten Sterlett hier im Strom gefangen, demnach was mein Vater mir erzählt hat. Da kannst du selber nachrechnen.“

„So? Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich meinen Sterlett immer hier drüben bei dir gekauft.“

„Ja, da kannst du selber sehen.... Wie ich es sage — mein Großvater hat den ersten Sterlett hier im Fluß gefangen und ist daran gestorben. Seither hat es sich in der Familie vererbt.“

„Was du sagst!... Gestorben ist er daran?...“

„Verdammt will ich sein, wenn er nicht daran gestorben ist!...

Siehst du, er war Fischer, wie wir, ja, und lag mit seinem Kameraden das ganze Jahr über auf dem Strom, im Sommer im Boot und im Winter auf dem Eis, wenn er nicht in Geschäften nach Petersburg fuhr.. Wie sie nun an einem Sommermorgen hier draußen lagen und nach den Leinen sahen, merkte er, daß etwas Schweres so ganz still an einer von ihnen saß. Wie er sie hoch genug oben hatte, schob er das Netz darunter und gleich herein damit ins Boot; und da sieht er einen Fisch, wie er noch nie einen gesehen hatte. Es war ihm ordentlich ein bißchen sonderbar zumut, und garstig sind sie ja auch so auf den ersten Blick; aber mein Großvater war draußen gewesen auf See, mußt du wissen, und so nahm er sich zusammen und sah sich den Fisch an; denn das konnte er ja immerhin sehen, daß es ein Fisch war.... Sein Kamerad dagegen kam ganz außer sich und verlor vollständig den Kopf, und je ärger der Fisch mit dem Haken im Bauch im Boot sprang, desto schlimmer wurde es mit ihm...... Denn du mußt wissen, so fein und zart er drunten im Wasser ist und so still er an der Angel sitzt, so unbändig ist er wenn er heraufkommt..... Großvater redete ihm gut zu, aber er bekreuzte sich bloß und wollte an Land, oder er würde in den Strom springen. Nun gibt es ja Leute, die einmal so sind, und jeder weiß auch, daß es Dinge gibt, vor denen man sich in acht nehmen muß, die man nicht berufen oder denen man nicht zu nah kommen darf....“

Hier bekreuzte sich der Fischer hastig ein paarmal.

„.... Also ruderte Großvater ihn ans Land und ging selber heim mit dem Fisch. Aber sein Kamerad rannte durch die ganze Stadt und schrie, Großvater hätte den leibhaftigen Antichrist aus dem Wasser gezogen und mit nach Hause genommen. Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Na, da kamen denn ein paar von Großvaters Bekannten und sahen zu ihm hinein um zu ergründen, wie die Sache zusammenhing, und da sehen sie denn auch das Untier wie besessen auf dem Boden in der Stube springen. Allem Anschein nach krümmte es sich vor dem Kreuz und dem Heiligenbild. Kann schon sein, daß die im Handumdrehen wieder draußen waren! Bald darauf war das ganze Dorf draußen versammelt. Der Dorfälteste klopfte vorsichtig an und redete mit Groß-

mutter, aber sie getraute sich nicht etwas zu sagen, und so sah er denn zur Tür zu Großvater hinein.

‚Was' sagt er, ‚Jefim Petrowitsch hast du den da im Strom gefangen?'

‚Halts Maul!' rief Großvater. Denn jetzt war er nämlich ärgerlich.

‚Jefim Petrowitsch, bedenk, was du tust! Zünd die Lampe an vor dem Muttergottesbild, daß der Böse nicht Gewalt über dich gewinnt! Hüte dich vor dem Umgang mit unreinen Mächten!'

‚Da soll doch der Teufel . .!' Und Großvater schlug auf den Tisch. Er konnte bös' fluchen, wenn es über ihn kam.

‚Jefim Petrowitsch! . . . .'

Im selben Augenblick zog Großvater den Sack von dem Korb, in den er den Fisch gelegt hatte, so daß der mit einem Sprung auf den Boden schnellte. Der Dorfälteste fiel rücklings zur Tür hinaus, und Großvater kam in eine solche Wut, daß er sein Messer nahm, dem Fisch den Kopf abschnitt und ihn hinter dem Dorfältesten und den andern draußen auf der Gasse herfeuerte. Aber siehst du, das war dumm von ihm; denn der Kopf ist ja doch das Beste am ganzen Fisch. Mittlerweile war der Dorfälteste wieder soweit zu sich gekommen, daß er den Popen aufsuchen konnte, und sie fingen gleich an die Glocken zu läuten und in Prozession mit allen Heiligenbildern an der Spitze zum Strom zu wallfahrten, um den Antichrist zu beschwören. Wie sie nun wieder vom Strom heraufkommen, bleibt der Pope vor unserem Haus stehen und besprengt es mit Weihwasser und liest das Gebet um Bewahrung vor dem Bösen und allem, was davon kommt.

Das paßte Großvater gar nicht, das! Er war jetzt ganz furchtbar zornig über die Geschichte mit dem Fisch, und wenn er einmal sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war nichts mehr mit ihm anzufangen. Das liegt in unserer Familie. Er steckt also den Kopf zum Fenster hinaus und bekreuzt sich vor den Heiligenbildern:

‚Was wollt ihr hier, Freunde?' sagt er zu ihnen. „Bin ich ein Affe oder eine Vogelscheuche, daß ihr da steht und glotzt? Oder habt ihr vielleicht den Teufel zum Schornstein herausgucken sehen?'

Aber sie schwiegen alle.

‚Daß ihr noch nie einen solchen Fisch gesehen habt, ihr Schafsköpfe,' sagt er weiter, ‚das ist kein Grund sich aufzuführen wie die Narren. Wie ich auf See war, hab' ich noch viel schlimmere Fische gesehen, solche mit einer Blase mit Stacheln daran und andere mit einem Rad mit einem Loch in der Mitte, und andere wie ein Kuhwanst mit Hundsaugen und Schlangen um den Hals. Und ihr macht ein Geschrei um so einen kleinen, niedlichen Fisch, wie ich einen hier drinnen hab! Jetzt werd' ich euch was sagen, nämlich, daß ich euch alle zu mir einlade zum Fischessen, und dazu geb' ich eine Kanne Branntwein . . . .'

‚Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!' Und der Pope erhob sein Kreuz gegen Großvater.

Aber da war es auch mit Großvaters Geduld zu Ende. Ein Teufelskerl war er, und jetzt konnte er sich nicht länger beherrschen:

‚So fresse Euch der Teufel alle miteinander! brüllte er ..... Aber erst freß ich ihn selber, mit Haut und mit Haar! Und jetzt macht, daß ihr fortkommt, sonst ....‘

Damit packte er den kopflosen Fisch am Schwanz und streckte ihn zum Fenster hinaus. Zehn Pfund war er schwer, und das Blut lief an ihm herunter, so daß er ja garstig anzusehen war — so auf den ersten Blick. Kein Wunder, daß die Prozession im Nu wie weggeblasen war.

Großvater holte mit einem Satz den größten Wassereimer, und zur Tür hinaus damit. Wie er die Straße hinunterlief, rannten alle vor ihm davon. Drin in der Branntweinschenke versteckten sie sich unter dem Ladentisch, und er ließ seinen ganzen Wassereimer voll laufen und ging wieder. Daheim befahl er Großmutter, den Fisch aufzuschneiden und übers Feuer zu setzen. Aber sie wollte nicht, wie sehr er auch fluchte. Sogar wie er ein Tauende nahm und sie damit schlug, brachte er sie nicht dazu, daß sie den Fisch anrührte. Sie verkroch sich in eine Ecke, und da blieb sie liegen. Mein Vater, der mir das ganze erzählt hat, lag auf dem Ofen und sah zu. Großvater kochte also selber. Aber so recht freute ihn die Sache nicht. Denn jetzt war er ganz allein, gegen alle die andern, wenn nicht einmal seine eigene Frau zu ihm stehen wollte. Mein Vater hörte selber, wie er über sie schalt, während er den Fisch kochte. Ab und zu schenkte er ein Glas Branntwein ein aus dem Eimer und trank.

Wie der Fisch fertig war, bekreuzte er sich und setzte sich an den Tisch. Er nahm den ganzen Kessel auf einmal vor, alle zehn Pfund Fisch.

Mein Vater sagte, er hätte nie in seinem Leben, weder vorher noch nachher, etwas gegessen, was so gut schmeckte, wie der Fisch roch .. Denn du mußt wissen, daß ihm seiner Lebtag nicht ein Bissen Sterlett in den Mund kam, so viele er auch gefangen hat ... Als Großvater ein bißchen von der Suppe geschlürft hatte, langte er mit dem Löffel nach einem Stück Fisch, sah es ein paarmal an und biß hinein. Darauf aß er eine halbe Stunde lang, ohne vom Tisch aufzustehen, außer, wenn er hie und da den Eimer mit Branntwein holte und daraus trank. Als er, wie man sagt, satt war bis da ..... der Fischer zog mit dem Finger eine Linie in der Höhe seines Mundes .... stand er auf, sah zum Fenster hinaus, machte seinen Gürtel ein bißchen weiter, steckte den Kopf in den Branntweineimer und soff wie ein Pferd. Dann aß er wieder ein bißchen, trank wieder und fing an zu singen.

Noch nie hatte ihn jemand singen hören bis dahin, und was er sang, verstand auch niemand; aber singen tat er. So aß und trank und sang er umschichtig, bis er auf einmal still schwieg, mit offenem Mund. Er hustete ein paarmal, setzte sich und röchelte ein paarmal, so wie wenn einer Kuh eine Rübe in den verkehrten Hals gekommen ist. Wie er damit aufhörte, saß er eine Weile still

und dachte nach, bis er wieder anfing zu prusten und zu gurgeln. Und so ging das fort. Schließlich stand er auf und ging in die Ecke zu Großmutter. Er hob sie auf und strich ihr übers Haar .... Mein Vater sagte, es sei das einzigstemal gewesen, daß er ihn das hätte tun sehen. Und als er sie in die Stube geführt hatte, röchelte er: ‚Ich habe mich an dem Satans Stör verschluckt .... Ich glaube, es ist aus .....‘

Darauf legte er sich auf die Bank, und Großmutter kniete neben ihm nieder und legte den Kopf auf seine Brust und weinte.

Plötzlich richtete er sich auf und stammelte: ‚Der Junge!‘

Großmutter holte meinen Vater vom Ofen herunter, und wie er ganz dicht bei der Bank war, nahm Großvater seinen Kopf ganz nah zu sich her und flüsterte ihm ins Ohr:

‚Fische für Mutter .... Es war ein Stör .. Den fang'!‘ ..

Eine Weile darauf starb er unter großen Qualen.

In der Stadt verstanden sie ja wohl, wie es zugegangen war: Der Teufel hatte ihn geholt! ...

Großvater wurde vor dem Kirchhof begraben. Erstlich hatte er mit dem leibhaftigen Bösen Umgang gepflogen, und dann war er gestorben ohne die heiligen Sakramente zu empfangen. Mein Vater hat mir gezeigt, wo sie ihn hingescharrt haben, noch am selben Abend, an dem er starb ..... Ja, es geht manchmal wunderlich zu in der Welt .... Ja, ja ... wunderlich geht es manchmal zu in der Welt ....“

Der Fischer sah vor sich hin; dann fuhr er fort:

„Seit dem Tag scheuten die andern in der Stadt unser Haus. Und mein Vater, der ja kaum mehr war als ein Junge, konnte keinen Kameraden zum Fischen finden und mußte sich durchhelfen, so gut er eben konnte. Und das tat er! .... Wie er nun eines Tages nach seinen Haken sieht, holt er, so helf mir Gott! gerade einen solchen Fisch ins Boot wie der, an dem sein Vater gestorben war. Aber er — nicht faul — zertrat ihm gleich den Kopf mit dem Stiefel.

Am Abend ging er mit dem Fisch auf den Kirchhof und begrub ihn in geweihter Erde. Denn er dachte so: wenn sein Vater draußen vor dem Kirchhof liegen mußte, so war es am besten, der Antichrist lag drinnen. So konnte er wenigstens nicht mehr heraufkommen und noch mehr Unglück anrichten, weder bei den Lebenden noch bei den Toten .... Aber kannst du dir so etwas denken! Fast keine Nacht vergeht, ohne daß er einen oder mehrere von diesen Undingern an seinen Haken findet. Und einem nach dem andern zerquetscht er den Kopf und begräbt ihn in geweihter Erde. Einmal mußte es ja doch ein Ende haben mit der Teufelsbrut ..... Eines Abends, als mein Vater mit solch einem Fisch ans Land kommt, begegnet ihm ein fremder Mann.

‚Was hast du da?‘ sagt der Mann.

‚Nichts . . .‘

‚Laß sehen . . .‘

Mein Vater schweigt, verstehst du, und tut als wäre nichts.

‚Fängst du viele solche?‘

‚Was?‘

‚Was tust du mit ihnen?‘

‚Nichts . . .‘

‚Ich will dir einmal etwas sagen: für jeden solchen Fisch, den du fängst, groß oder klein, gebe ich dir 25 Kopeken in Silber.‘

‚Wo bist du denn her?‘ sagt mein Vater zu dem Mann.

‚Ich bin von Archangelsk, oder richtiger gesagt, vom Solowetzky-Kloster.‘

‚Soll der Fisch ins Kloster?‘

‚Jawohl, ins Kloster . . .‘

Nun, darauf, meinte mein Vater, konnte er schon eingehen. Wenn der Fisch ins Kloster kam, so war das ja noch besser, als ihn auf dem eigenen Kirchhof zu begraben, zudem wenn er noch 25 Kopeken in Silber bekam für jeden Fisch, groß oder klein. Und so fing er an, Sterlett zu fangen für Geld. Wenn er ein paar Stück im Fischbehälter hatte, schickte er sie mit irgendeiner Gelegenheit den Strom hinunter dem Mann in Archangelsk und bekam das Geld dafür. Später kamen andere Männer aus Petersburg, die sich auf Fisch verstanden, und nach und nach stieg der Preis bis gegen 40 Kopeken das Pfund, wie ich vorhin gesagt habe . . . Aber rechne selber nach jetzt, ob es nicht hundert Jahre sind, daß der erste Sterlett hier im Strom gefangen worden ist? Viel fehlt nicht daran. Denn, wie gesagt, mein Großvater fing den ersten und starb daran. Nach ihm hat mein Vater gefischt, aber er ist ertrunken in dem Frühjahr, als das Eis so spät ging. Nach ihm habe ich gefischt und mein Sohn und sein Sohn . . .“

Der Erzähler deutete auf den andern Fischer und den Knaben.

„. . . So kannst du es ja jetzt selber ausrechnen!“

Der Fischer schwieg, sah zu der sinkenden Sonne auf und sagte: „Aber ich habe mich gewiß verschwatzt. Wir müssen die Haken auswerfen . . .“

Auch wir brachen auf, um neue Dinge zu erleben, und ich hatte den Sterlett ganz vergessen, bis ich ihn in einem Glasbassin in der alten Hansastadt schwimmen sah. Und hätte ich nicht die Hirnschale eines Sterletts und drei der gefährlichen Knochenplatten hier vor mir liegen auf meinem alten Sekretär, so könnten andere und ich selber glauben, das Ganze sei erdichtet. Aber so weiß ich ganz bestimmt, daß der Sterlett zählebig ist wie die Sehnsucht, daß man ihn um die ganze Erde führen kann, ohne daß er stirbt, selbst wenn nichts mehr von ihm übrig ist als eine Hirnschale und drei gefährliche Knochenplatten . . . . .

***

Die Politik des Sirius/ von Siegmund Feldmann

an gönnt Ernst Renan den Grabesfrieden nicht. Er versprach sich nicht viel vom Jenseits. „N'y comptez pas“, sagte er Hyazinth Loyson, dem Prediger von Notredame, der gleich ihm aus der Kutte gesprungen war, aber sein Bedürfnis nach Fortdauer nicht verdaut hatte. Schade, daß er recht hat. Denn er würde sich königlich unterhalten, wenn er mitansehen könnte, wie man immer noch an ihm deutet und deutelt, als hätte er zeitlebens nur in Rätseln geredet. Dieser Tage erst ist, nach manchem andern, wieder ein Buch: „La Politique de Renan“ von Gaston Strauß erschienen, das uns den Meister in seiner staatsmännischen Weisheit, als einen der Evangelisten der modernen Demokratie zeigen soll.

Ich habe dieses Buch ebensowenig gelesen wie ein anderes der Renan-Exegeten. Ich werde es auch niemals lesen. Wozu denn? Nehmen wir an, es sei mit Fleiß zusammengetragen, mit Verstand durchleuchtet und mit Kunst aufgebaut. Allein was es auch an Urkunden, Erwägungen und Schlüssen beibringen mag, an dem Bilde Renans kann es nichts ändern. Das ist längst fertig bis in den letzten Strich. Dieser Ketzer hat uns eine Physiognomie hinterlassen, in der kein Geheimnis schlummert, in der die großen, bestimmenden und bekennenden Wesenszüge ebenso scharf ausgeprägt sind wie die kleinen zufälligen Launen des Charakters, die sich gelegentlich aus den Schlupfwinkeln des Bewußtseins an die Oberfläche stehlen. Nie hat ein Mann mehr Selbstbelauerung und Selbstentschleierung geübt als Renan, der, ewig ausgefragt, ewig zur Antwort bereit stand. Er lud die ganze Welt an die Tafel seiner Seele, die mit allen Ideen der Zeit aufs reichste bestellt war. Doch die politischen Ideen waren bloße Schaugerichte. Und daß man sich jetzt noch, siebenzehn Jahre nach seinem Tode, gerade daran sättigen will und Renan als einen politischen Führer in das Parteigezänk hineinstellt, ist eine befremdliche Erscheinung.

Das haben die „Blauen der Bretagne“ bewirkt, jener von Waldeck-Rousseaus Vater begründete Kulturbund, der darauf ausgeht, in die muffige Provinz der noch lange nicht besiegten Chouans einen modernen Luftstrom zu leiten. Die Blauen haben schon allerlei Nützliches gestiftet im Zeichen ihres Schutzpatrons Renan, der, ein Blauer vor dem Bunde, das klügste Kind seiner dummen Heimat war. Die Schwarzen sahen diesem Beginnen natürlich nicht müßig zu. Jeden Zollbreit Landes machten sie der Aufklärung streitig, die in dem Beichtväterdunkel ein dürftiges Licht anzünden wollte. Doch es war eher ein stiller, lokalbegrenzter Krieg, dessen Getöse nicht weit über das Schlachtfeld hinausdrang. Erst als vor einigen Jahren die Blauen sich anschickten, auf dem Hauptplatz seines Geburtsortes Treguier Renan ein Denkmal aufzurichten, schlug der Grimm der bretonischen Klerisei zu einer Flamme auf, deren Lohe über

den Himmel von ganz Frankreich hinblutete. Alle Sakristeien gerieten in Aufruhr, alle Diözesanblätter spieen Galle, alle Bischöfe bedrohten die Republik mit dem Schicksale Sodoms, und an alle Türen klopfte der Klingelbeutel, um Gelder für „Sühnekreuze" zu sammeln. Die Lügen, Beschimpfungen und Verleumdungen, mit denen man Renan schon zu Lebzeiten anfiel, wurden von neuem über den „Abtrünnigen" ausgegossen, der „Judas gleich, durch den Verrat seines Gottes sich bereicherte". Mit dieser Bereicherung hat es eine eigene Bewandtnis. Das „Leben Jesu" wurde keineswegs geschrieben, weil es ein notwendiger Bestandteil der großen „Geschichte des Volkes Israel" und von allem Anfang an in ihren Plan eingezeichnet war, wie die Unwissenden behaupten. Es wurde von der Familie Rothschild direkt bei Renan bestellt und ihm mit einer blanken Million bezahlt. Diese „sensationelle" Enthüllung kam gleich nach dem Erscheinen des Buches in Umlauf. Sie wurde seitdem auf tausend Kanzeln tausende Male wiederholt, sie wurde und wird von allen „guten" Katholiken Frankreichs mit Inbrunst und Gewißheit nachgesprochen, als die klarste, einleuchtendste Sache von der Welt. Sie tut auch jetzt noch ihre Schuldigkeit, und da sie „niemals stichhaltig dementiert wurde", verbürgt sich auch der Graf de Mun, der Führer der Nur-Klerikalen in der Kammer und, genau wie Renan, Mitglied der Academie Française, für die Richtigkeit dieses Handelsgeschäfts.

In anderen Zeitläuften hätte man über diesen Sturm gelächelt. Man kennt seine Bretagne, den „französischen Kirchenstaat". Aber gerade in den Tagen, da die ganze Politik Frankreichs auf die Gegensätzlichkeit von Kirche und Staat gestellt war, mußte die Bewegung an Umfang und Heftigkeit gewinnen. Da die Feinde gegen Renan loszogen, hoben ihn die Freunde auf den Schild, und in dem Anprall der Gegensätze verdichtete sich der Schatten des Meisters zu einer überlebensgroßen Heldengestalt, zu einer Art von Giordano Bruno, dem man zum Überfluß noch das Gesicht Voltaires lieh.

Das Heldenmaß ist angelogen und das Gesicht ist es erst recht. Renan besaß nichts von Voltaire: weder seine Leidenschaft, noch seine Kunst zu hassen, noch das Ätzgift seiner Worte, noch seinen trotzigen Willen; er hatte weder die Erbitterungen seiner Eitelkeit, noch die Gluten seiner Gesinnung. Wie in seinem rundlichen, behäbigen Äußern, war Renan auch geistig fast das Gegenspiel Voltaires. Und auch der Glorienschein des Märtyrers, den man ihm heute aufs Haupt stülpen möchte, gebührt ihm durchaus nicht. Gewiß, ohne Leid und Zagen hatte der junge Priester sich nicht losgelöst aus den Fesseln des Dogmas, zu dem er die Hingebung als ein ihm kostbares mütterliches Erbe überkommen hatte. Aber jene zerfleischenden Krisen, jene furchtbaren Erschütterungen, die ihre Wundmale auf der Seele aller wirklich Entronnenen zurücklassen, hat er sich erspart. Als er mit seinem Gewissen im Reinen war, trat er aus dem heiligen Ring der Überlieferung hinaus, wahrscheinlich ohne Freude, gewiß aber ohne Schmerz, und

vielleicht schon von der Anhoffnung höherer Ziele geleitet. Durch sein Dasein ging nicht der tiefe Riß der tragischen Apostaten. Renan war auch kein Apostat in eigentlichem Sinne, und so hoch seine Stirn in den Äther der Freiheit ragte, seine Füße blieben immer auf dem Boden des Glaubens, der ihm freilich keine geschriebene Religion und keine Verheißung der ewigen Seligkeit war. „Gott", sagte er, „ist der Weltgedanke, und die Welt ist die Wirklichkeit Gottes." Man hat dies Pantheismus genannt. Das war es auch, und Renans Pantheismus quoll aus einer mystischen Empfindung, die noch in den Weihrauchnebeln der Kindheit atmete, nachdem der Geist des Mannes längst durch sie hinaus ins Offene gedrungen war.

Renan, in seiner prachtvollen Selbstzerlegung, war sich dieses Zwiespalts bewußt, und er sprach öfter von der Mischung von Mystik und Skepsis, die in ihm läge. Aber er beruhigte sich dabei, und dies kennzeichnet seine Wesenheit am besten. Wie er die Welt anschaute: gelassen, leidenschaftslos, zuwartend, so sah er auch seine eigenen Zweifel fast als etwas außer ihm Stehendes an. Die Empörungen des Ringenden waren ihm fremd, und wenn er auch unterwegs eifrig nach der Wahrheit fragte, nach einer Überzeugung suchte er nicht. „Niemand ist sicher, das Rätselwort des Universums zu besitzen, und die Unendlichkeit, die uns einschließt, entschlüpft allen Rahmen und Formeln, in die wir sie bannen möchten." In diesem Satze fand Renan die Berechtigung für das, was seine Bewunderer als seine „harmonischen Widersprüche" priesen. Jedoch im Grunde widersprach sich Renan nicht. Er zweifelte bloß, auch an sich und seiner Einsicht, aus dem faustischen Gefühl heraus, „daß wir nichts wissen können". Nur daß Faust unter diesem Gefühle stöhnte, während Renan dazu lächelte und sich damit begnügte, jeder Meinung, die er ausgesprochen hatte, ein „vielleicht" mit einem großen Fragezeichen anzuhängen. Der Zweifel ist das wertvollste Gut des Denkers. Allein man muß ihn als Hüter und Meister vor den Gedanken legen, wie etwa Cartesius. Dann wird man ein Philosoph. Schickt man ihn dem Gedanken nach, wie einen Gendarmen hinter den Ausreißer, dann wird man ein espritvoller Wohlredner, wie etwa Renan.

Er war allerdings noch etwas anderes und mehr: ein starkes poetisches Temperament und eines der bestorganisierten, gesättigtsten Gehirne der Menschheit. Er war alles, was die Liebe oder der Haß aus ihm machen mag, nur für die Politik bedeutete er nichts. Unter dem Strich, dort wo die Phantasie ihren Stammplatz hat, kann man wissen und irren zugleich; darüber, in der Politik, muß man wenigstens zu wissen glauben: man muß überzeugt sein. Es geht auch, wenn man bloß borniert oder ein Hallunke ist; allein wenn man weder das eine, noch das andere und auch nicht überzeugt ist, dann leistet man politisch gar nichts, nicht durch die Lehre und nicht durch die Tat. Darum ist es unsinnig, Renan heute als den Nährvater irgendwelcher politischer Ideale hinzustellen. Er

hatte keine. Er selber pflegte von Ereignissen, die nicht bloß den urteilslosen Haufen in Aufregung versetzten, zu sagen, daß „alles das, vom Sirius aus gesehen, ganz gleichgültig" sei. Nur in dieser Auffassung konnte er den Mut zu der grausamen, ihm tausendmal vorgeworfenen Äußerung finden, die er während des Krieges im Restaurant Marigny tat, wo er und einige Freunde von einem literaturfreundlichen Wirte trotz aller Not sehr anständig geatzt wurden. Unter Freunden braucht man nicht jede Silbe auf die Goldwage zu legen. Aber zu dieser Stunde, inmitten des belagerten und ausgehungerten Paris, war bei wohlversorgtem Tisch sein Lob der preußischen Tüchtigkeit und die Geringschätzung seiner niedergeworfenen Landsleute ein Beweis von „Unabhängigkeit", den ihm selbst jene verübeln durften, die genau wußten, daß es nicht schlimm gemeint war. Renan hat auch hernach seine Worte entschieden geleugnet. Jedoch gegen die Aufzeichnung im „Journal" der Brüder de Goncourt und die Bekundungen anderer Ohrenzeugen hätte sein Einspruch nur Kraft gehabt, wenn die Wahrscheinlichkeit ihn unterstützt hätte. Die Wahrscheinlichkeit entschied gegen ihn. Renan konnte ganz gut so gesprochen haben; von seinem Standpunkt hatte er ja auch recht. Vor dem Sirius schrumpfte selbst der ungeheure Krieg zu einer ganz gleichgültigen Begebenheit zusammen, und die Frage um Sein oder Nichtsein zweier Erdenvölker hatte in dieser astronomischen Perspektive wirklich keine Wichtigkeit.

Und wäre er noch dagewesen, als die große heut noch nicht geschlossene Abrechnung zwischen Staat und Kirche erfolgte, so hätte er in den mühseligen Kampf kaum sein weitgehörtes Wort gerufen, sondern auch ihn aus der Ferne des Sirius betrachtet. Bestenfalls würde er ein den Gedanken der Menge abgekehrtes Buch verfaßt haben, worin dieser Kampf in geschichtlichen Analogien angeklungen wäre. Das würde immerhin ein reicher Gewinn gewesen sein. Denn wenn auch manche seiner wissenschaftlichen Ergebnisse überholt sind, so bleiben doch die unzerbrechliche Form und der große Künstler bestehen, der Künstler, der die vollendetste Prosa des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben und seinem Volke Denkmäler der Sprache hinterlassen hat: so kristallrein, so goldecht, so gefühlsam, so einfach, so bestimmt, so geschmeidig, wie die Franzosen sie seit Jean Jacques Rousseau nicht vernommen hatten und nach ihm in gleicher Schönheit nur noch von Anatole France vernehmen. Das ist genug für seinen Ruhm.

Der Prophet hat Jünger erzogen, und so lange Anatole France sich nicht in seinem ganzen mächtigen Eigenwuchs weit über sein Vorbild emporgereckt hatte, wurde er mit dem jetzt so schmählich im Weihwasserkessel ersoffenen Jules Lemaitre und andern in der Liste der „Renanisants" geführt, die die Kritiker in ihrem Einschachtelungsdrang angefertigt haben. Er gehört auch darauf, sogar an die erste Stelle. Er hat die berühmte Ironie Renans, die Ironie als Mittel

der Weltanschauung, vertieft und stilistisch zu einer Höhe entwickelt, die als einsamer Gipfel aus der ganzen Literaturgeschichte hervorragt. Auch einige Hauptgestalten aus France' Erzählungen verraten deutlich Renansche Einflüsse. Zumal Monsieur Bergeret, der unvergeßliche Protagonist der „Histoire Contemporaine", mutet uns wie ein um einen Hauch karikierter Renan im Taschenformat an; und vielleicht noch stärker hat sein epikurischer Pyrrhonismus auf den Abbé Jerome Coignard, den wundervollsten Typus der geistlichen Boheme, der „die Menschen mit Zärtlichkeit verachtet", abgefärbt. Allein France zieht sich in seine Ironie nicht zurück, wie in einen elfenbeinernen Turm, von dessen königlicher Zinne man ermißt, wie wenig in der Unendlichkeit des Sternenlaufes der Augenblick zählt. Ihn hat seine ironische Weltanschauung vor der Begeisterung des Augenblicks nicht geschützt; ihn hat sie nicht verhindert, in das Gewühl herabzusteigen und, Hieb um Hieb, auszufechten, was er für richtig hielt, unbeirrt von der auch ihm offenbaren Wahrheit, daß man unverrückbare Endziele nicht erreichen und eine Gerechtigkeit nicht erfüllen kann, die selbst vor dem Sirius bestehen würde.

Und darauf kommt es vor allem an. Dies fühlen die Verehrer Renans auch, und gerade darum sind sie jetzt bestrebt, seinem Schatten das Rückgrat zu steifen und ihm aus Aufschreibungen, Briefen, Gesprächen und sonstigen nebenherlaufenden Bekundungen eine papierene Unentwegtheit zusammenzukleistern, die er als der erste verleugnet hätte. Vergebliche Mühe; müßige und nicht einmal schwierige Arbeit. Denn an solchen Abschnitzeln für die Nachlese herrscht kein Mangel. Renan sprach viel und über alles. Wie Picus della Mirandola dissertierte er gern de omnibus rebus et quibusdam aliis, und wer zu stochern weiß, wird darin für jede Meinung etwas aufgabeln. Sein ungemein erregbarer Geist fand wie von selbst ein Verhältnis zu allen Erscheinungen; aber dieses Verhältnis wurde im Grunde zumeist von einer Ideokratie bestimmt, die bloß mit dem Absoluten rechnet. Hätte er diesen Standpunkt mit einer terminologischen Brustwehr starrer Regeln und einem Walle unerbittlicher Folgerungen umgeben, dann wäre bald der trockene Schulstaub darauf gefallen. Allein er vertrat ihn mit Glanz, Leichtigkeit und Anmut, gelegentlich, ohne die Wut der Gewißheit, so daß die Snobs und Halbintellektuellen seine Weisheit leicht mißbrauchen und sich aus deren aphoristischen Flicken einen stolzen Mantel für ihre politischen Blößen zurechtschneidern können. Wie einst bei uns die Waschlappen ihren lahmen Quietismus „goethisch" nannten, wie heute mancher Kraftlümmel seine Übergriffe als Nietzschesches Herrenmenschentum ausgibt, so haben die Drückeberger das Schlagwort des Renanismus geprägt, um mit keiner oder, wenn es ihnen paßt, mit jeder Gesinnung laufen zu können. Denn was gilt eine Gesinnung auf dem Sirius! Darum ist der „Renanisme" oder das, was man in Frankreich fälschlich damit bezeichnet, ein Verderb und eine öffentliche Gefahr. Er ist

es, weil er die Flucht vor der Tat in den Begriff begünstigt, weil er die Furcht vor der Anwendung beschönigt und der Indolenz als Freibrief dient, die die Pflicht des Entschlusses und die Verantwortung des Handelns scheut.

Gewiß, es wäre herrlich, wenn die Welt von einer untrüglichen Vernunft regiert würde, die ihr die unwandelbaren, restlosen Gesetze schreibt. Spinoza sah sie so an: unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit. Dann setzte er sich hin und schliff, in die Unsterblichkeit seiner Ethik eingehüllt, Brillengläser. Allein wer kein Spinoza ist, und nicht einmal ein Renan, dem ist diese Abgezogenheit nicht verstattet. Der muß zugreifen, seinen Mann stellen und Farbe bekennen; der muß sich vorhalten, daß aller Kulturbesitz ein langsam aufgeschichtetes, stets bedrohtes Alluvium ist, um das in Strömen und Gegenströmen das Meer der Zeiten brandet. Wie jede Woge dieses Alluvium erschüttern, jede Sturmflut es wegschwemmen kann, so kann es durch Schutz und Verteidigung gefestigt, vermehrt und zu fruchtbarem Ackerland verwandelt werden. Darum muß jedermann bereit sein, zu tun, was der Tag vom Tage fordert, um der Entwicklung Stufen zu bauen, anstatt ihr in uferlose Horizonte vorauszufliegen. Und dabei darf er sich die Arbeit nicht durch übertriebene moralische Wehleidigkeit erschweren. „Der Handelnde ist immer gewissenlos", hat Goethe gesagt. Der Olympier ist allerdings kein viel besserer Führer als der Ketzer auf dem klar vorgezeichneten Wege, für den Voltaire die richtige Losung ausgegeben hat: Ecrasez l'infame!

Ein Voltaire ist freilich nicht stets zur Hand. Doch zur Not tut es auch Monsieur Homais, der Apotheker der Madame Bovary! Solche Pillendreher braucht man, um mit dem Grafen de Mun und seinen Hintermännern fertig zu werden; mit Philosophie wird man die nie unterkriegen. Man braucht Leute ohne Angst vor dem Irrtum, ohne Bürde von Zweifeln, ohne Bedürfnis nach Gleichgewicht; durchdrungene Leute, die damit anfangen, die Bahn frei zu machen, auf die Gefahr hin, ein paar Harmlose niederzurennen. Das Weitere findet sich schon, auch für die Idee, die schließlich immer den Gewinn hat.

Trefflicher Homais, du wirst gewaltig unterschätzt! Die „Gebildeten" belustigen sich über dich; sie verwerfen dich, weil du ein „Philister", weil du ein „flacher Rationalist" seiest. Das bist du auch, reichlich sogar, und gerade darum bist du eine Notwendigkeit. Deine Politik wird vielleicht einseitig und ärgerlich, kurzsichtig und brutal sein. Zugegeben. Aber sie wird jedenfalls besser sein, als die Politik des Sirius.

Die Fürsten/ von Paul Barchan

Unten auf dem Hofe steht ein Tatar: „Chloat! Chloat!"

„Pst! — Pst! — Fürst!"

Der Tatar da unten in seiner nationalen Tracht, dem kleinen, schwarzen Käppchen auf dem plattgeschorenen kräftigen Kopf, dem langen grauen Taillenkaftan, der nur mit Häkchen befestigt ist, den langen grauen Hosen und den plumpen Schuhen blickt noch einmal prüfend nach allen Fenstern herauf, ruft noch einmal heiser, gleichsam aus einem leeren Faß, den Ruf der Altkleiderhändler, dieser großen Armee von Tataren in Petersburg, „Chloat", eigentlich „Chalat", zu deutsch — Kaftan, Rock; dieses russische Wort mag diese Leute etwas an den Laut ihrer Muttersprache erinnern.

Der Tatar wirft mir, wenn man so sagen darf, einen herablassenden Blick des Einverständnisses herauf und wendet sich meiner Treppe zu. Ich werde munter und guter Dinge. Verflixte Kerle, diese Tataren. An allen Toreingängen prangt die Aufschrift „Bettlern, Lumpensammlern und Tataren Eingang verboten". Aber sei es, weil sie nicht lesen können, oder sei es, weil sie den Wert russischer Gesetze und Vorschriften, kurz abgelegter Sachen, kennen und wissen, daß von einer Forderung kaum ein Zehntel eingelöst wird — sie beachten diese Vorschrift nicht und erwarten in ihrer Bescheidenheit, daß man auch sie nicht beachtet. Während mein baldiger Wohltäter die Treppe hinaufsteigt, gehe ich klopfenden Herzens, den Pelz zu holen, meinen alten treuen Pelz, der mir so vertraut ist, daß ich seine Physiognomie nicht kenne, just so wie man die Physiognomie von Gegenständen, mit denen man von frühester Kindheit an aufgewachsen ist, nicht kennt und sie im Augenblick, da man sie genau anschaut, einem ganz fremd erscheinen. Ich will nicht unhöflich sein und den Pelz erst holen, während der Mann in meinem Zimmer ist . . . wer weiß, vielleicht ist er ein echter Fürst. So ziemlich jeder dritte Tatar ist vom Hause aus ein Fürst; es ist eben ein altes, verdienstreiches Volk, und dem talmudistisch anmutenden Grundsatz Katharina der Zweiten getreu — man solle lieber zwölf Schuldige laufen lassen, als einen Unschuldigen verurteilen, spricht man alle Tataren mit Fürst an, um niemandem Unrecht zu tun; just so wie jedermann in Deutschland, der mehr als eine Leibzeitung durchblättert, mit Doktor angesprochen wird, und er es sich gleichfalls bieten läßt. Also es leben die Fürsten! und ich öffnete ihm selber die Tür.

Er folgt mir diskret wie ein Mitverschworener: „Guten Tag, Herr".

„Guten Tag, Fürst. Siehst hier, diesen Pelz."

Ich betrachte ihn ängstlich und forschend, während ich ihm den Pelz überreiche mit einer gleichgültigen Geste und mit einem Tone, als wollte ich sie beide, den Pelz und den Tataren, so schnell als möglich loswerden. Sein scharfgeschnittenes und doch flaches Gesicht, der runde, borstenartige, graumelierte Bart

und der ganz kurz beschnittene Schnurrbart, der breite Mund mit der dicken vorgeschobenen Unterlippe, die starke und doch nicht gebogene Nase, die erdfarbige, pergamentartige Haut — nichts verrät, was dieser gutmütig-verschlafene Mensch im Schilde führt. Das Käppchen behält er auf dem Kopfe.

Er greift mit kaum merkbarer Gier nach dem Pelz und fragt, scheinbar, ohne ihn zu beachten: „Wieviel willst dafür, Herr?"

„Ich weiß nicht, was gibst du, Fürst?"

„Deine Ware, dein Preis, Herr."

Er betrachtet noch den Pelz immer nicht und fragt, als halte er von diesem Geschäft gar nichts: „Hast vielleicht Hosen, Schuhe, ganzen Anzug, Herr!"

Ich markiere humorvolle Ungeduld: „Den Pelz, Fürst!"

Er hält den alten, zertragenen Pelz, der leblos, trübselig dreinschaut, mit gerade vorgestrecktem Arm am Hänger vor sich hin; Gott, wie siehst du aus, mein alter Freund! wie eine Katze, die aus Versehn in einen Topf voll Sauermilch hineingeraten und da drinnen drei Tage und drei Nächte verbracht! Und nun schaust du mich an mit einem leisen, hilflosen Vorwurf. Ja, ich erkenne meinen Verrat; mich überkommt eine Rührung, und Scham und Gewissensbisse ist dabei. Ich rufe Gott als Zeugen an: ich muß. Und dann gelobe ich in meinem geknickten Innern, ich will mit einem ehrenvollen, standesgemäßen Preis für meinen Freund bis aufs letzte kämpfen.

Und nun beginnt eine geradezu religiöse Zeremonie. Der Tatar wirft den Pelz plötzlich auf den Boden und breitet ihn mit fachmännischer Geschicklichkeit mit dem Fell nach unten aus. Der arme Pelz liegt da, mausetot, mit ausgebreiteten Ärmeln, und sieht aus wie ein zu Tode gepeitschter, entknochter Delinquent. Der Tatar steht da, die Hände in die Hüften gestemmt und betrachtet das ohnmächtige Wesen mit ernst und gebieterisch gesammelten Mienen. Dann wendet er den Pelz ebenso hastig um, mit dem Fell nach oben, und mein schwergeprüfter Freund sieht aus wie ein schamlos gewordener Verzweifelter. Der Tatar scheint im Gefühl seiner Würde und Verantwortung gewachsen zu sein, weit über Menschengröße. Seine ganze Nation sieht auf ihn herab, und er wird seinen Mann stehn. Er ist Richter, Rächer, Prophet.

Dann spricht er: „Hosen hast keine, Herr?"

„Höre, ich hab' keine Zeit."

„Zwei Rubel, Herr, willst?"

Nun denke ich einen Augenblick nach, soll ich den Entrüsteten spielen, oder den sichern Geschäftsmann, und sage nach einer Weile mit dem trockensten Tone aufs Geratewohl: „Fünf Rubel."

Der Tatar hebt den Pelz bedächtig vom Boden und legt ihn mit einer Fürsorge, als gehörte er schon ihm, auf das Sofa und sagt, ohne mich anzuschauen: „Drei Rubel, nimmst?"

„Fünf Rubel." Und ich zeige ihm meine Ungeduld.

Nun nimmt er den graugelb und schmutzigrot gestreiften Sack, den er beim Eintritt aufs Sofa gelegt hat, wieder unter den Arm und macht Miene zum Gehen. „Vier Rubel, nimm, Herr", und er greift nach der Hosentasche.

Ich schiele nach meinem armen Pelz hinüber, gedenke des Eides und sage kurz und imposant: „Fünf Rubel".

Also, mit diesem wird's nichts. Mir wird plötzlich so wundersam leicht ums Herz; ich sehe zu meinem lieben Pelz hinüber, wir sind wieder ausgesöhnt, und es ist, als sinken wir uns in die Arme. Es beginnt etwas in mir zu vibrieren, im Herzen bis zur Kehle herauf und ich übertrage diese Liebe auf den Tataren, es ist kein feindseliger Zweikampf mehr zwischen uns. Ich weiß, es sind gutmütige, harmlose Menschen, die Tataren, viel besser als ihr Ruf und ich möchte diesem edlen Repräsentanten seiner Rasse etwas Liebes erweisen. Der Mann hält schon die Türklinke in der Hand und blickt zögernd zur Pforte hinauf.

„Höre mal, Fürst", sage ich, während ich das Schreibtischfach öffne. „Willst du nicht eine Zigarette? Eine ägyptische. Ich habe sie aus Finnland mitgebracht und nicht verzollt." Ich blinzle ihm verschmitzt zu.

Er nimmt die Zigarette und steckt sie mit seiner plumpen Hand in die Tasche. Er sieht mich mit einem tölpelhaft väterlichen Wohlwollen an.

„Warum rauchst nicht? Da hast du noch eine. Sag' mal, was ich dich fragen wollte — warum stellt Ihr diese Metzeleien an, hm?"

Im Nu hat er sein Gesicht umgestellt, etwas Verschlossenes, Verbissenes, Heimliches; er zieht sich zur Tür zurück. „Weiß nicht", sagt er dumpf und abweisend.

„Na, diese Metzeleien an den Armeniern. Sind doch gute Leute?"

„Weiß nicht. War befohlen." Er hat die Tür geöffnet und fügt in einem trocknen Tone hinzu, als wünsche er mir eine gesegnete Mahlzeit: „Mehr bekommst nicht."

Weg ist er. Und ich verstehe die Drohung. Hm, ich hätte jetzt vier Rubel; wahrscheinlich einen Dreirubelschein und einen Silberrubel. Hm, es ließe sich so allerlei machen. Na, denn nicht! Ich gehe aus dem Zimmer und würdige meinen lumpigen, geschundenen Pelz nicht eines Blickes. Mit unserer Freundschaft ist es aus.

Noch am selben Tage, um die Mittagszeit, ging ich durch eine jener schmutzigen, ewig finstern Nebengassen des Wladimir-Prospekts, wo sich die tatarischen Garküchen befinden. Es taute stark, von den Dächern tropfte es und die Mietsdroschken mit ihren Gummirädern holperten vorüber, gerade schnell genug, um einem den Straßenkot ins Gesicht zu spritzen. Vor einer der Garküchen hielt ich für einen Augenblick an und überlegte. Ich wußte, jetzt sitzen die Fürsten beisammen, verzehren mit den Händen ihr Pferdefleisch und beraten über meinen Pelz; dessen Schicksal ist nun bald besiegelt. Soll ich nicht hineingehen und mit ihnen einen Pakt schließen? Aber was kann ich da durchsetzen? Unter den fast

hundertundzwanzig Volksstämmen, die das große Rußland bilden, sind die Tataren sicherlich die gutmütigsten, harmlosesten Leute. Ich sah einmal einen jungen tatarischen Rekruten, der von seinen Kameraden in der herzlosesten Weise gehänselt und verhöhnt wurde, und der ihnen mit soviel nachsichtiger Güte und einlenkender Geduld entgegenkam, daß ich zu Tränen gerührt wurde. Wie ist das nur möglich, daß diese ruhigen, nüchternen, gemächlichen Menschen einmal Rußland überfallen und eine Schreckensherrschaft ausgeübt haben sollen; und manchmal blickt ein atavistischer Haß beim Russen durch, als könne er ihm noch bis jetzt jene Invasion nicht verzeihn. „Ein ungebetener Gast ist schlimmer als ein Tatar", heißt es noch bis auf den heutigen Tag. Das ist alles sehr hübsch, aber bei den Verhandlungen über den Pelz werde ich mit ihnen doch nicht fertig.

Durch die halbangelehnte Tür der Garküche drang ein unsäglich trostloser, armseliger Geruch von schlechtem, billigem Essen auf mich ein, durch die schmutzigen Scheiben sah ich den phlegmatischen faulen Dunst der Speisen mit dem der dadrinnen Sitzenden sich vereinen. Ich erinnerte mich, daß ich um diese Zeit so etwas wie zu Mittag essen sollte und mich überkam ein Gefühl von Übelkeit, Schwäche und Schwindligkeit und ich ging nach Hause zurück.

Am Nachmittag desselben Tages stand vor mir ein junger Fürst und hielt wägend und erwägend meinen armen Pelz, der sich nunmehr wehrlos mit einer ergebenen Duldermiene der Prüfung unterzog, über seinen Arm geworfen und wendete die Schöße phlegmatisch hin und her. Einer genauen Untersuchung gleich seinem Vorgänger unterwarf er indessen das Kleidungsstück nicht, sei es, weil ihm die Kunstgriffe seines Berufes noch nicht geläufig waren, oder sei es, weil ihm das Signalement meines geschätzten Kleidungsstückes von der Garküche her geläufig war. Er sprach noch sehr schlecht russisch, das „R" unterdrückte er gänzlich; nur das eine verstand ich genau: er gab nur drei Rubel, nicht eine Kopeke darüber. Ich blieb unerschütterlich. Er legte den Pelz behutsam auf das Sofa, zögerte und nahm ihn wieder auf den Arm, wie um ihn nochmals zu prüfen. Es war klar, er hatte nicht übel Lust, mir mehr zu bieten, wenn nicht die Disziplin es verboten hätte. Doch ich blieb unerschütterlich.

Er warf mir einen flehenden, hilflosen Kinderblick zu, der zu jeder anderen Zeit mich windelweich gemacht hätte. Doch ich habe den Kampf aufgenommen und will ihn zu Ende führen. Und wie ich ihm in die dunklen, großen, glasperlenartigen Augen sah, hinter denen nichts zu liegen scheint, und die dennoch in Güte und Verschmitztheit leuchten, da fiel es mir urplötzlich ein: das sind Somoffs Augen! unseres wundersamen, köstlichen Somoffs gute Augen. Wenn man diesen vornehmen jungen Meister in Gesellschaft kennen lernt, wird man ihn nicht beachten, bis der Wortkarge in seiner stillen, bescheidenen Art eine Bemerkung fallen läßt, und da horcht man beim dichten und dennoch sammetnen Klang seiner Stimme auf und da bemerkt man seine so intensiv

warmen dunklen Augen, die frei von jeder Nervosität sind und jeder auffälligen Sentimentalität, die den ähnlichen Augen des Semiten als untrügliches Merkmal anhaftet. Und bald merkt man auch, wie vorzüglich gebaut er ist, und dann weiß man, daß es Somoff ist. Nun fällt es einem ein, daß er eigentlich überall, auf seinen Bildern, Zeichnungen, Porzellanfiguren, ja sogar in seinen Frauen, sich selbst immer wiedergibt, nur schlanker, gelenkiger, bald sentimentaler, bald flegelhafter, aber stets belebt von der warmen, einhüllenden Sinnlichkeit seines tatarischen Blutes, verwoben mit der Grazie und den Sentiments der Lermantowschen Welt . . . Denn Somoff ist mütterlicherseits tatarischer Abstammung, was er mit einigem Stolz hervorhebt und auf seinen Selbstbildnissen, besonders den Zeichnungen, bis zur Karikatur unterstreicht.

Über diese Beobachtung wurde mein Herz übervoll, ich zwang den jungen Tataren an das Sofa und bewirtete ihn mit Ägyptischen, wobei ich nicht versäumte, ihm blinzelnd anzuvertrauen, daß sie aus Finnland stammen und nicht verzollt sind. Er steckte sie gewissenhaft in die Tasche. Doch auf den Gang unserer Verhandlungen hatte das alles keinerlei Einfluß. Im Gegenteil, ich weidete mich noch an dem Kampf, den es ihn kostete, unverrichteter Sache wieder fortzuziehen.

Nun beschloß ich in meinem Innern, der ganzen Zunft einen Streich zu spielen und ihre Verschwörung gegen meinen lieben guten Pelz zu vereiteln. Am späten Nachmittag des folgenden Tages machte ich mich auf den Weg, direkt nach dem Winterpalais. Dieser Einfall versetzte mich in eine angenehme Erregung und ich schritt munter und, durch einen flammenden Monolog mein gutes Recht beweisend, den jetzt belebten, muntern Newski hinunter. Ich traf gerade recht, und mein Herz begann freudig zu klopfen, als ich auf dem Holzpflaster des Palastkais einen feisten Tataren erblickte, der mit Schaufel und Karren langsam und bedächtig die Straße reinigte. Ich verlangsame meinen Schritt und zum erstenmal fällt es mir ein, mich zu fragen, warum eigentlich alle Hofknechte des Winterpalais Tataren sind. Soll das ein Symbol der Unterjochung sein, oder aus dem viel einfachern Grunde, weil die guten, harmlosen Tataren die gewissenhaftesten, zuverlässigsten Menschen in Rußland sind, und so ziemlich die einzigen, bei denen man gewiß sein kann, daß sie keines politischen Doppelspiels fähig sind, an keinem Umsturz Interesse haben und auf eigne Faust nichts unternehmen werden.

Ich trete an den Ahnungslosen heran und sage in vertrautem Tone:

„Die Palastbrücke ist entfernt.“ „Siehst ja,“ antwortete er mürrisch, ohne aufzublicken.

„Von wegen des Eisganges,“ füge ich erläuternd hinzu. Und nach einer Pause frage ich, da er mich nicht beachten will: „Sage mal, Fürst, wo ist hier eigentlich die Sonnenseite?“

Er erhebt den Kopf und wendet mir sein unveränderliches, bärtiges Gesicht zu mit den satten, wie in einer Enttäuschung erstarrten Lippen und den schon trüben Augen und antwortet überlegen, belehrend mürrisch.

„Man darf nicht uzen."

Nun bin ich geschlagen und gehe direkt aufs Ziel los.

„Sieh mal, Freundchen, ich möchte nämlich meinen Pelz verkaufen."

Er richtet sich ganz auf und blinzelt mich mißtrauisch an, während ich eifrig hinzufüge: „Verstehst, es wird schon warm, ich brauche ihn nicht mehr."

Ich merk's, er hat angebissen, in ihm geht ein Kampf vor. Er hat's, weiß Gott, nicht nötig noch mit alten Sachen zu handeln. Was man auch aus dem Winterpalais räumen mag, ob Schätze oder Dreck, man wird dabei fett. Aber sein Tatarenherz ist erwacht. So stehen wir uns eine Weile gegenüber, und ich betrachte ihn ruhig. Er trägt auch die graue Tatarenkleidung, ohne jegliche Insignien seiner Würde und ich denke darüber nach, ob ich wohl zwei gleichaltrige Tataren voneinander unterscheiden könnte.

Nach einer Weile fragt er etwas zögernd: „Wieviel soll er kosten?"

„Fünf Rubel, genau fünf Rubel." Ich wollte noch bemerken, daß er einige Ägyptische dazu bekommen werde, aus Finnland, unverzollte, aber ich hielt es für undiplomatisch, davon vorläufig zu sprechen.

Er überlegt wieder und blinzelt mich mißtrauisch an. Sein innerer Kampf dauert mir schon etwas lange, und ich bemerke, wie ein Schutzmann und ein Individuum auf uns aufmerksam geworden sind, und begreife, daß es ein leichtsinniges Unternehmen war, mit diesem verantwortungsreichen Mann sich so öffentlich in Unterhandlungen einzulassen.

„Was für Pelz?" fragt er dumpf und teilnahmslos.

„Was für Pelz? Ich weiß nicht, Fuchs oder Ratten."

Er ergreift wieder die Schaufel mit beiden Händen, beginnt seine nützliche Arbeit und antwortet in seinem gewohnten belehrendem Tone: „Man darf nicht uzen."

Nun wußte ich, daß meine Sache verloren ist, und hatte nur noch für einen guten Abgang zu sorgen. Mit zusammengezogenen Augenbrauen frage ich ihn eindringlich, wie ich jetzt eigentlich nach dem Großen Prospekt der „Petersburger Seite" käme. Er merkt wohl, daß ich ihn noch immer uze, zeigt aber mit der Hand, ohne aufzusehen nach der Nikolaibrücke. Ich sehe hinüber nach der schweren, mächtigen Brücke, gegen deren dicken, zu Eisbrechern zugespitzten Pfeiler die gewaltigen Eisschollen zischend und brüllend anprallen und gleich plumpen, rasend gewordenen weißen Bären sich aufbäumen; während weit dahinter gegen den violett-purpurnen Horizont durch einen feinen bläulich-grünen Nebel die blauschwarzen Silhouetten der Fabriken und Werften sich drohend abheben, und die Brücke selbst von Omnibussen, Droschken, Pferdebahnen und Menschen in einem wahnsinnigen Gewimmel erfüllt ist, als ginge die Revolution

und Weltuntergang vor sich. Ich mache eine großartige Handbewegung nach der Brücke hin und sage mir in Anbetracht meiner feinen Bildung, das ist ein unsäglich kitschiges Bild, merke aber in meinem Innern, daß es mir ungemein imponiert. Alsdann trete ich geordnet den Rückzug an und beschließe, dem Verhängnis freien Lauf zu lassen.

Fürsten kamen und Fürsten gingen, und die Angebote sanken mit jedem neuen Besuch. Mein armer, lebensmüder Pelz lag noch immer auf meinem Sofa und mit gebrochenem Herzen und zu Tode gehetztem Schamgefühl gab er sich den entkleidenden Blicken und lüstern prüfenden Fingern der gierigen Hände preis. Seit ein paar Tagen haben wir miteinander keinen Blick mehr gewechselt. Nun mußte die Sache ein Ende nehmen; länger unter einem Dach konnten wir zusammen nicht hausen.

Am vierten Tage saß auf meinem Sofa ein alter, ehrwürdiger Tatar in einem dunkel weinroten, mit hellblauer und rosaroter Seide gestickten Käppchen. Er mußte wohl ein wirklicher Fürst sein, er rief das Wort „Chalat" ganz richtig, fast wie ein Russe, und ich verbeugte mich, als er mein Zimmer betrat. Eine tiefwurzelnde Menschenverachtung lag auf seinem scharfgeschnittenen Mund und um die Nasenflügel. Beim Anblick und beim Einkauf von alten Sachen hatte er wohl ein großes Stück Menschenkenntnis gesammelt. Ich schenkte ihm meine letzten Ägyptischen (die aus Finnland, die nicht verzollten), denn ich beschloß, daß dies der Würdigste war, meinen Pelz davonzutragen.

Er warf ihn, fast ohne hinzusehen, mit kunstfertigem Griff über den Arm und bot mir einen Rubel.

Ich war sehr zufrieden, fast glücklich und geriet in Geberlaune. Ich schenkte ihm noch zwei alte Filzhüte, die sich die Augen rieben und erstaunt waren, als ich sie ans Tageslicht zog, zwei ebenso ehrwürdige Westen, die zu frösteln schienen, Galoschen, Schuhe. Sein Interesse für Hosen konnte ich leider nicht befriedigen. Dafür aber sagte ich ihm, daß die Tataren sehr nette und liebe Menschen wären, was auf ihn jedoch gar keinen Eindruck machte. Als sein graugelb und schmutzigrot gestreifter Sack den Schlund auftat und mein Pelz sich kopfüber hineinstürzte, war es mir für einen Moment, als steckte ich noch selber darin; es war wie eine Halluzination.

Der letzte und ehrwürdigste Fürst ging, und auf dem Tisch lag ein blinkblanker Rubel. Nachher erinnerte ich mich, daß ich ein Halstuch und ein Paar Handschuhe im Pelz vergessen, die eine Saison mit mir ein Stück Wegs noch hätten gehen können.

Für einen halben Rubel kaufte ich mir nun ägyptische Zigaretten (jedoch diesmal verzollte) und für den Rest ein starkes Pulver, um damit das Sofa zu denaturalisieren, auf dem im Laufe der Verhandlungen die Fürsten gethront.

Dämmerung / von Oskar Loerke

Dein Weg und was daran hängt, fällt vom Schuh — —
es dreht und schwankt und senkt sich immerzu.

Nun wird die Erde klein, das Weltall groß,
die Erde sinkt, ihr Wald verschrumpft zu Moos.

Schon eine Hand nimmt Weimar, Golgatha,
drückst du sie zu, so sind sie nicht mehr da.

Kopfunter turnt die Spinn' den grauen Zwirn:
dem ihren gleich ist Mozarts klingend Hirn.

Und Festungen und Harems, Stadt und Dorf
versinken mit, sind Aussatz, bunter Schorf.

Und das Gebirg samt seinem Schnee und Wind
ist nur ein Vogelkot und grauer Grind.

Was rast das Meer! — Und gar das Meer in Euch,
was Wollust! Und was Seelenflugs Gekeuch!

Der Gaurisankar kaum ein Pünktchen Weiß, —
die ganze Kugel eine Perle Schweiß,

die sich aus deiner großen Angst ergoß:
du wardst zum plumpen, heimlosen Koloß

und schreist: „Wie schlüpf ich in den Tropfen ein!
Ich will in ihm ans Kreuz genagelt sein!

Je blasser und je winziger sie ward,
je größer, näher ist mir meine Art."

Dein Hirn wird schwer und fällt in hartem Stoß,
bis wieder klein die Welt, die Erde groß.

Prozeß Friedjung/ von Hermann Bahr

Oesterreich ist ein Verband von Nationen, die alle das Gefühl haben, es wäre für jede besser, entweder einem anderen Staat oder sich allein zu gehören. Das österreichische Problem ist nun, diese sich abstoßenden, einander fliehenden Nationen zusammen zu halten. Man hat dies einige Zeit dadurch versucht, daß man eine von ihnen, die wichtigste, die vermeintlich gefährlichste, die deutsche, über die anderen herrschen ließ, in der Hoffnung, wäre sie nur erst durch die Lust an der Macht für den Staat gewonnen, mit ihr dann schon auch die anderen im Zaum halten zu können, denen man gelegentlich überdies unter der Hand zu verstehen gab, daß ein Wechsel in der Macht ja nicht ausgeschlossen und wenn einmal eine von ihnen durch ihren Gehorsam, ihr vaterländisches Gefühl, ihren Staatssinn noch bessere Bürgschaften zu stellen scheine als die jetzt herrschende, es ganz gut möglich sei, unter Umständen einen Tausch zu versuchen, wodurch zugleich der herrschenden wieder bange genug gemacht wurde, um zu verhindern, daß von ihr jemals die Herrschaft völlig ausgenützt worden wäre. Die eine bevorzugte Nation wurde also eben durch den Genuß dieses Vorrechts, aber auch durch die versteckte Drohung, es ihr ja wieder entziehen zu können, die anderen unterdrückten Nationen wurden durch Gewalt, durch Furcht und durch den heimlich genährten Wunsch, selbst auch einmal unterdrücken zu können, veranlaßt, ihre Abneigung gegen den Staatsverband zwar keineswegs aufzugeben, aber doch einstweilen, wie man das in Österreich zu nennen pflegt, „zurückzustellen“. Dies ist ein Lieblingswort in Österreich, hier muß in einem fort, um nur überhaupt zum nächsten Tag gelangen zu können, immer wieder irgend etwas „zurückgestellt“ werden. Schon froh, sich nur des Augenblicks zu entledigen, haben denn die Staatskünstler auch unser eigentliches Problem „zurückgestellt“: der tiefen Abneigung unserer Nationen gegen den Staatsverband innerlich Herr zu werden ist gar niemals versucht worden, sondern nur ihre äußeren Wirkungen unschädlich zu machen, durch Ableitung des nationalen Gefühls auf irgend einen unmittelbaren Vorteil, dem zuliebe man sich entschließt, die nationalen Hoffnungen zu vertagen, da nun der Mensch einmal wenig geneigt ist, einer ungewissen Zukunft die Gunst der Gegenwart zu opfern. In einem fortwährenden Handel mit den Nationen hat sich die östreichische Staatskunst hingeschleppt. Sie nahm die Abneigung der Nationen gegen den Staatsverband als eine nun einmal gegebene, durchaus unabänderliche, ja sozusagen im Staatshaushalt anerkannte Größe hin, und das Staatsgefühl oder wenigstens die Bereitschaft, am Staatswesen teilzunehmen

oder doch es nicht zu stören, suchte sie sich, soweit ihr das unentbehrlich schien, von Fall zu Fall gegen Bezahlung oder Promessen zu verschaffen. Der Preis, den sie bot, war natürlich um so höher, je stärker die Staatsabneigung schien, die man einer Nation abzukaufen genötigt, und je größer die Staatswilligkeit, die die Nation im Augenblick zu liefern bereit war. So hatte jede Nation denn alles Interesse, sich zugleich als möglichst gefährlich, wenn das Geschäft nicht zustande käme, aber auch als möglichst ergiebig für den Staat, wenn nur erst einmal der Handel geschlossen wäre, und schließlich die anderen Nationen als unzuverlässige Lieferanten von Staatstreue darzustellen. Um sich wirtschaftlichen Vorteil und politische Macht zu sichern, mußte jede Nation zunächst drohen, dann aber ebenso kriechen können. Sie mußte den Eindruck erwecken, es sei höchste Zeit sie zu kaufen, aber auch den Eindruck, es lohne sich sie zu kaufen. Jede Nation hatte deshalb, um sich wirtschaftlich und politisch behaupten zu können, abwechselnd Irredentisten und ebenso Patrioten nötig, um nach Bedürfnis aufzuwarten: mit jenen, wenn es galt, Furcht, mit diesen, wenn es galt, Vertrauen einzuflößen; und da unsere Nationen nicht reich an Personal sind, wurde sogar oft die Rolle der Irredentisten mit denselben Männern besetzt wie die der Patrioten, es ist bei uns nicht selten, daß ausgediente Hochverräter Exzellenzen werden. Erst die Demokratie hat nun den Gedanken gehabt, von diesem Verfahren abzulassen, das gar nicht versucht, die Nationen innerlich zu gewinnen, sondern alles getan glaubt, wenn nur wieder ein Preis gefunden ist, der eine Nation bestimmt, ihre Staatsabneigung solange zum Schweigen zu bringen, bis das Budget bewilligt ist. Unsere Demokratie will anders verfahren: indem sie nun ein neues Österreich entwirft, mit dem gleichen Recht für alle Nationen, sich ihrem inneren Sinn gemäß zu entwickeln und selbst ihr Schicksal zu bestimmen, wodurch sie hofft, jene Abneigung gegen den Staat zu stillen, ja mit der Zeit vielleicht in Zuneigung umzuwandeln. Alle Demokratie ruht ja doch auf der Wahrnehmung, daß das Individuum in der Berührung mit anderen stärker wird, ja durch sie recht eigentlich erst ganz zu sich selbst kommt. Es ist falsch, ihr nachzusagen, sie beschränke den Einzelnen, indem sie ihn an die Gemeinschaft bindet. Nein, sie tut dies vielmehr, weil sie ihn eben dadurch erst auszudehnen und desto tiefer zu erfüllen glaubt. Daß der Mensch in der Vereinzelung, von den anderen abgeschlossen und in sich eingezogen, sich geringer entfalte als in der Wärme der Reibung an anderen, die Funken aus ihm schlägt, durch welche sein tiefstes Wesen erst entbrennt, ist der Glaube der Demokratie, der sie nun auch hoffen läßt, daß ebenso Nationen, anderen zugesellt, ihres eigenen Lebens mächtiger werden als von ihnen abgesperrt. Hat sie recht, so wäre damit zum erstenmal der Grund zu einem wirklichen Österreich gelegt. Keine Nation wird ein Opfer bringen, weil man ihr sagt: Der österreichische Staat braucht es! Sie wird antworten: Aber wir brauchen ja diesen Staat

nicht! Erst wenn sie einsehen lernt, daß sie durch diesen Verband mit anderen Nationen fähiger zu sich selbst und selbst ihres eigenen Wesens nun erst ganz bewußt und zur Erfüllung ihres tiefsten Sinns ermutigt wird, kann sie bereit sein, sich hinzugeben. Durch die Demokratie wird zum erstenmal ein Versuch unternommen, Österreich möglich zu machen.

Wir sind aber noch nicht so weit. In der Gesetzgebung sind wir demokratisch geworden. Nicht in der Verwaltung. Noch weniger in unserer Gesinnung. Demokratie fußt im Glauben an Liebe. Der einzelne Mensch erlebt, daß er, indem er sich für einen anderen aufzugeben und selbst in ihm zu verlöschen scheint, sich eben dadurch erst findet und nun erst sein eigenes, ihm bisher verborgenes Leben erkennt. Dieses Erlebnis nennen wir die Liebe und die Demokratie wendet dieses Erlebnis des Einzelnen im allgemeinen an. So weit sind wir aber in Österreich noch immer nicht. In der Gesinnung, in den Sitten sind wir ganz undemokratisch geblieben. Die Demokratie glaubt, daß kein einzelner Mensch allein die Wahrheit hat, sondern daß erst aus allen einzelnen Meinungen zusammen, indem eine befruchtend auf die andere stößt, die Wahrheit entsteht. Die Demokratie glaubt, daß keiner jemals recht hat und daß alle immer recht haben. Die Demokratie glaubt, daß jeder nur ein Teil ist, der erst, ins Ganze gesetzt, sich selbst erkennen und sich selbst erfüllen kann. Wir sind noch nicht so weit. Wir glauben noch immer, daß jeder des anderen Feind sei, und wer einer anderen Meinung ist, muß bösen Willens sein; Widerspruch können wir uns nur aus Niedertracht erklären, Duldung einer fremden Meinung scheint uns Verrat an der eigenen und wer anders denkt, der irrt oder lügt uns. Unseren Sitten, unserer Gesinnung nach sind wir noch immer im alten Österreich der gegenseitigen Verdächtigung, der gegenseitigen Verläumdung, der gegenseitigen Verachtung, des allgemeinen Hasses, des allgemeinen Neides, des allgemeinen Mißtrauens.

Nun lebt unter uns eine sehr arme, wirtschaftlich schwache, geistig ungemein begabte, menschlich wertvolle, politisch ratlose, nirgends recht eingefügte, staatlich ganz vernachlässigte, in unserem Staatswesen umherirrende Nation, die Serben. In Ungarn sind sie verdächtig, nach Österreich auszublicken. In Österreich sind sie der Hinneigung zu Ungarn verdächtig. In Ungarn möchte man sie benützen, Österreich Schwierigkeiten zu machen. In Österreich möchte man sie gern gegen Ungarn verwenden. Wie sie sich immer stellen mögen, irgendwo machen sie sich immer verdächtig. Sie und die Kroaten sind eigentlich, der Rasse nach, der Sprache nach, ein und dieselbe Nation. Aber die Geschichte hat sie getrennt, bis sie, vor wenigen Jahren erst, die gemeinsame Not wieder vereint hat. Nur können ihnen ja die Kroaten auch nicht viel helfen, weil es diesen selbst nicht anders geht; auch sie stoßen ja bei jedem Schritt an Hochverrat. Im kleinen zeigt sich das manchmal auf eine derb komische Art. Da ist in Agram nun

eine sehr tüchtige, sehr eifrige, sehr ehrgeizige Gruppe von jungen Malern. Man kann sich denken, daß ihnen der Agramer Markt in keiner Weise genügt. Sie möchten draußen beweisen, was sie können; in die großen internationalen Ausstellungen zieht es sie. Aber dort einen eigenen Saal einzunehmen sind ihrer nicht genug und sie haben auch nicht das Geld dazu. Bei wem sollen sie also ausstellen, in welcher Abteilung? Als Ungarn? So verlangt mans ja von ihnen in Budapest, da sie doch politisch nach Ungarn gehören. Aber dies dürfen sie nicht wagen, der Haß ihrer Landsleute gegen Ungarn ist zu stark, sie wären Verräter. Im österreichischen Saal? Die Wiener hätten nichts dagegen, sie gastlich aufzunehmen. Aber dies dürfen sie nicht wagen, sie sind ja von Budapest abhängig, das Stipendien und Staatsaufträge zu vergeben hat, und, als Österreicher ausstellend, wären sie doch in Budapest Verräter. Sie haben sich also nicht anders zu helfen gewußt als durch ihre Vereinigung mit den jungen Malern in Belgrad und Sofia. Vor einigen Jahren haben sie mit diesen einen Verein südslawischer Künstler, Lada, gebildet, zu dem Zweck, gemeinsam internationale Ausstellungen zu beschicken. Dadurch haben sie's in Wien und Budapest vertan, seitdem gelten sie hier und dort als Verräter. Man muß zugeben, daß es ihnen recht schwer gemacht wird, nicht Verräter zu sein. Wie ein Serbe, wie ein Kroate sich irgendwie geistig zu regen beginnt, ist er schon ein Verräter. Ein eigenes Leben, ihrer Vergangenheit gemäß, ihrem innern Sinn gemäß können sie nicht entwickeln, ohne sich dadurch sogleich der Trennung von Ungarn verdächtig zu machen. Zwar zwinkert man ihnen dabei von Wien aus aufmunternd zu, aber nie hat ihnen Wien geholfen. Wohin soll sich die Gier ihrer jungen Kraft nach Entwicklung, der Wunsch, sich geistig anzuschließen, die Lust zu streben und zu wirken, also wenden? Ist's ihnen zu verdenken, wenn sich in ihrer grenzenlosen Verlassenheit einmal die letzte Hoffnung regt, daß vielleicht Serbien wirklich das Piemont der Südslawen werden könnte? Sie haben auf Wien vertraut, Wien hat sie Ungarn preisgegeben. Sie haben versucht (in jener törichten Resolution von Fiume) auf Ungarn zu vertrauen, Ungarn hat ihnen alles versagt, was sie wirtschaftlich und geistig brauchen. Wär's ein Wunder, wenn sie, überall verraten, überall betrogen, in der letzten Not ihre Rettung auf Serbien setzten? In der Tat scheint es unter der kroatischen und serbischen Jugend solche Wünsche, solche Hoffnungen zu geben und sie könnten zu einer politischen Romantik führen, ähnlich jener, die unter Taaffe, nach Kuchelbad, die deutsche Jugend in Österreich betört hat; wir alle sind damals Irredentisten, Landesfeinde, Hochverräter gewesen, was uns übrigens nicht verhindert hat, diesem so verhaßten Staat später eine Reihe von Ministern, Hofräten und Patrioten zu liefern. Ich selbst bin damals, fünfundzwanzig Jahre ist das her, von der Wiener Universität mit Schimpf und Spott ausgewiesen worden, weil ich auf einem Kommers zum Andenken Richard Wagners

eine vage großdeutsche Gesinnung zu erkennen gab. Daher weiß ich (von Freunden zu schweigen, denen es jetzt als Exzellenzen vielleicht unbequem wäre, daran erinnert zu werden, wie kurz es her ist, daß auch sie, einiger Kornblumen oder ihres schwarz-rot-goldenen Bandes wegen, der Verschwörung mit Bismarck bezichtigt wurden) aus eigener Erfahrung, wie grenzenlos albern es von den Regierenden ist, die schwärmende Trunkenheit junger Leute zu fürchten und Träumer, die, bis nur erst der junge Schwall verraucht ist, von selbst erwachen, an ihrer Freiheit, an ihrer Ehre zu bedrohen, wodurch man höchstens Märtyrer macht, unter denen manch einer aus Trotz dann weitergetrieben wird, als ihm sonst jemals eingefallen wäre. Ich glaube die Stimmung der Menschen in Dalmatien und Kroatien zu kennen, ich habe die Angeklagten in jenem unseligen Agramer Prozeß gesehen und ich kann versichern, der unerschütterlichen Überzeugung zu sein, daß es in ganz Kroatien und ganz Dalmatien sowenig einen Landesverräter gibt als damals unter uns deutschen Studenten von 1880. Wir wollten Deutsche sein und da uns dies unter Taaffe verboten schien, sehnten wir uns nach Deutschland. Sehnsucht fällt unter kein Strafgesetz. Seitdem haben wir uns in Österreich wohl fühlen gelernt. Sie wollen Serben sein und mancher der das serbische Volk von Österreich oder von Ungarn bedroht glaubt, mag sich vielleicht in bangen Stunden nach Serbien sehnen. Ich sehe nicht ein, warum ihre Sehnsucht strafbarer sein soll als unsere. Ob sie auch ihnen vergehen und auch für sie die Zeit kommen wird, sich in Österreich wohl zu fühlen, hängt von Österreich ab. Solche Hochverräter heilt man nicht durch Drohungen, sondern indem man ihnen die innere Berechtigung, ja jeden Vorwand zum Hochverrat nimmt. Wofür wir das beste Beispiel an Andrassy haben.

Ich habe Zeugen, denen ich, als im März 1909 Friedjung eine großserbische Verschwörung behauptete, in die angesehene kroatische und serbische Politiker verwickelt wären, nach meiner Kenntnis dieser Menschen sogleich beteuerte: Dies ist unwahr und Friedjung, an dessen gutem Glauben zu zweifeln ich keinen Grund habe, muß betrogen worden sein; denn soweit sich überhaupt ein Mensch jemals für einen anderen verbürgen kann, will ich mich verbürgen, daß unter diesen Beschuldigten kein einziger schuldig ist! Aber es hieß, Friedjung hätte Beweise. Mir war vom Anfang an gewiß: Dann sind sie gefälscht! Jetzt ist das jedem gewiß. Vor Gericht ist erwiesen worden, daß die „Dokumente", mit denen Friedjung drohend geprahlt hat, Fälschungen sind. Friedjung selbst hat dies schließlich zugestehen müssen. Keine seiner Anklagen ist von ihm bescheinigt, sein Verdacht durch nichts beglaubigt oder auch nur wahrscheinlich gemacht worden, kein Schatten auf den Beschuldigten liegen geblieben. Und nur eins versteht man nicht: wie denn der ernsthafte, wohlmeinende, ja gelehrte Mann, für den man Friedjung immer noch gern halten möchte, sich auch nur einen Augenblick lang von „Dokumenten" täuschen lassen konnte, denen die

Fälschung an der Stirne geschrieben steht; es ist dargetan worden, daß ihrem Verfasser durchaus jede Kenntnis der Menschen und aller Verhältnisse fehlt, die zu verraten er gedungen war, ja daß er sogar des Sprachgebrauchs unkundig ist; er war für das Geschäft allein auf eine kindisch abenteuerliche Phantasie angewiesen und hat sich in Imaginationen bewegt, die lebhaft an die drollige Burschenverschwörung in Immermanns Epigonen erinnern. Wie konnte Friedjung auch nur auf den ersten Blick einer Täuschung erliegen, die kaum dem argwöhnischen Gemüt eines überall Bomben witternden Konfidenten zuzumuten wäre? Er hat sich auf den Grafen Ährenthal berufen und seine Freunde sagen, auf den Kredit des Grafen hin habe er daran geglaubt. Woraus man ersehen mag, wie schwer es für einen regierenden Grafen sein muß, Urkunden oder was sich dafür ausgibt, prüfen zu lassen, wenn jeder, dem er sie zeigt, schon dadurch allein, daß der Graf sie ihm zeigt, so geblendet wird, daß er sich aus lauter Respekt vor dem Grafen und in der Rührung, eines so hohen Auftrages gewürdigt zu sein, sogleich jedes Zweifels, jedes kritischen Urteils und aller Besinnung begibt!

Es mag nun aber wunderlich scheinen, daß so viele Leute bei uns jenen Beschuldigungen gern geglaubt hätten. Wären sie bewiesen worden, dann hätten wir also ein Volk unter uns, dessen Führer und Vertrauensmänner fähig sind, im Krieg das Land an den Feind zu verraten; und es bliebe uns nach Vernunft und Gerechtigkeit kaum gut etwas anderes übrig, als dieses Volk je eher je lieber von uns abzutrennen. Wurden diese Beschuldigungen bewiesen, so war vor Europa der Beweis erbracht, daß eins unserer Völker uns innerlich schon völlig verloren ist und nur allenfalls durch Waffengewalt noch einige Zeit äußerlich behauptet werden kann. Dies hat Friedjung, der Patriot, vor Gericht erhärten wollen. Und es haben sich Leute gefunden, denen ein Beweis dafür erwünscht gewesen wäre. Das war an dem ganzen Prozeß eigentlich das Merkwürdigste. Es zeigt, daß wir Parteien haben, denen die eigene Macht wichtiger ist als das Vaterland. Es galt ihnen, um jeden Preis die Südslawen zu vernichten. Die Partei, die zurzeit noch (während dies geschrieben wird; vielleicht nicht mehr, wenn es gedruckt sein wird) über Ungarn herrscht, will die Südslawen vernichten, weil sie daran verzweifelt, sie zu Ungarn zu machen. Ein Rest von Altösterreichern, der nicht vergessen kann, will die Südslawen vernichten, weil er dadurch Ungarn zu treffen glaubt. (Jene Ungarn und diese Altösterreicher können ihnen die Fiumaner Resolution nicht verzeihen: jene nicht, weil die dort angestrebte Verständigung der Südslawen mit Ungarn mißlungen ist; diese nicht, daß überhaupt von den Südslawen eine Verständigung mit Ungarn jemals angestrebt worden ist.) Ein Teil der Deutschen endlich, jenes vermeintlich freisinnige Bürgertum, das zufällig zurzeit (da dies geschrieben wird, aber kaum mehr solange, bis es gedruckt sein wird) einen dünnen Schein von Macht in

den ängstlichen Händen zu haben glaubt, will die Südslawen vernichten, weil es ihnen die Kraft zutraut, Österreich slawisch zu machen, ja diese vordringende Kraft schon überall in allen Gliedern spürt. Daß an jene gefälschten Dokumente jemals auch nur einen Augenblick lang geglaubt und daß dieser Prozeß gegen die Südslawen überhaupt eingeleitet werden konnte, das beweist, daß in jeder der drei Parteien, in jenen Ungarn und den Altösterreichern und diesen Deutschen, der Wunsch, ein Volk zu schlagen, dessen sie sich nicht bedienen können, stärker ist als alle Sorge um das Vaterland. Sie möchten sich jetzt freilich ausreden, indem sie diplomatisch tun und vorgeben, jene Verdächtigungen und Verläumdungen der Südslawen wären notwendig gewesen, um vor Europa, ja vor uns selbst Bosniens Annexion und unseren Drang nach dem Balkan zu rechtfertigen. Dies ist zu dumm, um erst widerlegt zu werden. Haben wir das Bedürfnis, wirtschaftlich oder politisch, auf den Balkan zu gehen, so ist dies allein Berechtigung genug. Wozu ein Staat oder ein Volk den Willen und die Macht hat, darauf hat er ein Recht, das ihm durch nichts bestritten werden kann als durch einen stärkeren Willen und durch eine höhere Macht. Bemächtigen wir uns des Balkans, so werden wir dadurch allein schon ermächtigt da zu sein.

Wer hat nun aber die Dokumente gefälscht? Ich begreife heute noch nicht, warum Friedjung den Spion nicht genannt hat. Ich an seiner Stelle hätte ihn vorgeführt: Da, beweise, daß du uns nicht um unser gutes Geld betrogen hast! Man hat mir entgegnet, dies könne man einem Menschen nicht antun, er hätte doch Unannehmlichkeiten haben können. Aber man kann es fünfzig unbescholtenen, um ihr Land hochverdienten, ehrenwerten Führern des kroatischen und des serbischen Volkes antun, sie des Landesverrats und der Bestechung zu verdächtigen? Man kann es einem alten österreichischen General antun, ein Verschwörer mit dem Feind zu heißen? Man kann es solchen Prachtmenschen wie Supilo und Popovic, die an Geist, Willenskraft und Mut den besten Männern in Österreich nicht nachstehen, antun, daß sie erst beweisen müssen, sich nicht verkauft zu haben? Dies kann man und wird erst plötzlich sentimental, wenn es sich um einen Schandbuben von käuflichem Angeber handelt, und schont eine einzige Ehre, die des einzigen, von dem es, ob er für das Geld nun echte oder falsche Dokumente geliefert hat, vom Anfang an feststeht, daß er, auf jeden Fall, ehrlos ist. Den schont man, den allein. Das ist doch ein höchst fragwürdiges Zartgefühl und so rührende Züge von unbegreiflicher Zärtlichkeit bei sonstiger Grausamkeit finden sich wirklich nur noch in der Diebsmoral. Hielt man seine Dokumente für echt, warum wollte man ihn nicht zwingen, vor Gericht dafür einzustehen? War er denn genötigt, nach Serbien heimzukehren? Es hätte sich doch sicher für ihn ein schöner Posten bei uns finden lassen. Zweifelte man aber an seinen Dokumenten selbst, warum einen schonen, der

dann nicht bloß ein Verräter, sondern auch noch ein Betrüger war? Warum den Betrüger noch schützen vor der Entdeckung seines Betrugs? Dies alles ist nicht aufgeklärt worden.

Wer war der Verräter, wer war der Betrüger? Wer hat die Dokumente gefälscht? Wo sind sie gefälscht worden? In Belgrad kaum. Dies ist ganz unwahrscheinlich, denn sie zeigen sich mit Belgrader Sitten, mit Belgrader Menschen, mit allen Verhältnissen dort so wenig vertraut, daß man sie keinem zumuten kann, der auch nur einmal einige Zeit in dieser Stadt unter diesen Menschen zugebracht hätte. Eher könnten sie in Agram verfertigt worden sein. Und es wird ja jetzt geflissentlich erzählt, daß schon der Vater des Baron Rauch sich gegen seine Gegner gern gefälschter Zeugnisse bedient habe. Man scheint damit anzudeuten, daß sich in gewissen Familien gewisse Methoden forterben. Vielleicht wird Friedjung selbst nicht ruhen, bis er den nennen kann, der ihn so betrogen hat; und wärs nur, um sich zu rächen, für seine tiefe Beschämung, aus der wir alle doch einen Mann, der, nehmt alles nur in allem, Verdienste hat und guten Willens war, sich wieder erheben zu sehen wünschen.

Immer aber kehrt dann die Frage wieder, wie denn nur Fälschungen von so lächerlich unglaubwürdiger Art Glauben finden konnten, so sehr auch bei vielen der eigene Wunsch nachgeholfen haben mag. Friedjung hat ihnen geglaubt, sagen seine Freunde, auf den Kredit des Grafen Ährenthal hin. Sei's; wenn es auch allem Herkommen deutscher Wissenschaft widerspricht, sich's so leicht zu machen. Aber auf wessen Kredit hin hat ihnen der Graf Ährenthal geglaubt? Es sieht ihm, der sich in Gefahren besonnen gezeigt hat und der doch lange genug in Petersburg war, um in der Verlogenheit von Konfidenten Erfahrungen zu haben, nicht ähnlich, Gespenster eines Spions zu fürchten. Und auf wessen Kredit hin hat ihnen (Friedjung hat sich auch darauf berufen) gar der Thronfolger geglaubt, der als ein bedächtiger, gerecht abwägender, nicht leicht zu verwirrender, eher zu Mißtrauen geneigter, jähen Stimmungen und Wallungen unzugänglicher Mann geschildert wird, und der es ja doch auch nicht nötig hat, den immer gleich aufflammenden Patrioten zu spielen? Dies könnte vermuten lassen, daß hinter den gefälschten Dokumenten vielleicht irgend ein noch unbekannter, noch ungenannter Bürge stand, der durch seinen Nachdruck für sie Gewähr bot, stark genug, um jeden Zweifel abzuschlagen. Der Thronfolger gilt für einen, der den Wert der Slawen für Österreich erkennt. Er hat den Ruf, selbst zu denken und selbst zu wollen. Viele bemühen sich um Macht über ihn; er hat noch allen widerstanden. Durch Schmeichelei, durch die gemeinen Bezeugungen überfließender Ergebenheit, durch alle Niedrigkeiten der Winkelpatrioten ist ihm bisher nicht beizukommen. Es droht uns also ein Regent, dessen sich noch keine Kamarilla bemächtigt hat. Ganz lustig ist es zuzusehen, wie sich ihm jeden Tag eine andere anzubieten versucht. Bisher noch immer vergebens. Wie, wenn sich nun einer

des Mittels erinnert hätte, das noch bei keinem unserer Fürsten versagt hat: der Furcht? Wenn sich einer dieser ungeheuren Fälschung erkühnt hätte, um durch Furcht diesen einsamen, so verschlossenen, selbstwilligen Mann an sich selbst irre zu machen? Gar nicht der Südslawen wegen also, sondern nur deshalb gerade, weil der Fürst den Südslawen vertraut hat! Er hat den Südslawen vertraut, er soll erleben, daß er sich in ihnen getäuscht hat! Gar nicht sein Zutrauen zu ihnen bloß, sondern sein Vertrauen auf sich selbst soll zerbrochen werden, sein Mut zum eigenen Urteil; sein Stolz ein Eigener zu sein, der sich auf sich selbst verläßt! Des so zerbrochenen, in allen Hoffnungen getäuschten, an sich irre gewordenen, ratlosen und verstörten Manns wird man, hat ihn nur die Furcht vor verborgenen Feinden überall erst gar gekocht, habhaft werden können! Der Plan wäre nicht so dumm und er wäre ganz im altösterreichischen Stil. Aber ich muß gestehen, daß ich die Richtigkeit dieser Vermutungen nicht beweisen kann, die freilich nicht bloß die meinen sind.

Bis zur Demokratie sind wir in Österreich eigentlich anonym regiert worden. Denn weder die Dynastie noch die Nation, auf die sie sich, um ihrer Weltpolitik willen, zu stützen schien, hat über Österreich geherrscht, sondern ein Zwischenwesen mit doppeltem Gesicht, die Dynastie durch Drohungen erschreckend, zur Nation mit Versprechungen zwinkernd: der Familienverband unserer Bureaukratie. Ihre Methode war, sich die Dynastie durch Furcht vor immerwährenden Gefahren, die Nationen durch Neid auf einander, Eifersucht und Argwohn gehorsam zu machen; und ihre Haupttätigkeit war denn allein, das Verhältnis der Dynastie zu den Nationen und das Verhältnis der Nationen untereinander so zu trüben, daß jeder in jedem seinen Feind, in ihr noch allein den Retter sah. Unsere ganze Geschichte hat seit hundert Jahren keinen anderen Inhalt als daß eine geheime Gesellschaft, eine Camorra, eben unsere Bureaukratie, nichts als den Vorteil ihrer Familien im Sinn, auf eine geradezu genialische Art der Reihe nach den Staat, die Kirche, den Thron, alle Völker und alle Klassen betrügt, alle gegen alle ausspielt und indem sie dafür zu sorgen weiß, niemals den Haß, die Furcht und den Neid verlöschen zu lassen, ungestraft im Gedränge das ganze Land ausplündern und sich die Taschen füllen kann; diese Zeit über ist die Staatsräson Österreichs immer nur die Herrschaft der Staatsdiener über den Staat, über die Kirche, über die Dynastie, über alle Völker und über alle Klassen gewesen. Weshalb auch alle Bewegungen Europas, sobald sie nach Österreich schlagen, immer einen so fatalen Zug bekommen, denn sie werden hier, seien sie Bewegungen von Ideen oder der Wirtschaft, sogleich von unserer auflauernden Bureaukratie stets erst wieder umgefälscht, bis aus jeder Bewegung endlich wieder nur eine neue Verwirrung und Verwüstung wird. Diese Bureaukratie, ebenso monarchisch als, wenns gerade darauf ankommt, revolutionär gesinnt, heute kirchlich tuend, morgen liberal, patriotisch erregt, deutsch aufwallend, tschechisch entrüstet, wie

sie's gerade brauchen kann, neidisch auf jeden Wohlstand, tückisch gegen jedes Verdienst, zynisch bis zur Niedertracht, mit allen Frechheiten und allen Feigheiten, allem Dünkel und aller jämmerlichen Angst, dem inneren Schmutz und dem bösen Gewissen von Bedienten, denen der Rücken noch von Prügeln juckt, seelenlos, aller menschlichen Empfindung entwöhnt, unfähig eines lebenden Gedankens, weibisch, greisenhaft, jetzt gar in ihrer Verzerrung durch Todesangst unheimlich und lächerlich grotesk, setzt nun noch einmal alles ein, was sie nur an List, Gewalt und Ruchlosigkeit aufzubieten hat, um Österreich zu verhindern. Sie weiß, daß ihr Ende schlägt, wenn es ihr nicht gelingt, die Demokratie, die schon bis in das Gesetz eingedrungen ist, doch noch zu bezwingen. Sie weiß, daß jede wirkliche Kraft, die sich nur erst einmal auf sich selbst besinnt, mit ihr unversöhnlich ist. Sie weiß, daß es ihre letzte Hoffnung ist, unsere Kräfte durch täglich von neuem erregten Haß aneinander aufzureiben. Daher haßt sie den Grafen Ährenthal, als einen, den sie der österreichischen Kraft bewußt glaubt. Daher fürchtet sie den Thronfolger, als einen, der ihr verdächtig ist, ihre Netze zu zerreißen. Und ihr, die sich mit einer ja wirklich an sich bewundernswerten Kunst durch den Nationalismus allmählich aller Nationen für ihre eigenen Zwecke bemächtigt hat, wäre schon auch in der ungeheueren Spannung dieser letzten Stunde das Bubenstück solcher Fälschungen zuzutrauen.

Ein sehr kluger Mann hat mitten im Prozeß, als es einen Augenblick schien, selbst die Geschworenen könnten vielleicht den Verläumdungen erliegen und in dieser giftigen Luft von Verdacht und Argwohn ersticken, zu Friedjung gesagt: „Friedjung, ich warne Sie, besinnen Sie sich, Österreich ist in Gefahr, daß Sie freigesprochen werden!" So paradox es dem Friedjung klang, der kluge Mann hatte recht. Wie wären wir dagestanden, mit einer Nation unter uns, deren Anführern, geistigen Vorstehern und Seelsorgern Bestechung und Hochverrat nachgewiesen worden wäre? Wohin hätten wir uns vor Scham verkrochen? Wann jemals wieder den Mut, die Zuversicht gefunden, eine Tat zu wagen? Wer hätte noch dem Nachbarn trauen können? Wer sich noch erkühnt, Österreich für möglich zu halten? Aber die Gefahr ist weg, die Verläumdungen sind zerrissen, die Luft wird wieder rein. Viele fangen nun doch langsam an, sich zu wundern, daß sie jemals an Österreich so verzweifeln konnten, bis zu so schimpflichem Verdacht. Sich zu wundern und sich zu schämen. Als der junge Goethe Lavater zum erstenmal gesehen, schrieb er: „Ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat; wie ganz anders wird doch alles!" Tausende haben sich bei uns jetzt, erstaunt und beschämt, dasselbe gesagt. Hier sind endlich einmal Südslawen, die wir geneigt sind uns als Fremdlinge, ja Halbwilde zu denken, Aug in Aug mit uns gestanden und wir haben in ihnen Männer der reinsten Gesinnung, des redlichsten Willens und einer vollkommenen Bildung erkannt, unserer Denkart gemäß und

unserer Teilnahme wert. Wie ganz anders wird doch alles! Seltsames Land freilich, das erst ein hochnotpeinliches Gericht braucht, damit sich seine Kinder einmal sehen und kennen lernen! Und vielleicht beginnt nun manch einer darüber nachzudenken und es fällt ihm ein, daß ja, wie sich hier alles als Lüge gezeigt hat, was man von den Südslawen glaubt, ebenso vielleicht dieser ganze Haß aller Völker gegen alle nur in Lügen wohnt. Über Nacht wird der österreichische Wahn ja kaum zu heilen sein. Aber ein Anfang wäre jetzt gemacht. Wir könnten an diesem Beispiel lernen, daß wir lieber einander erst einmal ansehen sollten. Wie ganz anders wird dann doch alles! Ich werde seit Jahren ausgelacht, als ein „Dichter", wofür man mich jedesmal erklärt, wenn ich sage, daß sich unsere Nationen nur deswegen nicht verständigen, weil sie sich nicht verstehen, und daß sie sich nur deswegen nicht verstehen, weil sie sich nicht kennen; was sie trennt, sind nur die Lügen, die jede von der anderen glaubt. Man wird mich noch Jahre lang auslachen, schließlich wird's aber doch nicht anders gehen, als daß sich einmal ein Volk zum anderen setzt und sie gelassen einander ausfragen. Was willst Du denn also eigentlich?, wird das eine sagen. Also höre!, wird das andere sagen, um nun der Reihe nach alles aufzuzählen, wovon es nicht lassen kann. Wie?, wird dann das eine sagen, das ist es, was Du willst? Ja, wird das andere sagen, das ist es, was ich will! Aber, wird wieder das eine sagen, das ist ja dasselbe, was ich will, ich auch! Wie?, wird wieder das andere sagen, Du auch, Du willst dasselbe wie ich? Und, wird das eine sagen, ich habe Dich immer für einen Verräter gehalten, wie dumm von mir! Tröste Dich, wird das andere sagen, ich Dich doch auch! Und, werden sie beide sagen, da wir alle zwei doch ganz dasselbe wollen, und die anderen alle doch auch, soll's jetzt geschehen! Klingt wie ein Märchen. Ist auch eins. Das Märchen vom neuen Österreich, das der Maffia der Bureaukratie den Natternkopf zertreten haben wird.

Ein neuer Königstyp / von L. Dumont-Wilden

Das Geschäft des Königs verlangt gewöhnlich keine Persönlichkeit. Das Menschliche an ihm wird in eine durch Tradition, Konvention und Verfassung gegossene Form gebracht; und selbst diejenigen unter ihnen, denen das öffentliche Recht ihres Staates eine beträchtliche Bewegungsfreiheit gibt, entschlüpfen selten jenen konventionellen Formen des Wirkens, welche durch ihre Ahnenreihe, ihre Familienbeziehungen und den Charakter ihres Volkes für sie vorherbestimmt sind. So ist es gekommen, daß für uns Heutige Menschsein und Königsein disparate Begriffe geworden sind. Sieht man sich unter den Herrschern der Gegenwart um, so sind höchstens Kaiser Wilhelm II. und Eduard VII. von England als Persönlichkeiten anzusprechen, in denen das

Menschliche stärker ist als die Schablone und die ihrem Tun den Stempel ihres Willens aufgeprägt haben. In mancher Hinsicht ist Leopold II. diesen beiden gewiß nachzustellen, aber er überragte sie doch wieder um Haupteslänge, scheint mir, durch die Originalität seiner Auffassung vom königlichen Amt und durch die Modernität der Mittel, mit welchen er seine Auffassung verwirklichte. Eigentlich gehört zu dieser Modernität, mit der er sich sein Amt und seine Lebenszwecke definierte, das Bewußtsein, daß er den meisten Menschen unsympathisch war. Die Herzen derer, welche meinen, daß es keine wahre Größe ohne sittliche Erhebung gibt, derer, die noch an ritterliche Tugenden glauben und von einem Könige die Anmut und moralische Makellosigkeit eines Edelmannes oder das Biedermannsgebaren eines guten Familienvaters verlangen: sie hat er niemals erobert; und daß er sie nicht erobern wollte, gehört zu seinem Wesen. Aber dafür hat er sich die Bewunderung derer erworben, welche in dieser von wirtschaftlichen und finanziellen Motiven bestimmten Welt den Typus des Herrentums, den rücksichtslosen Herrenmenschen im Nietzscheschen Sinne anbeten.

In unseren demokratisch organisierten Gesellschaften ist für die Sprößlinge von Königsfamilien die Lage nicht eben leicht. Sie stammen von Menschen, die Völker geschmiedet und Reiche errichtet haben. Ihre Seele ist noch getränkt mit den Traditionen der absoluten Monarchie; ihr Unterbewußtsein ist noch im Feudalrecht verwurzelt. Aber durch die neuen Lebensformen, in die sie hineingeboren sind, werden sie in den Stand und die Stellung von ersten Staatsbeamten hinabgezwungen, — von Dienern ihrer Völker. Ihre erblichen Instinkte und ihre Familienlegende haben sie eigentlich vorherbestimmt, eine militärische und ritterliche Gesellschaft zu repräsentieren, eine Gesellschaft, der die Ehre als Hauptmotiv des Handels gilt; aber die fatalen überindividuellen Umstände machen sie zu dekorativen Vertretern von Staaten, die wie Finanzgesellschaften organisiert sind und deren Lebensinteressen Finanzinteressen sind. Die meisten von ihnen gehören Rassen von geschwächter und verringerter Lebenskraft an: es fällt ihnen daher nicht schwer, ihre dekorativen Rollen zu spielen. Man empört sich nicht, denn die Empörung ist nutzlos. Einige von ihnen, es sind die berühmten weißen Raben, haben sich mit Geschick anzupassen verstanden und sind an die Spitze der Plutoaristokratie getreten, die sich vor unsern Augen organisiert und sich an die Stelle der ehemaligen feudalen Aristokratie geschoben hat. Ein solcher weißer Rabe war Leopold II., König der Belgier.

Darin liegt das psychologische Interesse, welches wir am Leben Leopolds nehmen. Er ist die erste durchgebildete Verkörperung des neuen Königstypus. Auch er spürte in sich die Herrscherinstinkte eines Ludwig XIV. oder eines Friedrich des Großen: aber dieser Sprößling der Sachsen-Koburger und der Orleans

begriff — bis zur völligen Erschöpfung des Begriffes —, daß das einzige Mittel, den Grundtrieben gemäß zu leben, dieses war: ein großer Finanzmann zu sein. Er war der erste König der Geschäfte, den die Welt gesehen hat, und als solcher ein großer König. Gefesselt und beengt durch die liberalste Verfassung unserer Zeit, regierte er einen ungeheuren Staat als absoluter König. Und während er für sein belgisches Volk eine grandiose Verachtung an den Tag legte, ist er zum Wohltäter eben dieses Volkes geworden. Ist dies nicht ein historisches Paradoxon?

In Leopolds Seele war der feudale Autoritätstrieb der alten Koburger mit der Fuchsschlauheit seines Großvaters Louis Philippe wundersam gemischt. Rührig, eigenwillig, begabt mit einer wunderbar leuchtenden praktischen Intelligenz, völlig gleichgültig gegen künstlerische Reize und das freie Spiel des Geistes, von Jugend an ein leidenschaftlicher Politiker mit der schärfsten Geschäftswitterung, machtlüstern und ruhmsüchtig: — wie konnte ein Mensch dieses Kalibers sich damit bescheiden, die Puppenrolle eines verfassungsgetreuen Königs zu spielen und zwischen dem Palais von Brüssel, dem Lustschloß von Laeken und seiner Ostender Villa das Leben zu verschlafen? Wie konnte er sich damit begnügen, im Parteigezänk das Gleichgewicht der Läge herzustellen, während er nach der Aufgabe lechzte, das Menschengeschick im großen zu bestimmen? Die Anekdoten, die aus seiner Jugend erzählt werden, verraten sämtlich seinen dämonischen Drang, Geschichte zu machen. Schon dem Jüngling galt die Familie als solche nichts und ebenso wenig existierte für ihn der menschliche Reiz der Freundschaft. Von Kindheit an war er seinen Nächsten gegenüber hochmütig und kalt, gleichgültig gegen die Ergebenheit der Diener, in den Menschen sah er ganz unterschiedlos nur Werkzeuge; sentimentalen Kitt verachtete er ebenso wie jede Art zweckloser Genüsse. Seine Phantasie war ausschließlich positiv gerichtet und nur durch die beiden Pole der Sinnlichkeit und des Verstandes bestimmt. Ein Mensch dieser Art erkennt als den Grundtrieb menschlicher Handlungen prinzipiell nur den persönlichen Eigennutz an; und man sieht sofort ein, daß er wunderbar geeignet war, machtvoll zu wirken in einer Zeit, in der der ökonomische Instinkt und die wirtschaftliche Gier die stärksten sozialen Mächte sind.

Auch Leopold II. war gierig nach der Formel: Machtbesitz = Geldbesitz. Aber man würde das Bild seiner Persönlichkeit fälschen, wenn man ihr unterschöbe, daß sie den Reichtum um des Reichtums willen erstrebt hätte. Bis auf den letzten Abschnitt seines Lebens waren seine persönlichen Ausgaben gering. Da Geld der heutige Ausdruck für Macht ist, so wollte er davon soviel erwerben, als nötig war, um den Fesseln der parlamentarischen Demokratie zu entschlüpfen. An dieser Orientierung merkt man, wie fein seine Psychologie der Zeit war. Er sagte sich: Der Einfluß der Religion ist geschwächt, die philosophischen

Lebensanschauungen sind widerspruchsvoll bis zur Unverträglichkeit, die Traditionen sind bloßgestellt, die Autorität im Kerne angenagt; was herrscht, ist allein der materielle Ausdruck der Macht: das Gold. Während alle sozialen Kräfte der Vergangenheit verfallen, wächst diese unaufhörlich, macht sich alle andern untertan und legt das Schicksal von Staaten und Völkern in die Hände derer, die sie besitzen. Daher müssen die Völker und Staaten, wenn sie leben und gedeihen und in dem internationalen Spiel der Politik im Vordergrunde bleiben wollen, sich wie große Handelsgesellschaften organisieren. Der größte Staat ist die größte Firma.' Das war für Leopold II. kein Bild, sondern die Realität aller Realitäten. Welche Simplifikation unserer Geschicke! Aber sie ist wahr. In den alten Ländern, auf denen der ungeheure Druck von Traditionen und Geschichte lastet, und welchen die Herrlichkeit ihrer religiösen und militärischen Zivilisation den Blick auf jene Wahrheit trübt, ließ man sich gleichsam mit Bedauern auf das unvermeidliche wirtschaftliche Geleise schieben; in Belgien aber nahm der König den Widerwilligen langsam und fast unmerklich die Scheuklappen von den Augen. Auch schien das kleine Land für den ökonomischen Aufstieg vorherbestimmt. Fruchtbar, überreich bevölkert, von herrlichen Flüssen durchflutet, im Besitz ergiebiger Kohlenlager und des prachtvollen Hafens von Antwerpen wurde es ein vorzügliches Werkzeug in den Händen des königlichen Positivismus. Als Leopold II. den Thron bestieg, war das Ländchen von dem nationalen Hader der Vlamen und Wallonen durchseucht: Leopold erkannte sofort, daß nur auf wirtschaftlicher Basis ein Gemeingefühl erzeugt werden könne und machte seinen souveränen Untertanen begreiflich, wie einzig die Lage des Landes an der Kreuzung mehrerer großer Handelsstraßen sei; und ferner spürte er, daß dieser Zwergenstaat zwischen drei Riesen nur gedeihen könne, wenn er sich für seinen industriellen Überfluß einen Anteil an den großen Weltmärkten sichere. In diesem arbeitsamen und tüchtigen, aber wenig gebildeten Volke fand er zuerst wenig Menschen, die auf der Höhe seiner Einsicht waren. Aber diese wenigen unterstützte er; und grenzenlos war seine Verachtung für diejenigen, die um ihren Merchant King eine Atmosphäre des Mißtrauens schaffen wollten. . . Dies also ist die Zentralidee seiner Regierung, wie sie aus der Kongounternehmung und seinem Anteil an allen großen industriellen und Handelsunternehmungen der Belgier im Auslande plastisch heraustritt. Später erst, wenn man die Geschichte des Kongostaates schreiben wird, kann die Summe von Diplomatie und eigensinniger Geduld berechnet werden, die nötig war, um eine Katastrophe zu verhüten, die zwanzig Jahre lang das Unternehmen des königlichen Kaufmanns bedrohte. Natürlich hatte der König ungewöhnlich tüchtige Mitarbeiter, die im Dunkel geblieben sind und deren Geschick, wie das des genialen Banning, oft tragisch gewesen sein muß. Aber auch das gehört zum Bilde dieses Königs, daß er seine Mitarbeiter zu wählen wußte. Und

schließlich erkennt man in jedem Schritte Leopolds persönliche Willenskraft und die unbeirrbare Logik seiner Vorstellungen. Dieser Wille war oft tyrannisch und hart und taub gegen selbst berechtigte Sentimentalitäten des Publikums; in der Behandlung der Kongolesen ging er bis an die Grenze des vor dem internationalen Recht Erlaubten. Wenn man ein großer König sein will, hat man eben kaum Muße, seine Volksbeliebtheit zu pflegen und Biedermann zu sein. Als kürzlich einer seiner Vertrauten ihn zaghaft auf gewisse Empfindlichkeiten der öffentlichen Meinung hinwies, antwortete er: „Mein Lieber, als ich Herzog von Brabant war, gab es nur eine Person, die sich einfallen ließ, mir Ratschläge zu geben: das war der König, mein Vater. Seit ich nun meinerseits König bin, kommt es selten vor, daß ich welche gebe, aber niemals, daß ich welche entgegennehme."

Ein Mann dieser Art konnte natürlich die parlamentarische Kontrolle, der er unterworfen war, nur schwer ertragen. In den Vertretern des Volkes sah er lästige Störenfriede und Geschäftsverderber, unfähig, ihn zu begreifen. Daher die Notwendigkeit, den Kongo so schnell wie möglich finanziell selbständig zu machen; daher seine ausschließlich unter kommerziellen Gesichtspunkten verwaltete Despotie, die — hinterher darf man es sagen — einen politischen Anachronismus darstellt. Aber der Erfolg gab ihm recht; der Kongo verteidigte sich selbst und lieferte dem König die Mittel für seine Wirtschaftspolitik und seine belgischen Bauten. Da aber Leopold II. zu klug war, um nicht zu wissen, daß das Kongoregime vorübergehend sei, so war seine Absicht von je die, den Kongo dem belgischen Staate einzugliedern; vorher aber wollte er zeigen, was persönliche Machtvollkommenheit zu schaffen vermag. Seine Methode bestand darin, seine Untertanen vor die vollendete Tatsache zu stellen, vor die mit Verpflichtungen belastete Wohltat. Vom starken Bautrieb beseelt, träumte er davon, seiner Hauptstadt einen Reflex von der dekorativen Majestät der französischen, die er so sehr liebte, zu geben; zu diesem Zweck kauft er ganze Straßenzüge, läßt neue Viertel anlegen, neue Parks, neue Palais und jenen Triumphbogen des Cinquantenaire den er durch den französischen Architekten Giraud ausführen läßt. Das ist im kleinen dasselbe Verfahren, das ihm erlaubt hat, dem winzigen Belgien wider seinen Willen oder vielmehr wider den Willen seines Parlamentes eine ungeheuere Kolonie zu schenken. Dieses Geschenk geschah, wie man weiß, unter Vorbehalt: er reservierte sich inmitten des abgetretenen Kongo die ungeheuere und äußerst wertvolle Krondomäne, die er durch eine von seinen Gnaden lebende und nach seinen Winken funktionierende Kommission verwalten ließ, gewissermaßen als ein Reservoir für die Betätigung seiner autoritativen Triebe. Freilich sollten die aus dieser Krondomäne fließenden Einkünfte seinem Nachfolger zur Verfügung gestellt bleiben, damit seine ökonomische Politik zum Wohle Belgiens fortgesetzt werde. Aber genau besehen, zeigte diese Gründung schon alle Symptome der

Altersstarre, die nach und nach sämtliche Handlungen des Königs befiel und Starrsinn an die Stelle der ursprünglich wunderbar elastischen Beweglichkeit seines Geistes setzte. Die ganze Art, wie er in den letzten Jahren verfuhr, offenbart diesen Zug. Er beschenkte sein Volk ohne Güte und ohne Anmut. Man dünkt sich eben ein ganzes Leben lang nicht seinem Volk und seiner Zeit überlegen. Zuletzt nahm seine Verachtung der öffentlichen Meinung ungeheuerliche Dimensionen an. Es war, als ob er die Schätzung der Nachwelt vorweggenommen hätte, in dem Glauben, sie werde für sein Herrenmenschentum mehr Verständnis haben als die Gegenwart. Ebenso willkürlich verfuhr er mit den Konventionen, welche die Beziehungen zwischen den Menschen regeln. Auf die Herzenshärte, mit der er seine Töchter behandelte, will ich keinen Nachdruck legen; denn wenn Prinzessinnen die Würde ihres Ranges ihrer sexuellen Leidenschaft opfern, so geschieht ihnen nur recht, wenn das Haupt ihres Hauses ihnen das Vorrecht ihrer Stellung nimmt. Aber anders fällt schon das Urteil über den senilen Zynismus aus, mit der er seine Leidenschaft für ein hübsches Mädchen aus dem Volke in seinen letzten Tagen zur Schau trug und mit Behagen vor den Augen der gaffenden Umsteher enthüllte. Er hatte nur vergessen, daß die Zeiten seit Ludwig XIV. sich verändert haben, und daß in der öffentlichen Meinung sich nicht nur vulgäre Neugierde sondern auch das sittliche Gefühl regt. Darum trübte sich zum Schluß der Glanz seines Prestige.

So war Leopold II. wohl ein großer König, groß im Geschmack des herrschenden Kaufmannsgeistes, ein Führer nach dem Herzen jener Industrie- und Finanzbourgeoisie, die nicht nur in Belgien die bestimmende Klasse ist. Sie betrauert ihn vor allen. Sie ist auch am ehesten geneigt, den gekrönten Zyniker hinzunehmen, den Mann, der aus der Menschenverachtung die Hauptlebensregel machte und daher bis zum letzten Atemzuge in einer Atmosphäre eiskalter Isolierung zu leben vermochte. Wir andern aber dürfen nicht vergessen, daß es noch eine höhere und edlere Vorstellung vom königlichen Berufe gibt. Wenn der verstorbene Belgierkönig der Vorläufer des neuen Königstypus ist, wie ihn die Gesellschaft von heute und erst recht die von morgen zu brauchen scheint, eine Gesellschaft, in welcher die anonyme Kraft der Kapitalien vermutlich die einzig organisatorische sein wird, so beschleicht nicht die schlechtesten Menschen das Gefühl, daß eine so organisierte Gesellschaft sich doch wieder mit allen Mitteln der Zivilisation der Barbarei nähert. Es ist aber nicht der geringste Zauber, der die starke Persönlichkeit Leopolds II. auf seinen Betrachter übt, daß er ihn zwingt, auf die letzten Probleme der menschlichen Gemeinschaft den Blick zu richten.

Königlich Preußische Frauenbewegung/ von Lucia Dora Frost

Der preußische Staat ist einer der wenigen Europas, an deren Spitze niemals eine Frau gestanden hat. Er gilt als ein durchaus männlicher Staat. Wenn jetzt die Frau als preußische Vorgesetzte eingeführt wird, so ist das eine Neuerung, die auffällt; aber auch ein Symptom dafür, daß grundsätzliche soziale Änderungen bevorstehen und von den maßgebenden Stellen gefördert werden. Denn eine solche Änderung kann natürlich nicht vereinzelt bleiben, sondern zieht unvermeidlich andere nach sich. Auch diejenigen, die immer erst die Dinge glauben, wenn sie sie vor sich sehen, bemerken jetzt, daß mit der Mädchenschulreform eine ganz neue Frauenpolitik mit weitgehenden immanenten Konsequenzen eingeleitet worden ist. Und nun beginnt die Reaktion darauf.

Philologen an Höheren Mädchenschulen wenden sich in einer alarmierenden Petition an den Preußischen Landtag gegen die dienstliche „Gleichstellung" der Frau mit ihnen und gegen die Frau als beamtete Vorgesetzte von Männern überhaupt. Diese Reaktion kommt zum Spotten früh. Denn noch kann niemand vergessen haben, daß die Philologen an Höheren Mädchenschulen die eifrigsten Förderer der Reform gewesen sind. Sie hatten sich, wie das üblich ist, die Reform nach ihrem Wohlgefallen ausgemalt und sind nun erbittert, daß die Praxis zum Angenehmen noch etwas Unangenehmes fügt. Studienanstalt und Frauenstudium wollen sie, weil damit das Ansehen ihrer Schulen gefördert, ihre Arbeit in jedem Betracht dankbarer wird. Wenn dann aber die also gleichwertig vorbereiteten Mädchen wiedererscheinen als Konkurrentinnen und Vorgesetzte, dann erschrickt man über das, was man angerichtet hat. Dieser Stimmungswechsel wirft ein Licht auf die leichtherzige Art, wie die Frauenbewegung gefördert wird. Die einfachsten Folgerungen werden von den Agitatoren vorher geleugnet; sie entwerfen ein Programm, wie es ihnen gefällt, und glauben, daß es sich ausführen läßt, weil es ihnen gefällt; und wenn dann später in Wirklichkeit auch die Zusammenhänge wirksam werden, die zu sehen ihnen nicht zusagte, so mobilisieren sie Gefühle und Empfindungen.

Oder ließ sich die Vorgesetzte als unvermeidliche Folge der Frauenberufsreform etwa nicht voraussehen? Alles was gegen sie gesagt worden ist und gesagt wird, ist wohlklingend, aber, wenn man einmal die Frauenbildungsreform gutheißt, wirkungslos. Wenn man heute, wie es in der Petition geschieht, von dem Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen spricht, als sei es noch so ein altes Mannenverhältnis, in das die Frau als Vorgesetzte nicht hineinpasse, weil sie „das Mannesgefühl beleidigen" und zerstören würde, so ist das ein schöner Anachronismus. Das könnte man für ein Kavallerieregiment oder fürs Auswärtige Amt gelten lassen. Selbst die knabenhafte Anspielung der Mädchen-

schullehrer auf ihr Reserveverhältnis kann nur ein sympathisches, vielleicht spöttisches Lächeln hervorrufen. Ja; wo eine expansive Kraft nötig ist, in der Staatsleitung oder in der äußeren Politik, wo es gilt, einen feindlichen Druck zu überwältigen oder wenigstens ihm das Gleichgewicht zu halten, da ist auch heute noch der Genius des männlichen Geschlechts, die starke unterwerfende und fortreißende Persönlichkeit eines männlichen Führers unentbehrlich; aber sonst ist das Disziplinverhältnis durchaus nicht mehr das, was es ursprünglich freilich überall war: ein entschiedenes Männerverhältnis. Das Persönlich-Ritterliche, das Herz dieser Beziehung, ist aus ihm entschwunden; nur das Rationelle der Disziplin hat sich ausgebildet; sie ist unpersönlich geworden. Und diese zunehmende Unpersönlichkeit des Disziplinverhältnisses und auch der Arbeitsweise macht die weibliche Vorgesetzte in den meisten staatlichen und verwandten Betrieben leider möglich.

Aber auch unvermeidlich ist sie durch die Frauenbildungsreform geworden. Denn die Reform bedeutet (das wird immer noch übersehen) nicht eine graduelle Verbesserung unserer Bildung, sondern eine grundsätzliche Umwandlung unserer Stellung zum Beruf. Solange für die Frau ein Beruf halb Notbehelf, halb Ehrenamt war, sie nicht nach ihrem Stand, sondern nach ihrer Familie geschätzt wurde, galt sie mehr als an den Beruf angeschlossen denn als zugehörig. Der Beruf war für uns eine Notversicherung, ein Verhängnis, auf das man schlecht vorbereitet war und das man hinnahm; und wir, wir waren für den Beruf trotz fester Anstellung und trotz Dienstkleid bei brennenden Kerzen und im schwärzesten Perlenkleid eigentlich doch nur Hilfsarbeiterinnen, deren Lebensstellung sich immer noch nicht wesentlich von der der Beghinen des Mittelalters unterschied. Das hat die Frauenbildungsreform geändert: durch sie ist die Frau zum vollwertigen Berufsmenschen „erhoben" worden. Denn für sie besteht jetzt das gleiche Bildungsziel, die gleiche Verpflichtung und demnach die gleiche rationelle Nüchternheit, die gleiche unpersönliche Behandlung. Und in dem Maße, wie der Beruf dadurch das Primäre auch im Interessenkreis der Frau wird, verändert er unsere Stimmung und Denkweise, das ganze Naturell unserer Existenz. Jetzt erst ist die Frau vollwertige Untergebene geworden. Das war sie früher nicht. Deshalb war der Verzicht auf die Vorgesetztenstellung früher möglich, ja selbstverständlich; und deshalb würde jetzt die Ausschließung davon unerträglich und undurchführbar sein. Dazu kommt, daß durch die Gleichstellung für uns alles Unangenehme ohne weiteres verschärft wird. Wie unsere Studienanstalt zehn Jahresstufen hat gegen neun des Gymnasiums, so bezahlen wir überall die Gleichstellung mit einem Agio. Vor allem ist auch die Behandlung schärfer und muß es sein. Das Hineinpressen in die Berufsstimmung wird mit Rücksichtslosigkeit betrieben, aus Furcht, daß die nicht genügend Geformten und Gedemütigten die Reibungslosigkeit des Betriebes erschweren werden. Unsere

Entsagungen und unsere Anstrengungen sind größer; unsere Ablenkungen, unsere Vergnügungen sind seltener. Da wollte man uns grundsätzlich eine Möglichkeit verschließen, die immerhin eine Art Äquivalent ist? Nimmt man dem Frauenleben seinen alten Inhalt, so muß man ihm einen neuen geben. Für eine gleichwertige Berufsvorbildung der Frau und gegen ihre dienstliche Gleichstellung zu kämpfen, ist daher aussichtlose Kraftverschwendung. Sinn hätte es nur, beides zu verwerfen.

Wer nicht zu den programmatisch Denkenden gehört, sondern den Blick des fatalen Realismus hat und weiß, welche Dinge zwangläufig miteinander verbunden sind (und natürlich gehört die Preußische Regierung zu diesen), konnte deshalb Halbheiten, wie die unverantwortlichen Begünstiger der Reform sie erträumt haben, gar nicht erst versuchen. Die Regierung hat deshalb mit Recht die Möglichkeit der Schulleitung in weiblichen Händen verfügt und weitere Möglichkeiten angedeutet. Wenn man schon über die Vorgesetzte im Staatsdienst erstaunt ist, wie oft und wie sehr wird man dann noch überrascht werden! Es stehen noch ganz andere Umänderungen bevor; und wenn die Preußische Regierung sich nach schweren Bedenken zur Führung der Frauenbewegung entschlossen hat, so kann man sicher sein, daß ihr das Unvermeidliche an Folgen bekannt ist, und sie es durchzuführen gedenkt. So weiß z. B. die Regierung, daß die Beschränkung des Berufslebens auf eine kleine Zahl von Frauen nach Einführung der Reform nicht mehr möglich ist (die sogenannte Frauenschule ist für den Übergang geschaffen). Nur die dilettantischen Förderer der Bewegung pflegen das zu übersehen. Als auf dem Frauentag in Kassel seiner Zeit (vor der Reform) der Ausspruch eines Geheimrats im Preußischen Kultusministerium mitgeteilt wurde, man habe in einem Einzelfall gegen die Zulassung von Mädchen auf Knabengymnasien entschieden, weil man fürchte, der Versuch könne so günstig ausfallen, daß man ihn überall werde zulassen müssen, da antwortete die Versammlung darauf mit großer Heiterkeit. Und doch war damit das gefährliche Moment der ganzen Bewegung genau bezeichnet: Frauenberufsarbeit ist gut und schön; nur gibt es, wenn man einmal ernstlich damit beginnt, kein Mittel, sie zu beschränken. Im öffentlichen Leben wird aus einer Freiheit in kurzer Zeit immer ein Zwang: was zu tun erlaubt ist, das muß man tun. Wer von errungenen Freiheiten nicht Gebrauch macht, kommt in Rückstand gegenüber denen, die sie nicht ungenutzt lassen. Es wird bald niemand mehr freistehen, die Möglichkeit der Gleichstellung zu vernachlässigen, und das Privilegium der Berufslosigkeit muß bald zu teuer werden. Und wenn nun die Hunderte von Mädchenschulen, die jetzt nach der neuen Ordnung umgeändert werden, ihre Scharen von Zöglingen für die akademischen Berufe vorbilden, die Berufe sich ihnen öffnen (das wollen Frauenrechtlerinnen und Regierung, und das Bedürfnis der Zeit begünstigt sie; denn Arbeit ist übergenug vorhanden für

die, die viel und ordentlich gelernt haben), wenn also für die Frau ein Beruf so selbstverständlich ist wie heute für den Mann, wie will man dann den Berufsfrauen den Anspruch auf eine soi-disant Ehe ablehnen? Zumal schon jetzt der Beruf die besten aus der Generationenreihe ausschaltet; nicht gerade die Schönheiten und Empfindsam-Begabten, sondern die Gesund-Tüchtigen, die Nüchtern-Verständigen und Mittelmäßig-Zuverlässigen. Man kann doch nicht glauben, daß die Regierung mit ihrer Frauenberufsreform auf eine systematische Weise das Menschenmaterial verschlechtern und die besten Schichten planmäßig zum Aussterben bringen will. Sie hat natürlich andere Absichten. Freilich, mit dem Anspruch auf Familienleben lassen sich die Anforderungen des Berufs nicht vereinigen. Die Familienfunktion der Frau muß auf das einzig für das Fortbestehen der Gesellschaft Notwendige reduziert werden. Eine Änderung des Familienlebens ist also die selbstverständliche Folge der Frauenberufsbewegung. Die Regierungsvertreter selbst können sich über diesen Punkt ja nur mit Vorsicht äußern; aber Leute, die den Regierenden nahe stehen, reden deutlicher. Adolf Harnack, einer der wenigen wirklich bedeutenden und einflußreichen Förderer der Frauenberufsbewegung, hat mit dem Hinweis auf die unvermeidlich zunehmende Lockerung des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern ja erst kürzlich die Nachlaßsteuer befürwortet. Ihm ist natürlich ebenso wie den für die Frauenbildungsreform Verantwortlichen die Auflösung des Familienlebens als Preis für die Frauenberufsbewegung geläufig; und wie man sieht, scheint ihnen der Preis nicht zu hoch. Nur die Mitläufer und Unverantwortlichen glauben auch hier wieder, die Notwendigkeit um die Zeche prellen zu können und weisen auf ihr Programm, in dem steht: Beruf einerseits und Familie andererseits. Diese reizenden Ahnungslosen und Wohlwollenden, die in Gedanken alles umsonst kaufen oder bei der Vorsehung einen Blankokredit zu haben glauben, werden wahrscheinlich wieder eine alarmierende Petition einreichen, wenn die Logik der Tatsachen über ihre geistreichen und gemütvollen Reden gegen Radikalismus und Mutterschutzbund ebenso hinweggeht wie jetzt über die rauhen oder sentimentalen Argumente der Mädchenschullehrer gegen weibliche Vorgesetzte. Man kann für die alte Ordnung und für weibliche Unterordnung auch im Beruf sein, wie man für Familienleben und gegen die Frauenberufsbewegung sein kann. Aber durcheinanderwerfen läßt sich das nur jenseits von Zeit und Raum. Wohin die Frauenbewegung notwendig führt, das erfährt man bestenfalls von den Radikalen, die leidlich konsequent sind; die Gemäßigten, deren Mäßigung darin besteht, daß sie Folgen leugnen, so lange es geht, und dann gegen sie protestieren, sind leider praktisch nicht ernst zu nehmen, weil sie immer hoffen, das Wasser bei 100 Grad flüssig halten zu können. Was die Gemäßigten wollen, ist gut, aber unmöglich. Was die Radikalen wollen, ist schlecht, aber möglich; ja sogar notwendig, wenn die Frauenberufsreform durch-

geführt wird. Und die Regierung muß sich natürlich immer an das Notwendige halten.

Belustigend ist der Gedanke, daß die zum Preußischen Landtag Abgeordneten noch einmal mit der Preußischen Regierung über die unheimliche Frage diskutieren und die Aufhebung der Gleichstellung fordern sollen. Als dieses so ungemein folgenreiche und weitreichende Thema zur (zweiten) Beratung stand, vertagte sich das Hohe Haus am ersten Abend bei einer Anwesenheit von zwanzig Mitgliedern. Der die Reform verteidigende Beamte sagte, er hätte erwartet, schärfer angegriffen zu werden. Er spielte mit den Abgeordneten. Als er versuchte, auf den Ernst der Frage zu kommen, in Ermangelung genügender Einwände sogar die Einwände des Korreferenten aus dem Ministerium heranzog, von der Kollision der neuen Erziehung der Mädchen mit ihrem Tanzbedürfnis und ihrer Absicht auf eine Heirat sprach, schallte ihm das Übliche entgegen: Heiterkeit. Es war ganz so, als hätten die Abgeordneten vorher Vorträge einer Oberlehrerin unter exzellentem Protektorat gehört oder gar die sorglich getönte Harmonie eines sympathischen blonden Mädchenschuldirektors genossen. Man wird ja vielleicht sehen, ob sie inzwischen etwas hinzugelernt haben. Jedenfalls hätten ihre Petenten, die gegen weibliche Vorgesetzte und was sie sonst noch wittern eine so heftige Abneigung haben, ihnen kräftigere Direktiven geben sollen: Nicht nur Aufhebung der Gleichstellung, sondern der Mädchenschulreform überhaupt, und Änderung des Kurses der Frauenbewegung um 180 Grad. Ohne das rettet sie niemand vor der weiblichen Vorgesetzten und dem sämtlichen übrigen Zubehör der Reform.

Ob echt — ob falsch / von A. Jolles

Gewisse Landschaften sind wie leidenschaftliche Frauen, man kann sie lieben und hassen zugleich, sie ändern sich von Stunde zu Stunde und geben dem leichtsinnigen Jüngling jene hundertfache Abwechslung, ohne die ihn sein Glück ermüden würde. Andere Gegenden sind bei aller Romantik so liebevoll standhaft, wie das treue Schwesterlein aus dem Märchen, sie bleiben sich in allen Tages- und Jahreszeiten gleich. Der liebe Gott hat sie geschaffen, um dem deutschen Gemüte zu geben, was ihm gebührt. Mein Freund und ich hatten von den letzteren eine den ganzen Tag durchwandert. Die Kompaßnadel unserer Seele — Sie verzeihen die Metapher — zeigte nach Eichendorff ... und es war alles, alles gut. Wir hatten den redlich sich schlängelnden Strom zu unserm Bruder ernannt. Die sanft geründeten Bergrücken hatten unsere Beine nicht mehr ermüdet, als notwendig ist, um in eine fromme Abendstimmung zu geraten, in der man zweistimmig: „Da draußen vor dem Tore"

singt und dem aufgehenden Mond eine Träne weiht. Zu jenem Tage gehörte es, daß wir abends in einem dunklen Städtchen zu einem traulich mit Wein bewachsenen Wirtshaus kamen, das selbstverständlich „Zum grünen Kranze" hieß. Wir setzten uns vor die Tür. Wir sahen, daß der Wirt einen blonden Vollbart hatte und vermuteten, daß seine Augen blau waren. Er würde wohl 1870 mitgekämpft haben, hätte er damals schon gelebt. Eine Frau hatte er nicht, aber natürlich ein zwölfjähriges Töchterlein mit roten Haaren, zu jung um uns auf abenteuerliche Gedanken zu bringen, alt genug, um sie schwärmend anzuschauen. Alsbald glotzten uns von dem geblümten Teller die gelben Ochsenaugen so mütterlich und innig an, daß wir uns fast scheuten, sie anzuschneiden. Leicht und mild duftete der kleine Landwein im Kruge. Wären wir doch dabei geblieben! Aber selbst Gemütlichkeit birgt Übermut. Mein Freund sprach: „Wirt! bring uns von deinem Allerbesten! Es paßte dies wohl in das Ganze, aber er vergaß, daß wir aus einem Land kamen, wo man die Weine nur kennt, wenn uns ein geheimnisvoller Lohndiener Namen und Jahreszahl ins Ohr flüstert. Hörten wir einen Korken knallen? Die Korken des alten Landweins knallen nicht. Die Flasche kam offen zum Vorschein, ebenso offen wie das Antlitz des biederen Wirts. Zwei grüne Römer wurden an der Schürze abgewischt. Langsam floß die edle Flüssigkeit in das alte Glas. Wir kosteten und schauten uns an. Derselbe Gedanke blitzte durch zwei Gehirne. Getan war es um die urdeutsche Gemütsruhe, getan um Eichendorff, den Mond, den süßen Strom und die Berge. Es hätte uns nicht weniger geängstigt, wenn der Wein aus der eichenen Tischplatte hervorgequollen, der Wirt sich in einen grinsenden Kobold, das rötliche Kind in eine kichernde Elfe verwandelt hätte. Mir war es schließlich einerlei, ob das das freundliche Krüglein denselben Jahrgang wie die schwarze Flasche enthielt. Wir waren gerne bereit, für den einen so viel Groschen zu zahlen, wie Pfennige für den andern. Darin lag die Schwierigkeit nicht, aber was für ein Gesicht sollten wir machen? Gesetzt, dies war ein kostbarer alter Tropfen und wir schmähten ihn, wenn wir ihn nur entfernt mit dem billigen Süfflein verglichen? Gesetzt dagegen, die zwei ungleichen Gefäße enthielten das gleiche Getränk und wir merkten es nicht? Hätte man mir angeboten, das Geheimnis des Wirtshauskellers mit einem dreitägigen Spaziergang durch den Regen zu erkaufen, — ich würde nicht gezögert haben. Lieber durchweicht, verschnupft, rheumatisch, als blamiert. Etwas mußte geschehen. Wir lobten mäßig und der Dicke verbeugte sich mäßig, aber mit eisernem Ernst. Bis zum heutigen Tage weiß ich nicht, was im Krug und was in der Flasche gewesen ist. In mein Tagebuch schrieb ich an jenem Abend Casanovas goldenen Spruch: „Einen Dummkopf zu betrügen ist wohl eines klugen Mannes würdig" und fügte hinzu: „hereingefallen".

Ich möchte einen Verein zur Unterstützung und Erheiterung reicher Kunst=

sammler gründen. Es muß entsetzlich sein, sich jedem Kunstwerk gegenüber so zu fühlen, wie wir dem Weine. In was für ein greuliches Labyrinth irren die Unglücklichen, die ihr Geld, statt es gleich nach Monte Carlo zu bringen, in Kunstschätzen anlegen. Auf Schritt und Tritt drohen Schrecknisse, mit denen verglichen St. Patricks Höhle ein Berliner Tanzlokal ist. Suchen Sie alte Gemälde? Habakuk Mandelbelag macht sie auf echten, alten Brettern, ordentlich geselcht; wie eine Martinsgans im Ofen gebraten, um Craquelure zu bekommen; bestrichen mit einem Abfud von Milch, Asche, Ruß, Süßholzextrakt und, wenn nötig, noch mit anderen sauberen Ingredienzen. Wollen Sie Möbel? Die Firma Heinrich Tischbein und Co. hat einen Gelegenheitskauf, eine arme adelige Familie in Not, Diskretion gewünscht und versichert. Das Holz ist von Salzsäure zerfressen und mit hypermangansaurem Kali gefärbt. Wurmstiche mit dem Haarbohrer oder mit Vogeldunst hergestellt sind veraltet. Man kann aber Holzwürmer künstlich züchten und sie später mit X=Strahlen wieder entfernen. Dann lieber etwas Modernes? Aber der freche Portier des unsterblichen Harold Flederwisch hat eine Anzahl alter Leinwände auf dem Boden entdeckt, in früheren Jahren von Schülern gemacht, teilweise von dem Cher-maître selbst korrigiert und er hat sie flott durch die bekannte Signatur ergänzt. Wissen Sie außerdem nicht, daß der große August Pfeffernuß in seinen alten Tagen von seinem nichtswürdigen Sohne gezwungen wurde, in dessen Sudelbildern etwas herumzupinseln und sie dann der Firma Suchaone in London zuzuschicken. Oder vielleicht etwas sehr Altes, Feuersteinbeile, oder Zeichnungen auf Renntierknochen? Ach, lieber Himmel, der erste beste Steinklopfer hier im Dorfe macht sie mindestens ebenso gut wie der begabteste Troglodyt, und der Schulmeister liefert die Vorbilder. Wenn Ihr in unserer Zeit gelebt hättet, meine Herren, Bernardus Trevisanus, Nicolas Flamel und Michael Sendivogius, Ihr wäret aus der Zunft der Alchymisten getreten und unter die Fälscher gegangen, um mit Röntgen= und Radium=Strahlen Halbedelsteine zu färben, in vierzig Minuten aus einem Topas einen Diamanten zu machen, oder aus einem trüben Korund einen heiteren Rubin.

Scharfsinniger Leser, du hast längst bemerkt, daß ich dabei bin, dir einige Fälschungen vorzusetzen. Die erste Geschichte war sehr anfechtbar. Jeder, der mich kennt, weiß daß ich ein scharfer Weinkenner bin und nie zweistimmig singe. Die Weisheit, die ich im zweiten Absatz verzapfte, stammt nicht von mir, sondern aus zwei im vorigen Jahre erschienenen anziehenden Büchern. Das eine, „Fälscherkünste" ist eine Neuausgabe von Paul Eudels: Le trucage, übersetzt von Bruno Bucher und ergänzt von Arthur Rößler (Grunow, Leipzig). Das andere: „Gefälschte Kunstwerke", hat der ehrwürdige Herr Stephan Beißel verfertigt (Herder, Freiburg i. B.). Er hat für dieses Mal das S. J. hinter seinem Namen weggelassen, eine reservatio, die sich daraus erklärt, daß diese

zwei Buchstaben in Verbindung mit Betrug und Fälschung einen ungünstigen Eindruck machen. Wie gesagt, es sind allerliebste Büchelchen, das von Eudel sehr gut ausgestattet und sehr amüsant zum Lesen, das von dem Jesuiten weniger amüsant, aber vorzüglich dokumentiert. Aber trotz alledem müssen sie auf viele Sammler ungefähr wie ein Alpdruck wirken. In geradezu satanischer Weise stellt Beißel die immer höher werdenden Preise und die immer raffinierter werdenden Fälschungen in kausalen Zusammenhang. Man hat mir erzählt, daß Kommerzienrat Ypsilon, der bekanntlich eine kleine Vitrine voll mit Limoges-Emails, einen holländischen Schrank mit Fayencen, drei antike Bronzefiguren, an die viertausend Münzen, eine Madonna von Paolo Moranda Cavazzolo und eine heilige Thekla von Giovanni Maria Chiodarolo, verschiedene Gemmen, einen Brief von Richelieu und sieben Cremoneser Geigen besitzt, wiederholt auf seinem Louis XIV.-Sofa in Ohnmacht gefallen ist, als er von all den Möglichkeiten las, Kunstschätze billig herzustellen und teuer zu verkaufen. „Man muß", sprach ein sachverständiger Bekannter, der ihn mit Sal volatile wieder zu sich gebracht hatte, und die Moral aus der Fabel ziehen wollte, „man muß seinem eigenen guten Geschmack vertrauen und nur das kaufen, was wahrhaft schön ist, unbekümmert, ob falsch, ob echt." — „Ja, aber", stöhnte der Kommerzienrat, „wenn ich nun doch keinen guten Geschmack habe und trotzdem mein Geld nicht für Rennpferde, Balleteusen oder amerikanische Universitäten, die alle drei ganz oder zum Teil auch Fälschungen sind, ausgeben will, was denn? Ich habe nun mal den idealen Zug." — „Wenn du die Dinge selbst schön findest, ist dein Geld nicht weggeworfen", sagte der Connoisseur. — „Ach was, Geld," brummte der Kapitalist, „auf Geld kommt es gar nicht an, aber zu denken, daß die Kerls mich hinter meinem Rücken auslachen. Was sage ich, die Kerle können meinetwegen lachen, sie werden schon sorgen, daß ich es nicht sehe. Aber mein Nachbar, der Justizrat, der bei jedem neuen Ankauf ein so schlaues Gesicht macht, und die Zeitungen und die Börse, o weh, was mache ich für eine Figur!" Es drohte eine neue Ohnmacht, und dabei wußte er noch nicht einmal, ob seine Sammlung nicht so echt war, wie die Nachtigall im Frühling. In seiner Verzweiflung griff er wieder nach dem mephistophelischen Buch des Ignatiusschülers. „Da steht es: Fälschungen prähistorischer Altertümer, Fälschungen der Werke der alten Griechen und Römer, Fälschungen von Gegenständen aus dem ersten Jahrtausend christlicher Kunsttätigkeit, Fälschungen von Kunstwerken der zweiten Hälfte des Mittelalters, gefälschte Gemälde und Stiche, die Fälscher und ihre Künste, die Händler und ihre Kniffe, die Sammler der Altertümer, Alphabetisches Inhaltsverzeichnis, o Vater Abraham, weshalb hast du dem ägyptischen Pharao eine gefälschte Schwester vorgeführt, o Mutter Rebekka, wie konntest du deinen Mann mit einem gefälschten Sohn betrügen, es rächt sich bis in die siebenundsiebzigste Generation. Hereingefallen!"

Es ist zu schmerzlich, lange bei derartigen Szenen zu verweilen. Wer die Hölle gesehen hat, kann als anständiger Mensch beanspruchen, auch einen Blick in den Himmel zu werfen. Nun wir doch Vereine gründen, machen wir auch einen heiteren Klub Alwis für arme nicht Kunst kaufende Laien. Wenn wir innerhalb einer Woche nicht eine Myriade Mitglieder haben, gehen wir ins Kaiser Friedrich-Museum und machen Propaganda für unser Unternehmen auf dem Kongreß, der dort noch immer tagt. Hier geht es anders zu. Hier verdrängen sich ohne Furcht und Mitleid mondäne Damen, unfehlbare Journalisten, niedliche Malweibchen, ästhetische Knaben, naseweise Kommilitonen und Fräuleins im Reformsack teilweise mit Asche auf dem Kopf, aber unbußfertig. Neben dem distingierten, schweigenden Engländer und dem operettenartig schreienden Engländer steht der Franzose mit dem Zylinder und der Franzose mit dem Schlapphütchen. Man sieht verächtlich lachende Münder, ironische Augen, spöttisch zuckende Achseln, nachdenklich geschüttelte Köpfe und künstlerisch demonstrierende Daumen. Hier ist kein Heulen und Zähneklappern, wir sind weit erhaben über die Regionen des Zweifels und der Verzweiflung. Der Apostel Paulus könnte hier einen guten Tag haben. Diese hier erkennen nicht stückweise, sondern sie erkennen gleichwie sie erkannt sind. Die gerissensten Fälscher können ihre kompliziertesten Kniffe ausspielen, diese Menschen sind nicht zu betrügen. Das schwierigste Material bietet kein Hindernis, stilkritische Rätsel werden spielend gelöst. Wer hier eintritt, hat sich sattgetrunken an Mimirs Quelle, und es braucht ihn nicht einmal ein Hühnerauge zu kosten. Wir schweben in dem seligen Äther überlegener Sicherheit. Ein himmlischer Chor singt: Omniscientes scimus omnia, Hallelujah, Amen!

Wir sind nun allmählich dort angelangt, wo dreiviertel aller gebildeten Gespräche der letzten Monate anlangten: bei der Flora-Büste. Ich bitte um etwas Ernst. Die Tageblätter haben geschrieben, die Wochenblätter haben geschrieben, die wissenschaftlichen Zeitschriften haben geschrieben. Die Salons haben geredet, die Sammler haben geredet, die Gelehrten haben geredet. Ich will auch etwas sagen. Das menschliche Herz ist arglistig, das meinige ist menschlich. Wenn man einen würdigen Herrn der über eine bereifte Brücke gehen will, mit den Beinen in der Luft umpurzeln sieht, oder wenn eine bekannte Autorität sich gründlich verhaut — ça fait toujours plaisir sagt das Liedchen. Ich will gerne gestehen, daß ich keine Tränen bitterster Enttäuschung geweint hätte, wenn ich für mich selbst die Überzeugung gewonnen, daß der Generaldirektor der königlichen Museen dieses Mal hereingefallen wäre. Der Genuß der Schadenfreude war mir nicht beschieden. Dafür aber ein anderer Genuß. Jene Brust mit ihrer wohligen Wölbung, jene Ruhe des reichgerundeten Busens, jener Arm, der trotz der Zerstörung noch die ursprüngliche Grazie der Bewegung zeigt, jener Hinterkopf von fast antiker Reife und die geschmackvolle Sicherheit

der ganzen Komposition —, wenn alles dieses nicht echt ist, echt im besten Sinne, im Sinne eines Kunstwerkes, wie das neunzehnte Jahrhundert keins gemacht hat und das zwanzigste wohl keins machen wird, eines Kunstwerkes, das in Geist und Technik eine göttliche Tradition hinter sich hat, dann werde ich morgen Barbiergehilfe bei Haby. Daß die Büste auch noch andere Teile hat, braucht kein kluger Konfrater mir zu erzählen. Aber auch bei restaurierten Antiken weihe ich hinzugefügten Armen und Beinen keine besondere Aufmerksamkeit. Ein echter Torso genügt, Böhnhasen aus späterer Zeit können ihn nicht verbessern, aber für ein geübtes Auge auch kaum verschlechtern.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts fälschte ein gewisser Mac Pherson eine Anzahl gaelischer Gedichte und schrieb sie dem Sänger Ossian zu. Zu den armen Schlachtopfern, die getäuscht wurden, gehörten auch die Herren Goethe und Herder, die sich dadurch allen modernen Philologen gegenüber unsterblich blamierten. Ihr Ruf als Literaturkenner bekam damals einen tödlichen Knax. Wie kamen diese unseligen Tröpfe dazu, sich derart lächerlich zu machen. Sie meinten vielleicht, daß diese Falsifikate, die später von literarhistorischen Mäusen zernagt, gefressen, verdaut und noch einmal aufgefressen wurden, einige Eigenschaften besaßen, die nicht so leicht nachzuahmen sind. Erstens das dichterische Genie, zweitens die Kenntnis echtkeltischer Tradition, wie sie jetzt zu uns spricht aus hunderten von seitdem gesammelten Märchen, Liedern, Rätseln und Fragmenten, ebenso unverfälscht wie die alten Mütter, die sie singen, summen oder erzählen. Wäre der Betrug noch zu Goethes Lebzeiten festgestellt, so hätte er ruhig lächelnd sagen können: Ossian mag Schwindel und Mac Pherson ein Betrüger sein, aber die dichterische Überlieferung, aus der neue den alten Barden aufbaute, ist echt und alt und unser Künstlerauge hat das besser erkannt, als die kurzsichtigen Augen jener Gelehrten, die sie jetzt schmähen.

Junge Mediziner glauben sich mit allen Krankheiten behaftet, die sie studieren. Junge Kunsthistoriker halten jedes Kunstwerk für falsch, und alte mittelmäßige Herren bleiben, wenn sie irgendwo eine verputzte Ecke entdecken, daran hängen, wie Fliegen am Bierkrug, ohne in ihrer Hypochondrie die Schönheit der anderen Teile genießen zu können. Ich weiß nichts von Lionardos Bildhaukunst, denn es ist wenig Festes überliefert, nichts von Wachsfiguren aus dem sechzehnten Jahrhundert, denn wir haben keine sicheren Exemplare und das fremde Material erschwert die Stilkritik. Aber ich habe eine Anzahl Kunstwerke aus allen Ländern mit mehr Liebe angeschaut als alles andere, was die Welt mir bieten konnte, und ich weiß, was eine bestimmte Zeit vermag und was sie nimmer leistete. Deshalb fühle ich mich, sobald es sich um große Kunst und nicht um Kleinkram handelt, keineswegs ängstlich und fürchte nicht betrogen zu werden. Mit derselben Liebe, aber dreimal so lange und vielleicht sehr viel intensiver hat das wackere Auge Wilhelm Bodes die Schönheit vieler Länder und Zeiten geschaut. Wir haben allen Grund ihm zu trauen.

„Aber“, rufen die braven Hausmütter, die bei der jetzigen Teuerung bei Zündhölzern und Glühstrümpfen sparen, „wenn es nun restauriert und vielleicht nicht einmal von Lionardo ist, dann ist 180000 Mark doch reichlich teuer.“ Madame, der Preis geht Sie, unter uns gesagt gar nichts an. Oder haben Sie Herrn Bode, so oft er für seine Sammlung Renaissanceskulpturen ein Stück unter dem Marktwerte kaufte, einen Veilchenstrauß geschickt? In dem Falle dürfen Sie mitreden, sonst nicht. Ein tüchtiger Direktor bleibt vorsichtig, wenn er meint im stillen einen guten Kauf machen zu können. Er wird ein Draufgänger, wo es gilt ein Kunstwerk ersten Ranges seinen Konkurrenten vor der Nase wegzuschnappen. So vorsichtig und ein solcher Draufgänger ist Bode sein Lebenlang gewesen. Er gehörte nie zu jener Sorte, die einer seiner geistreichsten Freunde charakterisierte als Leute, die immer für 800 Mark beinahe einen Rembrandt kaufen, den ihnen später nie jemand für 300 Mark abnimmt. Er hat Rekordpreise auf Auktionen bezahlt und mit Trödlern geschachert, aber es gibt in seiner Sammlung wenig Kunstwerke, die nur dreimal, viele die zehnmal soviel wert sind als zu der Zeit, da er sie kaufte. Wirf alles zusammen, was in den letzten dreißig Jahren gekauft ist, berechne daneben, wieviel aus Privatgeldern und wieviel aus dem Budget bezahlt wurde, und der knauserigste Berliner Steuerzahler wird sich nicht beklagen können, daß das Kaiser Friedrich Museum — ich meine natürlich den Inhalt — und Geheimrat Bode ein schlechtes Geschäft waren. Jeder, der auf diesem Gebiet etwas Routine hat, weiß, daß bei ernstem Fälschungsverdacht der Verkäufer augenblicklich freiwillig oder gezwungen den Kauf rückgängig zu machen hat. Wenn bewiesen würde, daß die Flora falsch sei, würde sie innerhalb einer Woche nach London abreisen, ohne daß es einem von meinen Bekannten einen Pfennig kostete. Aber vorläufig bleibt sie hier.

Kritische Impromptus über ein Thema/ von Hans Kyser

Animato

Thema: Wir Jungen! — Was ist uns allen gemeinsam? Ein ungeduldiger, aufrechter Wille und der Blick nach vorne. Geschlagen und begabt mit Neurasthenie und der Kraft zur Einsamkeit, mit allen Bitterkeiten Leibes und der Seele und also mit allen Leibes- und Seelenfröhlichkeitssehnsüchten streben wir nach redlichen Erkenntnissen, nach reinlichen Umwandlungen, nach ehrlichen Gestaltungen. Allen Glocken, so über die Erde rufen: „Wir sind noch da, noch da und regieren“, . . . werfen wir die Marschrhythmen der eigenen Seele entgegen, tapfere Gesänge aus Notwehr und Weltwanderglück herausgesungen. Landstreicher der Seele, aufbrennend, wo uns ein

Strahl des Lebens trifft, Bekennende unserer Befreiungen, Befreite von allen Konfessionen, von dem alten Erbübel: Gott, von dem alten Erbübel: der Liebe, von dem alten Erbübel: der Welt, und doch Liebende von Weib und Welt und Gott in Weib und Welt, wir schreiten vorwärts mit dem unbekümmerten Refrain: Wer nicht mitkommt, der bleibt liegen ... und dem einen Credo: Ich will, und so begrüßen wir die Kameraden mit Aufrichtigkeit, halten die Augen offen nach denen, die noch kommen sollen und gehen vorwärts. Vorwärts!

Moderato

Karl Asenkofer, die Geschichte einer Jugend, von Karl Borromäus Heinrich. Oder: Wie einer sich ablöst von Konfession, von Gott, vom Elternhaus, von der Jugendliebe. Die Kinderschritte des Geistes, der zur Welt will. Einen Blick sendet noch der Mensch zurück, greift fröhlich dann zum Wanderstabe! Jeder hat es erlebt. Manche haben es wiedererzählt. Einer hat es unlängst groß und typisch gestaltet: Hermann Stehr in seinen „Drei Nächten". Hat man über dieses Stehrsche Buch gesprochen, braucht man das Heinrichsche Buch nur in einer Klammer erwähnen. Der Starke schlägt wie im Leben so auch in der Kunst immer den Schwächeren tot, das ist nicht anders. Man braucht also etwa nur noch hinzuzufügen: was dort gestaltet, ist hier mehr heruntererzählt. In einer Sprache, die kaum einen Höhepunkt und wenig Willen zum Stil besitzt. Eine Beichte ohne Ringkampf, ein Bekenntnis ohne Qual, eine Loslösung ohne Tempo, ein Wille zu sich ohne ein besonderes Ich. In diesen Engen ist kein Höhepunkt, in diesen Erlebnissen kein Schicksal. Das geht von Eindruck zu Eindruck, von Lehrer zu Lehrer, von Freund zu Freund, aber man spürt nie: So ist es, nicht anders darf es sein. Es bleibt ein Beispiel: wie schwer und gefährlich es ist, am Anfang seiner Kunstbefreiung sich selbst zu schildern. Die Kraft, sich zum Typ zu erheben, ist doch nur den Größten eigen. Und erreichbar nur mit einer Technik, die sich an der Darstellung fremder Schicksale, fremder Welt- und Menschengefühle die Milchzähne ausgebrochen hat. Sonst sind wir uns selbst noch zu nah, um uns in größeren Zusammenhängen zu sehen. Weil wir unser Erlebtes noch im Blute wirkend spüren, geben wir das Erlebte, nicht das Blut. Die Dinge, die uns läuterten, läutern nicht unser Kunstwerk. Das ist eine eigene Schmiede, und Herz ist Hammer und Amboß zugleich. Wir unterhalten, wo wir bekennen wollten, und uns selbst fühlend, fühlen uns nicht die anderen. Vielleicht sind darum Heinrich die novellistischen Nebenschicksale schärfer gelungen. Ein paar treffliche Einzelerinnerungen der Fabel steigen im Nachsinnen auf: etwa das Kuriosum aus unserer modernen mittelalterlichen Folterkammer: der Beichtspiegel oder wie werde ich ein sündiger Mensch. Ein anderes: wie dieser junge,

sündige Mensch, befreit vom Alpdruck des Katholizismus, einen Prometheus dichtet (wir haben ihn alle gedichtet!), wie er in diesen Tagen der ersten Vorwärtsstimmung über Nietzsche herfällt (wir fielen alle über ihn her!), wie ihn (gleich ehedem uns) der Gram frißt, daß dieser ihm seine Welterlösungspläne vorweggenommen, und wie er — das ist das Neue und Eigene — aus Neid gegen Zarathustra Pfaff werden will, wie er dabei ein Mädel küßt, die Theologie an den Nagel hängt und weiter am Prometheus dichtet, — das ist entzückend erlebt, aber nicht hinreißend gestaltet. Ebensowenig wie die etwas reichlich gegebene Situation, die in vielen Büchern herumspukt, und die der russische Jude so köstlich im Sprichwort sagt: Loſt sich friher a küsch geben a mejdel, meg man ihr schpeter aufheben das klejdel, — woran ihn ein Ehrenwort hindert. In allem fehlt die Distanz, die dem Dichter fehlt. Und doch steht am Schlusse des Buches ein monumental schöner Satz, das einzig stark gestaltete Aufbegehren: „‚Nun aber ist es wirklich Zeit', murmelte ich wieder, suchte mir einen dicken Strick, knüpfte ihn an einem Nagel in der Wand fest, legte die Schlinge um meinen Hals und hängte mich auf." Bravo! Wenn du, heldischer Tropf, der du Nietzsche als Liebesbriefsteller auffaßt, nicht im nächsten Kapitel abgeschnitten wirst, sehe ich dich um dieses Satzes willen vielleicht bis an das Ende meines Lebens hängen. Aber der aufgehängte Asenkofer geht statt dessen nach Genf.

Andante con moto

Karl Asenkofers Flucht und Zuflucht. Ohne diesen zweiten Teil hätte ich das Buch fortgelegt und kein Wort darüber gesprochen. Aber hier steckt die Kraft, die ich ausging zu suchen. Eine steigende Kraft. Man hat zum Schluß das feste Gefühl: Der Mann könnte was, wenn er einsehen lernte, daß „ein Buch zu schreiben doch schwerer ist als Steinpilze zu suchen". Hier sind Menscheneinsamkeiten gegeben, die ins Herz packen. Hier ist ein Traum von Liebe eines zum Moralisten entarteten Unpraktikers des Lebens mit einer Leichtsinnig-Holden von nichts als Fleisch und Blut und ein Stückchen gallischen Himmels darüber. Hier sind Revolutionäre des Hasses und der Liebe ins Typische hinaufgestaltet. Hier ist ein Nachtgespenst von Weib, das mit wenigen Strichen unvergeßlich radiert ist. Hier sind Raskolnikowsche Versuchungen, elende Askesen Leibes und der Seele, Hungerpsychologien, Höllenbitternisse des Lebens: angedeutet. Und ein Blitz eines karikaturistischen Genies (der ein wenig an Hauptmanns köstliches Glashüttenmärchen erinnert): die Gegenüberstellung eines Aristokraten aus zwölfhundertjähriger Zucht, die Absurdität der Kultur, das „kultivierteste Unglück der Welt", das kein Ziel mehr hat, mit seinem Stiefbruder: einem Kretin. Zwischen diesen scharfumrissenen Gestalten wird Asenkofer wirklich der déraciné par excellence, der Anarchist wider

Willen, der noch kein Ziel hat, krank durch Selbstkritik — vom Beichtspiegel her —, müde seines Pathos, erfüllt vom Schmerze seiner Glaubenslosigkeit und der Einsamkeit seines Menschentums inne und also ein Typ jener kranken Weltflüchtlinge, die durch unsere Schule und unser Christentum entwurzelt nun beziehungslos zu allem, was Mensch und Menschenwort heißt, geworden sind.

Scherzo furioso

Als Hans Himmelhoch dreißig Jahre alt war, verließ er seine Heimat und den See seiner Heimat und ging ... nach Berlin. Jakob Schaffner, ich liebe dich! Du hast in deiner „Laterne" eine Herrlichkeit über der anderen gegeben. Als man dies Buch aus der Hand legte, wußte man, schwach und selig im Herzen: der marschiert noch mal mit Siebenmeilenstiefeln nach dem Sirius, um von hier aus „als geschlossene Persönlichkeit Götter anzuulken und gegen Jehovah rüdig zu werden". Dann las man in diesen Blättern ein wundersames Kapitel von deiner neuerlichen Wanderschaft unter dem Regenbogen hin: „Der Weg unter mir lacht. Der Weg tanzt. Der Weg brüllt. Hast du noch keinen Weg brüllen hören? Wie der Löwe vor dem Sprung brüllt er. Und er duftet wie eine Braut. Berge gehen an beiden Seiten betend mit. Und die Fernen wälzen sich gewaltig voraus. Hinten donnern die Erfüllungen, durch die man gekommen ist, und die Vergangenheit, die man verabschiedet hat." Lest es, lest es! Es steht in diesem Buche und ist etwas, das Whitman, dieser Erhabenste, hätte singen können. — — — Aber, Jakob Schaffner! Nun du mit Nietzsche und der Welt schwanger gegangen, was verleumdest du sie?! Du bist doch erst in der zweiten Verwandlung des Geistes, weißt du, wie aus dem Kamel der Löwe wird: Ich will! Auch ich glaube ja felsenstark an dies Credo, aber ich glaube leider nichts mehr, was nicht aus eines Unglaubens Bitterkeit quillt. Du nennst Nietzsche einen Moralistenhäuptling und Oberphilologen, etwa wie Nietzsche Schiller seinen „Unmöglichen" heißt. Dehmel machte einmal sehr klug darauf aufmerksam, daß Nietzsche nicht das Schlechteste vom jungen Schiller gelernt hat. Und, Jakob Schaffner, du kannst mir gar nichts, wenn ich ruhig und meinem Gott vertrauend über jedes deiner Kapitel eine Kapitelüberschrift aus dem Zarathustrabuche setze. Ich finde das entzückend, Gott, wie könnte ich z. B. über Kerr ulken mit seinem: Männlein wandle! Aber da die Redlichkeit doch auch nicht von Pappe ist, sage ich ihm lieber am Weintisch und vor allem Volke: Ich habe sein Bestes in der Kritik von ihm gelernt. Das mit dem Blitzlicht statt der Petroleumfunzen! — Also reden auch wir besser deutsch, und wenn ich es für beide wichtiger halte, anstatt deinem unverkennbar starken Vorwärtswillen Hymnen anzustimmen, dir lieber ein Scherzo aufzuspielen, zürne mir nicht! — Wir stimmen doch beide gewiß hierin überein: Unsere Liebesbriefe zu veröffentlichen,

wollen wir . . . beileibe nicht der Nachwelt überlassen. Und du folgerst mit dem bekannten Saltomortale deiner Schlußfolgerungen: Also veröffentlichen wir sie lieber selber. Schaffner! — Du denkst auch hierin gewiß wie ich: Es ist gut, wenn du, Künstler, der du bilden solltest, auch mal zur Zeit dein Maul aufreißest, sonst geht es dir wie Flaubert, diesem Buddha-Wiederkäuer seiner Bitterkeiten: er fraß sich an seiner Galle zu Tode. Aber nun reißt du dein Maul auf, soweit wie es dir der „verflossenene Hebräerhäuptling Jehovah" geschaffen, und mit einem ungeheuren Zuschnappen schlingst du Berlin, Paris, Rom, alle Schutzleute, Diplomaten, Politiker, Philosophen, Philologen, die ganze Erde, das ganze Planetensystem, alle Götter herunter, als schlürfst du sie aus deiner Schädelhöhle wie eine Auster. Mensch, du bist doch von Erde genommen und mußt zu Erde wieder werden, weißt du einen besseren Schluß für die Perspektiven unserer Zweibeinigkeit?! — Auch darin sind wir ganz einig: Wir bedanken uns, Papst zu werden, aber nun spielst du Saul unter den Propheten?! Dein Intellekt hat einen himmlischen Klapps bekommen. Erlöse dich von dem Erlöserübel! Wir brauchen keine. Wir haben genug. Und wenn uns einer kommt, der da predigt, daß irgend eine Erfindung der Technik uns weiterbringe als ein Gedanke, den wir denken, ein Weib, das wir lieben, eine Blume, die uns ergötzt, eine Wolke, die uns heiter macht, ein Sturm, der uns Verzückte gegen eine Kiefer schmeißt, so werden wir diesen Teufelspriestern eine Narrenkappe aufsetzen. Unsere Seele hat ihre Gleichgewichtsgesetzen und wir verlieren leider fast immer an Tiefe, was wir an Weite der Anschauung gewinnen. So gewiß man annehmen kann, daß mit dem Menschen nicht die Entwicklung im All abgeschlossen ist, so gewiß ist sie doch in uns, wie wir aus Mutterleibe kommen, abgeschlossen. Auch als ideelle Aviatiker kommen wir aus dieser Höhle nicht heraus. Und mag uns mal die Umschaltung der Schwerkraft gelingen, wenn uns irgend eine Sternschnuppe die Stirne aufschlägt, werden wir wohl doch zurückmüssen und der Totengräber klopft sein Pfeifchen auf unserem Schädel aus: Dieser Schädel da war Yoricks Schädel, des Königs Spaßmacher. — Es sind Harlekinssprünge des Intellektes, mit der du durch die Welt tobst. Lockt dich ein „töricht Wunder und Irrlicht des Aufenthaltes" fliege, ja fliege ihm nach und dann gib uns statt deiner hingerissenen Wirrnissen deine hinreißenden Klärungen. Was fühlt man denn ein paar Stunden, nachdem man dein Buch gelesen? Eine Umwandlung? Einen Antrieb? Nein: Einen Seelenprozeß im Anfangsstadium. Eine psychologische Tatsache. Wirbel, wie man sie lieber liest in Briefen, die uns Tote erwecken als Lebende illustrieren. Es ist keine Läuterung in die, sondern eine Erläuterung über dich. Es ist keine Nachdenksamkeit dort. Es ist mehr ein seliges Welt- und Weib-Liebesgerede. Dein Lobgesang des Willens klingt nicht aus der Tiefe, da unsere Schmerzen ringen. Nicht wenn wir schreien: Wir haben doch den Willen! — haben wir ihn. Aus der Stärke des

Besiegten schreit die Stärke des Siegers. Und nun, du Pfeil der Sehnsucht nach dem anderen Ufer, du tapferer Kamerad in unserer vordersten Reihe gehe den umgekehrten Zarathustraweg: zurück zu der Heimat und dem See deiner Heimat und: bilde, Künstler, rede nicht!

Allegro con brio

Der Landstörtzer von Paul Ilg. Das ist ein tapferes, vortreffliches Werk. Das Bekenntnis (ohne zu bekennen) eines kühnen, starken Dichters. Eines Jungen, Unverstellten, Nackt-Aufrichtigen, der etwas kann. Der Menschen hinstellt, daß sie stehen, und wenn sie reden, reden sie mit Menschenzungen. Der seine Seele dem Teufel verkauft und ihn mit einer Erkenntnis, die ein Wort, ein Gedicht, eine Gestalt ist, um seinen Lohn prellt. Ein Wanderbursche, aus den Tiefen des Tobelvolkes heraufgewandert, den Herzensrucksack von tapferem Schlag und voll eines gesunden, streitbaren Willens zum Leben. Ein rücksichtsloser Wahr-Gestalter und Wahr-Sager in einer sauberen deutschen Sprache von kräftigem Wuchs. Und also: ein jungmeisterlicher Geselle. — In der Komposition dieses Werkes steckt die Kühnheit eines starken Formtalentes. Sie ist nicht geschlossen, sie ist ungeschickt, sie tritt da und dort roh zutage, aber sie ist zwingend in der Führung der Motive. Sie erschwert das Lesen, aber sie fördert das Genießen. Sie ist von einer Künstlerhand zusammengeballt. Sie ist ein Reiz mehr an diesem Buche. In ihrem Springenden weiß sie, wohin sie springt, in ihrem Retardierenden staut sie die Spannung. Und sie wird getragen von einer Kraft der Gestaltung, die Schatten und Lichter zu Menschen und Schicksalen zusammenzwingt. — Paul Ilg hat das Können, sich und die Menschen seiner Nähe wie Dinge zu sehen, die er selbstherrlich schafft. Er gibt sie mit ihrem Herzschlag und ihren Dunkelheiten. Inmitten steht ein Landstörtzer der Liebe. Ein Heimatloser, der in Einer, einer Tapferen, In-sich-Starken, doch Ungesegnet-Stolzen, von dem Tage an, da sein Auge an ihr sehend wurde, allhier seine Heimat findet. Er umfängt sie im ersten Sturm seines seligen Gesichtes und „er konnte gar nicht mehr anders als sie mit aller Gewalt umschlingen und küssen, küssen, bis ihm der Atem versagt . . . er küßte sie immer zu, auf den Mund, die Augen, die Schläfen und sprach dazwischen verlorene Worte, die ernst, gleich Schwüren tönten: „O du . . . mir gehörst du . . . O laß mich . . . o Himmel" . . . Und wie sie mit letztem Kuß mitten auf seine Lippen von ihm fortläuft, wirft es ihn nieder: „Siehst du, Mensch, das ist die Liebe!" sprach er zu sich selber und schluchzte, um Steine zu erweichen. Und darum läuft er aus dieser Menschenheimat weg und findet ein paar Stunden später, er, derselbe schluchzende Liebeskerl, die erste Weiboffenbarung im Bette eines guten, tapferen Tierchens, die sein Schicksal wird. — Es ist schon was! — Von hier aus geht es hinab in seine Erbärmlichkeit, bis er in heiliger Wut die schwangere

Dirne prügelt und geht es wieder hinauf in ein neues Schicksal. Bevor er diesen Weg der Selbstbefreiung antritt, findet ihn eine Stunde mit seiner Ersten und Einzigen — ein Graben trennt sie — zusammen. „Magst du mir als Trost auf eine weite Reise — ich muß nämlich heute noch fort — willst du mir also noch einmal im Vertrauen die Hand geben? Getraust du dich das zu tun?" — Dann geht er, nicht fragend wohin, immer gerade aus an der Schmiede vorbei, wo die Hämmer klingen, und auf der andern Seite zum Dorfe hinaus. All seine Habe bestand aus einem schlechten Mantel und Hut, den Wanderstab und etlichen Zehrpfennigen. — Es ist was! — Und er wandert den gewaltigen Mächten seines Innern nach. Auch ihm fliegt ein töricht Wunder und Irrlicht des Aufenthaltes aus Berlin WW über den Weg, eine Unersättlich-Müßiggängerische, ein „Zwielichtsymbol der Unfruchtbarkeit", mit einem Lächeln jenseit von Gut und Böse und manchmal mit einer Stimme von Meißener Porzellan gefärbt mit Schierling, Digitalis und Belladonna. Sie fliegen nun beide aus Erbärmlichkeiten in alle Wonnen der Welt und wieder in Erbärmlichkeiten. Sie fliehen und fliegen und werden nicht satt und verbrennen sich beide an ihrem Brennen. Da haben endlich das Irrlicht und der Heimgekehrte sich heimgefunden in einem, einem einzigen Glück: Aus einer anderen Stube ruft er mit singender, schmeichelnder Stimme: „Wo ist denn mein blaues Täubchen, wo denn, wo denn?" — und augenblicks erheitern sich die geisterhaften Züge der Irren zu einem unaussprechlich seligen, ergreifenden Lächeln, — — und augenblicks heult man, wenn man das liest. — Es ist was!! — Und nun träumt dieser allzeit heimatlose Liebessucher einen unsagbar köstlichen Traum, wie heute nur erst Künstler ihn träumen können: er wirbt um seine Erste, seine Einzige, damit sie mit ihm und seinem einfältig seligen blauen Täubchen dem hohen heiligen Geist der Liebe diene. „Niemals, niemals", war alles, was diese sagte, und er küßt ihr die milde Henkershand, küßt sie schweigsam und ergeben — (Ilg, du bist ein wunderbarer Kerl!) — . . . und schießt sich und seine kranke Gefährtin tot. Paul Ilg, dich soll der Satan reiten! Weg mit den Pistolenschüssen! Das ist ein Zugeständnis nicht aus der Schwäche der dargestellten Menschen, sondern aus einer Schwäche des Künstlers. Warum nicht eine ganz leise, eine ganz tiefe, schmerzenreichste und klingende Erkenntnis unserer Menschlichkeit?! Der Schluß und Schuß ist zu ändern. Er ist nicht für uns geschrieben. — Und so bleibt zu sagen: Paul Ilg ist mehr als eine Hoffnung, er ist eine starke, kraftspendende Gegenwart. Salve!

Finale. Ad libitum

Aus jedem Buche ein Wort als Markstein und Meilenstein unserer diesseitigen Landstörtzerfahrt. Heinrich: Ich bin arm, ich habe gar keinen Glauben, gar keine Idee . . . Schaffner: Wandern, das ist überhaupt Religion. . . . Ilg:

Sich selbst entdecken, das ist die schönste Reise für eine tatendurstige Seele. Kameraden, lassen wir Heine die Marschmelodie anstimmen:

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Chronik/ Aus Junius' Tagebuch

Deutsche Freisinnige Volkspartei heißt das Verschmelzungsprodukt der linksliberalen Einheitsbestrebungen. Sie sollen große Mühe verursacht haben; die dogmatischen und pseudodemokratischen Murrköpfe verwechselten in unbelehrbarem Eigensinn ihre Provinzialismen und Partikularismen mit den Interessen des deutschen Liberalismus. A man convinced against his will is of the same opinion still. Mit solchen Elementen ist es schwer, Politik großen Stils zu machen; und so mögen die den Viererausschuß bildenden Herren Wiemer, Müller-Meiningen, Schrader und von Payer (wohl der stärkste politische Kopf der ganzen Gruppe) einigen Grund haben, mit ihrer Leistung zufrieden zu sein. Aber ich fürchte, sie läßt das deutsche Volk kühl bis ans Herz, jene Elemente, die sich sehnen, in den Strudel einer starken fortschrittlichen Bewegung gerissen zu werden. Deutsche Freisinnige Volkspartei, — ein Schauder überläuft mich. Die drei winzigen Fraktiönchen wären wir, Gott sei Dank, los, aber der Fraktionsgeist triumphiert; und nun würgen wir an der philologischen Spottgeburt, die auf die Bedürfnisse der reaktionären oder proletarischen Neider, der nationalliberalen Leisetreter, der grundsätzlichen Zweifler und der . . Karikaturisten zugeschnitten ist. Muß man nicht erst allerlei Hemmungen überwinden, ehe man den unglücklichen Namen über die Lippen bringt? Man wird sich entschuldigen, ehe man bekennt, der DFV ‚gewissermaßen und in mancher Hinsicht' anzugehören; und ich weiß nicht, ob ich immer den sittlichen Mut haben werde, sie nicht zu verleugnen . .

Die Herren, die ihn zu verantworten haben, wissen offenbar nicht, welche Illusionskraft in einem Namen steckt. Dreiviertel aller unserer Wünsche sind Illusionen, Dreiviertel aller Politik hat es mit diesen, mit Imponderabilien in Gefühl und Vorstellung zu tun, und da sollte die Wahl eines Parteinamens keine gleichgültige Sache sein, sollte werben und locken helfen. Eine wirksame Politik steckt mindestens ebenso sehr im Stil wie in den Inhaltsforderungen der Programme. Am kommunistischen Manifest von Marx und Engels ist die Sprache vielleicht das stärkste Werbemittel gewesen, diese klare, knappe, beziehungsreiche, die Phantasie beflügelnde Sprache kräftiger Denker und großer Woller. Das zu

begreifen hätten die Liberalen am meisten Anlaß; und sie begreifen es bei uns am wenigsten. Sie wenden sich vorzugsweise an die Gebildeten, sie erwarten Zuzug aus dem Publikum in der Mitte, sie setzen daher, prinzipiell wenigstens, an ihren Wählern die Geneigtheit voraus, in der Diagonale zu wollen, aus der Enge von Kliquen- oder Klasseninteressen ins Allgemeine, Entwicklungsgemäße, Zukünftige zu streben: ihre Führer müßten daher ebenso gute Dialektiker und Stilisten wie Organisatoren sein. Bleiben sie in den Paragraphen des Programms und im Kompromißschacher stecken, in der bureaukratenhaften Rubrizierung des Wünschbaren, in dem stumpfen Rationalismus der Kleinkrämer: so sind sie verloren; verstehen sie die Politik zum Stil zu erheben, die Gegenwart unter die Perspektive des Historischen zu rücken: so haben sie gewonnen. Carlyle klagte, auch die Politik sei unter die redenden Künste, sei aus der Aktionssphäre in den Dunstkreis der Schwatzbunde, der Volksversammlungen und Parlamente geraten. Das ist richtig; nur klagen wir nicht, da die Emanzipation des Individuums die Emanzipation der Massen unvermeidlich machte und der Ausgleich unter einer millionenköpfigen Hydra nur dialektisch, durch Begriff und Wort, zu bewerkstelligen ist. In England hat man aus der Not eine Tugend gemacht; und in dieser künstlerisch etwas stiefmütterlich bedachten Nation ist das öffentliche Leben ein großartiges, selbst den Indifferenten fortreißendes Schauspiel, die Politik der führenden Männer ganz wesentlich Redekunst, Stil, Gebärde, Mimik geworden. Gladstone hypnotisierte die Masse, das Medium seiner Politik war das Wort, das in unerschöpflichen Fluten über den betäubten Hörer dahinrauschte und sein chaotisches Wollen gestaltete. Disraeli hieß der hebräische Beschwörer. Im Munde des Nadelfabrikanten Chamberlain gerann das Wort zur Formel, aus der sein letzter Wille wie ein Magnet in die Ferne wirkte. So ists bis auf den heutigen Tag auf der Smaragdinsel und unter den praktischen Insulanern geblieben, auf die ich verweise, weil sie ja, unähnlich den Romanen, das ästhetische Geplätscher zweckloser Rede gründlich hassen und für die romanische Freude an klaren und widerspruchslosen Begriffen auch in der Politik nicht das geringste Verständnis haben. Bei uns sind seit der Reichsgründung die politischen Verhältnisse in vielen Hinsichten den englischen ähnlich geworden, an eine über den Parteien stehende Regierung wird nicht mehr geglaubt, die Vormundstätigkeit der Bureaukratie ist unheilbar diskreditiert; breit und tief ist das Bett, das sich der Fortschritt gräbt, und stark der Freiheitsdrang, der dem Modernismus seiner Gesinnung auch in der Politik zum Durchbruch helfen will. Das Wort „Deutsche Fortschrittspartei" lag nahe. Es klingt wie eine Fanfare und doch nicht revolutionär. Es hat, trotz dem trüben Schatten der Konfliktszeit, eine Tradition, deren sich vielleicht nur das Fähnlein der volksparteilichen Aufrechten schämt. Die Partei hat seit dem ersten Tage ihrer Gründung (1861) für deutschen Zentralismus, für die Prinzipien persönlicher

und politischer Freiheit, für Volksrechte gegen Kronrechte, für parlamentarische gegen pseudokonstitutionelle Methoden gekämpft. Sie geriet früh dann in den Sumpf des Doktrinarismus und hatte das Unglück zu glauben, die deutsche Freiheit lasse sich vor der deutschen Einheit aufrichten und diese durch dialektische Mittel statt durch brutale Machtfaktoren begründen. Vor der historischen Vernunft, die Bismarcks Machtpolitik bevorzugte, wurde sie gedemütigt. Und vom Genius der sozialen Gerechtigkeit wurde sie gestraft, weil sie sich von dem trügerischen Schein eines falschen Individualismus hatte betören und in die Enge einseitiger Händlerideale locken lassen. Nun, auf dem Umwege einer grandiosen, wenn auch ganz unlyrischen, machtpolitischen und großkapitalistischen Entwicklung, nun kehrt ganz offenbar die innere deutsche Geschichte in die Bahnen jener alten ehrwürdigen Fortschrittsgedanken von 1861 zurück, nun bieten sie sich dem geeinten deutschen Volke als ein Mittel dar, der Vormundschaft einer privilegierten Kaste, einer gelernten Beamtenschaft, einer ultramontan oder pietistisch gefärbten Lebensanschauung zu entschlüpfen: und nun erhalten wir statt der deutschen Fortschrittspartei die Deutsche Freisinnige Volkspartei, wie um die Tragik eines zu früh geborenen Gedankens zu verewigen. War das nötig, war das klug?

Die widerlichen Einzelheiten des englischen Wahlkampfs werden bald vergessen sein, aber die deutschfeindliche Rede Arthur James Balfours wird historisch werden. Sie darf sobald unserem Gesichtskreis nicht entschwinden, dieser Ariadnefaden im Labyrinth der deutsch-englischen Beziehungen, an denen Europas Schicksal hängt. Ich kenne den charaktervollen Mann, der bei allen Schwächen das Zwergengeschlecht der bei uns Regierenden weit überragt; und weil ich weiß, daß er von den blöden Leidenschaften des nationalen Egoismus sich nicht auf die Bahn der chauvinistischen Herausforderung treiben läßt, so muß ich dem Unterton elementaren Mißtrauens und fast instinktiver Antipathie in seiner berüchtigten Rede in Hanley eine tief schmerzliche Bedeutung auch für die Zukunft unserer gegenseitigen Beziehungen beimessen. Mein Lebensweg brachte mich zum erstenmal mit ihm in Berührung, als Gladstones Stern im Verbleichen war und Balfour die Hoffnung eines Teiles seiner Nation war: und nicht des schlechtesten. Sein politisches Prestige beruhte damals auf dem Erfolg seiner Verwaltung Irlands unter Salisbury; sie hatte durch rücksichtslose Strenge überrascht und war, durch den umgehenden Meuchelmord uneingeschüchtert, unter rein machtpolitischen Gesichtspunkten geführt worden. Er hatte bis dahin als Sybarit des Gedankens gegolten. Im Privatleben war er ein Grübler, Denker, Zweifler; mit den Methoden der Wissenschaft und Philosophie hat er sich innigst vertraut gemacht, nicht aus sachlichem: aus menschlichem Interesse; dabei ein Träumer, der sich aus der Aufdringlichkeit und Brutalität der Praxis in die Gefühlssphäre der Musik flüchtete und seiner

Lyrismen durch Phantasien auf dem Klavier entäußern mußte (eine Studie über Händel bezeugt dieses Interesse). Im Zeitalter der Maschinen- und Geschäftspolitiker eine so seltene Erscheinung, daß die Unpsychologie der öffentlichen Meinung erstaunt war zu sehen, daß jene Neigungen die Zeit der reiferen Jugend und die Prüfungen einer gefahrvollen Amtszeit überlebten. In der Tat, sie wurzelten im Kern seines Wesens. Nie waren sie in Balfour bloß nebelhafte Spielereien eines vornehmen Dilettanten. Der Gedankengang in seinen Schriften ist kristallklar, der Stil der einsilbige baumeisterlicher Menschen. Seine Critical Miscellanies enthalten ein Fragment über den Fortschritt, das bis an die Schwelle der vierten Dimension heranführt. Aber alle Theorie hatte Bezug auf letzte Lebensgestaltung und uneingestanden praktisch-politische Konsequenzen. Ich kann hier nicht zeigen, mit welcher Mischung von reifster Psychologie und handgreiflichen Trugschlüssen er gegen das Fieber von Wissenschaft und Fortschritt die Religionen, Traditionen, Konventionen, kurz die konservativen Lebensmächte zu verteidigen unternahm; aber ganz ungewöhnlich war dieser Sprößling aus dem edlen Geschlecht der Cecils elisabethanischen Gedenkens, und für den Liberalismus gefährlich, weil er auf der Höhe der Zeitbildung stand und auch persönlich reizvoll war. Schlank und feingliedrig, das bleiche Gesicht voller Spuren intensiver Gedankenarbeit, mit vom Golfspiel geschmeidigten Gliedern, stellt dieser einsame Zölibitär einen hohen Typus menschlicher Zucht dar: ich wüßte nicht, wo in der Welt ein sympathischerer zu finden wäre.

Seitdem sind inhaltsschwere Jahre verstrichen und Balfour war, nach Salisburys Tode, Ministerpräsident und Führer der konservativ-unionistischen Opposition. Er gehört heute zu den wenigen Menschen, die Weltgeschichte machen. Er ist nie ein Draufgänger gewesen und hat in der Schule seines Onkels Salisbury Mäßigung gelernt; und für seinen Imperialismus hat er stets nur wirtschaftliche und elementare machtpolitische Gründe geltend gemacht. Deutschland kennt er, deutsche Musik liebt er schwärmerisch, deutsche Wissenschaft und Philosophie achtet er, — was kann ihn bewogen haben, gegen Deutschland so vorbehaltliche und stachelige und heimlich vergiftete Worte zu sagen? Ists vorzeitiger Marasmus? War es die Not des Wahlkampfes? Die in England wie es scheint unausrottbare Ignoranz deutschen Wesens kann Balfours Verhalten nicht erklären. Er weiß, daß deutsche Werktätigkeit und die daher stammende Rivalität durch Worte nicht zu treffen sind; aber auch, daß die deutsche auswärtige Politik seit zwei Jahrzehnten ertraglos geblieben und jene ungeheure Arbeitsleistung durch das Wirken unserer Diplomaten nicht gefördert wurde. Er muß erkannt haben, daß die politischen Mängel unserer Organisation die Stoßkraft des deutschen Imperialismus geschwächt haben. Er muß wissen, daß in der mohammedanischen Welt die deutschen Karten verspielt sind, in Marokko so gut wie in der asiatischen Türkei, im nahen wie im fernen Osten die Position

der deutschen Exportindustrie nur mit verzweifelter Anstrengung behauptet und die Flottenbeschränkung, wenn überhaupt möglich, uns den offiziellen Verzicht auf den türkischen Ehrgeiz kosten wird. Aber er hat, wie so viele kluge Engländer, eine fast mystische Vorstellung von der zwingenden Gewalt unserer — durch Überbevölkerung und Exportindustrie aufgepeitschten — machtpolitischen Gelüste, er hält sie für so aktiv, daß sie die Schädigung nicht ruhig hinnehmen werden, die Deutschlands Nationalwirtschaft durch den Übergang Englands zum Schutzzoll erleiden kann. Und als höchst verdächtiges Symptom muß ihm erscheinen, daß deutsche Nationalökonomen und Politiker im letzten Jahrzehnt eine bergehohe Literatur über die wirtschaftlichen Aussichten des britischen Imperialismus erzeugt haben. In ihr ist viel von der Schwächung der britischen Unternehmerinitiative die Rede, vom Schwunde der robusten englischen Tatkraft, noch mehr von Oscar Wilde und Bernard Shaw und der Gebärunlust der englischen Frau und der intellektuellen Trägheit des englischen Mannes und dem sichtbaren Verfall der alten Puritanerherrlichkeit, die zu Englands Imperium und Weltreich den Grund gelegt. Vielleicht hat Balfour nicht einmal gelächelt, als er las, wie der treffliche von Schulze-Gaevernitz den kantischen Idealismus der Engländer als Allheilmittel empfahl (wo herrscht er in Deutschland außerhalb des Katheders?), wenn er ihn auch als schwaches Surrogat für englischen Sektengeist und den einlullenden Illusionismus der Hochkirche ansehen wird. Es steht mir fest, daß Balfour diese Literatur für symptomatisch hält. Er liest zwar Deutsch mit Mühe, aber als interessant gerühmte Schriften läßt er sich ins Englische übersetzen; und es ist nicht ausgeschlossen, daß der subtile Gedankengang einer Schrift, um deren Zusendung er vor zwei Jahren gebeten hat, ihm verzerrt zu Bewußtsein gekommen ist und beigetragen hat, auch in ihm die seltsame Vorstellung zu wecken: es gebe deutsche Industrielle, die britischen Schutzzoll nicht dulden würden.

So herrscht Verwirrung in den Höhen und in den Niederungen wühlen Neid, Mißgunst, die tief eingewurzelte Antipathie gegen deutsches Wesen und der noch ungebrochene Dünkel des konventionellen John Bull, der in jeder machtpolitischen Regung Deutschlands eine Bedrohung oder mindestens eine unnötige Beschränkung (unnecessary encroachment) seines Weltherrschaftsmonopols sieht. Und da sollen wir hoffen, daß der Winter unsres Mißvergnügens bald ende . .

Simmels Soziologie*

Das erste Hauptproblem der Soziologie ist der Begriff und Umfang des Wortes selbst. Was ist die Aufgabe, das Problem, was ist der Umfang der Soziologie? Darüber hat sich bis jetzt keine volle Einigung erzielen lassen. Es handelt sich um eine noch junge, noch werdende Wissenschaft, die von allen Seiten her, von Juristen, Ökonomisten, Ethikern, Sozialphilosophen, Ethnologen, Statistikern, bearbeitet wird: jeder definiert anders, jeder begrenzt das Gebiet anders. Ludwig Gumplowicz nennt die Soziologie die Lehre von den sozialen Gruppen, ihrem gegenseitigen Verhalten und ihren dadurch bedingten Schicksalen; Kurt Breysig, der Berliner Universalhistoriker, bezeichnet sie als die Lehre vom Verhalten der Persönlichkeit; Achille Loria, der italienische Forscher, sagt folgendes: „Die neue Wissenschaft differenziert sich von der Philosophie der Geschichte vor allem, weil diese die Gesellschaft nur in ihrer Bewegung analysiert, darüber hinaus aber die Soziologie die kollektiven Einrichtungen sowohl in ihrer Bewegung als auch in ihrer Statik untersucht." Diese Bemerkung richtet sich gegen den Leipziger Philosophen Paul Barth, der die Soziologie geradezu mit der Geschichtsphilosophie identifizieren will. Der soeben verstorbene bedeutende österreichische Soziologe Feldmarschall-Leutnant Gustav Ratzenhofer nennt die Soziologie die „Wissenschaft der menschlichen Wechselbeziehungen".

Alle diese und eine Reihe anderer ähnlicher Definitionen lassen sich leidlich miteinander vereinigen. Sie geben entweder eine einseitige Ansicht der ganzen Sache, oder sie geben eine richtige, aber zu allgemeine Definition oder sie geben schließlich eine nicht vollständige aber grundsätzlich richtige Umgrenzung.

Dagegen halte ich die Definition für grundsätzlich verfehlt, die unser hochverdienter Berliner Philosoph Georg Simmel, durch Scharfsinn und Eleganz des Ausdrucks eine der Zierden unserer Hochschule, gegeben hat; eine Definition, die von seinen Schülern, unter anderen von Achelis, übernommen worden ist. Er nennt die Soziologie die Lehre von den Formen der Vergesellschaftung. Diese Definition ist mindestens viel zu eng, und, ganz auf Knopf und Spitz genommen, erscheint sie mir überhaupt als falsch.

Simmel ist zu dieser Begrenzung auf einem eigentümlichen Wege gelangt, der dem allgemeinen Wege gerade entgegengesetzt ist. In der Regel stellt sich einer Zeit ein neues wichtiges Problem: erster Akt! Die der Lösung dieses Problems zugewandten Gedanken und Untersuchungen häufen sich allmählich zu einem Wissen, und dieses Wissen ordnet sich langsam unter beherrschende Regeln als Wissenschaft: zweiter Akt! Schließlich einigt man sich dann schneller oder langsamer auf einen Namen für diese neue Disziplin: dritter Akt. Simmel verfährt gerade umgekehrt: er findet einen neuen Namen vor für eine neue Disziplin: „Soziologie". Er stellt sich die Frage: welche Erscheinungen des durch diesen Namen in seiner Allgemeinheit bezeichneten Gebietes, der Gesellschaftslehre, noch sozusagen frei seien, d. h. noch nicht von einer schon bestehenden, schon anerkannten und benannten Disziplin ergriffen seien; er scheidet einen gewissen Komplex der gesellschaftlichen Tatsachen als noch frei aus, und sucht nun die Probleme, die diese Tatsachen dem wissenschaftlichen Bemühen stellen könnten.

---

* Soziologie, Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig, Duncker & Humblot.

Indem er so vorgeht, stellt er fest, daß alle Inhalte der Gesellschaftsbildung schon von eigenen Wissenschaften bearbeitet werden, von Ökonomik, Geschichte, Linguistik, vergleichender Mythologie usw. usw., so daß als Stoff einer eigenen Wissenschaft von der Soziologie eben nichts anderes übrigbleibt, als die Lehre von den Formen der Vergesellschaftung, der Wechselwirkung zwischen den einzelnen, die Gesellschaft zusammensetzenden Individuen. So wäre die Soziologie aufzufassen als ein Analogon zu der Grammatik und zu der Logik, die sich beide lediglich mit den Formen der Sprache und des Denkens befassen, ohne sich viel um die Inhalte zu kümmern.

Selbst wenn man dieser Auffassung beizustimmen versuchte, würde man bald entdecken, daß auch dieser vermeintliche Gegenstand der Soziologie bereits dem Arbeitsgebiet einer engeren Wissenschaft angehört, nämlich der Psychologie. Die Lehre von den Formen der Gesellschaft gehört nach Stoff und Methode gänzlich der angewandten Psychologie an. Simmel bemüht sich zwar mit dem ganzen Aufwand seiner geübten Dialektik und der ganzen Kraft seiner berühmten Darstellerkunst, eine deutliche Grenzlinie zwischen seinen Untersuchungen und der Psychologie zu ziehen, indem er als Gegenstand der Soziologie lediglich die psychischen Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Individuen, die intersubjektive Psychologie, begreift. Aber mir scheint dieser Versuch mißglückt. Was bleibt denn von der ganzen Psychologie des Menschen überhaupt noch übrig, wenn man die intersubjektiven Beziehungen herausnimmt?! Man könnte beinahe sagen, daß der Mensch überhaupt nur insoweit Seelenwesen ist, wie er Gesellschaftswesen ist.

Die unglückliche Definition hat Simmel sehr teuer bezahlen müssen. Er stellt in seinem umfangreichen Werke selbst fest, daß es einen „völlig bruchstückhaften und unvollständigen Charakter" hat. Das muß, bei aller Liebe und Verehrung für den Verfasser, als richtig zugegeben werden. Man empfindet, daß der Führer selbst den Ariadnefaden durch das Labyrinth der Tatsachen nicht besitzt, und man fragt sich oft, warum denn gerade dieses ausgewählte Thema gerade mit dieser Ausführlichkeit und gerade nach dieser Seite hin bearbeitet worden ist. Simmels Soziologie besitzt eben kein zentrales Problem, und darum fehlt ihr die innere Ordnung, das sichere Schwingen des ganzen Aufbaues um einen Ruhepunkt, auf so viel Vollständigkeit und innere Durchformung, wie ein Autor von solchem Range sie in der Regel von sich fordert. Simmel kommt von außen her, ohne festes heuristisches Prinzip, an die unendliche Fülle der Tatsachen heran und greift fast wahllos hinein, um gedanklich zu bearbeiten, was er findet. Er weiß nicht, ob er gerade einen Rheinkiesel oder einen Diamanten mit all dem Aufwand seines tiefdringenden Geistes in tausend Facetten zuschleift.

Oder, besser: es fehlt ihm das „natürliche System", in das sich jedes Stoffgebiet einordnen läßt, und das zu finden die vornehmste wissenschaftliche Aufgabe ist; sobald man es erst besitzt, hat man ein Netz entdeckt, das man über die Tatsachen wirft, ein Netz, dessen Maschen keine wichtige Erscheinung mehr entschlüpfen kann; oder man hat sozusagen den goldenen Ball des arabischen Märchens erlangt, der vor uns herrollt, um uns fehllos zu unserem Ziel zu führen. Ein solches natürliches System kann nur derjenige entdecken, der das Zentralproblem der von ihm bearbeiteten Wissenschaft mit aller Klarheit aufgestellt hat. Simmel aber bemüht sich, in Ermangelung eines natürlichen Systems, dessen Entdeckung ihm seine unglückliche Problemstellung versagt, ein anderes, künstliches, System aufzustellen. Und wie im Linnéschen künstlichen System der Botanik das unglücklich gewählte Kennzeichen der Zahl der Staubfäden dahin führte, daß die nächstverwandten Pflanzen auseinandergerissen

wurden, während einander ganz fremde Organismen zusammen in eine Ordnung gestellt erschienen, so kann auch Simmels künstliches System keine natürliche Ordnung der soziologischen Dinge herstellen. Weil ihm die Problemstellung fehlt, fehlt ihm die Fragestellung. Nichts liegt mir ferner, als den von mir aufs höchste verehrten Mann verhöhnen zu wollen; aber um das Verfahren durch eine groteske Übertreibung zu charakterisieren, möchte ich sagen, daß es etwa dem Verfahren eines Zoologen gleicht, der nach ganz äußeren, mit der inneren Organisation kaum oder nur locker zusammenhängenden Kennzeichen ein System der Zoologie aufstellen wollte. Er könnte z. B. versuchen, die Tiere nach der Farbe einzuteilen, wobei dann in der Rubrik der braunen Tiere etwa Seemuschel, Karpfen, Biber und Bär erschienen: oder er könnte den Strauß mit der Antilope in die Gruppe der Schnelligkeitstiere bringen, oder diejenige Abart der Strauße, deren Federn sich in Haare verwandelt haben, mit den Säugetieren als Haartiere zusammen anordnen.

Alle diese Schwierigkeiten und Irrungen sind ohne weiteres vermieden, sobald man das Zentralproblem der Soziologie richtig definiert. Es gibt ein solches, ein gesellschaftliches Problem, nicht von den Formen, sondern, trotz Simmel, von den Inhalten der Vergesellschaftung. Zwar hat er sich bemüht zu zeigen, daß solche Inhalte nicht mehr frei sind; er führte den Beweis per exclusionem, indem er, wie gezeigt, nachwies, daß alle diese Inhalte bereits von älteren gefestigten Spezialwissenschaften bearbeitet werden. Und das ist auch richtig, und dennoch ist der Beweis per exclusionem mißglückt, denn Simmel hat hier übersehen, daß die Wissenschaft sich nicht nur in immer neue Spezialdisziplinen differenziert, sondern daß sie sich gleichzeitig, wie eben jeder wachsende Organismus, zu immer neuen Universaldisziplinen integriert.

Eine solche neue Universaldisziplin ist die Soziologie. Sie ist die Integration aller Einzelwissenschaften von den Formen und Inhalten der Vergesellschaftung. Sie ist das, was Simmel selbst mit einem glücklichen Ausdruck als die „Erkenntnistheorie" der Geisteswissenschaften bezeichnet hat. Er sagt daß, „wie jede andere exakte, auf das unmittelbare Verständnis des Gegebenen gerichtete Wissenschaft, auch die soziale von zwei philosophischen Gebieten eingegrenzt ist. Das eine umfaßt die Bedingungen, Grundbegriffe, Voraussetzungen der Einzelforschung, die in dieser selbst keine Erledigung finden können, da sie ihr vielmehr schon zugrunde liegen; in dem andern wird diese Einzelforschung zu Vollendungen und Zusammenhängen geführt, und mit Fragen und Begriffen in Beziehung gesetzt, die innerhalb der Erfahrung des unmittelbar gegenständlichen Wissens keinen Platz haben. Jenes ist die Erkenntnistheorie, dieses die Metaphysik der fraglichen Einzelgebiete." Nun, in diesem Sinne ist eben die Soziologie die Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften, wie die Sozialphilosophie ihre Metaphysik ist. Die Soziologie muß diejenigen Bedingungen, Grundbegriffe und Voraussetzungen der Einzelforschung, die die Geisteswissenschaften zu ihren Betrieben gebrauchen, herausarbeiten und kritisch sichern. Denn keine dieser Einzeldisziplinen vermag das, „da sie ihr bereits zugrunde liegen".

Das grundsätzlich zur Wahrung des Standpunktes. Angebrachtermaßen aber muß gesagt werden, daß das Buch nur einen anderen Titel haben müßte, um ein vortreffliches Buch zu sein. Es enttäuscht nur den, der nach dem Titel das System der neuen Wissenschaft erwartet: aber es ist ein Entzücken für den, der es unbekümmert um Titel und Erwartung zu sich sprechen läßt. Ein feiner, reifer, freier Geist läßt seinen Scheinwerfer über alle Höhen und in alle Tiefen des Menschenlebens spielen, bald blitzartig Zusammenhänge erleuchtend,

die man nicht ahnte, bald verweilend, um verborgene Hintergründe zu erhellen. Reiche Belehrung und Besseres: unendliche Anregung zu Kritik und Zustimmung bleibt seinem Leser.

Franz Oppenheimer

Kürnberger

Also: Er bekommt seine Gesamtausgabe. Das ist die Berufung zu den Lords der Literatur.

Dennoch kennt ihn niemand mehr; nur ein paar Literaten haben irgendwo in ihrem Kopfe seinen Namen deponiert. Dazu der „Hebbel des Feuilletons" oder so etwas. Das scheint alles, was von ihm übrig blieb. Immerhin mit einer Ausnahme: Seinen Werken. Die sollen jetzt auferstehen — in acht feisten Bänden, durch die gütige Vermittlung des Münchner Verlegers Georg Müller. Da werden wir auch vielen seiner zahlreichen Romane, Novellen und Theaterstücke begegnen. In allen findet sich eine Kraft, die uns anpackt — aber dann entgleiten wir ihr doch. Gedanken überall — allein oft solche, die ohne Brücken sind zu uns. Schatten aus Weimar liegen darauf. All sein Dauerhaftes ist beschädigt, beachtenswerte Trümmer, die man sich aber doch nicht in die gute Stube stellt. Allein was er in den Tag ausstreute, hat überraschend neue Triebe angesetzt. Und grünt nun auch uns, dreißig Jahre nach seinem Tode.

Der erste Band, das sind politische und lokale Feuilletons aus einem uns scheinbar ganz fernen Österreich. Was sind uns Beust oder Belkredi und alte Hirtenbriefe und Kasernenfragen? Und dennoch ist dies Buch fast aufregend, so strotzt es vor Leben. Aus jedem Satze springt diese außerordentliche Persönlichkeit auf uns zu. Mehr: Eine Natur. Da ist nirgends eine Ansicht übernommen, eine Meinung anderer in ein hastig aufgeputztes Stilkleid gesteckt. Nein, alles ist neu, ist gewachsen, hat tiefes Wurzelwerk und hohe Wipfel. Und unten rauschen frische, köstliche Quellen der deutschen Sprache. Ein Witz des Schicksals: Dieser Mann, dessen breit ausladendes, pathetisches Wesen so entgegengesetzt allem rein Artistischen war, beweist den höchsten Triumph des Künstlers über seinen Stoff. All jene toten Dinge werden lebendig, weil ein immerzu Lebendiger sie durchdringt. Und nur, wo ihn seine Tagwichtigkeit allzu sehr berauschte, werden wir ernüchtert.

Seine Besonderheit: Er empfindet die Geschichte immer als Fluß, dringt zu dem unwegsamen Ursprung der Ereignisse. Entdeckt uralte, feine Beziehungen zwischen dem Suezkanal und einer Jesuitenaustreibung. Verblüffend ist seine Art die Ahnentafel eines Heute auszubreiten. Wir sind jetzt bei der Einzelpsychologie, er treibt Zeit-, Rassen-, Jahrhundertpsychologie. Eine Großzügigkeit, nicht immer überzeugend, oft gewaltsam, stets fortreißend. Niemals hatte der Journalismus ein ähnliches Temperament, niemals hat ein Schriftsteller seinen Tag so heftig und mit so gebieterischer Geste ins Ewige gerückt. Aus einem armseligen Nichts — freilich, gibt es ein Nichts? —, enthüllt er das geheimste Geheimnis Österreichs und 1870 wird bei ihm zum dramatischen Höhepunkte des tragischen Weltkampfes zwischen Rom und dem Germanentum. Kein „Hurra!" war je so vergeistigt.

Nun haben die Deutschen ihren klassischen Journalisten; Börne ist ja ausgezeichnet begraben. Hier jedoch ist ein Auferstandener.

Ludwig Bauer

Mara

Die Leser dieser Zeitschrift kennen die Erzählung Mara* von Emil Strauß;

* Sie ist die letzte, krönende von vier Novellen, die unter dem Titel „Hans und

— erscheint es also nicht überflüssig, daß ich grade hier darüber spreche? ist es nicht anmaßend, daß ich aufzudrängen unternehme, was jeder freudig von selbst empfunden hat: daß wir an dieser „Mara" ein Stück deutscher Prosa haben, so rein, so gleichnishaft krystallen und feurig, wie der zur Weltkugel aufgerollte Tropfen Tau im Morgengras? Ich könnte sagen, daß es Dinge gibt, von denen man überall nur zu einem spricht, der sie kennt, weil vor ihnen die Sprache wieder ihres Urgrunds von Stummheit inne zu werden verlangt. Aber es ist noch etwas anderes, was es wünschenswert macht, über diese Novelle zu denen zu sprechen, die sie kennen; es ist das Künstlerische an ihr, das fast Vollkommene, die unteilbare Fülle: denn hier ist die Form ganz Inhalt, der Inhalt fast ganz Form.

Diese Einheit, dieses Aufgesogensein des Stoffes, so daß kein Klümpchen ungelöster Absicht zurückbleibt, gibt dem Kunstwerk etwas von der Klarheit und Undurchdringlichkeit, von dem Reichtum und der Einfachheit eines Naturprodukts. Und ähnlich wie dieses kann man es, wiewohl es als Gestalt ganz individuell ist, auf verschiedene Weise lesen. Man kann es auf poetische Weise lesen: dann haben wir eine Erzählung vor uns, die, in der Realität beginnend und in knappster Form ein ungewöhnlich großes Stück von Realität, sowohl räumlicher als zeitlicher Art, umfassend, ins Gebiet der Unwirklichkeit hinüber führt und den auf eine geheimnisvolle, süße, peinigende Weise verwirrten Leser am Ende wieder in der Wirklichkeit betroffen erwachen läßt; man kann es auf physiologische Weise lesen: dann ist es nichts anderes als der mit Exaktheit aufgezeichnete und freilich durch psychologische Deutungskraft beleuchtete Verlauf eines tropischen Fiebers; und man kann es auf moralische Weise lesen: dann ist es die Geschichte einer Versuchung, die das Innerste einer verschlossenen Seele anrührt und sprengt und überwunden wird. Man kann es auf diese drei Weisen lesen, aber es ist alles drei in stetiger, innigster Durchdringung. Ist Mara der Versucher, so hat er sich an sein Opfer doch nur wagen können, weil es und als es leiblich getrübt und geschwächt ist; ganz entsprechend der buddhistischen Vorstellung, die zu einer der drei Töchter des Versuchers Mara die Unruhe macht, Begier und Verlangen sind die beiden andern. Betrachten wir aber das Fieber im Blut als den innersten Kern der Geschichte, so dürfen wir wiederum an die indische Weisheit denken, die den Versucher zur Lust dieser Welt mit dem Todesgott identifiziert.

Doch wohin gerate ich? Ich möchte keinen Augenblick die Meinung aufkommen lassen, als sei in der Mara etwas Literarisches, tief aus Oberflächlichkeit, kühn aus Unwesenheit, etwas, das sich aus Reminiszenzen, Anspielungen und Schulweisheiten zusammensetzte. Sicher nicht weil Strauß an den Buddhismus gedacht hat — dem er gewiß nicht mehr als den Namen verdankt — sondern weil er so ernst, ergriffen und hochgemut an das Leben gedacht hat, wie die alte, an Urquellen genährte Weisheit,

---

Grete" soeben als Buch erschienen sind; Variationen über das Thema: „daß ein schwaches, wahnerfülltes, selbstsüchtiges Herz von der Liebe Schmerz und Marter erdulden müsse. Denn die Liebe ist nicht weich, mitleidig, verzeihend, hingebend, nicht ein Feuerlein für den Herd; sie ist stolz, bezwingend, unerbittlich wie die Schönheit, wie Gott selbst, der jene gewiß nicht liebt, denen er mild und gnädig ist, und der sich noch nie seiner Lieblinge erbarmt hat." Welch ein stählerner Klang, wieviel Gefaßtheit und Schicksalsbruderschaft in diesen Sätzen — ihrem Stil und ihrer Gesinnung! und demgemäß sind die vier Novellen dann Variationen über das Thema der Versuchung ohne Gnade und in der Freiheit, wo die Rechnung der Schuld klar vor den Augen liegt.

ist es möglich und nachdenklich, die Parallele aufzustellen. Strauß mythologisiert keinen Augenblick; er spielt nicht. Dichten ist ein Übermut, sagt Goethe; aber hier ist ein feiner, ein ganz seltener Glücksfall, wo Mut auch in der Poesie mehr ist als Übermut. Strauß ist nichts weiter als streng, ohne Tand, wirklich und exakt; er braucht kein rhetorisches Hilfsmittel, er verstellt sich nicht, er affektiert nichts. Er hat es nicht nötig, zu färben und die Sprache im Sinne der andern Künste zu benützen, sondern ihre klingende, stählerne, federnde Kraft erzielt von selbst nicht nur die lichte Klarheit des Wirklichen, sondern auch noch die Überhelligkeit und Überschärfe der Tropen- und der Fieberwelt. So entsteht eine einzige — in jedem Sinne einzige Mitte zwischen Phantasie und Realität; ganz ähnlich, wie in der „Schwester Euphemia" eine legendenhafte Wirkung und Kraft bei voller Natürlichkeit und ohne archaistische Hilfsmittel erreicht wird.

Wer aber ist Mara? In einem Park Brasiliens schreibt eines Tages ein junger Deutscher in den bläulichweißen Reif, der über dem Knoten eines Bambusrohres liegt, mit einem spitzen Hölzlein die Worte: „Wo bist du, Liebste?" Und an einem andern, durch etwas Unbekanntes unheimlich ausgezeichneten Tage findet er die Antwort unter seiner Frage: Hier bin ich. Er setzt die Zwiesprache fort: Ob dort, oder hier — sei du bei mir! Und ohne daß eine sichtbare, lebendige Erscheinung zu bemerken gewesen wäre, wird ihm wieder eine Antwort: Ich bin's. Ein süßes Grauen überfällt ihn; nein: „Kein Grauen! Es gibt nichts Unnatürliches! Alles Wesen ist Geist." So setzt der Kampf bei der ersten Ahnung des Gegners ein; doch er soll das Grauen noch kennen lernen. Er sitzt auf einer Bank unter einem in Feuerblüten stehenden Erythrinenbaum, da löst sich aus der Krone eine Blütenwolke, sinkt auf ihn nieder, regnet auf ihn und um ihn, und nur der Platz zu seiner Rechten bleibt leer. Und dort zeichnen und bilden sich allmählich, „wie aus einem zarten Rauch heraus", Schatten und Formen eines Weibes.

Das ist Mara. Von fallenden Blüten modelliert, ein Nichts, ein Hauch, eine Ausgeburt der unbewußt überhitzten, zugleich wehrloseren und gesteigerten Sinne; und doch so wesenhaft, daß der Kampf mit ihr eine äußerste Erprobung des Kämpfenden, eine letzte Instanz wird.

Er war am Morgen aufgewacht — in einem scheinbar grund- und ursachlosen Zustande von Widerwillen gegen das Leben. Strauß hat mit einer erschütternden Kraft diesen Zustand geschildert, diese Vergewaltigung durch den Tropfen Tod im Blut, durch das mitgeborene Nein. „Da ist es nun und nicht loszuwerden! Was ist es, dieses Dunkle? Ist es ein Gespenst und eine Schwäche? Ist es nur ein Feind, der dich herausfordert und hinsinkt, indem er dich steigert? Ist es der Tod, der langsam in dir wächst? Unerträglich ist es. Wäre dieses Kissen mit tödlichem Gifte getränkt, du würdest den Zipfel des Kissens in den Mund nehmen wie ein Säugling die Mutterbrust und würdest Erlösung saugen! Aber wenn das Gift hinten stände in der andern Zimmerecke, — nur die zehn Schritte dorthin würden dich schon wieder zu weit in das Leben zurücktragen!" Er entreißt sich seiner Pein und stürzt sich mutig in den Tag, der auf ihn wartet. Es scheint kein gewöhnlicher, brasilianischer Tag zu sein; hat er Fieber, so weiß er es selbst doch nicht, alles ist ihm normal, und wenn er ein wenig heller, ein wenig schärfer und präziser sieht als sonst, so ist ja auch das Maß in ihm gesteigert, und es fällt ihm nichts an sich auf. Vielleicht irren auch wir uns, wenn wir nachprüfend den Tag nicht so normal finden, wie er im Bericht erscheint. Die fünf Geier, die auf dem Schuppendach sitzen, sind nicht ganz geheuer. Die Dame Leocadia füllt mit ihrem gewaltigen Busen etwas aufdringlich das Fenster; — aber schließlich behält die Straße ihre Macht: der

Schuhputzer, der brasilianische Kaffee, die brasilianischen Zigaretten, die Erinnerung an deutsche Zeitung im Auslande, Literatur in der Heimat (unmerklich und mit wenigen Mitteln ist auf diese Weise eine ganze Kultur gemalt). Dann kommt die Begegnung mit der schönen Brasilianerin, deren Anmut an einer Bewegung zerbricht, und dann das deutsche Marianndel, die Freundin mit den „durchsichtig, silbrig leuchtenden, blauen Augen"; und wie immer geht er beruhigt von ihr, „voll heimlichen Glückes, das von einer ihm unverständlichen, unendlich feinen Bitterkeit gewürzt" ist; und endlich kommt er im Park an, wo der Erythrinenbaum wie eine rosenfarbene Flamme steht, die peitschende Schaumfahne einer Fontäne emporstürmt, und er den Schauder der immer wilderen Sonnenglut erfährt. Und dann kommt Mara. (In dem Augenblick, wo sie da ist, fühlt man den Park in eine sonnengeisterhafte, erschütternd lautlose, ungeheuer existente Größe gewachsen.) Mara ist alles das, was der Tag gebracht hat; sie ist das Fieber, das Gespenst; sie ist, wie ihr Name, zu einem Teil Marianne, und ist alles Namenlose des üppigen Landes, wo die Frauen leere, abgründig tiefe Augen der Tiere haben; sie ist das Geheimste seines Blutes; eine sinnliche Verführung und eine überirdische Treue, eine Drohung und eine Forderung. Und immer lebhafter tritt sie in seine Seele. Sie weicht nicht vor der Wachtraumerscheinung der in Deutschland zurückgebliebenen Verlobten; sie trotzt der Zerstreuung der Straße; sie wird zum Vampyr; aber als sie das Äußerste wagt, tut er das Äußerste, wirft das Messer nach ihr und stürzt zusammen. Der Spuk ist verschwunden; das Fieber wellt in der Schwäche des Körpers unruhig ab.

Ist das mehr als eine wundervolle Episode? Ja; und das erst macht die große Art des Gedichtes aus. Denn Mara verführt ihn nicht nur von ihm, sondern zu ihm. Sie erhöht seine Lebenskraft bis zur äußersten Grenze seines Wesens und Willens. Sie ist kein irdisches Weib; sie ist ein Ideal. Sie ist das Ideal als Versuchung: es gibt keine tiefere Versuchung für den Menschen, als das Ideal; und was die Seele fortwährend wie einen Vampyr bekämpfen muß, davon, und nicht vom täglichen Brot allein, lebt sie.

Die ganze Erzählung ist von einer zaubervollen, ja ergreifenden Lichtigkeit. Straußens Reinheit, die nie aufdringlich war (wie leider zuweilen diejenige Nietzsches), war doch immer spröde bis zur Abwehr; in Mara ist sie zum erstenmal in eine Weichheit erlöst, die zwar sich nie etwas, aber anderen vieles zu vergeben bereit ist.

Moritz Heimann

Der heilige Skarabäus*

Eine neue Welt tut sich auf. Eine Welt, dicht bei unserer, an der wir täglich vorbeigehn, deren Grenze ein Licht ist, ein trübes rotes Licht. Wir wissen: da sind „die schlechten Häuser, die Gassen, durch die man nicht geht", aber wir wissen nichts von dem wohlgeordneten, bis ins kleinste ausgestalteten System, unter dem diese Mädchenware dort lebt, sich bildet, sich wertet und vergeht; wir wissen nichts davon wie die Welt, unsere Welt aussieht aus der Perspektive der verrufenen Gäßchen und der wohlkanalisierten trüben Abwässer, vor deren Miasmen wir uns die Nasen zuhalten; wie sie aussieht aus der Perspektive des Misthaufens, den dort die Gesellschaft ablädt, die faulen stinkenden Bestandteile ihrer Verlebtheiten. Auf diesem Misthaufen aber kriechen goldglitzernde Käfer umher, Skarabäen, und nähren sich vom Unrat, den sie mit ihren von Wollust zerfressenen Leibern wiederum vermehren helfen.

Das Leben dieser Skarabäen zeigt uns Else Jerusalem. Wir haben bereits eine

* Else Jerusalem, Der heilige Skarabäus. Roman (S. Fischer, Verlag, Berlin).

umfangreiche Dirnenliteratur. Else Jerusalem vermehrt sie nicht. Weder pathetische Kameliendamen führt sie uns vor, noch erstickt sie uns in Gossenbrodem. Sie hat etwas Objektives, fast Kühles in ihrer Art. Auch ihre Hauptheldin ist kühl, verständig, praktisch und arbeitsam, voll bürgerlicher Eigenschaften. Milada ist keine Entwurzelte, keine Deklassierte, sie ist nicht Tochter, nicht Mutter, nicht Standesperson. Sie ist geboren im Bordell, das Kind der schwarzen Katherin und eines Bauernsohns, der sie im Stich gelassen hat, als sie geheiratet sein wollte. Aus Rache, um den bäurisch Selbstgerechten, der dann nach ihr forscht, aufs tiefste zu verletzen, geht sie ins „Rothaus".

Hier nun stoßen wir auf die erste Jerusalemsche Romanhaftigkeit, die überall, wie ein leise ärgernder Unterton die guten Beobachtungen und interessanten Details begleitet.

Katherin bleibt also im Rothause. Die kleine Milada sorgt für die Mutter, ordnet und reinigt für die Apathische, Verlumpte, und nachts steht sie an der Türe, um die Nachfrage nach der Mutter zu regulieren. „Jetzt nicht, es ist schon Einer bei ihr! In einer Viertelstunde." Sie zählt an den Fingern die nächtlichen Besucher ihrer Mutter und freut sich, wenn ihre beiden Hände nicht reichen. „Ich sage dir, wer im Wüstensande Wurzel fassen kann, der muß kuriose Früchte tragen", sagt Horner, der versumpfte, verwilderte, von Geist und Sarkasmus durchtränkte geistige Führer der Kleinen. Und die Goldscheider, die Besitzerin des Rothauses, fragt sozialistisch: „Bomben vielleicht?" „Nein, die Galläpfel meiner Erkenntnis", erwidert er händereibend.

Aber er hat sich getäuscht. Tatkräftiges, verständnisvolles und praktisches Mitleiden, rettet sich Milada aus dem Rothause, dieser „Residenz des Triebes", diesem Schlupfwinkel für das Gesetzlose, in den, von Polizei und Heerstraßenmacht gebundenen Menschen. Was sie dort aus der „anständigen Welt" hereinströmen sieht, die Faktoren, mit denen der Organismus der Schande rechnet, die Träger, auf denen er baut, ist eine Schar kläglich Maskenloser; Tiere, die sich selber zur Schlachtbank drängen, Käufer, die selber nur Ware sind. Klug wägend und überschauend tut Milada lange nichts als ihre nächste Pflicht. Sie dient im Salon, wie die anderen, aber nur ein paar Jahre, dann macht ihr ehrlicher praktischer Sinn sie zur Haushälterin. Sie präsentiert den Männern die Rechnung und kassiert von den Mädchen die Geldgeschenke ein. Also nichts in ihrem Gebahren ist ethisch im gewohnten Sinne. Nur eben die Gradheit und Selbstverständlichkeit, mit der sie das Handwerk ausübt, in das sie hineingeboren ist, gibt ihr die Ausnahmestellung, bewahrt ihren großen grauen Augen einen Schimmer von Reinheit. Sie hat Heimatsgefühle an den Ort der Qual. Für sie war das Rothaus und sein Gedeihen Lebensaufgabe. Genau so wie für ein Patrizierkind die Erhaltung des ererbten Vermögens, für den Adligen die Reinheit seines Namens. Erst dem, souverän über alle Pietäten hinwegdenkenden Horner gelingt es, ihr den primitiven Glauben an die Wichtigkeit und hohe Bedeutung des Ortes, in dem sie lebt, zu erschüttern. Mit großen staunenden Augen wird sie sich der Verachtung bewußt, die die Freimädchen von den Leuten draußen zu fühlen bekommen. Auch sie, die Vergangenheitslose, ist in Gefahr jener Erschlaffung der Seele zu verfallen, die bei den andern eine Folge des Auf und Ab ihres Schicksals ist, eine Folge der Erschütterungen und Krämpfe ihrer passiven Erlebnisse. Bis zum Absterben alles Selbstmitleidens, ja der ursprünglichsten Eigenliebe kommt auch sie, bis zu dem grauenhaften Abscheu, den jene, aus der sozialen Ordnung Ausgestoßenen, zuletzt auf sich selber überwälzen.

Die Schilderung der Entwicklung dieses Mädchens zu einer selbstsicheren zielvoll handelnden Persönlichkeit gibt den Schritt des Buches an, dessen Hauptzweck aber die Beschreibung des Lebens im Rothause und dessen Beziehungen zur Außenwelt ist.

Da nun ist mit einer imponierenden Sachlichkeit und ungeheuern Detailkenntnis vorgegangen, die an Zola erinnert. Wir erleben verschiedene Regimentswechsel. Die „Mamas" sind äußerst gegensätzlich. Am Interessantesten ist die geschäftskundige saubere und ordentliche Jüdin Goldscheider, die dem Bordell einen gut bürgerlichen Anstrich gibt und in ihrer musterhaften Wirtschaftsführung, die sich auch auf die ihr angehörigen Mädchenkörper erstreckt, einen fast sympathischen Eindruck macht. Es folgt die Pfarrerswirtschafterin mit ihrem frömmelnden Geiz und ihrem Mangel an großem Organisationstalent, und die gewissenlose Ausbeuterin. Man lernt die liebenswürdige und großzügige Pariserin Madame de Villiers kennen, in deren Salon liebe, wohlerzogene, in Weiß und Rosa gekleidete Fräulein mit diskretem Kleidausschnitt plaudernd und scherzend die Gäste empfangen. „Gibt es etwas Natürlicheres, als wenn sich die Jugend der Jugend hingibt?" fragt Madame und gibt Herrn von Palestra einen Brillantknopf zurück. „Unsere törichte Suzanne hat Ihnen dies reizende Ding entwandt, wohl um Sie zu necken. Ehe Sie es ernstlich vermissen — voilà."

Unerschöpflich schier scheint die Mannigfaltigkeit der Mädchentypen. Bemerkenswert ist der wohltuende Mangel an Sentimentalität, mit dem sie uns vorgeführt werden.

Das Buch ist sehr dick, sehr bunt, und wenn man es liest, lebt man unwillkürlich eine ganze lange Zeit in dieser seltsam selbstverständlichen Indusrrie de l'amour mit, verwundert und entrüstet sich nicht mehr über die Welt des Rothauses oder über die seiner Brotgeber draußen. Naturwissenschaftliche Notwendigkeit scheint uns das Ganze. Wir fühlen das Schlechte als den augenblicklich immerhin einzig möglichen Kompromiß zwischen dem gegenwärtigen Kulturstande und den Individuen. Und so bringt uns Else Jerusalem eigentlich mit ihrem Werke weit weg von dem tendenziösen Ausrufe, mit dem sie das Buch beginnt: „Euch tanzenden Mädchen, lachenden Bräuten, spielenden Müttern gehört dies Buch . . ." Und euer Mitempfinden grüße sanft diese Opfer eures Glücks. Sogar Milada selber teilt nicht die Anschauung ihrer Schöpferin. Lange hat sie sich der Verbesserung der äußeren Lage von verschiedenen Freimädchen gewidmet, jetzt gibt sie es auf, den Gleitenden zu helfen, ihre Kraft soll nun, in Erinnerung an ihre eigenen Kämpfe, den im Elend geborenen Kindern gelten. Sie sollen reine Luft atmen, und dem Bereich ihrer, dem Untergang entgegenlebenden Müttern entzogen werden.

Allzuromantisch beginnt Milada ihr Werk mit dem Kinde ihres Geliebten, den sie aufgeben mußte und der, ihr zum Trotz, mit einer „Frischen" anbändelt, einer noch unverbrauchten, unverdorbenen Bauernmagd im Rothause. Miladas ermatteter vielerfahrener Körper vermochte es nicht grade ihm, dem wirklich Liebenden und Geliebten, körperliche Liebe zu schenken, nun bringt ihr diese Gesunde sein Kind. Und sie will es pflegen.

Man kann nicht leicht leidenschaftsloser und objektiver pathetisch sein, als Else Jerusalem es in ihrem „Skarabäus" getan hat. Und das wollen wir ihr jedenfalls danken.

Anselma Heine

Umwelt und Innenwelt der Tiere*

Seit Kant die Grenzen des menschlichen Weltbildes in die Erkenntnisgrenzen des Menschengeistes verlegt hat, gehört die Erkenntniskritik, ob Philosophen dies zugeben wollen oder nicht, recht eigentlich in die Sphäre der Biologie. Die Natur, wie sie uns erscheint, ist der Spiegel unserer Bedürfnisse und Möglichkeiten, das Wirkliche ist uns nur insofern zugänglich als es zu unserem Lebensmilieu gehört; unsere Welt ist der Ausschnitt der Wirklichkeit, der uns kraft unserer Organe zugänglich ist. Nichts

* Umwelt und Innenwelt der Tiere von J. von Uexküll. Berlin, Julius Springer.

kann daher interessanter und belehrender sein als die möglichen Weltbilder anders gearteter Organismen zu erforschen und zu konstruieren, zu prüfen, wie sich ihre Welt zur unsrigen verhalten mag. Uexküll, der zu den besten Kennern, speziell der Wassertiere gehört, hat diesen Versuch für eine Reihe von Lebensformen in einem jüngst erschienenen Buche unternommen, und das Buch dürfte daher, obwohl es in Kraft und Plastizität der Darstellung zu wünschen übrig läßt, allgemeines Interesse finden. Auch den Laien wird es anregen sich in das mögliche Bewußtsein einer Meduse zu versenken, oder die Natur durch ein schnellbewegtes Libellenauge anzuschauen. Das Beispiel der Vielgestaltigkeit möglicher Anschauungsformen wird ihm den relativen Charakter seiner eigenen besser ins Bewußtsein bringen als die erschöpfendste Argumentation erkenntniskritischer Fachschriften. Sein Horizont wird ihm im selben Maße erweitert werden, wie er die Schranken seiner Erkenntnismittel ermißt und den kosmisch kontingenten Charakter des Menschlich-Notwendigen einsehen lernt. Besonders aber wird ihn das leider nur sehr skizzenhaft gearbeitete Kapitel über das Protaplasma zu fruchtbarem Nachdenken bringen: die aus kritischer Beobachtung sich zwingend ergebende allgemeine Erkenntnis, daß das Lebensproblem schon an seiner Wurzel über alle geläufigen Begriffe transzendiert, daß das Leben ein schöpferisches ist, welches keine mechanistische Theorie erschöpfen kann, ist wichtiger als das noch so gründliche Verständnis eines einzelnen Lebensvorganges. Dieses Buch ist wohl das erste ernst zu nehmende in seiner Art.

Hermann Graf Keyserling

Am Wege

Als ich noch sehr jung, vor allem aber mit mir gänzlich zerfallen war, hatte ich lange den Wunsch, auf einer kleinen Station, auf der die Eilzüge ohne zu halten vorübersausen, Bahnhofsvorstand zu werden. Wohl sollte ein Garten mit Georginen dazu gehören, auch mußte der Efeu das Haus umpressen und vergewaltigen, ein Läuteapparat zuweilen in die Stille klappern, der Schwengel der Bahnhofspumpe sich hackend und krächzend in die Höhe reißen lassen; wohl sollten Bauernfuhrwerke die Chaussee herangeschlenkert kommen und an der Schmalseite des Gebäudes jäh herumgerissen werden, weil da schon lange der Wagen der „Goldenen Gans" hielt, für den es nicht lohnte, zwischen den Nachmittagszügen in das Städtchen zurückzuknarren. Aber der tiefste Ausgang meiner Sehnsucht war doch der: Wenn die Eilzüge vorüberschmetterten, wollte ich lächelnd meinen Dienst tun, Gott dafür loben, daß ich in der Stille sein dürfte, und an dem vorüberdonnernden Leben stündlich immer wieder der mir verliehenen Stille und meiner gesegneten Beschaulichkeit inne werden.

Dann, nach Jahren, verlor sich diese Sehnsucht und fiel mich nur einmal noch, so jäh wie Röteln, an, als ich Herman Bangs „Am Wege" las. Aber der Bahnhofsvorstand Bai, Kathinka Bais Mann, war wohl anders als ich.

Heute liegt so Vieles dazwischen, Sinnloses, Sinnvolles, und dennoch: wenn ich mich verginge und man strafte mich durch Versetzung an den ziegelroten Bahnhof eines solchen verlorenen Nestes, an dem die Eilzüge ohne zu halten vorübersausen, ich ginge hin und versähe das Amt, anfangs mit einer schleichenden Sehnsucht nach dem starken Leben, zum Ende aber mit dem Glücke des Ergriffenen und zum rechten Geführten. Oder wenn man meinen Vater dahin versetzte, ich zöge mit ihm, sähe aus dem Fenster, wenn die Züge kämen, und hätte das Gleiche.

Nun soll dieses Glück (aus dem Fenster zu schauen) einem erblühen, der eben dreizehn ist, ein kleiner Graf war und — trotz seinem süßen Pagen- und Glutgesicht —

nichts anderes sein soll denn das schoßgeborene Kind einer Pelagia Parcza, der Frau eines Weichenstellers, eines Mannes, der Meyer heißt und unlängst zum Bahnhofsvorsteher eines aus der Welt gewehten böhmischen Nestes aufgerückt ist. Und alle wehren sich dagegen, daß der Page aus dem Fenster dieses Bahnhofs schauen soll. Sein gräfliches Gesicht und seinen feinen Adel, heißt es, könne man nicht von seinen feinen Schwestern fort in die Armeleutestube und in die Kaninchenfamilie treiben. Und man drückt eine Rente für ihn durch, um ihn zu retten...

Aber es ist auszusprechen, daß ein Schicksal mit dieser erschreckenden Vergangenheit immer wurzellos bleiben muß, wie man sich auch entschiede. Denn er hörte, siebenjährig, drei Wochen lang im Schwurgericht Dinge an, die wir Erwachsenen nur mit tiefer Scham vernehmen; er wurde entkleidet und mit einem unzweifelhaften Sohne Pelagia Parczas zum Vergleich für die Geschworenen auf den Tisch gestellt; ihm starb, noch nicht lange, die Mutter, und er hört nun, daß nicht die beweinte, sondern eine andere seine Mutter sei (die ihn aber so liebte, daß sie ihn einst verkaufte). Nicht so leicht, wie Schnitzlers Philipp Ravenstein, findet sich jedermann in sein neues Leben. Darum: unter den beiden Möglichkeiten seiner Entfaltung, zu einem etwas leichtfüßigen Kavalier oder einem unglücklichen jungen Mann, würde, hätte ich zu bestimmen, ihm die zweite Rolle zuzuweisen sein, wenn sie auch ihm beim sozialen Abstieg Striemen bringen muß. Denn an dem Widerstand gegen das Armeleuteleben, den er mit seiner überfeinerten Erziehung nicht anders denn bäumend führen könnte, würde er ein, wenn auch nicht notwendig sich deklarierender, Dichter werden. Und da er auf die Dauer den vorüberdonnernden Eilzügen doch nicht entgehen könnte und von der krächzenden und saugenden Pumpe und dem Wagen „Zur goldenen Gans" fort sich in das stärkere Leben stürzen würde, als Verinnerlichter in dieses Leben kommen, während er so, einer adeligen Familie fremder Anwuchs, als zweifelhafter Kavalier und erotische Seltsamkeit für wählerische Damen enden wird, soweit man ungewöhnliche Schicksale vorauszusagen sich überhaupt unterfangen darf.

Beiläufig aber: Unwahr ist, was man durch die Veröffentlichung seines Bildes und des eines seiner Brüder, Frau Pelagias rechtgeborenen Sohns, beweisen will, daß nicht Pelagia Parcza, sondern Isabella Gräfin Kwilecki, eine Bninski, ihm das Leben gegeben haben müsse, weil er das Abbild eines reinen Adelspagen, eines real blue boy und van Dyckknaben ist. Denn erstens wußten schon die lateinischen Juristen, daß pater semper ignotus est; sodann aber werden Art und Wesen uns nach unerkennbaren Gesetzen verliehen, so daß auch Armeleute Adelskinder haben können. Daß zwischen dem Genie eines Kindes und der Einfalt seiner Mutter keine Ähnlichkeit zu sein braucht, gesteht heute jeder Erkenntnisvolle zu, und doch verlangt man körperliche Ähnlichkeit und hält es — zweifelnd, da das Urteil bloß von einem Gericht gesprochen — für wohl verbürgt, daß einem Zimmermann der Christ geboren wurde; aber einen kleinen Adelsmenschen kann man sich in einem Bahnhofshäuschen nicht geboren denken, obwohl alle Polen — soweit sie zufällig nicht Schubjacks und Schmutziane — so wie die Juden vom Adel sind (und nur zu sagen bliebe, was eigentlich Adel sei).

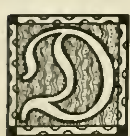
Beschneiden wir unser Interesse an der Änderung des Urteils, das man in Posen, der volk- und völkerreichen Stadt des Ostens, vor Wochen fällte. Aber, so oft wir durch Böhmen fahren, wollen wir denken, wenn unser Zug an einem Bahnhofshäuschen vorüberfliegt: hinter einem Fenster sitzt Joseph Stanislaus Parcza, ein umgekehrter Kaspar Hauser, der erst gewaltsam kompliziert und dann gewaltsam vereinfacht wurde, und seine schönen Augen starren sehnsüchtig und in Wut auf unsern vorüberdonnernden Zug.

Martin Beradt

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Warum die Politik rückständig ist/ von Sigurd Ibsen



Das Leben geht seinen Gang, an die Stelle des Alten tritt das Neue, überall steckt sich der Fortschrittsdrang weitere Ziele. Lehrsätze werden hinfällig, Erfindungen werden überflügelt, soziale Gruppierungen verschwinden und machen anderen Platz. Inmitten all dieses Wechsels behaupten sich freilich einzelne Schöpfungen, die der Regel der Vergänglichkeit zu trotzen scheinen. Es gibt Kunstoffenbarungen aus dem griechischen Altertum, die Jahrtausende hindurch ihre Gültigkeit bewahrt haben; es gibt Bildwerke von Michelangelo, Dichtungen von Goethe, Symphonien von Beethoven, unter deren Eindruck wir die Frage nach einem Fortschritt gar nicht aufwerfen. Nicht als wären dies die Schlußergebnisse der Kunst, als wäre es ein eitles Unternehmen, nach neuen Formen und neuen Inhalten zu suchen; aber in ihrer Art bieten jene Werke Vollendetes dar, auf ihrem Wege erreichten sie das, was uns als äußerste Grenze einer menschlichen Fähigkeit vorkommt. Die Kunst kann gewissermaßen von der zeitlichen Entwickelung unabhängig sein; sie hat schon früh einen hohen, ja ab und zu, wie es uns scheint, den höchsten Standort zu erreichen vermocht, da es in ihren Kundgebungen allein auf den Menschen selbst ankommt, auf die Entfaltung menschlicher Eigenart. Um etwas Vollendetes in der Kunst zu schaffen, dazu reicht es aus, wenn eine Persönlichkeit ersteht, die über ungewöhnliche Geisteskräfte verfügt und zugleich über eine ausgeprägte Anlage, das zu versinnlichen, was sich in ihrer Seele regt. Auf anderen Gebieten, in der Wissenschaft, in der Technik, sind die Arbeitsbedingungen weniger willkürlich: hier gibt nicht allein die Individualität den Ausschlag; es muß zugleich mit Faktoren gerechnet werden, die außerhalb des Menschen liegen, mit den Tatsachen der Außenwelt, die unaufhörlich Gegenstand veränderter und erweiterter Erkenntnis werden. Auf dem Felde der Wissenschaft und der Technik spielt der Fortschritt darum eine ganz andere Rolle als auf dem Felde der Kunst; daher gibt es aber auch kein wissenschaftliches oder technisches Meisterwerk in so absolutem Sinne, wie es künstlerische gibt. Eine Theorie, eine Hypothese, eine Entdeckung oder Erfindung bezeichnet nie einen endgültigen Abschluß: es ist ihr unabwendbares Geschick, durch spätere Resultate entweder umgestoßen oder übertroffen, zum mindesten verbessert und ergänzt zu werden. Wenden wir uns nun dem Gebiet der Politik zu, so begegnen wir auch hier der Unbeständigkeit: es gibt kein politisches System, das auf die Dauer seinen Wert behielte, kein politisches

Gebäude, das nicht einmal zusammenbräche oder umgeworfen würde. Insofern scheint eine Übereinstimmung vorhanden zu sein, zugleich aber gibt es Unterschiede, die wir zu beachten nicht umhin können. Während nämlich Wissenschaft und Technik unwillkürlich dem Fortschritt zustreben und ihr Rückgang zu primitiveren Stufen ausgeschlossen ist, kann die politische Entwickelung sich auch als Reaktion äußern, und ihre Veränderungen brauchen nicht immer Verbesserungen zu sein. Und während man von den wissenschaftlichen und technischen Leistungen jeder Periode sagen kann, daß sie wenigstens zu ihrer Zeit einen Maßstab für die höchste Einsicht oder Fertigkeit abgegeben haben, die damals denkbar war, hat die Politik sehr selten auch nur eine solche relative Vollkommenheit erreicht. Wissenschaft, Technik und Kunst fallen unbedingt mit Kultur zusammen, Politik nicht mit Notwendigkeit. Sie **kann** freilich die Kultur fördern und zwar im weitesten Umfange, sobald sie nur will, sie kann sich aber auch geradezu als kulturfeindlich erweisen, das wissen wir genugsam aus der Geschichte, und das bestätigt sich noch häufig in unsern Tagen. Wieviel menschliches Glück hat sie vernichtet, wieviel menschliche Anlagen gehemmt, wie oft hat sie an schlechte Instinkte appelliert und ihre Rechnung dabei gefunden, die Völker in Unwissenheit und Unfreiheit zu halten. Mag sein, daß es besser geworden ist, daß wir in einem Zeitalter leben, in dem auch in politischer Hinsicht die Fortschrittstendenz überwiegt. Leugnen läßt es sich dennoch nicht: wenn wir uns umsehen, konstatieren wir massenhaft politische Zustände, die mehr oder weniger veraltet wirken, mit anderen Worten: zurückstehen vor den Ordnungen und Verfahren, die ganz zu den Forderungen der Zeitaufklärung passen würden. Es ist unbestreitbar, daß es ein politisches Kulturbewußtsein gibt, das der politischen Praxis voraus ist.

In Kunst, Wissenschaft oder Technik können wir uns kaum die Möglichkeit eines entsprechenden Verhältnisses denken. Oder wir müssen wenigstens zugeben, daß es schlimm stände, wenn man auf diesen Gebieten noch darauf angewiesen wäre, in die Fußspuren eines noch so aufgeklärten Laienverstandes zu treten. Glücklicherweise ist das Gegenteil der Fall: die künstlerische Schöpfung erzieht unsere Kunstauffassung, die wissenschaftliche Forschung erweitert unseren geistigen Horizont, und die technischen Erfindungen vermehren unsere Anforderungen an Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit. Kurz, hier ist es das Fach selbst, sind es die Schaffenden und ihre Leistungen, die das Niveau des Kulturbewußtseins erhöhen. In der Politik aber halten wir es fast für selbstverständlich, daß das Kulturbewußtsein sich aus eigenem Antrieb umbilden muß, daß **ihm** die Führung obliegt und das Fach ihm nachrückt, und auch das meist widerstrebend. Die Erfahrung hat uns ja gelehrt, daß Verbesserungen auf diesem Gebiet in der Regel nicht von denjenigen ausgehen, die die Nächsten dazu wären, den Regierenden nämlich, sondern daß die Initiative von einer außerhalb stehenden öffentlichen Meinung

ergriffen wird, die nach und nach anwächst und stärker wird, bis sie ihren Willen durchsetzt. Eine freiwillige Fortschrittsarbeit von oben her, wie sie unter dem jetzigen japanischen Kaiser vollführt worden ist, gehört zu den größten Seltenheiten. Gewöhnlich ist der Vorgang dieser: hin und wieder tauchen neue Ideen auf, die sich nicht mit gewissen eingebürgerten Zuständen vereinigen lassen; der Gegensatz zwischen dem Bestehenden und dem Wünschenswerten zwingt sich den Gemütern immer mehr auf; und das Mißverhältnis wird schließlich als so widersinnig oder unerträglich empfunden, daß die Mehrheit oder vielleicht ebenso oft eine intelligente und zielbewußte Minderheit es nicht länger dulden will und eine Änderung herbeiführt. Dieser typische Konflikt zwischen Kulturforderung und Überlieferung war das Leitmotiv in der Geschichte aller Reformen und der meisten Revolutionen. Er war es, der der großen französischen Umwälzung im Jahre 1789 zugrunde lag, ebenso wie den verschiedenen europäischen Freiheitsbewegungen im neunzehnten Jahrhundert; und heutzutage spiegelt er sich wider in dem türkischen Systemwechsel und in den Anfängen einer repräsentativen Staatsordnung in Rußland. Bis zum Jahr 1848 betraf er fast ausschließlich Bürgerrechte, Parlamentsherrschaft und andere rein konstitutionelle Fragen, seit dieser Zeit hat er sich aber mit steigender Intensität auch auf sozialökonomischem Gebiet geltend gemacht, und während der letzten Jahrzehnte zugleich begonnen, in die Domäne der äußeren Politik einzugreifen.

Der kulturelle Kampf erstreckt sich also nun auf die ganze Linie; aber es wäre ein Irrtum, hieraus zu schließen, daß die Gegenwart übertrieben anspruchsvoll wäre. Die Dinge, um die der Streit geführt wird, sind meist derartig, daß sie eigentlich keine Probleme mehr sein dürften; und wenn sie trotzdem ihrer Lösung harren, so zeigt das nur, wie unvollkommen die politische Praxis noch ist. Die Nationen sind in dieser Beziehung nichts weniger als verwöhnt und stellen daher bescheidene Forderungen. In den weniger entwickelten Ländern ist man schon dankbar, wenn einem die leitenden Kreise nicht allzuviel Verdruß bereiten, und in den fortgeschritteneren gilt es für ausreichend, wenn nach dem durchschnittlichen Volksurteil gehandelt wird. Wie zu erwarten ist, tritt diese Genügsamkeit besonders auf demjenigen Felde der Politik zutage, das am spätesten von der modernen Kulturströmung berührt worden ist, das heißt, auf dem internationalen Gebiete. Ein Beispiel dafür bot das französisch-deutsche Marokkoabkommen. Es bewies, wie wenig es nötig gewesen war, daß jahrelang eine Gewitterwolke Europa mit Krieg bedrohte. Denn es enthielt nur Dinge, über die sich die Parteien sehr gut beim Beginn der Affäre hätte einigen können. Endlich hatte sich die Diplomatie zu einer Ordnung bequemt, die vernünftigerweise keine andere sein konnte: das war das Ganze. Die Presse gab das auch zu; nichtsdestoweniger wurde das Resultat von allen Seiten gepriesen, und zwar weil es, wie die Zeitungen immer wieder hervorhoben, einen Sieg des gesunden

Menschenverstandes bedeute. Im Bunde mit diesem zu stehen, ist, wie jeder Zeitungsleser weiß, das beste Zeugnis, das einer politischen Aktion ausgestellt werden kann. Diese Grundlage einer Anerkennung ist charakteristisch; und warum sie es ist, versteht man leicht, wenn man sich einmal vorstellt, die gleiche Art der Würdigung würde auf die Leistungen anderer Gebiete angewandt werden. Man versuche, einem Dichter oder einem Forscher Glück zu wünschen, indem man sagt, seine Arbeit sei ein Ausdruck gesunden Menschenverstandes: er hielte das vermutlich für ein zweifelhaftes Kompliment. Und mit Recht; denn in den betreffenden Fächern schafft man kein hervorragendes Werk durch die Befolgung des gesunden Menschenverstandes allein. Mag man ihm noch so viel Gutes nachsagen, hier reicht er eben nur zum Hausbedarf. Hätte er die Alleinherrschaft, dann würden wir noch immer in dem Glauben leben und sterben, daß die Erde im Himmelsraume still stände. Dem Neuen und Ungewöhnlichen gegenüber pflegt er zu versagen. Bahnbrechenden Bestrebungen in der schönen Literatur, in der Musik oder Plastik begegnet er fast unfehlbar mit Verständnislosigkeit, die Abstammungslehre glaubte er mit Witzen abfertigen zu können, das Dampfschiff hielt er anfangs für eine Schnurrpfeiferei, und die Eisenbahn war ihm ein Transportmittel ohne Zukunft. So blamiert er sich immer wieder; doch er bringt es stets in Vergessenheit, denn mit der Zeit geht er in sich und eignet sich die nicht mehr ganz neuen Resultate an. Im Umkreise der Kunst, Wissenschaft und Technik wird er dann im günstigsten Falle zur breiten Unterlage der kulturellen Entwickelung. In der Politik dagegen sind wir noch nicht so weit; hier erscheint uns die Erfüllung der Forderungen des gesunden Menschenverstandes als ein Gipfel, als das Kulturideal selbst. An dem Tage, an dem seine Ansprüche in der Gesamtheit realisiert würden, wäre die größte aller Revolutionen vollendet. Stellen wir uns einmal die ungeheure Umwälzung vor, die mit der Verwirklichung einer einzelnen jener Forderungen eintreten würde, die nämlich, die in der berühmten Formel des Saint-Simonismus zum Ausdruck kommt, daß jedes Individuum nach seinen Fähigkeiten verwendet und nach seinen Leistungen belohnt werden soll. Kein Satz kann leichter verständlich sein und besser mit Recht und Vernunft übereinstimmen; im Prinzip können ihm alle huldigen. Im Leben aber wird beständig gegen ihn gesündigt, und nicht das allein: die Versuche, ihn praktisch zur Anwendung zu bringen, werden meist verketzert und sind jedenfalls mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß die meisten an der Möglichkeit seiner vollen Durchführung zweifeln.

Es ist dies überhaupt ein Kennzeichen der Kulturforderungen der Politik: ebenso einfach wie sie sich begreifen lassen, ebenso verwickelt scheint die Sache zu werden, wenn es sich um ihre Erfüllung handelt. Daß zum Beispiel der Friede dem Kriege vorzuziehen ist, daß das Geld der Steuerzahler in einträglicherer Weise verwertet werden könnte als für Heere und Flotten, daß es richtiger wäre,

Zwistigkeiten auf dem Wege des Rechtes als mit Waffengewalt zu entscheiden, das alles sind unendlich schlichte Wahrheiten, über die sich alle vernünftigen Leute klar sind. Doch sie verwandeln sich in Probleme, wenn die Staatsräson sich ins Spiel mischt. Selbst jetzt, wo der Widerstand gegen internationale Schiedsverträge aufgegeben ist, scheinen sie von den Regierungen immer noch für gefährliche Werkzeuge gehalten zu werden, mit denen man vorsichtig umgehen müsse; und die Diplomatie versieht sie denn auch in der Regel mit einer Klausel, die sie gerade in den ernsten und wichtigsten Fällen wirkungslos macht. Über das obligatorische Schiedsgericht konnte man auf den beiden Haager Konferenzen nicht einig werden; und was die Frage nach der Begrenzung der Kriegsrüstungen betrifft, so ließ man sie einfach unerledigt. Alle Welt seufzt nach Reduktionen und Erleichterungen in dieser Hinsicht, indessen wird der Wettlauf mit immer wachsender Schnelligkeit fortgesetzt, die Schuldenlasten der Staaten werden immer größer, die Defizits ebenfalls, und niemand vermag zu sagen, wann oder wie dieser Zustand ein Ende nehmen soll. Niemals hat eine Zeit eine Friedensbewegung wie die moderne aufweisen können, nie ist die Abneigung gegen den Krieg allgemeiner verbreitet gewesen; und doch läßt sich nicht behaupten, daß die Kriegsgefahr jetzt, am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, geringer wäre als in irgendeiner früheren Periode. Sie ist beständig vorhanden; und wir haben uns noch vor kurzem davon überzeugen können, als die Balkanwirren auf ein Haar ganz Europa in Brand gesetzt hätten. Ob Österreich Lust zum Kriege hatte, konnte zweifelhaft erscheinen; Deutschland aber trug kaum Verlangen nach ihm, und Rußland, England und Frankreich wünschten ihn auf keinen Fall. Obwohl also die Friedensstimmung überwog, hätte es, wie wir wissen, sehr gut dazu kommen können, daß alle diese Staaten in den Wirbelwind eines allgemeinen Krieges mit fortgerissen wurden. Etwas mehr Erregung in Belgrad, irgendeine Übereilung an der serbischen Grenze, und die Umstände hätten sich stärker erwiesen als der Wille der Regierungen und Völker. Ist nun nicht die bloße Möglichkeit eines solchen Vorkommnisses beschämend für unsere Zeit? Ein Krieg, den vermeintlich die harte Notwendigkeit diktiert, mag noch hingehen; aber es ist denn doch ungeheuerlich, daß vier, fünf Großstaaten, ein paar hundert Millionen von zivilisierten Menschen in einen Kampf hineingetrieben werden können, an dem sie kein Interesse haben. Und wir leben unter Verhältnissen, wo solche Fälle jederzeit eintreten können. Wir sind nun einmal in der auswärtigen Politik der Macht unterworfen, die wir die „Situation" nennen, und wir sind so daran gewöhnt, daß wir es als eine Notwendigkeit hinnehmen, ohne darüber nachzudenken, wie unbarmherzig diese Tatsache die Unzulänglichkeit unserer politischen Maschinerie entblößt. „Situation" — was würde man wohl von einer Eisenbahnverwaltung sagen, die jenes unvoraussehbare X als einen konstanten Faktor des Verkehrs hinstellen wollte? Wir verlangen ja, daß dieser

Verkehr sich nach einem Plane abspielen soll, der im voraus alle Momente berechnet und kombiniert hat, so daß so etwas wie „Situationen" gar nicht entstehen. Prinzipiell wollen wir nichts von ihnen wissen, sie dürfen nicht eintreten, so weit es auf die menschliche Fähigkeit ankommt. So urteilen wir, wenn es sich um den Personen- und Warentransport handelt, und ähnlich in den Fragen kommunaler Gesundheitsmaßnahmen oder bei den Vorsichtsmaßregeln industrieller Betriebe; kurz: überall da, wo ein Risiko vorhanden ist. Unsere Zeit sichert sich nach allen Seiten hin; sie setzt ihren Stolz darein, den Bereich des Zufalls immer mehr zu beschränken; unser kulturelles Bewußtsein verlangt, daß für das Leben und die Gesundheit des Einzelnen bis aufs äußerste gesorgt werde, und da erscheint es doch ziemlich verkehrt, daß wir von unseren Forderungen Abstand nehmen und uns dem Ungefähr überlassen sollen, wenn die Wohlfahrt ganzer Nationen und Staaten gefährdet ist.

Fragen wir nun, wer der Urheber einer solchen großpolitischen Situation ist, so läßt sich in der Regel nur antworten: alle und keiner. Wir Menschen haben die Voraussetzungen dieser Situation geschaffen; aber nicht immer beherrschen wir sie, sehr oft beherrscht sie im Gegenteil uns. Als hätten wir nicht schon genug mit den Naturkräften zu tun, die wir täglich bekämpfen, bändigen und regulieren müssen, haben wir uns ein Seitenstück dazu geschaffen in sozialen Verhältnissen, über die wir nicht mehr völlig Herr sind, und die uns manchmal mit der Willkür einer Naturmacht überwältigen. Hiervon zeugt nicht nur die internationale Politik, sondern auch unsere soziale Ökonomie. Geldmarkt, Warenmarkt, Kapital und Arbeit, alle sind sie Faktoren, die uns unversehens über den Kopf wachsen. Die großen Krisen, denen die Geschäftswelt in gewissen Zwischenräumen unterworfen ist, werden in den wenigsten Fällen absichtlich herbeigeführt: im allgemeinen entstehen sie sozusagen von selbst. Niemand hat sie gewollt, nur wenigen ist mit ihnen gedient; aber eines schönen Tages sind sie da, unerwartet und unerbittlich. Dann forscht man nach ihrer Ursache und glaubt, diese meistenteils in der Überproduktion zu finden. Falls diese Erklärung richtig ist, so würde das darauf deuten, daß das Produkt eigentlich den Produzenten beherrscht. Es müßte selbstverständlich umgekehrt sein; aber wir sehen uns zu dem Geständnis genötigt, daß der Komplex von Bedingungen, der unsere soziale Ökonomie ausmacht, nur zu oft die Übermacht über uns gewinnt. Die enorme Zunahme und die vermehrte Beweglichkeit des Kapitals, das Erwachen der Arbeiterklasse zum Selbstbewußtsein und zur Selbstbehauptung, die Revolutionierung der Herstellungsprozesse und die Vervollkommnung der Verkehrsmittel: diese Umstände bedeuten jeder für sich einen Fortschritt. Insgesamt aber haben sie ein Chaos von Kräften und Bestrebungen erzeugt, denen noch keine ordnende Hand Einheitlichkeit und planmäßige Richtung gegeben hat. Hier sollte die Wirtschaftspolitik die Führung übernehmen; aber sie hat nicht Schritt gehalten mit der

privatökonomischen Entwickelung. Das Eingreifen des Staates in wirtschaftliche Verhältnisse beschränkt sich im wesentlichen auf fiskalische Veranstaltungen, auf eine tastende soziale Gesetzgebung und auf einen Zollschutz, der meistens das Gepräge des gröbsten Empirismus trägt. In verfassungs-, verwaltungs-, polizeimäßiger Hinsicht ist die Gesellschaft organisiert, in ökonomischer aber lebt sie in mittelalterlicher Regellosigkeit. Ein Mann wird zu einer Geldbuße verurteilt, wenn er aus seinem Fenster Wasser auf die Straße gießt; doch derselbe Mann darf ungehindert durch Gesetz und Herkommen eine Panik herbeiführen, einen Bankkrach, einen Streik oder lock-out, wodurch in die Interessen von Tausenden störend eingegriffen wird. Er setzt sich einer Gefängnisstrafe aus, wenn er sich ein fremdes Portemonnaie aneignet; steckt er aber ein paar Millionen vom Gelde anderer Leute in die Tasche, so kann das gesetzlich zulässig sein, wohlgemerkt, wenn es an der Börse geschieht, und zwar auch dann, wenn die Operation auf einem offenbaren Kniff beruht, wie vor einigen Jahren, als gewisse Wallstreet-Spekulanten durch eine vorsätzlich irreführende Mitteilung über die Getreideernte in Kanada riesige Summen verdienten. Aus guten Gründen läßt er sich nicht darauf ein, wie die Raubritter an der Landstraße im Hinterhalt zu liegen und friedliche Bürger zu berauben, aber er kann Mitglied einer Monopolistengenossenschaft werden und als solches eine ganze Bevölkerung brandschatzen helfen: wir sehen das namentlich in Nordamerika, der Blütestätte der Trusts, und da sehen wir auch, wie wenig die Staatsgewalt bisher gegen diese Gesellschaften auszurichten vermocht hat. All diese Erscheinungen, deren Widersinn ein Kind einsehen kann, sind Früchte einer laissez-faire-Politik, die ihren Kredit immer mehr einbüßt und schließlich fallen gelassen werden muß. Denn sie widerstreitet innerlich unserem Kulturbewußtsein, das überall eine Ordnung in den Dingen erstrebt, eine gerechte und zweckmäßige Regulierung der menschlichen Lebensbedingungen. Und seltsamerweise weisen uns hier die Trusts selbst einen Weg, wenn auch nicht in der Richtung der Gerechtigkeit, so doch in der der Zweckmäßigkeit. Sie deuten auf eine Zukunft hin, wo Zusammenschluß und methodische Anwendung der Kräfte an die Stelle des jetzigen Zustandes treten werden, der in Grund und Boden so unsicher und unökonomisch ist mit seiner Zersplitterung, seiner hasardmäßigen Produktion, seiner verheerenden Konkurrenz und seinem beschwerlichen Zubehör von schmarotzenden Zwischenhändlern. Ein unabweisbarer Drang macht sich geltend, aus diesem Wirrwarr herauszukommen. *Ein* Ausdruck dieses Bedürfnisses sind die Trusts; der Sozialismus ist, wenn auch von ganz anderen Motiven aus, eine weitere Erscheinung derselben Tendenz, und diese beiden sonst so wesensverschiedenen Mächte können insofern mit zwei Arbeitergruppen verglichen werden, die von entgegengesetzten Seiten her mit der Ausbohrung eines Tunnels beschäftigt sind.

Der Tag wird wohl einmal kommen, wo die Organisation der sozialen Öko-

nomie zur Tatsache geworden ist, aber bis dahin werden noch viele Hindernisse zu überwinden sein. Man denke nur an die Schwierigkeiten einer an und für sich so vernünftigen Sache wie des gesetzlichen Schiedsgerichts in Streitfällen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern. Nicht ohne Grund pflegen Regierungen und Parlamente nur mit äußerster Vorsicht an Dinge zu rühren, die von fundamentaler Bedeutung für das wirtschaftliche Regime sind: sie wissen, daß es kein empfindlicheres Unternehmen gibt, und daß sie jedenfalls riskieren, die Hand in ein Wespennest zu stecken. Daß Börsenschwindel, Handelskrisen, Arbeitsstockungen und Überfüllung des Warenmarktes keine ersprießlichen Erscheinungen sind, darüber mögen alle von vornherein einig sein. Aber die Einigkeit hört auf, sobald es sich darum handelt, das Übel mit der Wurzel auszurotten, den Erdboden umzupflügen, auf dem das sozialökonomische Unkraut in die Höhe schießt. Da erhebt sich eine Mauer von Widerständen, ein Berg von Bedenken. Genau, wie wenn die Beschränkung der Rüstungen zur Sprache kommt, die von den Völkern Europas als so große Last empfunden werden, oder die Herbeiführung eines Rechtszustandes, der den Kriegen vorbeugen soll, die die Nationen doch so gern vermeiden möchten. Allen Vorschlägen treten so viele Einwände entgegen, daß man, wüßte man es nicht besser, glauben sollte, Kriegsgefahr und militärische Ausgaben würden für köstliche Güter angesehen, an denen man unbedingt festhalten müsse. Der gleiche Mangel an Folgerichtigkeit tritt häufig in der inneren Politik zutage: auch wenn eine Reform ziemlich allgemein als richtig und zweckdienlich anerkannt wird, wird sie darum doch nicht immer verwirklicht. In Preußen ist das Klassenwahlrecht von seiner Einführung an von der großen Mehrheit der Bevölkerung für ein Unding gehalten worden, sogar die Regierung scheint jetzt einzusehen, wie unzeitgemäß es ist; und dennoch kann niemand dafür einstehen, daß es nicht seinen sechzigsten Geburtstag überlebt. In England ist das Oberhaus längst ein negativer Faktor geworden, der nur dazu dient, der Arbeit der Volksvertretung in die Quere zu kommen; aber die Agitationsversuche gegen das erbliche Gesetzgebungsrecht sind bisher im Sande verlaufen, und es steht noch dahin, ob die künftigen Wahlen, wie angekündigt, dem Veto der Lords ein Ende machen werden. Warum verhält es sich in der Politik nun so, daß die Menschen sich nicht regelmäßig so einrichten können, wie die Mehrzahl es tatsächlich wünscht, und wie es den Forderungen der Vernunft entspricht? Man wird mit einem Hinweis auf den Einfluß des Konservativismus antworten. Ganz recht; aber wir können doch den Umstand nicht übersehen, daß der Konservativismus auf anderen Gebieten nicht mit demselben Gewicht in die Wagschale fällt. Sonst pflegen die Menschen leidlich rationell vorzugehen. Wo eine Überschwemmung droht, bauen sie einen Damm; wo ein Fels den Weg versperrt, sprengen sie das Hindernis fort. In der Politik verfahren sie nicht immer auf entsprechende Weise. Und doch müßte

es sich, wie ein Theoretiker meinen sollte, viel leichter machen lassen, da hier nicht wie in der Technik mit einer widerstrebenden Natur gerechnet zu werden braucht; die Verbesserung von Institutionen beruht doch schließlich nur auf den Menschen selbst.

Nichtsdestoweniger wissen wir, daß soziale Aufgaben im allgemeinen viel schwerer zu lösen sind als technische. Aber die Frage ist die: worauf beruht diese Schwierigkeit? Und da sagen wir es gleich: sie beruht durchaus nicht so sehr auf der rein sachlichen Erledigung, wie die meisten anzunehmen geneigt sind, und wie die Professionisten sich und anderen gerne einreden möchten. Viele dieser sogenannten Probleme sind ganz und gar nicht verwickelt, sondern von rührender Einfachheit, da sie sich schlecht und recht auf die Fortschaffung überflüssiger oder schädlicher Dinge reduzieren lassen. Auch dem Grundgedanken nach besteht kein Unterschied zwischen dem technischen und dem sozialen Fortschritt: beide erstreben die Beseitigung hemmender Umstände, die Vermeidung von Kollisionen, die Steigerung der Nutzleistung der Kräfte. Ja sogar die Forderung der Gerechtigkeit, dieses spezifisch soziale Phänomen, läßt sich schließlich technisch auffassen, auf eine mathematische Formel zurückführen, eine Gleichung, die eine genaue Proportionalität zum Ausdruck bringt. Die Verhältnismäßigkeit zwischen Leistung und Gegenleistung, zwischen dem persönlichen Verdienst und der sozialen Lage müßte man in der überwiegenden Zahl der Fälle haarscharf berechnen können. Streng genommen, ließen sich überhaupt alle Aufgaben der Politik, der auswärtigen, der inneren, der sozialökonomischen, auf rechnerischem Wege behandeln. Wenn die einzelnen Faktoren bekannt sind, müßte es, wie es scheint, auch möglich sein, die vollkommenste Form für ihr Zusammenwirken zu finden, diejenigen Zustände zu schaffen, diejenigen Einrichtungen zu konstruieren, die ein Minimum von Ungemach und ein Maximum von Effektivität mit sich führen. Das Rechenverfahren wird denn auch auf sozialem Gebiete angewendet: wir sehen es ja, wie die Statistik immer mehr zur Beweisführung und als Richtschnur benutzt wird. Aber ihr Wirkungskreis ist begrenzt: entscheidend greift sie nur in Dinge von untergeordnetem Range ein, in die Regulierung von Einzelheiten. Noch nie ist die exakte Methode allein bestimmend gewesen für eine jener Hauptfragen, die Nationen und Staaten, Klassen und Parteien in Bewegung setzen. Ginge man hier mit derselben Geistesfreiheit zu Werke, mit der man eine Ingenieurarbeit ausführt oder eine Maschinerie verbessert, dann würde man auch analoge Resultate erzielen.

Aber gerade an der Geistesfreiheit gebricht es. Selbst mit der armseligen gesunden Vernunft würde viel erreicht werden, wenn man sie nur ruhig gewähren ließe. Aber die Sache ist die, daß die Leute sich ihrer gesunden Vernunft gar nicht immer bedienen wollen, es auch nicht immer wagen oder immer dürfen. Sie lassen ihr freien Spielraum, solange es sich um die Bezwingung

oder Ausnützung von Naturkräften handelt, aber sie schrecken oft vor ihren Konsequenzen zurück, wenn soziale Verhältnisse in Frage kommen. Die in die Augen fallenden Widersprüche, die in diesen Verhältnissen zutage treten, die offenbaren Torheiten, von denen sie ab und zu beherrscht werden, wären ganz unerklärlich, falls man sich über diese seelische Eigentümlichkeit nicht Rechenschaft ablegte. Wenn die Menschen reine Vernunftwesen wären, ja dann würde die Politik sich ausschließlich nach der Belehrung der Zahlen, der Logik der Ausrechnung, den Forderungen der Gerechtigkeit und der Zweckmäßigkeit richten. Doch diesen objektiven Anschauungsweisen wirkt gewöhnlich ein subjektives Element entgegen, das den Blick verschleiert und wegleitet. Es ist dies ein Element, das sich auf vielen Gebieten des Lebens geltend macht, auf keinem aber so stark wie auf dem politischen. Hier äußert es sich in verschiedenen Gestalten, bald in aktiver, bald in passiver Form, auf der einen Seite als Leidenschaft, Autorität, Interessenkampf, auf der anderen Seite als Trägheit, Unterwerfung, Hang zur Tradition. Führen wir jedoch jede einzelne dieser Äußerungen auf ihre Grundursache zurück, dann finden wir schließlich, daß sie alle ihre Wurzeln in dem gleichen Erdreich haben. Und auf diesen Punkt möchte ich die Aufmerksamkeit richten. Alle Unvollkommenheiten unserer sozialen Ordnung haben einen gemeinsamen Ursprung; sowohl die Ausdauer, mit der sie aufgezwungen, als die Langmut, mit der sie geduldet werden, gehören einer einzigen Kategorie von Einflüssen an. Sie sind gewissen hindernden, umgarnenden, hypnotisierenden Einwirkungen zuzuschreiben, deren Gesamtheit in einer allgemein gültigen Definition sich zusammenfassen läßt, nämlich als Rücksichten auf Machtverhältnisse.

Daß Machtverhältnisse stets eine bedeutende Rolle im Leben der Gemeinschaften gespielt haben, braucht kaum betont zu werden. Jeder Geschichtskundige weiß, wie Kriege, Unterdrückungen und allerhand Übergriffe bestimmend gewesen sind für die Grenzen der Staaten, die innere Organisation der Völker, die Verteilung des Bodens und anderer Güter. Aber er weiß auch, daß die Macht mit dem Fortschreiten der Kultur sich ihrer Nacktheit zu schämen beginnt und sich allmählich ins Gewand des Rechtes kleidet. Diese juridisch-moralische Bekleidung wechselt den Umständen nach: in der weiter zurückgebliebenen äußeren Politik beschränkt sie sich oft auf ein notdürftiges Feigenblatt, während sie in den relativ fortgeschrittenen inneren Verhältnissen die Realitäten der Dinge recht dekorativ einhüllen kann. Sieht man aber genauer zu, so kann man nicht umhin zu entdecken, daß Staatsverfassungen und Rechtssysteme im wesentlichen die Bestätigungen eingewurzelter Machtverhältnisse sind. Jederzeit ist die Gesetzgebung ein Exponent der sozialen Auffassung der Machthabenden gewesen und als Werkzeug zur Wahrnehmung ihrer Sonderinteressen benutzt worden. In früheren Zeiten trat das in ganz unverschleierten Formen hervor: ich will nur an eine Erscheinung erinnern, wie die

Steuerfreiheit der privilegierten Stände. Wer da hat, dem wird gegeben, hieß es unter dem alten Regime, und wir sehen es immer noch: so kommt in der Zusammensetzung gewisser erster Kammern die Anschauung zum Ausdruck, daß den Klassen, die bereits in sozialer und ökonomischer Hinsicht die Oberhand haben, auch in politischer Beziehung eine besondere Repräsentation, ein größerer Einfluß gesichert werden müsse. Kurz und gut, diese Institutionen haben auf einen Schutz der Starken hingezielt. Nun sehen wir allerdings, daß andere Einrichtungen entstehen, die umgekehrt einen Schutz der Schwachen bezwecken, und diese Erscheinung nimmt sich ja teilweise wie eine Widerlegung der Gültigkeit der Machttheorie aus. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Wenn heutzutage auch für die Schwachen gesorgt, wenn auch ihr Wohl mit in Betracht gezogen wird, so geschieht das, weil sie nicht mehr so schwach sind wie früher, weil sie in Wirklichkeit im Begriff sind, stark zu werden. Die vielen modernen Errungenschaften des humanitären und demokratischen Geistes wären nicht denkbar gewesen ohne die Verschiebung der Machtverhältnisse, die tatsächlich stattgefunden hat und noch immer stattfindet. Wären die Arbeiter durch ihren Zusammenschluß nicht zu einer Macht geworden, mit der die Herrschenden rechnen müssen, dann würde die soziale Gesetzgebung, deren sich die Gegenwart rühmt, noch ein frommer Wunsch geblieben sein. Hätten die minder bemittelten Klassen nicht die Waffe des Stimmrechts in die Hand bekommen, dann wäre nie von der gerechteren Verteilung der Steuerlasten die Rede gewesen, die jetzt in der parlamentarischen Finanzpolitik an der Tagesordnung ist. Und verhehlen wir uns das nicht: an dem Tage, wo die Massen einen vollständigen Sieg errungen hätten, würden sie ebenso einseitig die nackten Interessen des gemeinen Mannes fördern, wie die Machthaber früher die Vorrechte der Geburt und des Reichtums begünstigt haben. Einen Vorgeschmack davon konnte man während der Pariser Kommune bekommen, die offen die Oberhoheit des Proletariates behauptete, in Übereinstimmung mit der Ansicht, daß die unteren Schichten das „Volk“ im wahren Sinne seien, eine Anschauung, deren Seitenstück die sozialistische Neigung bietet, die Handarbeit als Arbeit im eigentlichen Sinne zu betrachten oder ihr wenigstens einen Vorrang vor den übrigen Tätigkeiten zu geben. Jeder Faktor, der in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift, will nun einmal die Gesellschaft nach seinem eigenen Bilde und seinen besonderen Bedürfnissen umformen. In dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen Monarchie und Demokratie, zwischen Kapitalismus und Sozialismus; und auch darin gleichen sie sich, daß sie insgesamt Machtmittel anwenden. Die große Revolution ging nicht weniger despotisch zu Werke als das Königtum, das sie gestürzt hatte. Die Parteileitungen und Gewerkschaften der Sozialisten erheben Anspruch auf eine Zwangsautorität, die nicht hinter derjenigen zurücksteht, die von den bürgerlichen Staatsorganen ausgeübt wird. Und anderseits

verschmäht der bürgerliche Staat es nicht, sich sozialistischer Methoden zu bedienen, wenn sie seinen Zwecken entsprechen: selbst das konservative Preußen hat ja neulich ein Beispiel dafür geliefert durch das Enteignungsgesetz gegen die Grundbesitzer polnischer Abstammung. Von neuem erhoben da alle Polen den hundertjährigen Klagegesang von der Unterdrückung ihrer Nation, bedachten aber nicht, daß sie selbst recht kräftige Unterdrücker sind, wenn sich nur die Gelegenheit bietet: man sieht es ja, wie sie die Ruthenen in Galizien mißhandeln. Es ist mit ihnen wie mit der römischen Kirche, die sich vor der Vergewaltigung bekreuzigt, die ihr die französische Republik vermeintlich antut, dieselbe Kirche, auf deren Sündenregister die Inquisition und Tausende von Scheiterhaufen verzeichnet stehen, und die sich überall da, wo sie freien Spielraum hat, von der finstersten Unduldsamkeit beseelt zeigt. Mag es sich um Glaubensgemeinschaften handeln oder um Nationalitäten, um Parteien, Klassen oder Massen: keines bleibt dem anderen etwas schuldig, wenn von Machtmißbrauch die Rede ist. Hier müßten im Grunde nur die Anarchisten sich enthalten, sie, die prinzipiell die Berechtigung alles Zwanges leugnen. Aber nicht alle Anarchisten sind konsequent. Es gibt solche, die durch Terrorismus zwingen wollen, die das Glück der künftigen Menschheit nicht wirksamer vorbereiten zu können glauben als durch Regalierung jetzt lebender Mitmenschen mit Dolchstichen, Revolverschüssen oder Bomben. Anarchisten dürften am allerwenigsten zur Gewalt greifen; wenn einige von ihnen es aber dennoch tun, so braucht man sie darum nicht als einzig dastehende Ungeheuer hinzustellen. Speziell ihre Vorliebe für Bomben hat sie in Verruf gebracht; aber wir wollen nicht vergessen, daß der nationalliberale Bombenwerfer Orsini der Nachwelt als Märtyrer und Held vor Augen steht. Allerdings mißachten die anarchistischen Attentäter das menschliche Leben, aber hierin folgen sie nur berühmten Vorbildern. Der Unterschied ist nur der, daß die Anarchisten meist aufwärts töten, während Souveräne, Regierungen und Feldherren gewöhnlich abwärts getötet haben, und daß die Taten, die jene in kleinerem Maßstab begehen, von diesen vorzugsweise im großen verübt worden sind.

So stellt sich die Politik dar als die Verwendung von Machtmitteln zur Erreichung von Machtzwecken. Wie ich indessen schon angedeutet habe, scheut man sich davor, diese Dinge in unverhüllter Gestalt zu sehen. Als Bismarck verkündigte, daß die großen Fragen der Zeit durch Blut und Eisen entschieden werden müßten, wirkte dieser Ausspruch mindestens verblüffend. Und doch enthielt er nichts anderes als die Konstatierung einer Tatsache. Die Äußerung fiel im Hinblick auf die Stellung Preußens zu Österreich; und es ist ja eine uralte Erfahrung, daß in den Streitigkeiten der Staaten untereinander die Macht die ultima ratio ist. Aber an eine solche Freimütigkeit wie die Bismarcksche war man damals nicht gewöhnt. Zur Not wird sie noch in der

äußeren Politik geduldet, obwohl die leitenden Kreise auch hier Handlungen, die von Mann zu Mann als Überfall und Raub gelten würden, mit täuschenden Schlagworten auszuschmücken lieben: es gilt die Ehre und das Wohl der Nation, die Sache der Gerechtigkeit oder kulturelle Notwendigkeiten. Aber ich möchte den Staatsmann sehen, der so offenherzig wäre, zu bekennen, daß seine innere Politik auf der Macht und nichts anderem beruhe. Nicht als ob es jemals an Staatsmännern gefehlt hätte, die diese Maxime befolgten; aber keiner von ihnen hätte es unverhohlen zugegeben. Will man die volle Wahrheit darüber erfahren, welche Bedeutung die Macht im Staatsleben hat, so darf man sie nicht von den Herrschenden erwarten, die zu viel riskieren könnten, wenn sie sie verrieten; und ebensowenig darf man sie von den Oppositionsführern erwarten, die freilich bestehende Machtverhältnisse angreifen, aber nur, um sie durch andere zu ersetzen. Nein, die volle Wahrheit in diesem Punkte finden wir nur bei Männern, die keine Rücksicht band, bei Philosophen und Soziologen, wie Hobbes und Spinoza unter den älteren oder Gumplowicz und Anton Menger unter den modernen, um nur einzelne von denen herauszugreifen, die die Machttheorie dargestellt haben. Diese außerhalb Stehenden haben offenbaren können, was ein Politiker verschweigen muß, will er den Einfluß nicht verlieren, den er auf seine Zeitgenossen ausübt. Um die Massen zu größeren Aktionen mit fortzureißen, muß man ihr Herz und ihre Phantasie anrufen, und das täte keine Politik, die nur die nackte Macht gelten ließe. Selbst ein Genie wie Napoleon konnte nicht bloß auf dem Fundament seiner Machtfülle herrschen: er mußte Gefühlssaiten anschlagen, Frankreichs Ruhm, die französische Gloire; aber mit diesem Appell brachte er auch Hunderttausende dazu, für ihn und seine Pläne in den Tod zu gehen. Viel weniger können natürlich die Mittelmäßigkeiten, die das Schicksal der Staaten zu entscheiden pflegen, des Scheines einer höheren Berechtigung für die Ausübung ihrer Macht entraten. Und so ist es gekommen, daß die Machtverhältnisse überall mit einem allgemeinen Wohl identifiziert worden sind, das doch in der Regel die Eigentümlichkeit hat, daß es ziemlich allgemeine Leiden mit sich führt. Die Geschichte erzählt uns, wie unaufhörlich das Leben und Glück unzähliger Menschen Dingen geopfert werden, die auf den ersten Blick als Abstraktionen erscheinen, wie das monarchische Prinzip, die republikanische Idee, die gesetzliche Ordnung, die bürgerliche Freiheit, die nationale Selbständigkeit, politische und zivilisatorische Gnadenberufe. Aber hinter diesen Abstraktionen stehen in Wirklichkeit sehr handfeste Realitäten. Und wenn gewisse Leute uns nicht genug ermahnen können, in sozialen Angelegenheiten Idealismus zu zeigen, so darf man nicht glauben, daß dieser hoch über dem Tieflande der Interessen schwebe: der Idealismus, den sie verlangen, besteht nämlich darin, daß wir nicht unsern, sondern ihren Interessen dienen sollen. Gewöhnlich bilden diese Menschen eine Clique, eine Hand voll Leute,

eine verschwindende Minderheit. Trotzdem operieren sie manchmal mit Erfolg, besonders wenn sie auf dem vaterländischen Instrumente spielen. Wo immer es darauf ankommt, sich Vorteile zu verschaffen, politischer oder ökonomischer Natur, muß das Vaterland herhalten, und Eigennutz und Machtbegierde umgeben sich mit dem nationalen Nimbus. „Amerika den Amerikanern! Keine Abhängigkeit vom Auslande! Dem Fremden darf kein Verdienst gegönnt werden auf Kosten der heimischen Arbeit!" Dies ist die protektionistische Losung in den Vereinigten Staaten gewesen, und die Massen sind ihr gefolgt, und sie haben die Kriegslasten tragen müssen, die Beute aber ist Kohlenbaronen, Eisenbahnmagnaten, Fabrikherren und Trusts zugefallen. Die Schutzzöllner da drüben wußten wohl, was sie taten, als sie ihre Politik „the American system" tauften, obwohl das System auch in Europa zu Hause ist. Ebenso erheben die ostelbischen Junker ihre unbescheidenen Forderungen, indem sie auf ihr Urpreußentum pochen, und die Vorstellung von der Vortrefflichkeit der Zarengewalt ist mit der Redensart eingepaukt worden, die Autokratie sei ein Nationaleigentum des „heiligen Rußland". Wann werden die guten Leute so vernünftig werden, daß sie derartigen Argumenten nicht mehr Gehör schenken? Es ist tragikomisch zu sehen, wie sie dazu getrieben werden, sich für sogenannte Ideen zu begeistern, die, bei Licht betrachtet, auf die Interessen anderer Leute hinauslaufen, wie sie Opfer bringen für angebliche Notwendigkeiten, die nur von hochgeborenen Amateuren oder geschäftigen Fachpolitikern erfunden worden sind, wie sie leidenschaftlichen Anteil an Fragen und Dingen nehmen, die sie persönlich nicht im geringsten berühren. Wie wäre es, wenn die Menschen einmal darauf verfielen, all diesen nebensächlichen Kram über Bord zu werfen, jeder für sich an seinem eigenen Glücke und seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten und sich nur um solche allgemeine Angelegenheiten zu kümmern, die wirklich gemeinsamen Bedürfnissen entsprächen? Ob sich, wenn die Kräfte in dieser Weise angewendet würden, nicht eine Totalsumme von Nutzwirkungen ergäbe, die weit größer wäre als die, wie die jetzige Gesellschaft sie hervorzubringen imstande ist? Dagegen läßt sich allerdings einwenden, daß dieser Gedanke nur ein Gehirngespinst sei, weil die meisten Menschen nicht so beschaffen sind, daß sie sich selbst genügen, daß sie ausschließlich ihr eigenes Leben führen können. Sich selbst überlassen würden sie der Langeweile anheimfallen. Sie brauchen ein gewisses Quantum von Impulsen und Sensationen; aber da sie sich selbst keine verschaffen können, müssen sie sie von außen herholen, und hier werden sie von der gemütsaufregenden Politik reichlich versorgt. Mag die Quelle auch trübe sein, sie löscht doch teilweise ihren Durst nach intensiverem Lebensgefühl. Ich gebe zu, daß die Sache sich auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachten läßt. Aber das schließt nicht aus, daß es jedenfalls vorzuziehen wäre, wenn die disponible Energie, die sich nun einmal in der Form von Gemeinsinn äußern will,

nach einer verständigeren Richtung hin geleitet würde, wenn dieser ganze Vorrat von Enthusiasmus und Opferwilligkeit zu einem würdigeren Zwecke aufgespart würde als zur Aufrechterhaltung und Förderung verkleideter Machtverhältnisse.

Freilich braucht ein Machtverhältnis nicht an und für sich verwerflich zu sein. Es ist zum Beispiel nichts dagegen einzuwenden, daß England Ägypten unter seine Herrschaft gebracht hat; denn hierdurch sind Entwicklungsmöglichkeiten verwirklicht worden, die die eingeborene Bevölkerung des Landes niemals aus eigenem Antrieb gefördert hätte. Umgekehrt verhält es sich mit der russischen Oberhoheit über Finnland: hier sehen wir eines der in sozialem Sinne tüchtigsten Völker Europas durch die Staatsorgane eines anderen Volkes gehemmt und gehindert, das in jeder sozialen Hinsicht weniger tüchtig ist, nur daß es sich eben durch seine ungeheure Masse Gewicht verschaffen kann. Dieser *innere* Widerspruch macht dieses Machtverhältnis zum Gegenstande der Kritik, und nicht die äußerliche Tatsache der Unterdrückung. Nicht jede Unterdrückung ist verwerflich. Sie läßt sich sogar da verteidigen, wo sie in der krassesten Form hervorgetreten ist. Die Sklaverei war eine kulturelle Notwendigkeit überall da, wo die Arbeit ausschließlich auf die Kraft der Hände angewiesen war, und wo ihre Produktivität folglich zu gering war, um allen mehr als einen notdürftigen Unterhalt zu bieten. Und da nun Kultur einen gewissen Grad von Wohlergehen voraussetzt und es jedenfalls besser ist, daß sie irgendwo in einem Volke gedeiht, als daß sie gar nicht zur Entfaltung kommt, lag es unter solchen Verhältnissen im Interesse des Fortschritts, daß die eine Klasse niedergehalten wurde und die Privilegierten sich auf ihre Kosten ernährten, so daß wenigstens diese Auserwählten die Taten der Geschichte und der Zivilisation verrichten konnten. Ohne die Sklaverei hätte das griechische und römische Altertum nicht die großen Werke hervorgebracht, die uns noch heute erfreuen und belehren. Erst als das ökonomische und hiermit zugleich das kulturelle Motiv der persönlichen Unfreiheit fortgefallen, erst als diese zwecklos geworden war, hörte auch ihre moralische Berechtigung auf. Das heißt, ihre moralische Berechtigung als *Institution*; denn im einzelnen Falle konnte sie natürlich immer unmoralisch sein, nämlich wenn sie Individuen traf, die durch Begabung und Charakter ihren Stand überragten. In der Gegenwart gibt es keine Sklaven oder Leibeigene mehr; aber es gibt unfreie Seelen die Fülle, die Vorurteilen unterworfen, vom Autoritätsglauben umstrickt, zur Selbständigkeit ungeeignet sind. Die Abhängigkeit ist ihnen ein Bedürfnis; sie würden sich gar nicht zurechtfinden, wenn das Joch von ihnen genommen würde; sie sind mit unterseeischen Organismen zu vergleichen, die nur unter einem ungeheuren Drucke leben können, oder mit Leuten, die von Unwohlsein befallen werden, wenn sie die leichtere Luft des Hochgebirges atmen. *Sie* liefern die guten Bürger, die Hurraschreier, das Stimmvieh und das Kanonenfutter; sie scheinen wie geschaffen, der Politik als Material zu dienen, und als solches

werden sie denn auch behandelt. Allerdings meint Kant, daß niemand einen andern Menschen bloß als Mittel gebrauchen dürfe. Ja, warum darf er das eigentlich nicht, wenn der andere sich zweifellos nur zum Werkzeug eignet? Die Kantsche Sentenz ist doch nur ein Gefühlsdogma. Unsere Vernunft empört sich nicht darüber, daß der eine Hammer und der andere Ambos ist, wenn sie nur beide für ihre Rolle passen. Aber dies ist auch eine unerläßliche Forderung, und gerade daran nehmen wir bei so vielen Machtverhältnissen Anstoß, daß sie Recht und Billigkeit umstülpen, daß sie die Menschen auf verkehrte Plätze stellen, daß sie subalterne Geister schalten und walten lassen und die überlegenen hindern, ihre Kräfte zu erproben. Wenn die Schranken plötzlich fallen, wie es bei der großen französischen Revolution geschah, dann sieht man erst, welcher überwältigende Vorrat von Fähigkeiten verborgen lag. Ich brauche nicht viel Worte zu machen über die Machtverhältnisse, die in der Form von ausdrücklichen oder stillschweigenden Vorrechten die Auslese der Kräfte beschränken. Dieses Thema ist ja unzählige Mal behandelt worden. Und doch glaube ich, daß die meisten sich nicht den vollen Umfang des Schadens und der Verluste klar machen, die diese Einrichtungen im Laufe der Zeit verursacht haben. Hat man je darüber nachgedacht, wie es seit Generationen die Entwicklung der internationalen Beziehungen verzögert haben muß, daß die äußere Politik einer Diplomatie vorbehalten bleibt, die größtenteils nach den engsten Standesrücksichten rekrutiert wird? Oder darüber, welcher Hemmschuh es für das innere Staatsleben ist, daß das Aufrücken in die leitenden Stellungen in so ausgedehntem Maße nach der Anciennetät erfolgt? Auch diese ist ja ein Machtverhältnis, und sie repräsentiert oft, allzu oft die Macht der Kraftlosen. In Amerika haben Dienstjahre wenig zu bedeuten; aber in unserem alten Europa fordert man gewöhnlich, daß ein Mann sich erst verbrauchen soll, bis ihm erlaubt wird, zur Geltung zu kommen. Wenn die Verkalkung sich meldet, dann beginnt sein Wirken; und es läßt sich nicht bezweifeln, daß das Wachstum der Staaten unter der persönlichen Hinfälligkeit ihrer höheren Verwaltungen gelitten hat. Hinfälligkeit und Macht würden uns eine seltsame Zusammenstellung scheinen, wenn wir nicht wüßten, daß viele Machtverhältnisse gerade darauf hinzielen, das dem Verfall Geweihte zu erhalten. Was sich Konservativismus, Behauptung von Überlieferungen nennt, das besteht großenteils in Bestrebungen, das Schattenleben dahingeschwundener Gedanken und Einrichtungen zu verlängern: die Vergangenheit soll bestimmend sein für die Gegenwart, die Toten sind es, die über die Lebenden herrschen sollen. Es liegt im Wesen der Machtverhältnisse eine Schwerkraft und Trägheit, die sie noch bis in eine Zeit hinein andauern lassen, in der die Bedingungen, durch die sie motiviert wurden, nicht mehr vorhanden sind.

Ich wiederhole es: Machtverhältnisse sind nicht notwendigerweise ein Übel, sie können ebensogut befugt wie unverantwortlich sein. Als Tatsachen betrachtet,

erzählen sie uns nur, daß ein Staat, eine Institution, eine Klasse, eine Partei oder ein Individuum ein Übergewicht über andere der gleichen Art erlangt haben. Aber für die innere Berechtigung dieses Übergewichts leistet die bloße Existenz dieser Machtverhältnisse uns keine Gewähr. Sie würde es tun, wenn man annehmen dürfte, daß die am günstigsten gestellten Menschen auch die tüchtigsten wären, daß die vernünftigeren Ansichten stets über die weniger vernünftigen siegten, und daß in allen sozialen Kämpfen die Gerechtigkeit regelmäßig den Ausschlag gäbe. Aber von dieser Voraussetzung dürfen wir nicht ausgehen, darüber sind sich wohl die allermeisten einig, wenn auch die Philosophie der Geschichte die Entwicklung der Dinge im besten Lichte darzustellen versucht hat, und wenn uns auch ein mißverstandener Darwinismus, der für das soziale Leben zurechtgestutzt worden ist, die Vorstellung hat beibringen wollen, Macht sei Recht und der Erfolg der einzige Wertmesser der Politik. Ein Blick auf die Zustände um uns genügt ja, zu zeigen, daß der Erfolg nicht immer die würdigsten Zwecke begünstigt, und daß die Mächtigen der Erde sehr selten die größten Taten vollbringen, daß sie im Gegenteil sehr oft ganz unzureichende Personagen sind. Daß die Vorrechte der Geburt auf einem Zufall beruhen, daß Reichtum seinem Besitzer keine überlegenen Gaben verleiht, das sind so selbstverständliche Gemeinplätze, daß man sich scheut, sie zu Markte zu bringen. Weniger abgegriffen, darum aber nicht minder unbestreitbar ist die Wahrheit, daß ein Mensch sich aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet haben und dennoch eine grobe Intelligenz, ein schlechter Charakter sein kann. Die aristokratischen Machtverhältnisse liefern keine unbedingte Garantie, aber die demokratischen ebensowenig: die Macht, die durch die Zahl ausgedrückt wird, ist kaum ein zuverlässigerer Maßstab als die, die sich im Rang und Vermögen äußert. Ich vermute, daß selbst prinzipienfeste Anhänger der Volksherrschaft zugeben werden, daß auch die Mehrheit manchmal irrt, daß ein einzelner Mann eine viel klarere Einsicht in einer sozialen Angelegenheit haben kann als die ganze öffentliche Meinung, ja, daß es sogar eine Regel ist, daß Anregungen zum Fortschritt ursprünglich von Minoritäten ausgehen. Alles in allem beweist ein Machtverhältnis an und für sich nichts anderes als den Erfolg; aber da Erfolg gleichbedeutend mit Glücksfall sein kann, muß das Machtverhältnis erst auf sein Anrecht geprüft werden, woraus sich ergibt, daß es sich nicht selbst als Kriterium verwenden läßt: als solches ist es unbrauchbar.

Theoretisch unbrauchbar, wohlgemerkt; denn in der Praxis dient es gewöhnlich zur Wertbestimmung. In erster Linie auf politischem Gebiet, aber keineswegs auf diesem allein: mehr oder weniger beherrschen Machtverhältnisse die Gemüter in fast allen Bezirken des Menschenlebens, selbst solchen, von denen man meinen könnte, sie wären derartigen Einflüssen entrückt, wie die Kunst, die Literatur. Wenn ein Dichter oder ein Maler Weltruf errungen hat, so bedeutet das, daß eine Allgemeinheit, der es selbst an den Vorbedingungen zur Be-

urteilung seines Werkes fehlt, genötigt wird und sich verpflichtet fühlt, ihm Anerkennung zu zollen. Das große Publikum versteht ja nichts von Bildern und vermag ein gutes Buch von einem mittelmäßigen nicht zu unterscheiden. Anfänglich gründet sich jenes Renommee natürlich auf eine Schätzung, doch seine Verbreitung verdankt es dem Zustandekommen einer öffentlichen Meinung, die sich allmählich zu einer Macht befestigt. Freilich einer Macht, die stets einen Einschlag von Geist und Idealismus aufweist. Will man ein ganz ungemischtes Machtverhältnis beobachten, so muß man es anderswo suchen; und man wird es bald in einer ganz alltäglichen Erscheinung entdecken, mit der alle Länder und Zeiten vertraut sind: ich meine den Respekt und die Dienstfertigkeit, die sehr reichen Leuten nur um ihres Reichtums willen erwiesen zu werden pflegen. Ob der Reichtum ererbt oder erworben, oder auf welche Weise er zusammengebracht worden ist, das tut nichts zur Sache: dem Geldsack wird gehuldigt. Und von wem? Nicht bloß von denen, die durch Schmeicheleien einen Vorteil erhoffen; nein, diesen Erben oder Emporkömmlingen wird gratis von wohlhabenden und obendrein gebildeten Menschen, die es gar nicht nötig haben, der Hof gemacht; es ist eine ganz uneigennützige Anbetung des goldenen Kalbes, eine unwillkürliche Reverenz vor der brutalen Tatsache des Mammons. Es ist überhaupt ein charakteristischer Zug der meisten Menschen, daß sie sich unwiderstehlich zu allen hingezogen fühlen, denen das Glück hold ist: ihr Sinn fliegt ihnen entgegen, wie die Motten ins Licht hineinstürzen. Aber andererseits sind sie ebenso bereit, sich zurückzuziehen, wenn eine Wendung in den Dingen eintritt: ihre Gefühle erkalten augenblicklich denen gegenüber, die das Unglück trifft, mag es auch unverschuldet sein. Entthronte Monarchen, geschlagene Feldherrn, entlassene Minister können aus bitterer Erfahrung darüber mitreden. Ihre letzte Hoffnung setzen sie dann auf das Urteil der Geschichte, an das man stets appelliert, ohne daran zu denken, daß die Geschichte ein bestechlicher Richter ist. Sie wiegt weniger die Handlungen ab als vielmehr deren Folgen, ihre Darstellung läßt sich von Resultaten blenden, ihre Heldenverehrung ist eine Auslegung des Glückes. Warum preist sie Harmodios und Aristogiton, während sie Cassius und Brutus verdammt? Die Gesinnung war die gleiche, die Tat ebenfalls; aber die Konsequenzen waren allerdings verschieden. Warum setzt sie Washington auf ein Piedestal, das sie Bolivar verweigert? Ein Vergleich würde uns vielleicht eher Bolivar als die Persönlichkeit zeigen, die mit der höheren Potenz ausgerüstet war. Aber die Sache ist die, daß die nordamerikanischen Freistaaten zu einer Weltmacht herangewachsen sind, wogegen den südamerikanischen eine entsprechende Entwicklungsfähigkeit gefehlt hat. Wenn nun nicht einmal der historische Rückblick unparteiisch sein kann, dann ist es kaum zu erwarten, daß eine Mitwelt, der sozusagen die Handgreiflichkeiten auf den Leib rücken, sich dem Einflusse des Erfolges, des Prestiges, der Machtverhältnisse wird entziehen können.

Die Rücksicht auf die bestehenden Machtverhältnisse ist in hohem Maße mitbestimmend für die Beurteilung nicht nur der Männer, sondern auch der Fragen des Zeitalters. Jeder, dessen Gedächtnis dreißig bis vierzig Jahre zurückreicht, wird sich erinnern, wie der Sozialismus damals in bürgerlichen Kreisen beurteilt wurde: für sie war er eine Kundgebung entweder der Geistesschwäche oder der Verworfenheit. Heute behandeln ihn, wie wir wissen, auch entschiedene Gegner mit relativer Achtung. Seine Lehre hat sich indessen nicht verändert; verändert hat sich vielmehr seine Machtstellung. Der Sozialismus ist in den meisten Ländern im Vormarsch, in Frankreich haben einzelne seiner Anhänger Ministerportefeuilles erlangt, er verfügte bei den letzten deutschen Reichstagswahlen über mehr als drei Millionen Stimmen. Diese Äußerlichkeiten haben den Sozialismus präsentabel gemacht, sogar respektabel für das allgemeine Urteil. Und davon kann man überzeugt sein: wenn ein erfolgreicher Koup den Sozialismus irgendwo an das Staatsruder brächte, dann würden ihm die plötzlich Bekehrten auf der Stelle in Scharen zuströmen und sich benehmen, als wären sie von Kindesbeinen an gute Parteigenossen gewesen. So ist es ja bei allen Umwälzungen zugegangen, politischen wie religiösen. Da, wo die Fürstenmacht die Reformation einführte, gingen die Völker herdenweise zu dem neuen Bekenntnis über: im Handumdrehen wechselten sie ihren Glauben. In Frankreich haben alle Machthaber des Tages die Mehrheit auf ihrer Seite gehabt: die Republik, das Kaiserreich, die legitime Monarchie, das bürgerliche Königtum wurden abwechselnd mit der gleichen fast einstimmigen Begeisterung begrüßt, um dann, beim Wechsel der Machtverhältnisse, unter ebenso einstimmiger Verdammung begraben zu werden. Man sagt, daß über den augenblicklichen Parteien und Regierungsformen eine bleibende, sammelnde Idee stehe: die des Staates und des Vaterlandes. Ganz recht; aber auch diese Idee ist nicht unabhängig von Machtverschiebungen. Wenn die Grenzen ausgedehnt werden, wenn an die Stelle der Spaltung Einigung tritt, wie in Italien und Deutschland, dann erfahren bisher gültige Werte eine Umprägung: das neapolitanische Staatsbewußtsein wird zum Regionalismus degradiert, der bayrische Vaterlandssinn wird zum Partikularismus gestempelt. Ganz abgesehen davon, daß Vaterlandsliebe an sich ein Produkt verschiedener Machtfaktoren ist. Menschen, die in der Kindheit in fremde Erde verpflanzt werden, werden im Adoptivlande ebensolche Vollblutpatrioten wie die, die dort geboren sind. Das beweist, daß der Patriotismus auf keinem ursprünglichen Gefühl für ein bestimmtes Land beruht, sondern daß er von den zufälligen Umgebungen, in die das Individuum versetzt worden ist, erzeugt wird. Dieses Milieu, das sich aus einer Menge beständig wirkender materieller und moralischer Elemente zusammensetzt, übt eine Suggestion aus, der man sich schwer entziehen kann. Man kann wohl behaupten, daß so, wie die Verhältnisse liegen, die großen Massen keinen vernünftigen Grund haben, ihr Vaterland zu

lieben. Wenigstens nicht in seiner Form als Staat zu lieben; denn dieser fordert viel und bietet geringen Ersatz. Nichtsdestoweniger werden sie von der Vorstellung beherrscht, daß es eine unbedingte Pflicht sei, für die Interessen dieses Staates, die übrigens gewöhnlich mit denen der Machthaber verwechselt werden, Sympathie zu hegen, für sie einzutreten, ja im Notfall sich zu opfern. „Alles für das Vaterland!" ist eine Losung, die einen Sinn hat, wenn einem Vaterland, das seinen Kindern menschenwürdige Lebensbedingungen sichert, von außen her eine Verringerung in dieser Beziehung droht. Von diesem Gesichtspunkt aus war es vernunftgemäß, wenn die Franzosen während der Revolution zur Waffe griffen, um die Republik gegen die verbündeten Monarchen zu verteidigen. Wenn aber das russische Volk jederzeit bereit ist, für seinen Unterdrücker zu leiden, zu kämpfen und zu sterben, dann ist das nur ein Zeugnis von kollektivem Wahnsinn. Dieser kollektive Wahnsinn, der namentlich durch Fragen der äußeren Politik hervorgerufen wird, ist von altersher eins der wirksamsten Hilfsmittel der Machtpolitik gewesen: ohne ihn hätten sich nicht Hunderttausende unter dem Jaggernautwagen der Staatsräson wohlgemut zermalmen lassen. Wieviele wirklich wertvolle Menschen mögen sich nicht für diese eingebildete Notwendigkeit geopfert haben, ohne daß es ihnen je eingefallen wäre, daß ihre vornehmste Pflicht in der Erhöhung ihrer eigenen Existenz bestand, daß ihr persönliches Dasein ihnen unendlich mehr auf dem Herzen liegen mußte als ihr Untertanentum. Aber der Staat und das Vaterland sind so starke Tatsachen, daß sie sogar den Selbsterhaltungstrieb des Individuums aufheben können.

Das ist überhaupt der Haken der Machtverhältnisse, daß sie das Urteil so leicht in Unordnung bringen, daß sie teilweise oder vollständig die kritische Fähigkeit lähmen. Und dieser Einfluß macht sich nicht nur in passiver Weise geltend. Auch der Besitz der Macht kann eine begriffsverwirrende, demoralisierende Wirkung haben. Besonders ist dies der Fall bei dem Machtgefühl, das mit dem Bewußtsein verbunden ist, mit im Schwarme zu sein: es kann den ganzen geistigen Habitus eines Menschen verändern. Leute, die im privaten Verkehr äußerst friedfertig sind, lassen sich zu den schlimmsten Exzessen mit fortreißen, wenn sie sich inmitten einer erregten Menge befinden. Parteien und parlamentarische Majoritäten begehen Übergriffe, gegen die ihre einzelnen Mitglieder sich sträuben würden, wenn nicht die Gemeinschaft die individuelle Verantwortung deckte. Mittel, wie Gewalt oder List, die ein Staatsmann zur Erreichung eines persönlichen Vorteils nie anwenden würde, kann er in seiner äußeren Politik für erlaubt halten; denn hier handelt er im Namen des Landes, und er weiß, daß die öffentliche Meinung ihn unterstützt. Die vielen beeinflussen den einen, so wie der eine wiederum die vielen beeinflussen kann. Forscher wie Tarde und Le Bon haben über die Psychologie der Massen geschrieben; ob es auch eine erschöpfende Darstellung der Psychologie der Führer gibt, vermag ich nicht zu sagen. Aber wie mir scheint, müßte in einer solchen Darstellung das Macht-

problem den zentralen Platz einnehmen. Hiermit meine ich nicht die Frage, ob das Streben nach Macht berechtigt sei: es ist es ohne Zweifel, wenn die Lust auf einer entsprechenden Fähigkeit beruht. Und wie immer es sein mag: solange die Politik fortfährt, Kampf zu sein, wie bisher, ist es unmöglich für einen Mann, der aktiv in ihren Gang eingreifen will, auf persönliche Macht zu verzichten. Das Problem tritt erst in die Erscheinung, wenn er die Macht in Händen hat. Ich weiß nicht, ob man genügend beachtet, daß der Ausübung politischer Macht ursprünglich eine Inkongruenz anhaftet. Diese besteht darin, daß für den leitenden Mann die Menschen, die er leitet, vom moralischen Standpunkt Mitgeschöpfe und seinesgleichen sind, für die er zu arbeiten hat, während sie sozusagen vom künstlerischen Standpunkt das Material sind, in dem er arbeiten will. Hieraus entsteht oft ein Konflikt oder Dilemma, wie es sich dem Künstler im engeren Sinne niemals aufdrängt. Eins ist, mit leblosen und unkörperlichen Dingen umzugehen, ein anderes, einen so widerspenstigen und launischen Stoff zu meistern wie Menschen aus Fleisch und Blut. Der Bildhauer kann seinen Schaffensdrang befriedigen, indem er einen Klumpen Ton kauft. Der Staatsmann aber, der vielleicht auch danach trachtet, zu schaffen und zu formen? Der Stoff, den er braucht, ist nicht im Handel, er ist schwer zu bekommen, und unversehens entschlüpft er seinen Händen. Was bleibt ihm da übrig? Ein Künstler ist verhältnismäßig unabhängig von den Menschen: sie können ihm zwar die Anerkennung versagen, sich gegen seinen Ruhm verschwören, aber eines können sie ihm nicht rauben: die Freude an der Hervorbringung des Werkes. Beim Staatsmanne dagegen beruht die Möglichkeit des Werkes auf der zufälligen Macht über die Menschen. Daher die entscheidende Bedeutung, die die Macht in seinen Augen stets haben wird. Und das beständige Trachten, sie zu bewahren und zu vermehren, kann wiederum zur Folge haben, daß die Macht, die ihm in ideellem Sinne ein Mittel im Dienste der Gesellschaft sein sollte, in Wirklichkeit sein höchst persönliches Ziel wird. Es tritt eine Verschiebung der Motive ein wie bei dem Geizigen, der schließlich nur um des Geldes willen spart, ohne Rücksicht darauf, was damit ausgerichtet wird. Auch der Künstler ist nicht frei von Egoismus; aber der Unterschied ist der, daß sein Egoismus der Kunst zugute kommt, während der des Politikers häufig eine Trennung der Sache und der Person mit sich bringt. Unersättliche Machtbegierde schließt Größe nicht aus: es gibt Gestalten, denen gerade diese Triebkraft einen bleibenden Platz in der Erinnerung der Völker verschafft hat. Wie denn überhaupt hervorragende Herrscher und Staatsmänner sich, was die Intensität des Eindrucks betrifft, recht gut mit den Vordersten auf den Gebieten der Kunst und des Denkens messen können. Wenn aber dieser Umstand zu der Vorstellung beigetragen hat, daß das Arbeitsfeld jener Männer, die Politik, auf die gleiche Höhe mit den andern Zweigen der Geisteswirksamkeit erhoben sei, so ist das ein Fehlschluß, der auf der Verwechselung von Persönlichkeit und Tat

beruht. Die Männer, von denen hier die Rede ist, haben sich meistenteils viel mehr durch ihre Individualität ausgezeichnet als durch ihr Werk, das sich oft als unfruchtbar, ja sogar als unheilbringend erwiesen hat. Die Politiker sind manchmal bedeutend genug gewesen, aber die Politik selbst ist immer rückständig geblieben, insofern sie niemals auch nur annähernd den Zustand der Vollkommenheit erreicht hat, der innerhalb der menschlichen Fähigkeit gelegen ist.

Und anders konnte es auch nicht sein. Warum nicht, das wird vielleicht ein Gedankenexperiment am klarsten beleuchten. Stellen wir uns einmal vor, nicht nur das Staatsleben wäre von den politischen Methoden beherrscht, sondern auch Kunst, Wissenschaft und Technik wären denselben Bedingungen unterworfen, gleichviel ob monarchischen oder oligarchischen, bureaukratischen oder demokratischen. Daß zum Beispiel die philosophische Autorenfreiheit einer privilegierten Zunft vorbehalten wäre, oder daß die Entdecker und Erfinder, für die die Kultur Verwendung hat, durch Volkswahlen berufen würden, oder daß Dichter, Maler und Komponisten eine Anciennität abwarten müßten, bevor man ihnen größere Aufgaben gestattete. Ferner, daß kein Künstler, Denker oder Forscher die Gesamtheit seiner Fähigkeiten auf sein besonderes Lebensziel konzentrieren dürfte, sondern unaufhörlich einen Teil seiner Energie durch die Rücksicht auf äußere Machtverhältnisse vergeuden müßte. Und endlich, daß eine beständige Kreuzung und Einmischung von Machtfaktoren, streitenden Einzelwillen, uneinigen Gruppen oder unberechenbaren Massenströmungen fast niemals ein Werk aus einem Gusse zuließe, sondern nur Kompromisse, so daß in der Regel nicht in gerader Linie gearbeitet würde, sondern bloß nach der Resultante im Parallelogramm der Kräfte. Die Verkehrtheit eines solchen Zustandes braucht ja nicht nachgewiesen zu werden, wenigstens nicht in bezug auf Kunst, Wissenschaft und Technik. Diese geistigen Gebiete wollen sich frei entfalten, sie dulden keine Machthaberei in irgendeiner Form. Ab und zu steckt sie ja den Kopf hervor, so zeigt sie sich in der Unduldsamkeit gewisser Akademien und Fakultäten gegenüber einzelnen „Richtungen" und in der einseitigen Begünstigung anderer bei der Verteilung von Medaillen, Stipendien und Lehrstellen; aber alle vorurteilsfreien Leute sind sich klar darüber, daß dergleichen Dinge verwerflich sind. In der Politik dagegen ist die Machthaberei zum Prinzip erhoben. Man wird vielleicht meinen, daß das eine ganz andere Sache sei; aber ich bin zu dem Glauben geneigt, daß auf allen Gebieten, ohne Ausnahme, die idealen Bedingungen für die Effektivität der menschlichen Arbeit vernünftigerweise gleichartig sind. Es läßt sich natürlich nicht übersehen, daß die politische Machthaberei sich sehr gut erklären läßt, daß sie sowohl auf historischer Überlieferung beruht als auch auf tatsächlichen Verhältnissen, die immer noch ihre Bedeutung behalten. Der politische Kampf ist ein Kampf um Existenzmittel, oft geradezu ein Kampf um das tägliche Brot; drum ist es kein Wunder, daß die Machtfrage eine so

hervorragende Rolle spielt. Aber dieses Zugeständnis schließt die Erkenntnis nicht aus, daß der bestehende Zustand nicht der wünschenswerte ist, sondern nur ein mehr oder weniger notwendiges Übel, dem wir nach Möglichkeit abhelfen müssen.

Es ist denn auch unzweifelhaft, daß sich die Politik auf einer noch niedrigeren Stufe befinden würde als die, die sie in unserem abendländischen Zivilisationskreise erreicht hat, wenn sie ausschließlich durch Machtverhältnisse bestimmt worden wäre. Die Entwickelung wäre in diesem Falle mit unmerklicher Langsamkeit vor sich gegangen; denn Machtverhältnisse, es seien naturgegebene, es seien soziale, verändern sich selten von selbst: wir erkennen ihre Stabilität im Pflanzen- und Tierreich, wir beobachten sie auch in primitiven menschlichen Gesellschaften. Der Fortschritt ist nur dadurch ermöglicht worden, daß der den Machtverhältnissen innewohnenden Trägheit teilweise eine hebende Kraft entgegengewirkt hat. Ich habe oben darauf hingewiesen, daß es ein politisches Kulturbewußtsein gibt, das regelmäßig einen Vorsprung vor der politischen Praxis hat; und ich habe später darauf aufmerksam gemacht, wie dieses Kulturbewußtsein unter anderm bewirkt, daß die reine Macht nicht mehr unverhüllt aufzutreten wagt, sondern im Gewande irgendeiner Berechtigung auftreten muß. Trotz allen Traditionen und scheinbaren Notwendigkeiten der „Realpolitik" ist offenbar ein Gefühl vorhanden, das uns zuflüstert, daß Machtverhältnisse nicht unser eigentliches Element sind, oder daß sie wenigstens mit einer höheren Ordnung der Dinge in Einklang gebracht werden müssen. Wodurch wird denn nun diese Vorstellung hervorgerufen? Nicht die Erinnerung an ein goldenes Zeitalter, an ein verlorenes Paradies kann dem politischen Idealismus zugrunde liegen: dieser pflegt ja vielmehr Zustände zu erstreben, die in der Vergangenheit nicht ihresgleichen haben. Die höhere Ordnung kann also von Anfang an nur in uns selbst zu finden sein, sie kann ihren Sitz nur in dem menschlichen Gehirn haben. Das politische Ideal hat, gleich dem des Künstlers oder Erfinders, seinen Ursprung in einer inneren Anschauung, in einer Vision, wie die Dinge sein *sollten*: die Forderungen des Menschenwesens behaupten sich gegenüber der Unvollkommenheit der äußeren Tatsachen. Diese Vision ist das Vorbild und der Maßstab für unsere Beurteilung einer Gesellschaft, und wenn der Widerspruch zwischen den Verhältnissen, wie sie sind, und den Verhältnissen, wie sie sein müßten, von einer wachsenden Schar immer deutlicher erkannt wird, dann bereiten sich die Verbesserungen und die Umwälzungen vor.

Es gibt eine sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, die diesen psychischen Faktor unterschätzt, indem sie alle sozialen Veränderungen auf die Verschiebung der Machtverhältnisse, namentlich der ökonomischen, zurückführt. Der berühmteste Vertreter dieser Anschauung ist Karl Marx. Die Parallele zwischen seiner und der Darwinschen Lehre fällt in die Augen. Darwin erklärte den Mechanismus der biologischen Entwicklung durch den Kampf ums Dasein,

der sich teils zwischen Individuen gleicher Art, teils zwischen verschiedenen Arten abspielt. Ebenso glaubte Marx den Mechanismus der sozialen Entwicklung im Gesetze des Klassenkampfes gefunden zu haben, des Kampfes der Klassen um die wirtschaftliche Macht und das wirtschaftliche Übergewicht. Für ihn sind Moral, Recht und Politik nur Ausflüsse des herrschenden ökonomischen Regimes. Denn da die Macht beständig in den Händen der besitzenden Klassen gewesen ist, haben diese sie natürlich dazu benutzt, um eine soziale Ordnung und soziale Begriffe zu schaffen und aufrecht zu erhalten, die in allen Punkten mit den Interessen des Grundbesitzes oder des beweglichen Kapitals übereinstimmten. In dieser Lehre überwiegt die Wahrheit, aber die ganze Wahrheit gibt sie uns nicht. Die wirtschaftliche Organisation einer Gesellschaft verleiht allerdings auch dem juristischen und politischen System ihr Gepräge, aber allein bestimmend ist sie nicht immer. Es ist unbestreitbar, daß Moral, Recht und Politik Impulse erhalten haben, die nichts mit dem ökonomischen Regime zu tun hatten; ich will in diesem Zusammenhang nur die christliche Lebensanschauung und die Philosophie der Aufklärung erwähnen. Erscheinungen wie die französische Revolution oder die sozialisierende Bewegung unserer Zeit lassen sich nicht rein mechanisch erklären, als Folgen veränderter Machtverhältnisse. Die Machtverhältnisse haben sich freilich verschoben, aber daß dies so gekommen ist, das ist vielleicht hauptsächlich seelischen Momenten zuzuschreiben: einerseits hat die Kritik der beeinträchtigten Klassen zum Angriff gereizt, andererseits hat die Selbstkritik der begünstigten Klassen den Willen zum Widerstand geschwächt. Kritik und Selbstkritik, das ist das große Korrektiv. Ohne dieses würden die sozialen Machtverhältnisse in ihrer gegenseitigen Stellung fast ebenso stationär bleiben, wie es mit den naturgegebenen der Fall ist, und die Geschichte würde sogar das Minimum an vernünftigem Sinne entbehren, das wir wenigstens hin und wieder in sie hineinlegen können. Im Laufe der Jahrtausende würde allerdings eine Entwicklung stattfinden; aber es ist nicht gesagt, daß sie gleichbedeutend mit einem Fortschritt wäre. Der Fortschritt beruht darauf, daß unser amphibisches Menschengeschlecht, erdgebunden und zugleich emporstrebend, wie es ist, sich immer mehr freimacht von der ererbten Unterwerfung unter die Tatsachen der Außenwelt und sich zur Selbstherrschaft erhebt, indem es nur der Stimme gehorcht, die in uns ist und gleichzeitig über uns.

Es kommt vor, daß Machtverhältnisse, die einst für unentbehrlich galten, von einer späteren Generation als überflüssig erkannt werden. So hat es eine Zeit gegeben, wo die Kirche über weltliche Zwangsmittel verfügte, und wo der Staat ein Hoheitsrecht über den Glauben seiner Untertanen ausübte: „cujus regio, ejus religio". Heutzutage sehen wir ja, daß Staat und Kirche auch ohne diesen Religionszwang fertig werden, dessen blutige Erinnerungen uns nur wie eine Reihe bornierter Grausamkeiten vorkommen. Ob es nicht mit andern Machtverhältnissen ebenso gehen wird, mit so mancher vermeintlichen Staatsnotwendig-

keit der inneren oder äußeren Politik, der die Mehrzahl der Zeitgenossen noch die größte Wichtigkeit beimißt? Die Zukunft wird vielleicht zeigen, daß diese Notwendigkeiten imaginär waren und Gedanken und Kräfte nur ablenkten von dem einzigen Bestreben, das der Politik nottut: höhere Formen zu schaffen für die Gemeinschaft menschlichen Lebens und Wirkens. Im privaten Verkehr der gebildeten Klassen bietet sich uns schon jetzt eine solche höhere Form: das, was wir Geselligkeit im besten Sinne nennen, baut sich auf einem Komplex selbstgemachter Regeln auf, die nicht weniger genau befolgt werden als Gesetze; es ist eine Disziplin ohne Zwang, eine Einordnung eher als eine Unterordnung. Einem Australneger würde jedes Verständnis für diese Form des Umgangs fehlen; und uns zivilisierten Menschen fällt es schwer, uns entsprechende Zustände im öffentlichen Leben vorzustellen; das kommt aber daher, weil unser öffentliches Leben in viel mehr Stücken, als man ahnt australnegerartigen Bedingungen unterworfen ist. Das wird in Zukunft wohl einmal anders werden, wenn der Kampf ums Dasein eine humanere Gestalt angenommen hat, weil die materiellen Verhältnisse weniger unsicher geworden sind: eine Zukunft, die übrigens weit wirksamer in den wissenschaftlichen Laboratorien vorbereitet werden dürfte als in den Ministerien und Parlamenten. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß der technisch-ökonomische Fortschritt allmählich so günstige Daseinsbedingungen schaffen wird, daß Egoismus und Altruismus sich vertragen werden. Und es ist denkbar, daß, mit je weniger Selbsteinschränkung sich der Gemeinsinn pflegen läßt, die Politik nach und nach ihre Machtelemente als unnötig ausscheiden wird, bis sie sich schließlich in eine neue Kategorie verwandelt, für die uns einstweilen noch eine Bezeichnung fehlt.

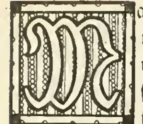
Aber das ist eine Perspektive, die in dämmriger Ferne verschwimmt. Wir haben nun einmal eine Politik, und so lange sie besteht, müssen wir uns darein finden, mit Machtverhältnissen zu rechnen. Nicht sie sind denn auch das eigentliche Übel der Politik; der Grundfehler liegt vielmehr in den Rücksichten, deren Gegenstand sie sind, er ist, mit anderen Worten, darin zu suchen, daß sich die Vernunft gewöhnlich vor den bestehenden Machtverhältnissen beugt, während sich umgekehrt die Machtverhältnisse nach der Vernunft richten müßten. Die Aufgabe einer vernunftgemäßen Politik läßt sich von verschiedenen Seiten betrachten: sie kann als wissenschaftliches Problem angesehen werden, als sozialtechnische Frage, wohl auch als Erzielung einer künstlerischen Harmonie: alle diese Auffassungsweisen sind berechtigt. Aber es ist unbefugt, sie darzustellen als eine Arbeit zur Erhaltung und Förderung von Machtverhältnissen, von welcher Art diese auch sein mögen. Das heißt, die Form zum Inhalt, Nebendinge zur Hauptsache und Mittel zum Zweck machen. Der Zweck der idealen Politik ist nicht die Macht, sondern der Mensch. Die vorstehenden Betrachtungen haben den negativen Teil dieses Satzes beleuchtet, es erübrigt noch den positiven zu behandeln. Die Kritik verlangt als Gegenstück eine Konstruktion, und eine solche werde ich wohl einmal zu skizzieren versuchen.

***

Emanuel Quint/ Roman von Gerhart Hauptmann

(Zweite Fortsetzung)

Fünftes Kapitel



Man hat erlebt, daß ein gewisser Wahnsinn wie Brand oder Mehltau im Korn, oder wie physische Ansteckung, in weiten Distrikten um sich greift und so hatte auch hier in dieser entlegenen Gegend sich bald das Gerücht verbreitet, daß, wenn nicht der Heiland selbst, so zum mindesten ein Apostel! wenn kein Apostel, so doch mindestens ein heiliger Mann! wenn kein heiliger Mann, so doch mindestens ein Wunderdoktor erschienen wäre! — und so war es gekommen, daß am dritten Morgen Emanuel Quint das Haus von einem Gewimmel bresthafter Menschen umlagert fand. Um das aber glaubhaft zu finden, muß man in Rücksicht ziehen, welche Bedeutung der Laienarzt, der Schäfer, die weise Frau mit den Sympathiemitteln noch immer im Bereich des gemeinen Mannes hat. Was Schlesien anbelangt, so sei an den Zirlauer Schäfer, die bekannte Frau Behr in Hausdorf und vor allem an Prießnitz erinnert und es möge für wahr angenommen werden, daß zahllose unbekannte Frauen und Männer im Volk mit höchster Autorität und von ungebrochenem Aberglauben sicher gestützt die medizinische Praxis betreiben.

Zufälligerweise war es der erste Pfingstfeiertag, der die Versammlung so vieler lahmer und blinder, hustender, fiebernder und ächzender Menschen sah. Es waren Weiber wie Männer, Kinder, Leute bei guten Jahren und Greise darunter. Die Sonne schien warm auf das kahle steinige Feld herab und da Martha, die den seltsamen Zustrom zuerst bemerkte, die an sich nicht ungeduldigen Leute ruhig zu warten veranlaßt hatte, saßen sie ganz gesittet auf den zerstreuten Blöcken Granits umher und harrten des wundertätigen Arztes.

Es führte aber in nächster Nähe einer jener Pfade vorbei, die angelegt sind, um wanderlustigen Bewohnern der Täler und Ebenen, Städte und Dörfer die herrliche Bergwelt zu erschließen und heute, als am ersten Pfingstfeiertage, waren alle diese Pfade schon früh von heiteren, frühlings- und wanderfrohen Menschen belebt. Einige dieser Leute blieben nun auf dem nahen Wege verwundert stehen, um das seltsame Lager zu betrachten. Nach einiger Zeit bemerkten sie, wie jemand aus der windschiefen Hütte ins Freie trat und gleich darauf eine allgemeine Bewegung unter den Wartenden.

Emanuel Quint hatte mit äußerer Ruhe und heimlichem Herzklopfen durchs Fenster die Menge der Hilfebedürftigen wahrgenommen und schließlich den Weber Schubert hinausgesandt, damit er den Leuten sagen sollte, daß Quint nur ein armer Mann wie sie und durchaus nichts weniger als etwa ein Wundertäter wäre. Und als nun die Leute den ihnen bekannten Weber umringten, tat er, wie ihm befohlen war, aber doch nicht auf eine so überzeugende Art, daß

es den festen Glauben der ihn Bestürmenden irgend beirrt hätte. Sie traten vielmehr in dichten Schwärmen bis an die Fenster des Hauses heran, Weiber hoben mit viel Geschrei ihre Säuglinge vor die Scheiben, Männer zeigten ihr hinkendes Bein und viele Zeigefinger waren gleichzeitig auf die Augen von Blinden gerichtet, deren Heilung zugleich mit wilden Schreien erbeten ward.

Da trat der Narr mit einem stillen und festen Entschluß plötzlich in den Andrang der Mühseligen und Beladenen mutig hinaus, die sogleich die Falten seines zerschlissenen Rockes, sowie seine Hände und nackten Füße mit Küssen bedeckten. Die Fremden sahen, wie der lange groteske Mensch eine Zeitlang hilflos, wie auf einer Woge des Elends schwamm. Dann aber gelang es den Brüdern Scharf, einen Raum zwischen ihrem Idol und der sinnlosen Menge frei zu machen. Es war nun für Quint kein anderer Ausweg möglich, als daß er mit lauter Stimme das Wort ergriff und zu der ganzen Versammlung redete.

Was aber der Inhalt seiner Predigt war, wird von denen die sie gehört haben wollen nicht einhellig dargestellt. Auch mengte der Narr im Feuer des Augenblicks wohl allerlei widersprechende Dinge zusammen, wie sie aus eigenem Denken und Bibelerinnerungen auf seiner Zunge zusammenströmten. Was seid ihr gekommen zu sehen? fing er etwa zu rufen an. Wollt ihr einen Arzt sehen? Ich bin ein Kranker und nicht ein Arzt! Wollt ihr einen Menschen in schönen Kleidern sehen? In besseren Kleidern als jene sind, die eure kranken Glieder bedecken? Wahrlich, ich bin so schlecht bekleidet denn ihr. Die aber in guten und weichen Kleidern gehen, wohnen geruhig in ihren Palästen! Wolltet ihr einen Propheten sehen, der die Sünden der Welt verflucht? Ich bin nicht gekommen um zu verfluchen! Wolltet ihr einen Menschen sehen, der mehr ist denn ihr: ein Meister der Kunst, ein Meister der Schrift? Wisset, ich bin ganz ungelehrt und bin weniger denn ihr! Ich kann weder Kranke heilen, noch Tote erwecken, außer von geistlicher Krankheit und geistlicher Not und wenn ihr dergleichen wünscht und erbittet, so wird euch vielleicht geholfen sein. Ich habe eine Taufe empfangen, eine Taufe mit Wasser! ich aber kann nicht mit Wasser taufen, meine Taufe geschieht durch den Geist. — Die Brüder Scharf und den Weber Schubert anblickend, fuhr er fort: des Menschen Sohn ist nicht in die Welt gekommen, die Seelen der Menschen zu vernichten. Er ist auch nicht in die Welt gekommen, das Joch von diesen Schultern auf jene, die Last vom Rücken der Guten auf die Rücken der Bösen zu tun, sondern er selber will alle Lasten auf sich nehmen. Wer Ohren hat, zu hören, der höre: Jesus der Heiland, ihr nennt ihn wahrhaftig mit Fug den Gottessohn. Gott aber ist Geist! Jesus ward aus dem Geist geboren! Es sei ferne von uns und von euch etwa anzunehmen, Gott sei ein Leib und es habe ein irdischer Leib seinen leiblichen Sohn hervorgebracht. Was aus dem Geist geboren ist, das ist Geist. Tretet in die Geburt des Geistes, so seid ihr in der Wiedergeburt! Geist ist der

Vater, Geist der Sohn und auch ich bin vom Geiste wiedergeboren! Wohlan, ich zögere nicht, euch dies zu verkünden: wer aus dem Geiste wiedergeboren ist, der ist Gottes Sohn. Ich bin Gottes Sohn so verstanden. Aber auch ihr, ein jeder von euch, kann durch die Wiedergeburt eben das werden, was ich bin, ihr alle könnt Gottes Kinder werden.

Im Innern der Hütte hatte das kranke Weib und die kleine Martha durchs offene Fenster die Predigt des blinden Blindenleiters mit angehört, und hatten sie ebensowenig verstanden, als irgend einer unter denen, die ihr dort draußen andächtig zuhörten. Sie hatten, vom Klange der lauten und innigen Stimme Emanuels ergriffen und aufgeregt, der Worte wenig geachtet, die er hervorbrachte, noch weniger ahnten sie etwas von ihrem Zusammenhang. Alle, und auch die Brüder Scharf, fanden sich nur an das, was sie aus der Bibel wußten und kannten, erinnert, und diese, die Brüder, lebten durchaus nur in ihrem eigenen Wahn, den sie durch das gefährliche Wort Emanuels: „ich bin Gottes Sohn" auf unerhörte Weise bestätigt fanden. Wie Quint, das heißt, in welchem Sinne, er eine Gotteskindschaft behauptet hatte, vermochten sie nicht in Rücksicht zu ziehen.

Als Quint seine Predigt beendet hatte, stürmte die Menge heulend und flehend auf ihn ein, einer immer den andern zurückstoßend. Der Blinde ward zum Stolpern gebracht. Säuglinge schrien, während die Mütter unflätig aufeinander loskeiften. Nahe vor den Augen des Narren fuchtelten Stümpfe von Armen, verkrüppelte Hände, Stöcke und Krücken minutenlang, es begann ein entsetzliches Katzbalgen, wobei das immer wieder versuchte Zur-Schaustellen ekelhafter Gebresten besonders entsetzlich zu sehen war. Der Narr erschrak! Was waren hier Worte?

Nachdem er eine Zeitlang vergebens versucht hatte, Ordnung in die entfesselte Menge zu bringen, zog er sich in die Hütte zurück, wo er aber von der Frau seines Wirtes auf eine Weise empfangen wurde, die ihn noch mehr als der Ansturm der Menge hilflos fand. Mitten im Zimmer kniete das Weib. Sie hob ihre Arme empor und betete. Sie sah ihn, Gebete murmelnd, mit irrsinnig leuchtenden gläubigen Augen an, während Martha mit zitternden Lippen am Ofen stand und sichtlich ergriffen die Hände faltete. Bei alledem fühlte der Narr eine schwere Verwirrung in sich aufsteigen, verbunden mit einer Versuchung, die schwerer als irgend eine der früheren war. Um ihn her erhob sich ein Wahn, der, einem gewaltigen, aus der Erde dringenden Sturme gleich, etwas Unwiderstehliches an sich hatte. Es wuchs eine schreckliche Macht um ihn, von der er nicht wußte, ob er sie selbst oder wer sonst sie entfesselt hatte, eine Glaubensgewalt, die ihn, wie die Welle eines Bergbachs das dünne Reis, erhob und unaufhaltsam mit sich riß. Nun, wird man sagen, er war ein Narr, und also nahm er sich wohl ohne erheblichen Widerstand für das, wofür ihn die Leute in

ihrer Torheit hielten: nämlich, wenn nicht für Gottes Sohn, so doch für einen mit übermenschlichen Kräften ausgestatteten Wundermann. — Gewiß, er faßte sich an die Stirn, er stellte an sich in der Stille Fragen, ob er nicht etwa wirklich mehr, als er selber wisse, sei: aber dann stieß er doch mutig alles aus dem Bereich seines Geistes hinaus, was ihn zu einem überheblichen Selbstbewußtsein bereden wollte.

Und also wandte er sich mit Schmerzen, wenn nicht mit Abscheu, von dem fast nackten Körper zu seinen Füßen und den verzückten Blicken ab, die ihn lästerlich anbeteten, und entfernte sich durch die Hintertüre des kleinen Hauses eiligen Schrittes, fluchtartig über die Bergwiesen, so daß er der lärmenden Menge und denen im Haus, die nach ihm suchten, plötzlich unauffindbar entschwunden blieb.

Zwei junge Männer, jugendliche Touristen, hatten Emanuel Quint davonlaufen sehen und waren ihm, da sie von allem, was sie erblickt und gehört hatten, wie durch etwas ungeheuer Abenteuerliches sich berührt fanden, nachgefolgt. In ziemlicher Ferne gelang es den beiden ihn einzuholen. Sie grüßten freundlich und sprachen ihn an.

Es waren zwei Brüder Hassenpflug aus dem Münsterschen, zwei „Zigeuner", im Anfang der zwanziger Jahre stehend, die meist von geborgten Groschen lebten, in Berlin eine Zeitschrift herausgaben, die niemand las: kurz Schwärmer, Dichter und Sozialisten. Sie sahen in Quint einen guten Fang.

Die Menge Fragen, mit denen sie ihn im Anfang belästigten, ließ er, sie dagegen nur groß und forschend betrachtend, vorübergehen. Es wäre ihm auch meist nicht leicht geworden, zu antworten. Was war zum Beispiel ein Sozialist? Er wußte nicht, ob er ein Sozialist wäre!

Er hatte auch nichts von Anarchismus und russischem Nihilismus gehört. Auch nichts von einem Buche des Herrn von Egidy: „Ernste Gedanken". Zuweilen überzog, aus Scham über seine Unwissenheit, dunkle Röte sein Angesicht.

Aber nachdem alle drei eine halbe Stunde und länger in der dünnen Luft der Kammhöhe miteinander gewandert waren, hatte sich zwischen ihnen eine Art von Vertraulichkeit erzeugt. Mit lebhafter Neugier erkannte Quint in dem, was seine Begleiter nach und nach auf eine sektiererisch eifrige Weise vorbrachten, eine ihm völlig neue Welt, die er mit hungrigem Geiste auffaßte und mit scharfem Blick zu durchdringen sich Mühe gab.

Das äußere Wesen der Brüder Hassenpflug behagte ihm nicht. Der eine und ältere von den beiden gefiel sich in einer spöttischen Lustigkeit, womit er die Äußerungen des jüngeren Bruders meist begleitete. Wenn dieser von Freiheit, von Recht auf Glückseligkeit, von einem allgemein harmonischen und sorgenlosen Dasein sprach, von der künftigen Vollkommenheit, zu der sich der Mensch entfalten würde, so hatte Quint den peinlichen Eindruck, der andere

sei völlig beherrscht von Unglauben und bezweifele alles das. Aber wodurch die drei auf gleichem Boden standen, das war ihre Jugend, war die Liebe zu einer unbekannten und erst noch zu erobernden, wirklichen Welt, in die sie hineingesetzt waren, und die den zur Mannesreife langsam erwachenden Jünglingen nun nach und nach ihre Wunder erschloß.

Seltsam, wie sehr der Geist einer geweckten Jugend in diesen Lebensaltern sich außer- und überweltlich dünkt und doch mit jeder Regung im Irdischen wurzelt. Sie selber zwar wußten nicht, wie über jeden Begriff köstlich und herrlich die Welt ihnen erschien, und würden, hätte man ihnen das vorgestellt, geleugnet haben. Die Brüder Hassenpflug hätten sicherlich Schopenhauer zitiert und mit Marx und Engels Kritik geübt an den verrotteten, menschlichen Zuständen. Sie hätten vielleicht mit Bellamy oder Anderen hingewiesen auf einen sozialistischen Zukunftsstaat, auf zu erstrebende, paradiesische Zustände, ohne zu ahnen, daß irgend ein höheres Glück sich auszudenken, als das der Jugend, in der sie lebten, ihnen unmöglich gewesen wäre.

Emanuel Quint, der unter Verachtung, Not und Entbehrung ganz anders wie seine Begleiter gelitten hatte und älter war, stand doch, wie diese, in einem schäumenden Jugendrausch. Und wenn wir den ganzen Ernst seines sonderbaren Geschicks und den fest bestimmten, kurzen Weg seines arg verfehlten Lebens bis an sein Ende in Rücksicht ziehen, so müssen wir dennoch sagen, daß es der Reichtum an junger, überwallender Liebe war, den auszugießen, und sei es mit seinem Blute zugleich, unstillbar heißes Verlangen ihn zwang.

Als Karl, der jüngere Hassenpflug, die Bemerkung gemacht hatte, wie er dem eigentümlich würdevollen Wesen des Narren nur selten eine karge Äußerung abringen konnte, gab er sich seine Antworten selbst. Und so erfuhr Emanuel Quint nach und nach etwa dieses:

Es habe sich, und zwar in fast allen Ländern der Erde, die ganz bestimmte Überzeugung verbreitet, die ungerechte Gesellschaftsordnung, wo ein kleiner Teil der genießende, der weitaus größere aber der leidende sei, stehe unmittelbar vor dem Untergang. Auch ihm sei keineswegs zweifelhaft, daß die große soziale Revolution in kurzer Zeit, die vielleicht nur nach Monaten zähle, bestimmt zu erwarten sei. Der dritte Stand, der Stand der Arbeiter, der Stand der sogenannten Proletarier, werde die Revolution hervorrufen. Er bilde bereits durch fast alle Staaten des Erdballs hindurch eine große Partei. Der Wahlspruch dieser Partei aber heiße: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Sie werde, sobald sie zur Herrschaft gelange, zunächst einen schlimmen Götzen zertrümmern: nämlich den Moloch des Kapitals! und die Folge davon werde diese sein: daß jeder die Frucht seiner redlichen Arbeit genießen, statt sie durch Räuberhände der Reichen einbüßen werde.

Dieser große Augenblick der Befreiung werde die Folge eines natürlichen

sozialen Prozesses sein, eine Art Zerfall der modernen Gesellschaft, naturgemäß, wie eine überreife Frucht verfault und zerfällt. Nun gäbe es aber Leute, die wollten nicht warten, und diese arbeiteten mit gewaltsamen Mitteln, Revolver und Dynamit auf das Ende hin. In diesen Leuten, sagte Karl Hassenpflug, nehme die Wut des Unterdrückten entsetzliche Formen an. Ihr Wahlspruch lautet: Krieg bis aufs Messer! Der Ordnungsbestie kein Pardon! Und er las Emanuel Quint einen anarchistischen Aufruf vor, der förmlich vom blutigen Atem der Rachsucht rauchte.

In diesem Aufruf, der die Hinrichtung eines Arnachisten auf der Place de la Roquette zu Paris als Mittel zur Aufreizung verwertete, wurden die Vertreter der gesetzlichen Mächte Ordnungsbande, Schweinebande, Hunde- und Mörderbande, Hallunken und Schufte genannt, so daß mit diesen Ausbrüchen verglichen dem Narren die feindlichen Äußerungen der Brüder Scharf gegen die Wohlhabenden und Besitzenden wie ein lindes Säuseln der Güte erschienen. Aber ihn kam ein Grausen an. Und indem er sich ruhig dem Sprecher zuwandte, sagte er, so daß es die Brüder Hassenpflug wie etwas unendlich Naives berührte: so gewiß ich ein Armer unter den Armen bin, diese sind ferne vom Gottesreich.

Von nun an waren die Brüder bemüht, den originellen Landstreicher nach seinen geheimen Marotten auszuforschen. Sie waren ungeheuer erstaunt gewesen, bei einer Pfingstwanderung auf einen solchen Menschen und einen Vorgang zu stoßen, der wie aus dem Neuen Testamente herausgenommen erschien. Sie wußten recht gut, wie überhaupt die Kreise der jugendlich Intellektuellen von damals es wußten, daß im Volke der Mutterboden für alles ursprünglich Junge und Neue ist. Und hier, in einer Gegend, die, von den großen Verkehrswegen des neuen Eurasiens abgelegen, fremd für sie war, trat ihnen überall ein ganz unberührtes Volkstum entgegen. Sie gehörten zu denen, die zu fühlen glaubten, daß die europäische Einheitsbildung Verflachung ist. Mit Spannung aber und Wissensdurst suchten sie überall in das abgeschlossene Kastenbereich der niederen Stände einzudringen, als müßten dort Quellen der Offenbarung fließen, die im Bereiche des kultivierten Geistes versiegt waren.

Wenigstens Lothar Hassenpflug, der ältere, glaubte an solche Quellen im Bereiche der deutschen Bildung nicht. Zum mindesten gab er sich den Anschein, an jedem und jedem neuen Glauben, der dort entstand entschieden zu zweifeln. Er spöttelte über die Darwinisten, er spöttelte über das Ringen gewisser französischer, russischer, skandinavischer Dichter und Schriftsteller, die eine neue Ethik anstrebten. So jung er war: er hatte den Sozialismus hinter sich! Er lächelte über den Anarchismus! Man konnte ihn aber ebenso wenig einen Monarchisten als Republikaner nennen. Das unruhig Suchende war der hauptsächlichste Wesenszug in ihm, in ihm sowohl als in Karl, seinem Bruder.

Emanuel war, ihrer Meinung nach, nun also, durch ihre absichtlich jovial und zwanglos geführten Reden hinreichend vertraulich gemacht, und mochte sich ihnen nun sorglos aufschließen. Das Leben Jesu von Renan kannte er nicht! Ebensowenig das von Dulk! Der Name David Friedrich Strauß war ihm fremd geblieben. Allmählich wurde den Brüdern klar, daß der Sonderling an der Bibel lesen gelernt und auch bis zum heutigen Tage kaum etwas anderes als eben die heilige Schrift studiert hatte.

Sie brachten nun das Gespräch auf ein anderes Gebiet. Sie sagten sich, weil dieser Mensch einen solchen Zulauf von Kranken hatte, so müsse ein Wundertäterwahn oder der hypochondrische Glaube an irgend ein Heilmittel, das er vielleicht ererbt hatte, in ihm sein. Aber sein Vater war nicht Schäfer gewesen, noch hatte er irgend ein Büchelchen mit Rezepten geerbt, vielmehr hörte man hinter den wenigen, schlichten Worten, die er sprach, nur immer wieder die Blätter des Buches der Bücher rauschen. Und es war nicht die Rede von irgend einer, wenn auch noch so geringen therapeutischen Einbildung.

Er sagte: ich habe nichts mit den Leiden des Körpers zu schaffen. Wessen Körper leidet, den mache ich nicht gesund! Wessen Körper gestorben ist, den kann ich nicht aufwecken, ich bin nur ein Arzt der Seele, die nie stirbt. Ich sehe, die Menschen leiden Not. Ich sehe, sie wollen die Not überwinden. Ich kenne die Hoffnung, von der sie zehren, auf endliche Überwindung der Lebensnot. Ich selbst bin in Not. Ich weiß auch, wie bitter es ist, das tägliche Brot zu entbehren, Hunger zu leiden. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern er lebt von solchen Worten, die durch den Mund Gottes gegangen sind. Ihr sagt, fuhr er fort, daß die Arbeiter auf der ganzen Erde einen Zustand erstreben und nahe voraussehen, wo jeder die Frucht seiner Arbeit genießen wird. Ich aber sage: genießet jetzt, genießet in jedem Augenblick das lebendige Wort aus dem Munde Gottes. Wenn dereinst, wie ihr sagt, das Arbeiter-Paradies auf der Erde blühen wird, so werde ich weit davon entfernt im Reiche Gottes sein.

Als sie den Narren fragten, was denn und wo denn das Wort, die wahre Speise der Seele, wäre, zog er sein kleines Bibelbuch und las ihnen aus dem Evangelium Sankt Johannis: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Und nachdem er diese Worte gelesen hatte, fragte ihn Christian Hassenpflug, wie es denn aber mit der Verkündigung des Reiches Gottes auf Erden, darin die Bibel doch gewissermaßen eines Sinns mit den ringenden Kräften des Gegenwarts-Lebens sei, beschaffen wäre, da schwieg er zuerst und sagte dann: Es sei denn, daß ihr von neuem geboren werdet, so könnet ihr das Reich Gottes nicht sehen! womit er Johannes III, V. 3. in einer Weise anführte, die für ihn eine mystische Wollust war, jenes Nahrung-auf-

nehmen des Geistes, jenes Ernähren-lassen der Seele durch heilige Worte, die durch den Mund des Heilands gegangen sind.

Ein wenig ermüdet hatten sich alle drei in der Nähe der sogenannten Speidler-baude niedergelassen, von der aus ein großer Bernhardiner, mit gewaltigem Bellen, über die feuchte Kammwiese näher kam: aber sie achteten seiner nicht, und Emanuel Quint entwickelte nun auch vor diesen Leuten, wie das Reich Gottes eben ein Geheimnis sei. Freilich, schloß er mit einem Lukas-Zitat, nichts sei verborgen, es werde denn zu seiner Zeit offenbar, und nichts so heimlich, das nicht doch dereinst kund werde! und wenn man auch eine Zeitlang wohl das Licht unter einen Scheffel zu setzen Ursache habe, so geschehe dies nicht für ewige Zeit.

Quint hatte sich ohne weiteres bereit erklärt, mit den Brüdern Hassenpflug einzukehren und in der Baude ihr Gast zu sein. Als sie sich nun dem Eingang annäherten, immer von dem Gebell des Hundes begleitet, der, wenn er schwieg, ihnen knurrend bis auf wenige Schritte nahe kam, füllten sich Flur und Schwelle des Hauses schnell mit einer Menge glotzender Menschen an. Der Hund nahm immer den Narren aufs Korn, und in wenigen Augenblicken, indessen sich die Schar der Touristen vor der Haustür stark vermehrt hatte, fand er von da aus Ermunterung.

Die Predigt Quints war nämlich von einigen redlichen Männern und Frauen in Lodenstoff bereits in der Baude bekannt gemacht worden, und weil der Zweck einer Bergwanderung begreiflicherweise das Vergnügen ist, so muß alles, was etwa in den Gesichtskreis des wandernden Bürgers gelangt, durchaus die Eigenschaft des Vergnügens nach seinem Herzen sich aufzwingen lassen. Man darf aber nicht vergessen, daß edle und wahre Entrüstung ein echtes Sonntags-vergnügen des sich begnügenden Kleinbürgers ist.

Sobald sich also der vorläufig harmlose Unfug der Laienpredigt auf der Berg-wiese in der mit Touristen überfüllten Gaststube der Speidlerbaude verbreitet hatte, weckte er sogleich einen wahren Sturm von Gelächter, aber auch von allen Seiten tiefste Entrüstung auf. In solchen Fällen pflegen die Herzen der Menschen sich zu vereinigen. Während der Schlachtermeister, der Bäcker, der Darmhändler oder der Vorstadtbudiker beim dritten, vierten Glas Bier und seine Gattin beim Kaffee sitzt, und besonders auf Reisen, ist er sich seiner mora-lischen Bürgerpflichten bewußt, und wer wollte das nicht in der Ordnung finden.

Das geflügelte Wort, das dem Narren durch Hundegebell entgegenschallte, war aber dies: Kohlrabi-Apostel. Denn etwas von jenem überspannten Un-sinn des vegetarischen Lebensprinzips war den Gevattern natürlich geläufig: sowohl denen, die aus Breslau herübergekommen, als jenen, die in der Stadt Dresden ansässig waren. Ganz besonders in dieser Stadt sah man zuweilen

Leute in härenen Hemden, barfuß und einen Strick um den Leib, die Haare bis auf die Schulter reichend, durch die Straßen ziehen.

Die Kommenden taten, als bemerkten sie Zurufe und Gelächter nicht: allein sie konnten ihr Gebaren, als ob dies alles nicht ihnen gälte, in dem Augenblick nicht mehr durchführen, als ihnen ein riesenhafter Tourist mit Bergstock, Rucksack und kurzen Schaftstiefeln unter frechem Lachen den Weg vertrat.

„Hier gibts keine Rüben", sagte der Viehhändler.

Die Brüder Hassenpflug wurden sehr heftig. Sie entrüsteten sich und fuhren mit einem Schwall von empörten Worten auf den blaurot aufgedunsenen, schwitzenden Bergfex ein, der aber statt jeder Antwort Emanuel Quint vor der Brust ergriff und mehrmals gutmütig hin und her schüttelte. Dabei johlte er: „Du bist verrückt, mein Kind!"

Im gleichen Augenblick war aber für den Bernhardiner soweit das Signal gegeben, daß er dem armen Landstreicher nach der Wade griff, worauf die Kellnerin den Hund auf die Schnauze schlug. Sie mischte sich aber weiter nicht ein.

Vielleicht bereute der Viehhändler nun seine Handlungsweise. Auf jeden Fall geriet er in Wut, so daß seine Frau ihn beschwichtigen mußte. Am Ende hätte er sonst seine Drohungen wahr gemacht und die drei harmlosen Wanderer — wie er sie brüllend nannte: Jüngelchen! — auf den Schornstein der Baude gesetzt.

Trotz dessen hatten die Hassenpflugs Emanuel bis an die Schwelle des Hauses mitgezogen. Hier stießen sie auf den böhmischen Wirt. Er stand in der Tür und ließ sie nicht eintreten. Er sagte nichts. Oder wenigstens bedeutete, was er in aller Ruhe, gelassen und schwerverständlich ausdrückte, etwa das: sie möchten getrost und zwar sofort ihres Weges gehn.

Diese unbegreifliche Dreistigkeit steigerte sehr natürlicherweise die Empörung der beiden Hassenpflugs. Sie waren Kandidaten der Philosophie, hatten das schwarz-rot-goldene Band getragen und niemals, so lange sie lebten, war ihnen etwas derartiges von dem Wirt einer Kneipe geboten worden. Es half ihnen aber alles nichts. Trotz aller ihrer empörten Reden mußten sie unter dem wüsten Gelächter eines ganzen Touristenpöbels von dannen ziehn.

An der Grenze des Anwesens stand ein Knecht. Und als das Kleeblatt vorüberkam, schrie er, mit lauter Stimme, hinüber, zu dem, unter dem Beifall seiner Gäste geschmeichelt lächelnden Baudeninhaber, daß Quint der Mensch, von dem er schon mehrfach gesprochen hätte, sei, der sich schon wochenlang auf dem Gebirge herumtreibe. Was er im Schilde führe, wisse man nicht. Man müsse ihm den Gendarm auf den Hals schicken.

Sie mochten von da ab kaum eine Viertelstunde geärgert und schweigend gegangen sein, als Emanuel Quint vom Wege ab und querwaldein durch die

niedrigen Bergföhren schritt. Er bat die Brüder ihm nachzufolgen. Und plötzlich eröffnete sich inmitten der Fichten und Krüppelkiefern ein Wiesenplan, auf dem jener, Quinten befreundete, Hirt seine Herde von Rindern und Ziegen weidete. Als nun die Brüder aus einer Bewegung des waldmenschartigen Kerls und aus einer Gegenbewegung Quints entnommen hatten, daß diese beiden einander nicht fremd waren, rückten sie, hungrig, wie sie waren, mit dem Vorschlag heraus, den Hirten in eine der nahen Bauden nach Lebensmitteln auszusenden. Gesagt getan: es ließ sich bewerkstelligen. Mit Geld von den Hassenpflugs versehen, ward der Hirt durch Emanuel Quint am Schlusse verständigt, wohin er den Einkauf zu bringen hätte.

Er führte aber alsdann seine neuen Bekannten auf unwegsamen Pfaden mit sich fort, bis sie zu jener in Felsen und Krüppelkiefern versteckten Behausung gelangten, die wochenlang sein einziger Schutz vor Wind und Wetter gewesen war. Und als er dort, an einem gluckfenden Rinnsal in der Nähe, die Wunde, die ihm der Bernhardiner zugefügt, gleichmütig wusch, ward er, wie jemand, der sich als Wirt und zu Hause fühlt, gesprächig, beinahe heiter und freimütig.

Mit wenigen Anklängen seiner Mundart sagte er, nicht ohne rednerische Anmut und Leichtigkeit, etwa folgendes zu den Brüdern:

„Ich habe hier mehrere Wochen lang beinahe in völliger Einsamkeit gelebt und bin mit mir über allerlei ernste Dinge zu Rat gegangen. Diese Hütte, die kaum eine Hütte ist, war jedenfalls ein Versteck für mich. Da aber das Reich Gottes heute wie je, trotzdem sich so viele Menschen Christen nennen, wie schon gesagt, ein Geheimnis ist, wie sollte sich der Bekenner beklagen, der Diener am Wort, wenn er sich auch vor den Menschen verstecken muß?

Ich merke sehr wohl, ihr seid gelehrt, ich bin ungelehrt — er nahm aus dem argzerschlissenen Rock und zwar aus einem der langen Schöße seine kleine Bibel hervor. — Ich habe nur immer wieder dies eine heilige Buch gelesen: aber ich glaube, Gott wäre auch dann bei mir, wenn ich auch dieses Buch nicht gekannt hätte. Er küßte das Buch und fuhr dann fort: Gott ist in meinem Herzen so groß, daß mir, den Gedanken zu denken, nicht möglich ist, er sei an irgend ein Buch gebunden. Ein Buch an sich ist ja wunderbar, besonders für die, die nicht lesen können. Ich glaube, daß die Furcht vor dem Buch vielleicht aus jenen Zeiten stammt, wo es den meisten Menschen noch unbegreiflich erscheinen mußte, daß Bücher reden und gewissermaßen lebendig sind. Und nun gar dieses Buch, das ich in der Hand halte.

Aber Gott wird nur immer in mir lebendig, nicht im Buch! Wenn ich das Buch hier unter die Steine verberge und liegen lasse und der Mensch, der lesen kann und in dem es zum Leben erwachen kann, findet es nicht, so bleibt es tot. Es ist immer tot, nur wir sind lebendig. Das Buch, ohne mich, ist tot wie ein

Stein. Ich ohne das Buch dagegen bin, wenn Gott will, ein Gefäß seiner Gnade und ganz erfüllt mit dem heiligen Geist."

Und Emanuel wies mit dem Finger auf seine rotbewimperten Augen hin: „Ich werde entweder Gott selbst mit diesen Augen, die nach außen und innen strahlen, erblicken, oder ihn niemals sehen!" Er wies auf die Sonne am bleichen Himmel: „wer dies nicht sähe, er sähe denn vorher in ein Buch, für den hätte Gott keine Zunge zu sprechen. Das vornehmste Werkzeug der Offenbarung Gottes ist der Mensch, nicht irgend ein Buch, wie immer geartet. Aber der Mensch, als Werkzeug der Offenbarung, schuf für die Menschheit ein anderes Mittel menschlich göttlicher Offenbarung: nämlich das Buch. Das Buch," sagte Quint, „ist nichts, als ein Brief, durch den Menschen, die räumlich oder zeitlich fern von einander sind — und eigentlich sind alle räumlich und zeitlich fern von einander! — sich gegenseitig von ihrem Leben und Leiden und dem, was Gott in ihnen wirkte, Meldung tun. Gott heiligt den Menschen, der Mensch das Buch! und der Mensch, durch das Buch, kann den Menschen heiligen.

So bin ich durch Jesum, mittelst des Buches, geheiligt worden."

Auf dem Antlitz des Narren verbreitete sich eine innige Heiterkeit. Man muß sich an der reinen und stillen Erkenntnis genügen lassen. „Es ist genug, wenn ich fühle, daß niemand — niemand! — nicht einmal ein Buch! zwischen mir und Gotte ist! — Aber neben mir steht mein Menschenbruder, des Menschen Sohn! steht Jesus, der aus Liebe zu seinen Brüdern um Gottes Willen gestorben ist.

Man kann solche Dinge denen nicht aussprechen, die auf Linderung ihrer Leiden harrend auf Sättigung ihrer Begierden hinwirken! Am allerwenigsten denen, die einen Gott in Körpergestalt, anstatt des heiligen Geistes, sehen. Jene sind in Hoffnung! ich bin in Gewißheit. Freilich, wenn ich den Jammer der Menschen wiedersehe, dem ich entronnen bin, so packt mich mitunter der alte Gram, das alte Grausen, die alte Verzweiflung und ich schäme mich meiner Glückseligkeit.

Solche Augenblicke," fuhr Quint fort, „packen mich manchmal so mit Gewalt, daß ich mich bald so, bald so, vernichten möchte. Das eine Mal ruft es in mir: rette dein Himmlisches vor der Welt! Verlasse die Welt und fliehe noch tiefer hinein in Gott! Das andere Mal treibt es mich an, trotzdem ich weiß, daß der Heiland für uns gestorben ist, mich, gleich wie er, am Kreuze, der Menschheit, zum Wohle der Menschen nochmals zu opfern. Die Menschen, selbst wo sie sich roh gebärden, nicht zu lieben, gelingt mir nicht. Es ist in allen eine so große Hilflosigkeit. Ich fühle ein schmerzliches Mitleid in mir sich steigern bis zur Qual, wenn ich die Menschen sinnlos gegen sich selbst, den Menschen, wüten sehe. Sie sind blind. Sie wissen nicht, was sie tun."

Während er dieses sagte, war Emanuel Quint mit großen, langsamen Schritten auf dem kleinen festgetretenen Pfade vor der Schutzhütte hin und her gegangen. Die Brüder Hassenpflug hatten, jeder an einen mächtigen, kantigen Block Granit gelehnt, schweigend und ernsthaft zugehört. Sie blickten sich an mit dem stummen Geständnis, daß von allem Sonderbaren, was ihnen die Zeit ihres Lebens begegnet war, dieses unerwartete Abenteuer der harmlosen Pfingstreise wohl sicher das Sonderbarste sei.

Sie hatten anfänglich eigentlich nur gedacht, Quint wäre nur so ein närrischer Kauz, nun aber fanden sie etwas, das weit über ihr Vermuten ging. Jeder der beiden Hassenpflugs trug ein Notizbuch in der Tasche. Sie schrieben in diese Bücher allerlei Einfälle und Beobachtungen, die sie in späteren literarischen Werken — und sie gedachten unsterbliche Werke dieser Art hervorzubringen! — verwerten wollten. So standen sie gleichsam über dem Gegenstand ihrer Beobachtung, über diesem interessanten Modell, das ihnen hauptsächlich mit zur Vervollkommnung ihrer Kenntnis der deutschen Volksseele dienen sollte.

Demnach stand der lange und bleiche Mensch mit den roten Haaren und dem zerlumpten Küsterrock, mit seinen kurzen Hosen und bloßen Füßen, die in alten, klaffenden, aufgelesenen Schuhen steckten, längst abgeschildert in ihren Merkbüchern, aber sie waren seitdem dermaßen in dem Eindruck befangen, den der Narr auf sie ausübte, daß mehr und mehr über ihren Geist eine Art Verwirrung oder Betäubung kam.

In bezug auf die Bibel waren sie Skeptiker. Eigenes Denken und allerlei Schriften hatten sie dazu geführt, in der Gestalt des Heilands reine Erfindung von Dichtern zu sehen, Erfindung, der eine andere Wirklichkeit als der Geist des Erfinders nicht zum Grunde lag. Dennoch lebte in ihnen die Legende. Sie lebte in ihnen, trotzdem sie bei jeder Gelegenheit lebhaft bestritten, daß es so war, wie ein Ereignis von unaustilgbarer Realität! — jetzt aber war die Jesuslegende ihnen auf neue, ganz überraschende Weise nahe gekommen.

Es war ihnen fast unmöglich, sich vorzustellen, daß sie gestern noch durch das Tohuwabohu des großen Berlin ahnungslos ihre Schritte gelenkt hatten, während jetzt mit der Kraft eines neuen Gestirns ein zerlumpter Halbnarr ihre betroffenen fast erschrockenen Seelen in Fesseln schlug. Und als sie sich nun mit Blicken verständigt hatten, traten sie mit der Frage hervor: was eigentlich wohl das Ziel und die weitere, wahre Absicht Quints im Leben wäre, wie und für was er zu wirken gedächte und welche Hoffnung in seinem Herzen sei.

„Jesus"! sagte Quint, statt aller Antwort, nach einigen Augenblicken des Stillschweigens. Und „Jesus"! wiederholte er dann zum zweiten- und drittenmal. Nichts will ich! ich will nur leben, wie Jesus. Er fuhr nun fort und entwickelte vor den mit ängstlicher Neugier horchenden Brüdern etwa das:

Er liebe die Menschen, aber er habe sich unter den Menschen stets fremd und

allein gefühlt. Erst dann wäre sein Wesen hervorgegangen „aus dem ängstlichen Harren der Kreatur", als er von Jesus erfahren habe, dem Menschensohn. Von da ab habe er sich auch nur noch auf Erden, wie Jesus, als Fremder gefühlt, gleichzeitig auch, wie Jesus, heimisch.

Jesus wäre für ihn der Mittler geworden und bliebe der Mittler nicht nur zwischen ihm, Quint, und Gott, sondern auch zwischen ihm, Quint, und den Menschen! zwischen ihm und der Erde, der ganzen Natur, fügte er ausdrücklich noch hinzu. — Es gäbe zu Gott unzählige Wege. Aber er, Quint, sei Mensch und es sei ihm natürlich und auch durchaus keine Sünde vor Gott und an Gott, ihn im Menschen zu lieben. Ich bin ein Mensch, hob er wieder hervor, und das mir zugeteilte Erdenschicksal kann nur ein menschlicher Wandel Gottes sein. Kein anderer aber, als Jesus, der Heiland, hat für Weg und Wandel Gottes auf Erden ein reineres Vorbild gegeben. Also das Leben Jesu, die Nachfolge Jesu ist mein Ziel! die Einheit im Geiste mit Jesu mein wahres Leben..

Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das tatet ihr mir, hat der Heiland gesagt. Nach diesem Wort und nach keinem anderen will ich handeln. Ich will mir den allergeringsten aussuchen und ich will ihm tun, als ob es Jesus der Heiland wäre: Jesus der Heiland, hilfsbedürftig, in irdischer Not. Irgend etwas anderes auf dieser Welt zu verrichten liegt mir fern. Ich will die Wundmale des Heilands küssen. Die Nägelmale. Ich will, soweit es an mir liegt, seine Wunden waschen, die Schmerzen lindern. Und irgend eines Menschen Wunde soll mir die Wunde Jesu sein.

Erst am späten Nachmittag, lange nachdem das Frühstück verzehrt war, das der Hirt herbeigebracht hatte, verließen die Hassenpflugs Emanuel Quint. Sie stiegen auf Pfaden, die der Narr ihnen wies, zu einem belebten Berghospiz hinauf, das mit einem trotzigen Turm aus Granitsteinen auf einer Klippe zwischen zwei Felsenkratern errichtet war. Als Emanuel ihren Blicken entschwand und nichts mehr von ihm zu sehen war, rieben die Brüder sich die Augen nicht anders, als wenn sie beide den gleichen Traum gehabt hätten und nun zum Lichte des Tages wieder erwacht wären. Im Weitersteigen beglückwünschten sie einander dazu, wechselseitig nun wieder am Ende des neunzehnten Säkulums und nicht annähernd neunzehn Jahrhunderte früher zu leben und damit schien dieses Intermezzo ihrer fröhlichen Bergtour zunächst für sie abgetan.

Oben auf dem Grat des Gebirges wiederum angelangt, zogen sie in Gemeinschaft vieler, vergnügter Touristen der burgartigen Massenherberge zu und versäumten nicht, ebensowenig als die anderen Ausflügler, den weiten Horizont zu genießen und mit dem Fernglas wichtige Punkte sowohl der preußischen als der böhmischen Seite aufzusuchen.

Quint hatte sich in der kleinen Schutzhütte auf seine Moosbank niedergestreckt.

Er überdachte die jüngsten Ereignisse. Er war geflohen, weil etwas, er wußte nicht was, die Freiheit seiner Entschlüsse zu bedrohen schien: weil dunkle Gewalten, ohne Rücksicht auf das, was sein neugewonnener Glaube, seine neue Erkenntnis war, ihn gleichsam in eine starke Strömung hineinziehen wollten, die alles vielleicht, wer weiß wohin, in den Abgrund der Lüge, des ewigen Todes reißen würde.

Ich werde allein bleiben, dachte Quint — und auch das Zusammensein mit den Hassenpflugs hatte diesen Gedanken ihm wiederum nahe gebracht! — Ich werde, allein, weder jemand verführen, noch von jemand verführt werden! Ich werde der Welt, und die Welt wird mir kein Ärgernis sein. Ich werde ganz nur mit allen meinen Gedanken, wie Johannes, der Jünger, den Jesus lieb hatte, in stiller Versenkung dem Heiland leben. Ich werde nur immer dem Heiland, sonst niemandem, nahe sein.

„Wahrlich, ich bin kein ägyptischer Zauberer," fuhr es in ihm zu reden fort. Ich habe mich niemals zu einem solchen noch irgendwie zu einem, der Zeichen und Wunder tut, gemacht. Ich weiß sehr wohl, was Jesus Markus 8. Vers 12 gesagt hat: „Wahrlich es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben."

Aber in Emanuel Quint war etwas, was einen solchen Entschluß, nämlich, ohne Rücksicht auf andere, sich selbst zu leben, stets wiederum untergrub: sein Herz! seine Liebe zu den Mitmenschen. Sie hielt ein immerwährendes, schmerzendes Mitleid, wie eine immer offene Wunde, in ihm wach, so daß er das „seid umschlungen Millionen!" im Jubel der Seele und im bitteren Schmerz eigener Leiden empfand.

Quint mochte wohl eine halbe Stunde und länger für sich fortgegrübelt haben und lag, halb wach, beinahe entschlummert, mit geschlossenen Augen still, als er sich, von lebendigem Atem gestreift fühlte. Er tat die Augen auf und erschrak, denn über ihn stand ein Mensch gebeugt, dessen Antlitz so abstoßend häßlich war, wie Quint noch keines gesehen hatte.

Quint sprang empor, doch jener Abscheuliche, der nichts weiter als ein friedlicher, seiner Schlauheit wegen allerdings berüchtigter Schmuggler jener Grenzgegenden war, nahm ruhig den Schragen von den Schultern und stellte ihn, ohne Gruß, in der Hütte ein.

Er hatte das Gesicht eines Hundsaffen. Sofern es aber einen solchen nicht geben sollte oder für den Fall, daß nur wenigen das Aussehen dieses Tieres bekannt wäre, sei gesagt: die Nase des Schmugglers war breit und platt, er hatte pechschwarzes Haar, einen niedrigen Wulst, an Stelle einer menschlichen Stirn, und Augen darunter, klein wie Hundsaugen. Um sein breites, rundes und vorgebautes Maul lag oben ein dünner schwarzer Bart. Ein starker Haarwuchs dagegen bedeckte die Gurgel und zog sich bis über die Schläfen und unter die Augen herum. Dieser Kerl, den man schließlich doch als einen Menschen an-

sprechen mußte, war übrigens klein und kräftig gebaut. Seine Kleidung bestand aus einer Art Hose, einer Art Rock und einer Art Hemde außerdem, das offen stand und den tierisch behaarten Leib bis beinahe zum Nabel herunter, zeigte. Die vollkommen blattersteppige Gesichtshaut des Schmugglers zeigte, von Wind und Wetter gefärbt, beinahe das indianische Rot, darunter bläuliche Tinten gemischt waren.

Der Schmuggler, der augenscheinlich Quint für einen Kollegen hielt, hatte sich an das Rinnsal unterm Knieholz auf alle Viere niedergelassen, um so, einem Pudel ähnlich, gierig das eiskalte Gletscherwasser zu trinken. Sein Durst war groß. Er hatte einen langen, beschwerlichen Anstieg aus dem Hirschberger Tale über allerlei Kreuz- und Querwege hinter sich, mit denen er übrigens dermaßen wechselte, daß er im Jahre die gleiche Stelle kaum mehr als einmal zur Rast betrat.

Als jetzt der Hundsaff, den seine Schmugglerstreiche, verbunden mit einer großen Gutmütigkeit, und nicht zum wenigsten seine abscheuliche Häßlichkeit im ganzen Umkreis des Gebirges unter dem Namen des böhmischen Josef berühmt gemacht hatten, wieder zu Quint in die Hütte trat, bemerkte er diesem: es sei heute unsicher. Er nahm damit seinen Schragen auf, verschwand und kehrte ohne den Schragen zurück.

„Wir werden am Ende nicht hier bleiben können,“ sagte er dann zu Quint und wies hinauf gegen die Felshöhe der Turmbaude, wo die Leute, klein, wie stehende Ameisen, am Rande der Klippen herumkrabbelten und allerlei Rufe von sich gaben, die weithin durch die Felshalle schollen und in keinem Verhältnis zu den Insekten zu stehen schienen, die sie hervorbrachten.

„Das geht auf uns,“ sagte der böhmische Josef in seiner Gebirgsmundart zu Quint und zögerte einigermaßen, indem er den großen Kanten Brot auspackte, der in ein buntes Tuch gewickelt war und mit dem er sich für die Reise stärken wollte.

Er kam aber nicht so weit, denn kaum, daß er seine Bedenken geäußert hatte, vernahmen die beiden Rastgenossen Hundegebell. Während Quint nicht begreifen wollte, da er das reinste Gewissen von der Welt besaß, was etwa Hundegebell und Rufe ihn angehen sollten, hatte das adlerscharfe Auge des böhmischen Josef schon einen Förster, einen Grenzer und noch einen dritten uniformierten Mann erkannt.

„Nu dalli! jetzt aber heißt's Beine machen.“

Mit zwei Sprüngen hatte er seinen Schragen erreicht, den er vielleicht, wo nicht die Hunde gewesen wären, vorläufig hätte im Stich gelassen. Er schnallte ihn auf den Rücken und winkte Quint, er möge ihm nachfolgen, wobei ein verschmitztes Schmunzeln um seine affenartig geschlossenen Lippen ging, das etwa ausdrückte: wenn sie uns fangen, so will ich nicht mehr der böhmische Josef sein.

Quint, ohne recht zu wissen, warum, folgte doch fast mechanisch dem Schmuggler und beide krochen auf versteckten Pfaden, selbst ganz verborgen vom Knieholz, eine gute Weile, seltsamerweise fast in der Richtung hin, aus der die drei Verfolger sich annäherten. Dabei überschritten sie mehrmals ein und denselben Wasserlauf, um die Hunde irre zu machen und befanden sich, ungesehen, dicht unterm Fuße der Klippe, darauf hoch oben die Baude thronte, in dem gleichen Augenblick, wo Förster, Grenzjäger und Gensdarm die Schutzhütte, die sie verlassen hatten, durchstöberten.

Förster, Grenzaufseher und Gendarm, die einander zufälligerweise in der Turmbaude begegnet waren, wo es ein gutes Bier zu trinken gab, hatten, durch Touristen, von dem sonderbaren Narren gehört, der die Berggegend unsicher machte, und der Mann des Gesetzes, der Gendarm, fand sich dadurch der Erledigung eines recht beschwerlichen Auftrags näher gebracht, den ihm seine Behörde erteilt hatte. Ein Amtsvorsteher aus dem Kreise Reichenbach hatte an verschiedene Amtsvorstände des Hirschberger Kreises ein Rundschreiben gerichtet, des Inhalts, daß ein gewisser Emanuel Quint aus seinem Heimatsdorfe verschwunden sei. Man fahnde, hieß es, nach diesem Quint, weil nach der Aussage vieler vertrauenswürdiger Zeugen allerlei öffentlicher Unfug von ihm zu vermuten stehe, wie denn dergleichen auch innerhalb verschiedener Kirchsprengel erwiesen wäre, und so fort Man müsse aber auch übrigens feststellen, ob nicht die Unterbringung des P.P. Quint in ein Arbeitshaus, bezugsweise in die Provinzial-Irrenanstalt geboten wäre. Aus allen diesen Gründen werde ersucht, den P.P. Quint, dem auch seine Mutter, eine Tischlersfrau, kein gutes Zeugnis ausstelle, wo man ihn betrete, festnehmen zu lassen.

Nun hatten Passanten auch die Brüder Hassenpflug als Begleiter Quints wiedererkannt und den Wachtmeister auf sie hingewiesen und dieser war denn auch sporenklirrend an den Tisch der Studenten herangetreten. Sie gaben ihm aber nur zögernd und überdies absichtlich ungenauen Bescheid, wobei sie allerhand Spottreden führten, die aber mit Latein untermengt und übrigens auch so schwer zu fassen waren, daß der Gendarm, trotzdem er mehrmals rot vor Wut wurde nicht wohl etwas gegen sie einwenden konnte. Doch der Pächter der Baude trat hinzu um den Gendarm an ein Fernglas zu nötigen.

Dieses lange Fernrohr war draußen auf einer Felsspitze aufgestellt und man konnte gegen Bezahlung hindurchgucken. Natürlich wälzte sich, außer daß Grenzwächter und Förster dem Wirt und Gendarm ins Freie folgten, der sensationsbedürftige Teil der Baudenbesucher hinterdrein.

Seit Wochen hatte der Pächter, unten, in dem von Menschen wenig betretenen Teil der Schneegruben, durch das Rohr, einen seltsamen Menschen beobachtet, der dort ein Eremitenleben zu führen schien und eben jetzt wieder konnte man ihn am Eingang der kleinen Schutzhütte und zwar in Gemeinschaft mit dem böhmischen Josef deutlich feststellen.

„Leider haben die Leute," sagte der Förster, als sie die Vögel nicht mehr im Neste fanden, „während wir durch das Fernrohr sahen, ein zu großes Halloh gemacht, so was läßt sich der böhmische Seppel nicht zweimal sagen."

Die Flucht des böhmischen Josef, dem Quint nachfolgte, dauerte Stunden: dann aber hatten die beiden eine Hütte auf der böhmischen Seite erreicht, wo sie sich jedenfalls vor den preußischen Beamten sicher fühlen konnten. Man hatte von hier über die schönen und alten Waldbestände der böhmischen Seite hinweg einen weiten Blick nach Österreich hinein. Und so einsam war das Häuschen gelegen, daß man andere Menschenwohnungen rings ins Gewirr der mächtigen Bergtäler eingestreut, kaum größer als Zwergen-Spielzeug erblickte.

Die Hütte selbst, in die sie eintraten, war innen mit vielen schwarzen Pfählen gestützt: man mußte sich gleichsam wie durch den Stollen eines Schachtes hineinwinden, bevor man die Stube erreichen konnte: und diese Stube wiederum lag unter einem geborstenen Tragbalken, der so niedrig war, daß Emanuel Quint, aus den tiefen Löchern darin, das Sägemehl der Holzwürmer mit dem Haupte abstreifte. Die Sonne war untergegangen. Durch die trüben Fensterlöcher, so weit sie nicht mit Stroh verstopft oder mit Brettern vernagelt waren, drang fahles Licht.

In diesem Raum schien der böhmische Josef, obgleich er von niemand begrüßt wurde, heimisch zu sein. Er setzte im Dunkel den Schragen ab und entzündete in einer Fuge der Ofenkacheln ein Streichholz, das mit blauem Licht und scharfen Phosphordämpfen alsbald zu brodeln begann. Mit diesem Streichholz suchte und fand er dann eine Unschlitt-Kerze, die im Hals einer Flasche stak. Langsam verbreitete sich das Licht und enthüllte ein jämmerliches Bild der Verwahrlosung, dessen Eindruck sogar der böhmische Josef abschwächen wollte, indem er sagte: es sähe ein wenig „kurios" hier aus.

Quint, der im Bereiche des Elends und der Not zu Hause war, mußte das zugeben. Schon der beklemmende, widrige Dunst von Unrat, Fäulnis und kalter Feuchtigkeit, darin man nur widerwillig atmen konnte, drängte ihn fast ins Freie zurück. In dem Augenblick, als das Docht im Unschlitt Feuer fing, hatte er vier oder fünf Mäuse hastig über den schwarzen Lehm der Diele nach allen Seiten davonlaufen sehen. Ja es huschte bedenklich da und dort über Fensterbretter und über den Tisch hinweg, der eine Ecke der Stube ausfüllte. Josef erklärte: „das kommt davon, wenn sie die Katzen auffressen". Aber Quint war bereits von einem anderen schemenhaften Anblick gebannt, ohne auf das zu merken, was Josef sagte, und wußte nicht, war es Wirklichkeit, was er sah, oder nur Einbildung seiner von allen Eindrücken dieses Tages übermüdeten Seele. Es kam ihm vor, als säße am Fenster, im schwachen Mondlicht, oder wie

aus Mondlicht geformt, schlohweiß in der Schwärze des Raums, ein uraltes Weib.

Quint mußte wohl, von einer tiefen Ehrfurcht berührt, irgend etwas leise geflüstert haben, denn Josef ermutigte ihn alsbald, sich ganz ohne Zwang zu betragen und laut zu reden. Er sagte, die Alte sei hundertundzehn, ja, wie manche behaupten wollten, hundertundvierzehn Jahre alt. Viele meinten, sie könne nicht sterben. Sie könne deshalb nicht sterben, weil mit ihr, Zeit ihres Lebens, nicht immer alles ganz richtig gewesen sei. Er wollte sagen, sie habe gottlose Dinge getrieben mit Wettermachen und allerlei ruchloser Hexenkunst und deshalb könne sie nun, zur Strafe, die Ruhe des Todes nicht finden.

In diesem Augenblick verbreitete sich ein fremdartig wunderliches Getön durch den Raum, eine Art Gesang, der Worte enthielt, der aber so unirdisch leise und rührend schwebte, daß man nicht denken konnte, er käme aus einer Menschenbrust. Denn weder, daß irgend zarte Knaben auf eine solche Weise zu singen verstünden, noch Mädchenkehlen, noch irgend Kehlen von Sängern und Sängerinnen dieser Welt, wie sie Quint in den Kirchen der Dörfer gehört hatte, geschweige, daß sie mit einer solchen rätselvollen, stillen Gewalt, eine so rätselvolle, erschütternde Wirkung hervorbrachten.

Kaum hatte Emanuels Ohr der Klang berührt, als er sich selbst und seine Umgebung sogleich vergessen hatte. Ohne Bewußtsein und willenlos angezogen nahm er der singenden Greisin gegenüber — und niemand anders war es, der sang! — mit tränenüberströmtem Antlitz Platz, aber ohne zu wissen, daß er weinte. Er blickte, als gelte es irgendein Geheimnis aus jenseitigen Regionen zu erforschen, in die starren, großen und edlen Züge der Hundertjährigen, in ein Gesicht, das von langen, offenen, schneeigen Locken umflossen, welk aber durchsichtig-wächsern-zart und leuchtend, wie das eines Kindes war.

Dies aber waren die schlichten Worte, die aus der gefangenen Seele der alten erhabenen Frau, ohne daß sie die schmalen, weißen Lippen auch nur irgendwie merkbar bewegte, hervorzitterten:

„Mein Hemdlein ist genäht,
mein Bettlein ist gemacht.
Komm', o komm',
du letzte, lange Nacht."

Der böhmische Josef brach in ein lautes Gelächter aus. „Das Lied," sagte er, „hat die alte vertrocknete Hutzel wohl schon manch liebes Mal heruntergeplärrt. Deswegen stirbt die noch lange nicht. 's gibt Sachen! 's gibt in der Welt eben so allerhand, was einer kann und der andere nicht! Die hat's verstanden! mit der war niemals gut Kirschen essen."

Jetzt kam plötzlich mit lautem Gemecker eine Ziege von draußen durch den Flur in die Stube herein und fing an, die Greisin, die wie ein Gebilde aus Schnee

im schwachen Mondstrahl des Fensters saß, mit der Schnute zu stoßen, allein die Alte rührte sich nicht. Sie hielt den Blick geradeaus gerichtet, die welken, gekrümmten Hände wie tot im Schoß, und schien mit inneren Sinnen einem anderen Bereiche der Schöpfung anzugehören, mit allen äußeren Sinnen dagegen gestorben zu sein.

„Na nu, jetzt Wirtschaft!" sagte der böhmische Josef und trat in den Flur, von wo man alsbald, wie Weltuntergang, die schadhaften Orgelpfeifen eines Leierkastens dröhnen hörte. Dies war die Art und Weise, durch die er, der immer einen gewissen Überschuß an guter Laune besaß, seine Gegenwart in der Leierbaude anzukündigen pflegte, worauf denn meistens der siebzigjährige Enkel der Greisin, der nahezu taube Leiermann, aus seinem Verschlage die Heubodenleiter herunterkletterte.

Auch heut erschien der betagte Enkel. Er glich einem riesenhaften, in schmutzige Lumpen gewickelten Turm, als er, rauhe und nur für Josef verständliche Laute ausstoßend, über die knackenden Sprossen der Leiter niederstieg. Er begann sogleich Reisig über dem Knie zu brechen, eine Tätigkeit, die er so lange betrieb, bis er ein starkes Bündel beisammen hatte, das er sogleich in die Wohnstube trug und, aus dem zerlumpten, alten Militärrock, den er, wie Frauen die Schürze, vorn aufgenommen hatte, vor das Heizloch des Ofens hinfallen ließ. Dabei redete Josef in ihn hinein.

Quint, der noch immer in den Anblick der Greisin versunken war, hörte mit halbem Ohr, während die Ziege nun eifrig den Handteller seiner Linken ausleckte, wie verschiedene Namen genannt wurden: Namen von Leuten, die wahrscheinlich ihr Gewerbe, nicht anders als Josef, auf Schleichwegen ausübten! und er schloß, als nach einiger Zeit sich neue Besucher durch Fußgetrappel im Hausflur ankündigten, es möchten die von Josef namhaft gemachten Schmuggler sein.

Wirklich waren drei andere Pascher angelangt, die sich laut und lebhaft mit Josef begrüßten. Sie waren sichtlich vergnügt, nach langer, beschwerlicher Wanderung an einem sicheren Orte der Rast zu sein. Und wieder ertönte der Leierkasten des Leiermanns, der seine Stelle auf einer gerammten Bank im Hausflur hatte und dessen Kurbel von Josef aus Liebhaberei und Spaßmacherlaune aufs neue in Bewegung gesetzt worden war.

Bald darauf saßen die Schmuggler um den Tisch herum und hatten begonnen, Karten zu mischen, während die Selterflasche, mit Kornschnaps gefüllt, von einem zum andern ging, bis sie auch schließlich zu Quint gelangte, der sie, ohne zu trinken, weiter gab.

Es trug ihm grobe Bemerkungen ein.

Und eine Menge solcher Bemerkungen zielte auch auf die Greisin hinüber, da die Schmuggler den Festtag zwar durch Arbeit entehrt, dafür jedoch durch reichlichen Schnapsgenuß gefeiert hatten. Sie bezeichneten sie mit rüden Worten

und Schimpfereien, die sie ohne Rücksicht verlautbaren ließen. Einer der Schmuggler wollte dann wissen, wo Quint herkäme und wo er hinginge.

Ohne ihm Antwort zu geben, erhob sich der Narr und küßte der Greisin beide Hände. Gleich darauf trat er an den Enkel, der einen eisernen Topf mit Kartoffeln in die Röhre des Ofens schob, mit einigen festen Schritten nahe heran, um einige Fragen an ihn zu tun. Er wollte unter anderem wissen, wo die Lagerstätte der Greisin sei. Als das strobelköpfige Untier von Leiermann ihm ein altes kahles Holzgestell im Winkel gezeigt hatte, brachte er mit einer wunderbar selbstverständlichen Leichtigkeit die Alte auf seinen Armen dorthin. Sie war allerdings überraschend und fast zum Erschrecken leicht gewesen. Und nun benahm sich der närrische Sonderling nicht anders, wie ein Samariter und Arzt von Beruf. Er trug Wasser herzu und wusch die Greisin, die unter seinen mildtätigen Händen auf eigentümliche Weise zitterte und langsam, schwer und tief zu atmen begann.

Die Spielenden mäßigten ihre Stimmen nicht, vermieden es aber, sich einzumischen, bis dann ihre Reden plötzlich gedämpft wurden und etwas zwischen ihnen verhandelt ward, das Quint augenscheinlich nicht hören durfte.

Es war aber unter ihnen ein kleiner, bleicher und buckliger Mensch, der Schwabe hieß, ein ehemaliger Schneidergesell, der, Gott weiß, wie? zu ihrem Gewerbe gekommen war. Sie mochten ihn gern wegen seiner Schüchternheit. Er war meist schüchtern, bewies aber seltsamerweise den größten Mut, und das wußten die Schmuggler, wo immer Gefahr im Verzuge war. In seinem Betragen lag etwas unfreiwillig Drolliges, was ihm die rauhesten Herzen geneigt machte, auch war er allen und immer dermaßen zu Liebesdiensten bereit, daß er überall ein oder mehrere Steine im Brette hatte. Er war Protestant, dessenungeachtet stand er jedoch auch vor jedem der sogenannten Marterln auf der böhmischen Seite still und betete, während er beim Aufstieg bald weltliche, bald geistliche Lieder, wahllos durcheinander sang. Auch hatte er sonderbare Ideen, die seine Kollegen lachen machten. Er gab ihnen Schilderungen aus der Welt, die seinem beschränkten Verstande entstammten, teils geglaubt, teils bezweifelt wurden, ihn selbst aber und seine Unterhaltung geschätzt machten.

Dieser Schwabe, der übrigens statt Karte zu spielen in einer fettdurchtränkten Zeitung geschmökert hatte, war nicht ohne Interesse dem gefolgt, was Quint unternahm und hatte dann die Aufmerksamkeit der Genossen von den Karten ab und auf einen seiner Wunderberichte gelenkt, die seiner Suada stets zur Verfügung standen. Es sei ihm heut etwas Wunderbares begegnet, sagte er. Er wiederholte immer: „ihr glaubt nicht daran! aber ich kann euch sagen, ich kann mit heiligen Eiden beschwören, daß es wahr ist."

„Na was denn, Schneider?" fragten die andern, „was ist es denn?"

„Es ist so wahr, wie ich hier in der Leierbaude sitze, daß ich heut morgen das

Weib in der Klennerbaude habe Schäffer aufwaschen sehen, der Kuh Tränke in den Stall tragen und auf den Heuboden klettern, ganz wie wir."

„Was, die Klennern? die ist doch seit Jahr und Tag kontrakt! die kann doch von ihrem Stuhl nicht aufstehen?"

„Na ja, und heute morgen haben sie das Weib nach der Schubertbaude geschafft und von da ist sie lustig und flink wie ein Wiesel zurückgekommen."

Und nun erzählte er alles das, aber schon bedeutend ausgeschmückt, was sich mit Quint vor dem Hause der Schubertleute am Morgen desselben Tages ereignet hatte. Emanuel wurde in dieser Erzählung zu einer Art medizinischem Wundermann, der den Sultan und den Kaiser von Österreich zweimal vom sicheren Tode errettet und der unter einem Steine, unten in Ungarn oder wo, das Rezept zu einer Salbe gefunden hatte, die ein unwiderstehliches Heilmittel sei. Das Sonderbarste war aber dieses, wie er meinte, daß der Wundermann, und zwar mitten aus der Menge heraus, mit einem Mal, förmlich wie in die Luft, verschwunden sei.

„Wartet doch mal," sagte der böhmische Josef in das Gelächter hinein, das nach den letzten Worten des Schneidergesellen sich erhoben hatte — „wir wollen uns den August da drüben jetzt mal 'n wenig von nahe beseh'n."

„He, du dort drüben: bist du heut morgen in der Schubertbaude gewest?" wandte sich Josef an den Narren. Dieser, ganz mit der Greisin beschäftigt, nickte zur Antwort nur mit dem Kopf. Und nun wollte der böhmische Josef in einer Laune, wie sie manchmal plötzlich über ihn kam, mit den anderen Schmugglern nicht weiter spielen, wodurch, da die anderen im Verlust waren, sogleich ein großes Geschrei entstand: aber der kleine Schwarze blieb kaltblütig.

Es war ihm etwas, man wußte nicht was, durch den Sinn gefahren. Hatte ihm Quint von Anfang an einen unerklärlichen Eindruck gemacht? oder dachte er plötzlich, es wäre für einen guten Katholiken, wie er selbst einer war, eine Sünde, am ersten Pfingstfeiertage Karten zu spielen? oder ward er plötzlich von Mitleid erfaßt für die Alte, die der Tod vergessen zu haben schien? kurz, er stand auf, er trat zu dem Narren und fing mit ihm, eigentümlich seufzend, über das traurige Dasein im allgemeinen und das der Alten im besonderen zu philosophieren an.

Wenn jemand mit einem solchen Ton in der Kehle zu Emanuel trat, so wußte er immer, daß der Acker bereitet war und begann sogleich den Samen des Reiches auszusäen. Bei einem jeden solchen Beginn stand ihm Wort und Ton dermaßen rein und schlicht zu Gebot, daß es jedem wie immer gearteten Menschen weniger als ein Beginn, denn als etwas Altvertrautes erschien. Da war irgendetwas Trennendes nicht mehr vorhanden und das Innerste und Echteste der Menschennatur verband sich hemmungs- und hindernislos mit dem Innersten und dem Echtesten.

Da die langausgestreckt und starr daliegende, alte Frau sich kalt anfühlte, trotzdem Emanuel sie mit allerlei Lumpen und seinem eigenen Schoßrock bis an das Kinn zugedeckt hatte, holte Josef einen Ziegel herbei, den er im Herde heiß machte: weshalb sich vom Tisch der verlassenen Spieler Spott und Hohn über ihn ergoß und noch mehr über Quint, der ihnen den Kameraden entwendet hatte. Dagegen wurde mit einem Mal der böhmische Josef von seinem gefürchteten Jähzorn gepackt und stand, den Ziegel hoch in den Händen haltend, unerwartet vor den Radaulustigen, mit einer maßlosen Drohung, die bei seiner wilden Natur nicht mißzuverstehen war.

Der kleine zigeunerhaft häßliche Kerl hatte bei mancher Gelegenheit und auch in den Schenken „zum Spaß, der Lust halber" oft Proben herkulischer Kräfte abgelegt. Er hatte auch einige Mal im Gefängnis gesessen, gewalttätiger Handlung wegen, die der meist gutmütige Mensch, gereizt, in besinnungslosem Zustand verübt hatte. Jetzt rief ihn ein Wort des Narren an das Sterbelager der Greisin zurück.

Auch Schwabe verließ seinen Platz neben den Spielern und trat mit schüchtern zusammengekrochenen Schritten an das Lager heran. Es war ihm die seltsam feierliche Gewißheit aufgetaucht, daß hier der große und letzte Augenblick eines mehr als hundertjährigen Lebenskampfes endlich nahe wäre. Es schien ihm auch deshalb nicht verwunderlich, als Quint den siebzigjährigen Enkel mit lauter Stimme davon verständigte.

Es mußten dann aber beinahe noch acht Stunden vergehen, bevor die Greisin den letzten Atemzug ihres Lebens aushauchen konnte. Es geschah um die Zeit, wo die Sonne mit dunkelroten Strahlen gewaltig aus dem Tore des Ostens brach und das wächserne Gelb des Angesichtes mit purpurnen Tupfen färbte. Quint band das Kinn der Toten, das herabfallen wollte, mit einem blauen Sacktuch, das Schwabe darbot, fest, und knüpfte das Sacktuch über dem feinen, rosigen Scheitel. Dann herrschte lautlose Stille im Raum, darein sich stumm die Helle des Morgens ausbreitete.

Die anderen Schmuggler hatten sich längst davongemacht. Quint aber saß mit Schwabe und Josef am gleichen Tische, auf den noch kaum die Karten und Fäuste der Spieler dröhnend geschlagen hatten und sprach oder las aus dem Bibelbuch. Er hatte nur wenig geschlafen und beim Anblick der alten Frau auch immer an seine eigene Mutter gedacht, die ihn nun schon seit Wochen vermissen mußte. Er hatte sich vorgestellt, wie im innersten Wesen schmerzlich das Schicksal jedweder Mutter war, und wie insonderheit die Last eines langen Lebens durch Lasten schwerer gemacht wurde, die eine letzte Vereinsamung in sich schließt. Der böhmische Josef hatte, als Findling, Vater und Mutter niemals gekannt. Schwabe war von seinem siebenten Jahre an ausschließlich in der Hut seiner Mutter gewesen und hatte im vierzehnten Jahre einmal in Be-

gleitung der Mutter einen Menschen besucht, der im Gefängnis einer großen Stadt hinter Schloß und Riegel gehalten wurde und der, wie man sagte, sein Vater war. Einigermaßen aufgewühlt, einander nahe durch verwandte Erinnerungen, hatte sich über die drei ein ernster Geist der Einkehr gesenkt, der sie zu ernsten Gesprächen veranlaßte

„Warum haben Sie," fragte Josef Emanuel, und wagte es nun nicht mehr, ihn mit Du anzureden . . . „Warum haben Sie, nachdem die Alte gestorben war, am Fenster gestanden und haben lange für sich geweint? Sind Sie etwa verwandt mit der Alten? Weil das Leben, gab der Gefragte zurück, für die meisten ein unsäglich schweres, schmerzliches Schicksal ist!" Danach fuhr er fort, von den Finsternissen der armen nachtbefangenen Erde zu reden, und sprach davon, wie der Geist der Gestorbenen unzweifelhaft nach den Läuterungen des Lebens — denn Leben sei immer Läuterung! — zu Formen reineren Lebens verklärt worden sei. Und als sie dies nicht zu verstehen schienen, las ihnen Emanuel die zweite Epistel St. Pauli an die Corinther vor:

„Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt.

Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.

Und ich war bei euch mit Schwachheit, und mit Furcht, und mit großem Zittern.

Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft;

Auf daß euer Glaube bestehe, nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft.

Da wir aber von reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen;

Sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verborgen hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit,

Welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn, wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt,

Sondern wie geschrieben stehet: Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat."

Diese Worte, die ohne Pathos gelesen wurden, erregten ganz anders, wie von der Kanzel herab zu geschehen pflegt, die Wißbegierde der Zuhörer. Als Menschen immer und von Natur auf die Offenbarung von etwas Verborgenem gerichtet, hofften sie durch Emanuel zugleich ihn selbst und die Schrift erklärt zu sehen, die so rätselvolle Dinge andeutete. Emanuel hatte dagegen die Bibelstelle gewählt, in der Meinung, daß sie für ihn sprechen sollte, und zwar eben-

sowohl für das, was er sagte, als was er verschwieg, aber er hatte damit nur erreicht, daß ihn die beiden Hörer geradezu nach dem Geheimnis fragten, von dem sie, zwar nur halb und halb überzeugt, vermuteten, es wäre die wunderbare Kraft, die am rechten Ort zu heilen und zu töten verstand.

Somit war er gezwungen zu sagen, daß er aus freiem Antrieb ein Träger des Evangelii Jesu Christi sei. Er sagte, daß er als Kind die Taufe derer, die tote und laue Scheinchristen wären, später die Wassertaufe Johannes des Täufers, und endlich die durch den Geist empfangen habe: und diese, die letzte, schließe das Geheimnis des Reiches ein.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, fuhr er fort, sei mit uns allen! Amen. —

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, stand er auf, und war im Begriff, davon zu gehen, als eine schlichte, sauber gekleidete Frau, die Frau des Lehrers aus der Schule einer nahegelegenen ärmlichen Berggemeinde, ins Zimmer trat. Sie sah, daß die Greisin gestorben war, der sie in Übung jahrelanger Mildtätigkeit täglich Suppe zu schicken oder selbst zu bringen pflegte. Und als sich ihr die volle Erkenntnis mitgeteilt hatte, daß ihr schwacher Versuch zur Mildtätigkeit nun von einer stärkeren Hand überboten worden war, versank sie merklich ergriffen in Stillschweigen.

(Fortsetzung folgt)

Alkoholismus und Rasse/ von Robert Hessen


Es liegen selbstverständlich Gründe vor, weshalb der Überschrift erster Teil nicht „Alkohol", sondern eben „Alkoholismus" lautet. Erstens wird reiner Alkohol, soviel ich weiß, nirgends in Deutschland genossen; es handelt sich überall um schwache, selten um stärkere Lösungen oder Mischungen. Und zweitens sind solche Mischungen, wie die meisten andern Dinge dieser Welt, an sich weder gut noch übel; es kommt auf den Gebrauch an, den man von ihnen macht. Unter Alkoholismus verstehe ich ein schädliches Mißverhältnis zwischen der Menge des Aufgenommenen und der Konstitution des Aufnehmenden.

Die wenigsten von denen, die das Wort Alkohol anwenden, wissen etwas Genaues über seine wirklichen Eigenschaften. Auch Weingeist genannt, ist er eine farblose, süßlich, doch nicht unangenehm duftende Flüssigkeit, die auf der Zunge brennt, findet sich in allen gegorenen Getränken und ist ein regelmäßiger Bestandteil des gesunden menschlichen Stoffwechsels selbst bei Leuten, die keine solchen Getränke zu sich nehmen. Andre Eigentümlichkeiten hat er mit den sogenannten Kohlehydraten (Mehl, Zucker) gemeinsam, die nicht nur Nährstoffe, sondern zugleich Genußmittel mit sekundären Einwirkungen auf Blutgefäß- und Nervensystem sind. Auf arbeitende Menschen wirkt Alkohol unter gewissen Bedingungen zweifellos kräftigend. Er mindert unsre Empfänglichkeit für äußere Reize, mindert unwillkürliche „Reflexe", erregt aber dafür das (seelische) Innenleben, steigert das Selbstgefühl, weckt Sorglosigkeit und die Lust zur Mitteilung, macht einige Naturen in der Trunkenheit liebenswürdiger, die meisten taktlos, überhebend und zänkisch.

Ganz enge Grenzen sind ihm als Nahrungsmittel gezogen. Er verlangsamt innerhalb des Stoffwechsels die Eiweißzerlegung, — wir werden freilich noch prüfen müssen, ob das ein Vorteil ist, — und wirkt in konzentrierter Form gärungswidrig, weshalb sein nachträgliches Zuschütten zu einem verdächtigen Speisebrei sehr volkstümlich ist. Wollte man aber mit Gewalt durch Aufnahme starker Alkoholmischungen „nähren", so stehen dem die sehr schnell schädlich werdenden Wirkungen auf das Zentralnervensystem entgegen. Die Grenze, innerhalb deren geistige Getränke als Nahrungsmittel überhaupt angesprochen werden können, liegt bei den meisten (erwachsenen) Menschen zwischen 30 und 60 Gramm Alkohol pro Tag, was 1—2 Litern Lagerbier oder 1—2 Vierteln Landwein ungefähr entspräche. Die Menge richtet sich nach der Lebensweise, worüber man in dem sehr verständigen Buch von A. J. Starke: „Die Berechtigung des Alkoholgenusses" (bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen) das Nötige nachlesen mag. Am tauglichsten für Alkoholaufnahme macht stramme Muskelaktion an freier Luft unsre Soldaten, Matrosen und Bergsteiger; wo-

gegen beim Hocken in Stuben und alltäglichem Zechen schnell eine Ansammlung von Unlustprodukten im Körper zu beobachten ist. Das Herz erlahmt an den oft riesigen Flüssigkeitsmengen, die Energie des Stoffwechsels läßt nach, die Peripherie des Zellenstaates beginnt zu verschlämmen.

Was ich Alkoholismus nenne, umfaßt also weit mehr und etwas wesentlich andres als nur die üblen Folgen eines akuten Rausches oder das delirium tremens chronischer Säufer. Die Unglücksfälle, die unter leidenschaftlichen jungen Leuten durch den Trunk ausgelöst werden, sind ungemein traurig; aber bei ihnen zu verweilen, hat ungefähr so viel Sinn, als Schwimmen und Kahnfahren verbieten zu wollen, weil dabei schon Tausende ertrunken seien. Die von solchen betrüblichen Einzelfällen nicht loskommen und immer wieder neue auftischen, wirken zu nichts als zur Erzeugung der Alkohol-Hypochondrie, die mit ihren Übertreibungen äußerst lästig fällt. Der Traum einer unbedingt vernünftig lebenden Menschheit, und vollends einer vernünftig lebenden Jugend, soll hier also nicht nachgeträumt werden. Es liegt im Wesen erwachsener Jugend, daß sie einen Teil ihrer überschüssigen Kraft dazu vergeudet, Erfahrungen zu sammeln, und es ist hundertfach beobachtet worden, daß junge Leute, die es verschmähen, sich durch Genuß „etwas anzutun", dies im Gegenteil durch mönchische Askese und alle möglichen andern Arten raffinierter Selbstpeinigung noch weit schädigender besorgen. Ebenso sicher ist es, daß die Kulturemenschheit, der man plötzlich den Alkohol wegnähme, sofort nach Opium und Morphium greifen würde. Denn die abgehetzten Nerven moderner Hand- wie Kopfarbeiter sehnen sich, sobald sie der Tretmühle des Dienstes entronnen sind, nach irgendeinem Förderungsmittel zur Erlangung des seelischen Gleichgewichts und einer gewissen Behaglichkeit. Daß hierzu leichte alkoholische Getränke in ganz hervorragendem Maß geeignet sind, beweist die enorme Ausdehnung des gastwirtschaftlichen Betriebes. Hier durch bloße Repression etwas ändern zu wollen, wo ein so tiefes, unbezwingbares Bedürfnis vorliegt, ist genau so verkehrt, wie die Repression auf sexuellem Gebiet, die auch nur zu zehnmal schlimmeren Übelständen geführt hat, als die waren, die beseitigt werden sollten.

Dagegen kann eine Nation sich sehr wohl in dem Ausmaß der Alkoholmenge für gewisse wichtige Bevölkerungsschichten vergreifen, sie kann in ihrer Benebelung die Kritik verlieren, wie denn die absolute Trunkverherrlichung in Scheffels Tagen zu den widerlichsten Auswüchsen deutscher Geisteskultur gehört. Es ist eines der sichersten Anzeichen für vorhandenen Alkoholismus, wenn ein bestimmtes Individuum die Kontrolle über sich selbst verliert, sich in seiner Stellung zur Gesellschaft und seiner Verantwortlichkeit ihr gegenüber irrt und, ohne in klinischem Sinn geistesgestört zu sein, doch auffallende Zeichen von Größenwahn zu geben beginnt. Wohlwollende Ausländer, die unsre Heimat in den Jahren vor der endlich einsetzenden Sportbewegung beobachteten, sagten zuweilen:

Deutschland käme ihnen, auch in der Politik, mehr oder minder wie betrunken vor. Eine gewisse Ernüchterung, die hier eingesetzt hat, hängt zweifellos mit jener Reaktion zusammen, die im deutschen Volksbewußtsein gegen das einst verhimmelte Zechen sich zu regen begann. Heute steht man, Gott sei gelobt, dem Alkohol nicht mehr mit unbedingter poetischer Anpreisung, sondern zweifelnd und prüfend gegenüber. So wollen wir den deutschen Alkoholismus nun dort aufsuchen, wo er auf breiter Basis den größten Schaden anrichtet: in der Kinderwelt; bei den deutschen Schülern und Studenten; und im Verkehr der Geschlechter.

Es gibt bei Kindern nur eine deutlich erkennbare Art von Begabung; sie heißt starke Erregbarkeit, vorausgesetzt, daß sie mit Widerstandskraft gegen unangenehme Reize gepaart ist. Von Macaulay wird berichtet, daß er diese Eigenschaft starker Erregungsfähigkeit schon im ersten Lebensjahr merken ließ und erwachsene Verwandte sich den Scherz machten, ihn zu solchen Ekstasen der Freude oder des Zornes künstlich zu reizen, um beim Anblick des roten Gesichtchens mit den funkelnden Augen die Sensation der Neuheit zu genießen. Ein grausames Vergnügen und ein frivoles, da jene Kraft für die Tage der Reife aufgespart, nicht früh schon angebraucht sein will. Kinder, die man auf diese Weise, während ihr junges Nervensystem unbedingte Ruhe haben müßte, anhetzt, werden leicht launisch und jäh; andre, die man in jungen Tagen viel erschreckt, um sich an ihrer Angst zu weiden, werden mit Sicherheit furchtsam; noch andre, deren zarte Hirnchen schon mit dem Lärm des Verkehrs und bunt wechselnden Eindrücken bestürmt wurden, werden nicht empfänglicher, sondern im Gegenteil gleichgültiger als ihre Kameraden. Solide, leistungsfähige Nerven erlangt ein Mensch nur, der ungereizt und ungeschreckt aufwuchs. Am allerwenigsten aber bedürfen Kinder der alkoholischen Stimulanz, die selbst bei Erwachsenen recht entschuldbar nur durch eine vorhergegangene berufliche Ermüdung wird. Auch in Krankheitsfällen sollten Tokayer und Kognak erst dicht vor dem Zusammenbruch des Herzens verabfolgt werden. Peitschenhiebe sind es, nicht Kräftigungsmittel; und es wäre gar schlimm, wenn die Schulfron bis zur Krankheitsähnlichkeit getrieben würde, um nach unnatürlicher Abmüdung einen noch unnatürlicheren Ausgleich durch Reizmittel berechtigt erscheinen zu lassen. Noch sind wir im ganzen nicht so weit; unsern Schülern treten alkoholische Getränke fast nur als reine Genußmittel näher. Um so unnützer bleiben sie.

Das traurige Thema vom Kind in der Kneipe verlangt eigentlich ein besondres Kapitel. Unsre sozialen Umstände, zumal in allen Mittel- und Großstädten, bringen es heute mit sich, daß nach Schluß der Kindergärten außer den Eltern kein Aufsichtspersonal vorhanden ist. Die Gattin hat es sich fast überall angewöhnt, den Spuren des Mannes, mindestens am Sonntag, in die Kneipe zu folgen; so werden denn die Kleinen mitgeschleppt, um im Tabaksqualm sich

die jungen Schleimhäute zu verschmutzen und künstlich durch Nippen an den Gläsern der Großen sich aufzuregen, damit sie über ihre Zeit wachbleiben. Die Tendenz, die Kinder an solchen „Freuden“ der Eltern teilnehmen zu lassen, hat keinerlei soziale Vernunft in sich. Sie entspringt einerseits dem Raum- und Geldmangel, andrerseits dem Ungeschick, für die wirklichen Bedürfnisse der Jugend etwas Passendes vorzusorgen, infolge von Gedankenlosigkeit oder verkehrter Information.

Die Aussagen von Lehrern, die in ihren Schulklassen Erhebungen über das Verhältnis ihrer Schüler zum Alkohol anstellten, sind niederschmetternd. Es zeigte sich, daß von acht- und neunjährigen Knaben schon zuweilen mehr als die Hälfte Gewohnheitsbiertrinker waren. Die Dinge liegen hier aber durchaus nicht so, daß die menschliche Natur sich an alles gewöhnt, sobald man nur früh genug anfängt. Im Gegenteil hat man beobachtet, daß, wo junge Schüler denkfaul, vergeßlich, störrisch, ohne Ehrgeiz und händelsüchtig sind, man mit großer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen kann, Biertrinker vor sich zu haben, die den ganz gewöhnlichen Folgen der intellektuellen Abstumpfung erliegen, die nach Alkoholreizung bei noch unfertigen Nervensystemen eintreten. Erwachsene, die die Alkoholaufnahme auf die Abendstunden und das Erschlaffungsstadium mit Absicht auf die Nacht verlegen, sind hierdurch allein schon weit widerstandsfähiger. Kinder aber bekommen von unvernünftigen Eltern, die etwas davon lauten hörten, daß „das Bier nährt“, ihren Alkohol meist zur Mittagsmahlzeit oder gar schon zum Frühstück. Leider kann man versichert sein, daß die, deren Eltern zu schlecht unterrichtet oder zu schwach waren, um ihnen Bier und Wein vorzuenthalten, bald auch der Verführung zu jenem schlimmen Jugendlaster erliegen, das alle unsre Schulen verseucht, und zwar umso früher und umso verheerender, je weniger Vorkehrungen zu zweckmäßiger Ableitung an freier Luft getroffen worden waren.

Dies ist ein Alkoholismus, der unsre Volkswirte viel besorgter machen müßte, als die pathologische Trunksucht, die doch nur in bereits entarteten und verlorenen Schichten ihre Opfer fordert. Unsre Zukunft hängt ab von der Jugend; deren Deteriorisierung, die Herabsetzung ihrer Frische durch frühzeitigen, ganz unnützen Nervenkitzel, die ist tausendmal wichtiger, weil tausendmal umfangreicher und gefährlicher.

Darum ist auch das böse Vorbild so unheilvoll, das unsre Farbenstudenten geben. Sie dürfen für sich selbst plädieren, daß zum Besten der Idee persönlicher Freiheit kein erwachsener Mensch daran verhindert werden sollte, sich auf die Weise zu ruinieren, die ihm grade gefällt. Indessen hat sich diese Bierkultur doch in einer Weise durchgesetzt, daß die Charaktererziehung durch Magenerweiterung auf manchen Universitäten wie ein ernsthaftes Problem behandelt wird und ein Hang zu überheblicher Selbstschätzung, die bis zur Verachtung anders-

gearteter Kreise geht, nicht nur an viel zu vielen unsrer Studenten, sondern auch an unsern Auslandreisenden und in unsern öffentlichen Äußerungen zu beobachten war. Die Unbeliebtheit, die den heutigen Deutschen im Verkehr mit verschiedenen europäischen Nationen stigmatisiert, ist zweifellos eine der Begleiterscheinungen des deutschen Alkoholmißbrauchs.

Die perverse Anschauung, daß Schlucken eine Leistung und belästigendes Gebrüll ein Zeichen persönlicher Unabhängigkeit sei, hatte sich in Kreisen festgesetzt, wo man eigentlich unsre geistige Elite hätte vermuten sollen. Leider wirkt es fast zweideutig, als Akademiker von diesen Dingen kritisch zu reden. Denn einmal strömt zu den Verbindungen, die jenes ganze Wesen ausgeprägt haben, ein großer Bruchteil des Nachwuchses aus unsern bestkultivierten Familien, weshalb es nicht fehlen kann, daß von diesen jungen Leuten wiederum viele geistig nicht umzubringen sind und, scheinbar aus jenen Verbindungen „hervorgegangen", sich im späteren Leben auszeichnen; sodann ist eine Hauptanziehung dort unanfechtbar: die Wärme und Nachhaltigkeit der in frohen Stunden beim Gläser- und Liederklang geschlossenen Freundschaften. Daher zieht sich, wer das feuchte Bindemittel jener Freundschaften auf seine sonstigen Eigentümlichkeiten revidieren will, so leicht den Vorwurf der Herzenskälte zu.

Mich leitet aber hier nicht Mangel an Dankgefühl für einst und noch heut genossene Freuden oder Vorteile, sondern eine mindestens ebenso berechtigte Liebe zu denen, die nach uns kommen und zu Trägern der deutschen Zukunft werden sollen. Es wäre schön, wenn sie ihre Freundschaften nicht mit Bierherz, Fettbäuchigkeit und üblen Angewohnheiten zu erkaufen brauchten; wenn sie sich endlich wieder etwas freier und unbefangener zwischen ihren Landsleuten bewegen lernten.

Der Sport, so hoffte man, würde in den Kreisen der Besitzenden und Gebildeten Abhilfe schaffen und neue Sitten aufbringen. Auch hat er das bis zu einem gewissen Grade bereits getan, obgleich er nie so populär werden kann, wie das böse Beispiel, das er ablösen sollte. In den Kreisen der jungen Arbeiter haben wir den Trunk ohne Sport. Aber viel verheerender noch in denen unsrer armen Primaner und Sekundaner darf der Scheffelgedanke von den erhabenen Tugenden eines eingebildeten Durstes fortwirken und auf jüngere Jahrgänge übergreifen, so lange herzlose Lehrer die Buben lieber schon in dem Frührausch der Kneipe wissen, als auf dem freien Feld athletischen Ehrgeizes, wo „alles Körperliche eine neue Dreistigkeit gewinnt".

Ein Verbrechen am Volk war es freilich auch, als ostelbische Granden, deren Brennereien noch keine hochentwickelte Spiritusindustrie gegenüberstand, ihre nüchtern lebenden Instleute und Tagelöhner als Konsumenten heranzogen, ihnen den Lohn teilweise in Anweisungen auf Branntwein zahlten und so den Schnaps-

teufel auf den Hals luden, weshalb heut in der ganzen norddeutschen Tiefebene Branntwein das Volksgetränk genannt und eine der Aufgaben des Bieres darin erblickt wird, zunächst einmal den Schnaps zu verdrängen. Beim Bierphilister aber muß man fragen: welchen Unfug würde der ärmste treiben, wenn er seinen Schoppen nicht hätte? Würde er ohne Bier nicht zum Branntwein zurückkehren, würden unsre Kleinstädte nicht bald ein soziales Aussehen gewinnen, als ob sie in der schnapsverseuchten Bretagne lägen? Allein wir wollen die Psyche des Bierphilisters, statt anzuklagen, hier lieber zu verstehn suchen; auch er hat seine Hauptentschuldigung in den übeln Trinksitten der gebildeten Stände, zu denen er andächtig emporsieht.

Von dem Alkoholismus, wie ich ihn als Rassenverderber auffasse, bleibt jetzt noch ein wichtiger Punkt zur Besprechung übrig: das ist die Einwirkung des Trunks auf den Verkehr der Geschlechter zur Fortpflanzung.

Die naiven Alten hatten bekanntlich die Sage, daß der hinkende Vulkan vom nektartrunkenen Jupiter erzeugt worden sei. Dieser Anschauung, daß Rausch und Mißgestalt in einem kausalen Verhältnis zueinander stünden, trug Lykurg bereits in seiner Gesetzgebung Rechnung, indem er Trunkenen die Erzeugung von Kindern verbot. Seither liegt eine ganze Reihe von ärztlichen Beobachtungen vor, laut welchen im Rausch entstandene Kinder mit mehr oder weniger schweren Gebrechen und Entartungszeichen behaftet sind. Wie nach einem Krieg aus den Umarmungen von Eheleuten, die lange aufeinander gewartet hatten und von der Sehnsucht, nicht vom Alkohol, zusammengeführt wurden, ein besonders kräftiger, schöner Menschenschlag hervorgeht, der sich bei der militärischen Aushebung nach siebzehn bis zwanzig Jahren deutlich abhebt, so sind umgekehrt in Frankreich die meisten Totgeburten neun Monate nach Karneval und Kirmeß gebucht worden. Ebenso haben in der Schweiz die Zeugungskurven schwachsinniger Kinder mit Sicherheit auf die volkstümlichen Trinkzeiten Fastnacht und Weinlese hingewiesen.

Wenn man dies alles weiß und sich klar macht, daß unsre Körperverfassung bei Durchtränkung sämtlicher Organe mit Alkohol unbedingt eine andere sein muß als im Zustande der Nüchternheit; daß die feinsten Säfte und Gewebe (man denke nur ans Großhirn) am ehesten funktionelle Störungen erleiden, sobald Alkohol in ihnen kreist, so kann man sich über die Gestaltung unsrer Hochzeiten nur verwundern. Kommt es in Deutschland wohl überhaupt noch jemals vor, daß ein Bräutigam das heiligste Mysterium nüchtern feiert? Werden sie nicht alle mehr oder minder berauscht auf die armen Bräute losgelassen, die dann, falls sie wirklich in der Brautnacht empfangen, gezwungen sind, minderwertige Früchte auszutragen? Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter: sollte nicht auch in städtischen Fabrikarbeiterkreisen, wo lebensschwache, häßliche, mißgeformte Kinder in Unmassen herumwimmeln, Freund Alkohol

seine Hand im Spiel haben, weil die meisten Ehemänner eben nur noch in trunkenem Zustand sich der reizlosen Gattin nähern? Viele sind so wütend über einen Familienzuwachs, daß sie ihre Beteiligung abstreiten oder die verängstigte Frau gar des Ehebruchs beschuldigen. Die Frauen selbst, die sich kopfschüttelnd ihren Zustand „absolut nicht erklären" können, mögen gleichfalls zu tief in die Kanne geschaut haben. Das gibt nachher die allerherrlichsten Idioten und Krüppel; denn Trunkenheit der Mutter ist für den Keim noch viel gefährlicher als die des Erzeugers.

Freilich wirken auch im allgemeinen unsre sozialen Einrichtungen einer vernünftigen Rassenhygiene beim Entstehen eines neuen Geschlechtes, zumal in den breiten Schichten, schnurstracks entgegen. Es leuchtet ein, daß der ausgeruhte Körper, der im Schlaf seine Müdigkeitsprodukte aus den Zellen ausgeschieden hat, zu jeder Art von Funktion am tauglichsten ist. Erinnert er sich seiner ehelichen Pflichten am Abend, so ist er unfrisch, körperlich nicht auf der Höhe, eine Lust sucht er fast nur noch in der Täuschung des Rausches. Man kann den Armen und Ungebildeten keinen großen Vorwurf hieraus ableiten; sie wissen nicht, was sie tun, und selbst wenn sie Besseres wüßten, könnten sie sich kaum danach richten. Aber handeln die Gebildeten hierin hygienischer? In ihrem Denken und Trachten, sobald es gemeinnützig wird, pflegt gesunde, der Einwirkung des Alkohols entzogene Fortpflanzung keine Rolle zu spielen, das tun höchstens die pathologischen Auswüchse der Trunksucht an sich.

Ich warne jedoch ausdrücklich davor, gerad auf die heut im Schwange befindlichen Statistiken über die Zunahme von Trunksucht und Säuferwahn viel zu geben. Wenn in Kranken- und Irrenanstalten dreimal soviele Deliranten als Insassen gezählt werden, wie vor dreißig Jahren, so liegt das erstens an der Zunahme der Bevölkerung, zweitens und mehr noch an der Zunahme der Anstalten. Die ganz notorischen Säufer, die früher in den Rinnsteinen herumlagen und sich in ihren Familien austobten, werden heut interniert, weil Platz und Mittel für sie da sind; das hauptsächlich bedeutet die „Verdreifachung" des Säuferwahnsinns in den Tabellen der Abstinenzler.

Andre Statistiken, wie z. B. über das Verhältnis des Alkohols zum Verbrechen, sind belastender. Auch hier wird aber aus Einzelbeobachtungen viel zu leicht in den grünen Klee hinein verallgemeinert. Von den 249 zu Gollnow in Pommern im Jahr 1906 Gefangenen hatten zufällig 170 ihre Tat in der Trunkenheit verübt. Doch einmal ist diese lokale Beobachtung zeitlich und räumlich viel zu eng; und außerdem wird hier dem Rausch vielleicht etwas aufgeladen, was auch ohne ihn zustandegekommen sein würde. Denn viele jener Sträflinge waren sicher zur Tat fest entschlossen, bevor sie sich zur leichteren Ausführung auch noch Mut antranken. Nur die Körperverletzung ohne Vorsatz wie die Eigentumsbeschädigungen „um den Sonntag herum" dürften in den

meisten Fällen am Trunk hängen bleiben. Und außerdem die Verschlechterung des habeas corpus-Gefühles, jene Blödheit für persönliche Selbstachtung, Unabhängigkeit und Würde, jene Schrankenbeseitigung für den Rohling, jene Auslieferung unser aller an betrunkene Bestien, die durch eine seltsame Urteilsverwirrung gegenüber dem Rausch an sich in Deutschland verschuldet werden. Jeder brutale Kerl braucht sich in unsern Grenzen nur noch das Extravergnügen einer gründlichen Völlerei zu verschaffen, um straffrei friedliche Bürger, Weiber und Kinder malträtieren zu dürfen, da er ja wegen „sinnloser Trunkenheit" nicht mehr für seine Handlungen verantwortlich ist. Die Herren Schöffen billigen ihm ohne weiteres mildernde Umstände zu, um ihrerseits, wenn sie sich betrunken haben und ausschreiten, einer ähnlichen Milde teilhaftig zu werden.

Denn die deutsche Natur besitzt leider eine tiefe und innige Verwandtschaft zu gegorenen Getränken, weil sie infolge einer schicksalgewollten Schwerblütigkeit und Schwerfälligkeit instinktiv nach Aufregung verlangt. Kleine Knaben bedürfen selbstverständlich dieser Stimulanz am wenigsten; sie sind, wenn man sie nur der Freiheit überließe, immer noch lebendig und rasch genug. Für die reifere Jugend, soweit sie nicht — was selten zutrifft — wissenschaftlich oder künstlerisch hochbegabt ist, vermag allein die Steigerung des Daseinsgefühles im Wettkampf, durch Befriedigung körperlichen Ehrgeizes, einen Schutz gerade gegen die von jener Seite her drohende Gefahr des Anheimfallens an den Trinkteufel zu bieten, und es bleibt unverantwortlich, daß, aus Angst vor Kraft und Willensenergie der Jugend, immer noch eine breite Strömung innerhalb der Lehrerschaft der Gewährung jenes Schutzes entgegenwirkt. Das autoritativ beaufsichtigte Turnen haben wir seit hundert Jahren, doch hat es die Trinkunsitten der Pennäler nicht verhindert, weil es den Ehrgeiz nicht ausreichend anregt, sondern langweilt. Retten allein kann der Sport.

Will man aber ein ganzes Volk von Erwachsenen, die unter den heutigen sozialen Verhältnissen zum abendlichen Trunk ihre völlig motivierte Zuflucht nehmen, vor der geistigen Versumpfung und Versimpelung behüten, so sind auch hier Verbot, Predigt und Schelte jedenfalls das Zwecklosesle und Trügerischste, was Unverstand aushecken und Eitelkeit vorbringen kann. Willst du nehmen, so gib, und gib etwas Besseres, als du nahmst. Für die bescheidenen Freuden, die der deutsche Bürger und Arbeiter tatsächlich nach dem Feierabend in seinen Kneipen genießt und, mögen die Folgen auch der Mäßigkeit wirklich so schwarz sein, wie sie von Abstinenzlern gemalt werden, vorläufig zu genießen nicht aufhören wird, sind als Äquivalent nur weite, lichthelle Säle denkbar, mit Vorrichtungen für alle Arten geistigen Zeitvertreibes, oder hohe geräumige Ringhallen, wo die Jugend und was sich von Männern jung genug fühlt, ihren Dauerlauf, ihren Sprung und alle Arten von Leichtathletik betreiben darf, endlich im Sommer breite Grasflächen zum Freiluftsport. Ein wirk-

sames Beispiel, wie man im Verwaltungswege dem Alkoholismus den Boden abgräbt, bilden jene Kantinen in großen industriellen Betrieben und Militärkasernen, wo das früher aufgelegte „Fäßchen" durch Selterswasser- und Fruchtsaftapparate ersetzt worden ist, die überall schnell populär werden. Denn Bier bei der Arbeit macht müde.

Daher zum Schluß noch ein paar Winke für solche Deutsche, die den gegorenen Trank völlig missen weder können noch wollen und gleichwohl unter seinen Nachwirkungen leiden. Da nun einmal unsre Kinder- und Schülererziehung stark alkoholisch ist, gelangen die meisten Kopfarbeiter infolge verlorengegangener Unabhängigkeit wegen schwer bekämpfbarer Angewöhnung in späteren Jahren dem Bier, Wein, Kognak gegenüber zu dem Standpunkt des tibullischen „odi et amo". So angenehm ihnen in Stunden abendlicher Abspannung die Möglichkeit ist, in gemütlicher Ecke bei einem guten Tropfen Ärger und Sorgen zu vergessen und eine gewisse Heiterkeit der Seele zurückzuerlangen, so lästig ist es ihnen an andern Tagen, durch eine Unruhe, die sie nicht zu Hause duldet, auch gegen ihren Willen zur Kneipe geführt zu werden. Die Abstinenz jedoch erscheint ihnen unfrei, gewalttätig und schablonenhaft. Zumal Künstler und Dichter würden den Trunk nicht hergeben wollen — man lese nur in „Peter Camenzind" Hermann Hesses Loblied auf ihn —; denn wenn es auch richtig ist, daß der Wein nichts erfindet, sondern nur ausplaudert, so herrscht ohne ihn vielfach eben doch Stummheit. Es ist also ganz förderlich, gewisse verborgene Tiefen von Zeit zu Zeit aufzuwühlen und zu prüfen, was da geschlummert hatte.

Hier aber scheiden sich die Wege. Der Mann muß danach sich richten, ob er produktiv oder rezeptiv arbeiten will. Während geistiger Arbeit ist fast jeder Trunk unnütz und störend; und Absinth, der ja momentan einen klaren Kopf machen soll, wirkt auf die Dauer geradezu vernichtend. Indessen werden alle Schriftsteller die Beobachtung gemacht haben, daß, wenn am Abend vorher bei Sekt, Austern und saftigem Fleisch in den Grenzen der Mäßigkeit gut gelebt worden war, andern Tages die Produktion müheloser und fließender als sonst vor sich geht. Nur wer disponieren, zahlreiche Entschlüsse durchdenken, viel im Gedächtnis behalten soll, wird sich an solchem Nachtag behindert, langsam, ungenau, kurz unauskömmlich fühlen, und zwar desto mehr, je unmäßiger er am Abend vorher dem Getränk zugesprochen hatte.

Immer aber ist es eine große Hauptsache, dem Körper freie Intervalle zu gewähren, um aufgenommenen Alkohol von Zeit zu Zeit völlig wieder auszuscheiden, wozu zwei Tage hinzureichen pflegen. Wer die Kraft besitzt, monatlich etwa dreimal eine Pause zu machen, bis er auch ohne die bekannte alkoholische „Bettschwere" ruhig schläft, ja wer nur soviel Energie und Geschick aufbietet, um sich tagsüber völlig alkoholrein zu halten, so daß nicht schon mittags

wieder ein neuer Keil auf den alten gesetzt wird, sondern dem Körper täglich eine viel weitere Frist zur Alkoholentlassung bleibt, der hat vom abendlichen Trunk weit weniger zu fürchten; weder Gicht, noch Arterienverkalkung gewinnen schnelle Macht über ihn. Nur die regelmäßigen, unerbittlichen Gewohnheitstrinker und Frühschöppner, die keine Pause machen und keine Ruhe gönnen, häufen sich in in ihren Körpern einen Reizzustand an, wie ihn gewisse „akkumulierende" Gifte hervorbringen. Einige der wichtigsten Organe werden bei ihnen früh fäulnisfähig und krank. Ehedem, als die Potatoren sich mehr an scharfe Getränke hielten, gab es vor allem die Säuferleber; heute, wo große Mengen kalten Bieres in den Schlauch geschüttet werden, rächt sich der Körper vorzüglich durch Herz-, Blutgefäß- und Nierenleiden. Der Nachwuchs von Säufern neigt bekanntlich zu Epilepsie und Verbrechen; der von Gewohnheitstrinkern, die ihr Muskelsystem nicht mehr übten, zu Magen- und Herzschwäche.

Ziehen wir die Summe, so finden wir: Alkohol ist kein Gift an sich, doch Unbefestigten ein Feind. Seine Tugenden enthüllt er straflos nur den Mäßigen, Muskelfrischen, Willensstarken. Die Verlangsamung der Eiweißspaltung gehört freilich zu diesen Tugenden keineswegs; im Gegenteil, wie schon Kassowitz in Wien so schlagend ausgeführt hat, heißt Leben soviel wie Zerstören, tobt in jedem starken und gesunden Menschen der heftigste Zellenkampf, ein unablässiges Einreißen und Wiederaufbauen. Je schneller und ausgiebiger dieser Stoffwechsel, desto frischer und leistungsfähiger der Mensch, desto sicherer ein hohes Alter; je verlangsamter, desto wahrscheinlicher die Ablagerung träger Unlustprodukte in den Zellen und ihre Gärfähigkeit, ihre Fäulnis beim ersten krankhaften Anstoß. Die subjektive Kraft steigert Alkohol nur bei lebhafter Bewegung an freier Luft; im Stubenbrodem versagt er. Ihn „Volksnahrungsmittel" zu nennen, ist Humbug; er ist bestenfalls eine Näscherei. Seine starke Verbreitung entstammt leider schwer überwindbaren sozialen Ursachen. Den größten Schaden jedoch richtet er an durch ungünstige Beeinflussung jener allerfeinsten Zellgebilde, aus denen die neuen Generationen emporgedeihen sollen, richtet er an durch den Verderb der Jugend.

An Hermann Friedrichs

Kellinghusen i. Holstein, 8. März 1885.

Sehr geehrter Herr Chef-Redacteur!

Ich lese eben — oder las vielmehr — Ihren ausgezeichneten Artikel „Die Clauren-Marlitt" in Nr. 10 des Magazins. Lange habe ich nicht solche Freude gehabt. Bravo! Bravo! (Verzeihung, aber es ist der beste Ausdruck meiner augenblicklichen Stimmung). Dies verdammte Frauenzimmer im Gartenlauben-lorbeerkranz!

Noch einen Schlag, werther Ritter, noch einen!!! Ich weiß nicht, wo das steht, (Shakespeare?), aber einerlei, das Wort geht mir nicht aus dem Kopf, seitdem ich Ihren kühnen Artikel las!

Es ist ja schändlich, wie Deutschland heimgesucht wird von solchen Romanfabrikanten u. fabrikantinnen. Die Gartenlaube an der Spitze.

Sie haben durch den Artikel eine That gethan, u. jeder wirklich gebildete Deutsche wird Ihnen dafür aus vollem Herzen danken. [. . .]

Ihr ergebenster Detlev Frhr. Liliencron.

Hamburg — sonst Kellinghusen, Holstein, den 20. März 1885.

Sehr geehrter Herr Friedrichs!

[. . .] Die Verwässerung und elende Verschrumpfung, ja Demoralisirung des „Volkes", also hier im besten Sinne des Wortes „Volkes", durch die Romane der Gartenlaube (insbesondere von der Marlitt) und des Daheim, zahlloser geringerer Journale nicht zu gedenken, liegt zu deutlich vor Augen. Ich meine: die Verwässerung und Demoralisirung des Geschmacks an guten Büchern. Die Marlitt schreibt für Backfische und alte Jungfern. Daheim (eigentlich ebenso schlimm) schreibt im Tertianerstil. Während ich beim Lesen in der Gartenlaube immer das Gefühl habe, daß es in diesem Blatt schändlich abgesehen ist auf die Duselseligkeit, litterarische Unwissenheit und Verkommenheit des „Volkes", dem solches scheusliche Marlitt- und Werner-Schüsselwasser das Liebste ist — habe ich beim Lesen im Daheim immer den Gedanken: „Mein Gott, du bist doch kein Tertianer mehr; bist denn du so verkommen, daß in so pastoren-väterlichem Tone zu dir geredet wird". Daheim kommt mir vor wie ein Werk- und Armenhaus, wo der Hausvater seine Andachten hält. Gräßlich, gräßlich . . . Das aber glaube ich vom Daheim, daß es edelste Absicht ist, um „das arme versumpfte, versinnlichte Volk zu retten", daß es (das Daheim) felsenfest überzeugt ist, durch solche Kindersuppen die Krankheit des modernen Realismus — in den wir, Gott sei Dank, mehr und mehr hineinsegeln — niederzuwerfen. Die Gartenlaube aber geht nur auf den Abonnenten-

fang aus. Es wäre ihr durchaus gleichgültig, wie die Tendenz und welche Tendenz, wenn nur „was einkommt". Und es ist ja auch natürlich und gewiß zu verstehn, daß Jeder an seinem Lebenszweig verdienen und gedeihen will, also auch die Gartenlaube, — aber es soll doch nicht auf Kosten ganzer breiter Volksschichten geschehn [. . .]

Zu meiner Knabenzeit — verzeihen Sie, wenn ich einen Augenblick subjektiv werde — überschwemmte Franz Hoffmann die Kinderwelt mit 1000 Erzählungen. Auch wir hatten diese Erzählungen auf unserer Gelehrten Schule; aber sie wurden plötzlich verboten — und sehr mit Recht, — weil sie jeden guten Geschmack zu vernichten drohten, ich meine: jede Freude an Geschichte, guten Reisebeschreibungen pp. Ähnlich ist es mit den Marlittschen Romanen. Entsittlichend, geradezu widerwärtig ist darin der ewig wiederkehrende alte (ältere [wenigstens hat er meistens graue Haare]) Herr, der schließlich die betreffende junge Heldin heirathet. Nicht einmal jung zu jung, wie es einzig und allein natürlich ist.

Es ist übriegens eine der schwerest zu beantwortenden Fragen, was soll denn das „Volk" (— immer im besten Sinn gesprochen —) zum Lesen bekommen. Den Fall gesetzt, die Gartenlaube böte statt Werner, Marlitt und Genossen Novellen von Wildenbruch, z. B. „Die heilige Frau", oder von Th. Storm, Turgeniew, Th. Fontane, — — — binnen drei Monaten hätte sie 40,000 Abonnenten weniger. Wir „Gebildeten" (Sie verstehn, wie ich das Wort meine) nehmen Gartenlaube, Daheim und so weiter lediglich zur Hand, um die Bilder darin zu besehen, finden beim Blättern ab und zu eine uns interessirende Skizze, eine Biographie pp., aber dann ists „alle". Das „Volk" — ich wiederhole zum letzten Male, daß ich mit diesem unsre brave, herrliche, meistens handarbeitende Mittelklasse meine — unser Volk liest aber mit Begier „die Geschichte" in diesen Journalen. Die Lesenden bilden sich ein, daß es etwas Herrliches sein müsse, was so sehr überall angepriesen wird — und werden in ihrem Geschmack vergiftet. Aber wie da zu steuern ist, den Geschmack ins richtige Fahrwasser zu bringen — ich weiß es nicht. Unsere Klassiker, die ja jetzt so unendlich billig zu haben sind, werden doch auch stets nur gelesen werden — wenigstens mit Genuß und Verständnis — von den upper ten thousand.

Gestern war ich hier in einer mir seit langem bekannten Kneipe mit vielen Gelehrten und Künstlern zusammen. Ich darf hier einschalten, daß Hamburg eine große Zahl von tüchtigen Gelehrten und Künstlern — meistens in guter Finanzlage — besitzt, und daß die gute Stadt nicht von oben herab nur als Kaufmanns- und Beefsteak-Stadt anzusehen sein dürfte. Es wurde viel über Ihren Artikel gesprochen, und es hätte Ihnen eine himmlische Freude bereitet, zu hören, wie hocherfreut Alle waren über Ihre kühne That. Daß Sie nun heftig angegriffen würden, wurde von keiner Seite bestritten. Ich habe nicht

das mindeste Zeug dazu, sonst würde ich mich Ihnen wenigstens als Schildhalter anbieten, daß Sie mit beiden Händen das Lessingschwert brauchen könnten. So viel aber steht fest: Es herrscht über Ihren Artikel bei den wahrhaft Gebildeten nur eine Stimme, nur eine Freude. [. . . .]

Sehr geehrter Herr Redacteur: Es war Unrecht, Sie so lange mit meinem langen Briefe aufzuhalten, da ich mir denken kann, wie Sie in der Arbeit sitzen — aber immerhin ist es ein erneutes Zeichen, wie sehr ich mit Ihnen im Kampfe stehe. So weit angänglich und thunlich, würde ich nicht persönlich werden, so schwer es auch oft sein wird. Aber ich denke immer bei litterarischem Streit an den feinen, vornehmen, haarscharfen, immer liebenswürdigen Lessing und an den plumpen Götze — wenn auch andererseits „goldene Rücksichtslosigkeiten" erfrischen wie „Gewitter".

Mit aller Hochachtung und Verehrung

Ihr sehr ergebener D., Frhr. Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, den 25. März 1885.

Sehr geehrter Herr Chef-Redacteur!

[. . . .] In Betreff der „Popoklatsche" (Pardon) gestehe ich offen, daß diese hätte vermieden werden können; aber nichts im Mindesten Anrüchige entdecke ich darin. Wahrscheinlich hätte ich in unschuldigster Weise darüber gelacht, wenn ich nicht durch Dr. Widmanns Kritik darauf aufmerksam gemacht worden wäre.

Was Sie über K. Bleibtreu schreiben, ist auch meine Meinung, obgleich ich bis jetzt nur sein „Lyrisches Tagebuch" las. Ich habe, vorläufig für mich, sechs Bogen drüber geschrieben, die ich dann zum Sommer mit verwenden könnte eventuell, und zwar im Verein mit meiner Meinung über die „Kraftkuren" pp. — Ich hatte von K. Bleibtreu einen sehr interessanten Brief, der mir das bestätigte, was Sie mir über ihn geschrieben hatten. Ein Kraftgenie! aber er schreibt zu viel. Seine Ansichten über Dichter und litterarische Angelegenheiten sprudeln wie Sturzbäche, reißen unendlich viel mit sich; ob Alles mit Grund, stelle ich dahin. Jedenfalls, ohne allen Zweifel, ein Original. Wenn er wenigstens die Feile gebrauchen wollte. Ich rieth ihm, vorm jedesmaligen zubettgehn wenigstens ein Platensches Sonett zu lesen, nur um die Meister der Form kennen zu lernen. Er brauchte ja kein Platenschwärmer deßhalb zu werden. Er wird mich auslachen.

Schon in einer früheren Kritik über Ihre „Erloschenen Sterne" las ich, daß Sie Hamerling sehr studirt hätten. Ich weiß es genau: Als ich Ihre Gedichte las, sagte ich mir, es steckt in „Erloschene Sterne" kein Hamerling'scher Einfluß. Nun aber stand dasselbe neulich im Magazin, und ich beschied mich also. Es war mir deßhalb außerordentlich interessant, daß Sie mir persönlich neulich

schrieben, daß dies nicht der Fall; das ehrt Ihren Kunstgeschmack und Ihre Selbstständigkeit und (pardon) meinen „Riecher“. Ich habe wirklich darin etwas Talent: das, was man eine feine Nase nennt.

Sie erwähnen in gütiger Weise meine „Adjutantenritte“. Ich gebe Ihnen in einem Theile Recht, anderentheils aber kommt es von dem verrückten Titel her, den Herr W. Friedrich ausgewählt hat. Wirklich fein gebildete litterarische Menschen (— ebensogut Offiziere —) kaufen dieses Titels wegen das Buch nicht; andere dagegen, die glauben ein Büchelchen à la Winterfeldt zu erlangen, legen es natürlich — ihrem Bildungsgrade gemäß — sofort weg. Ein Freund rieth mir neulich allen Ernstes, W. Friedrich, meinen Verleger, zu veranlassen, das Buch auf die Bahnhöfe Deutschlands zu senden. Da fände der Titel Anklang. Nit übel! — Na, es kommt auch schon. Vielleicht macht Friedrich noch ein gutes Geschäft mit mir.

Über meinen feinen, vornehmen, unsäglich eitlen, merkwürdigen Landsmann Th. Storm, den Adelshasser, auf allen Gütern meines kleinen Heimathlandes aber vom Adel sich gern verhätscheln lassenden Dichter schreibe ich schon lange, und stelle in diesem Frühling gerne einen Essay zur Disposition. Den müßten Sie kennen. Wirklich — ein Dichter! Ich sah ihn neulich auf einem Diner, wo man mich neben ihn setzte. Das Erste war, daß er eine Flasche Rothspohn umgoß; dann aber stürzten die Damen auf ihn, und Alles war bald wieder gut. Es genirte ihn absolut nicht. Er kam eben von seiner Berliner Triumphreise. — Sollte ich einmal in Leipzig die Ehre haben Sie zu sehen, so erzähle ich Ihnen von ihm. Der ist ein wahrer Dichter.

Mit freundlichsten Grüßen und herzlichem Dank für die Novelle

Ihr sehr ergebener D. Frhr. Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, 22. IV. 1885.

Sehr geehrter Herr Chefredacteur!

Der mir gütigst übersandte und anbei wieder zurückfolgende Artikel von Woldemar Kaden scheint allerdings stark persönlich zu sein. Aber das sieht ja Jeder, der den Artikel liest. Sie könnten W. Kaden sofort wieder packen, wenn Sie ihn an einer sehr wunden Stelle seines unbegreiflichen Geschreibsels angriffen; ich meine, daß er die Marlitt auf eine Höhe stellt mit Louise von François. Die Dinklage und die Hillern — allerdings! Aber mit L. v. François nimmermehr!

Übriegens werden Sie, geehrter Herr Friedrichs, durch die heftig tobende Fehde ein berühmter Mann. Vor allen Dingen, und das wollte ich schon, ehe ich gestern Ihr liebenswürdiges Schreiben erhielt, Ihnen sagen, haben gewiß Tausende mit mir dieselbe Freude getheilt über Ihre Vertheidigung in No. 16. Nichts von Persönlichkeiten! Das war so famos. Der Artikel ist durchaus

sachlich gehalten, und bietet nach meiner Ansicht kaum mögliche Gelegenheit, wieder von gegnerischer Seite vorzustürmen. Ich habe mit vielen gebildeten Menschen über Ihren (1.) Marlitt-Artikel gesprochen, mit Beamten, Offizieren, Pfäfflein, Richtern pp., mit Leuten aus allen politischen Lagern, von allen möglichen Ansichten — sie alle (allerdings fern vom Schuß) sie alle hatten nur ein Wort gegen die Marlitt, d. h. gegen ihre blödsinnige Romanschreiberei.

Unglaublich ist es, wie Kaden den Heineschen Sermon losläßt. Hat nicht Heine wie toll gerast gegen Gott weiß welche Damen! Man sehe „Höllenfahrt" Caput XVIII.

Es ging auch große Rede im Volk
Von weisen blaustrümpfigen Frauen.
Ei, meint' ich, die lassen mich vielleicht
Das Kunstwerk der Zukunft schauen.

Und folgen die bekannten 23 Strophen. Die hat Kaden wohl nicht gelesen.

Ich würde nicht mehr auf Kadens Angriff eingehn. Es muß Jeder herausfühlen, daß er persönlich angreift. Haben Sie den famosen Aufsatz in der Deutschen Schriftsteller-Zeitung gelesen von Wolfgang Kirchbach: „Die deutsche Kritik?" — Von Karl Bleibtreu las ich nun fast Alles was er schrieb. Seine Gedichte sind einzig: aber in seinen Prosawerken, wie sehr bleibt er z. B. hinter H. Heiberg zurück. Ich muß, unter uns, sagen: Ich war grenzenlos enttäuscht. Andererseits doch gelingen ihm Prachtnovellen, z. B. die Norwegischen, die ich begeistert recensiren werde. Seine Schlachtenmalerei ist grandios! Aber dennoch sieht man, daß er nicht dabei gewesen ist. Was wäre das für ein tüchtiger Offizier geworden: Seine colossale Phantasie und der nüchterne Generalstabs-Offizier zusammengeknetet: Alle Achtung! — Aber ich liebe Bleibtreu: Da steckt in ihm ein Feuer, ein Blasen, ein Gedonnere, ein die Nase in den Wolken: es ist famos! Wenn er nur nicht so überaus flüchtig sein möchte. Seine Bücher wimmeln von — Nichtschreibfehlern. Ich glaube, wenn er anfängt, vornehm zu schreiben, abzuwägen, sich zu freuen am schönen Stil — er wird ein großer Dichter. Vorläufig noch Tohuwabohu. Nächstens also mein Storm- und mein Bleibtreu-Aufsatz. Ich glaube, Sie werden sie nicht brauchen können, oder wenigstens sehr zustutzen müssen. Ich werde einmal von der Leber wegsprechen. Über den Anfang des Storm-Aufsatzes werden Sie laut auflachen, aber Ja! Ja! Ja! rufen. Die gelbe Giftpflanze Neid scheint ja in Schriftstellerkreisen recht sehr zu blühen. Scheuslich. Ich kenne außer Storm, wie schon gesagt, keinen „Dichter" oder Künstler überhaupt persönlich. Noch immer stelle ich mir unter „Dichter" einen Schmierrock vor mit öldurchtränkten „wallenden" langen Haaren, angekränkeltem Hemde, 4. Stockwerk pp. die Augen im Wahnsinn rollend pp. [. . . .]

Anliegend beehre ich mich 12 Sicilianen zu überreichen mit der Bitte, falls

sie gefallen sollten, sie abdrucken zu lassen. Wenn — dann in der Reihenfolge, wie ich sie gebe, zuletzt: Allerliebst. Die Siciliane ist eine charmante Form, um ein Bildchen, einen Gedanken, womöglich mit einer Pointe, hineinzupassen. Ich schwelge darin in „reinen" (wer lacht da!) Reimen und Abkneifung von Hiaten — wenn ich auch in letzterer Beziehung nicht pedantisch bin, aber: „Sie Igel" oder „Du Uhu" schreib' ich nicht mehr.

Gefallen sie nicht, so bitte als Ziegenfutter pp. zu verwerthen. Für meinen sehr verehrten Verleger W. Friedrich wäre es vielleicht nicht uneben, wenn sie im Magazin gedruckt würden. Jedenfalls hat Ihr Marlitt-Artikel den großen Vortheil, daß er in Alldeutschland einen Sturm erregt hat, daß Sie endlich einmal ausgesprochen haben, was Tausende schon seit Jahren gewünscht — aber nicht dazu den Muth hatten. Der Kampf ist entbrannt.

Ihr ergebenster D. Frhr. Liliencron.

Geehrter Herr Chef-Redacteur! Kellinghusen, Holstein, d. 29. 4. 1885.

Besten Dank für Ihr liebenswürdiges, intressantes Schreiben vom 27. d. M. und für die Nummer 15 der „Gesellschaft" (weshalb, en passant, dieser schreckliche Titel: Die Gesellschaft? Allein dadurch wurde ich im Januar abgehalten, zu abonniren).

Ich möchte Ihnen vor allen Dingen meinen herzlichen Glückwunsch sagen, daß Sie („Margarethe Menkes") so überaus verschieden recensirt werden. Denken Sie an das erste Erscheinen „Werthers" von Goethe! Überhaupt an das Erstlingswerk jeden Dichters, ich meine natürlich „echten" Dichters. Ich unterschreibe kein Wort, was Ihnen Wolfgang Kirchbach sagt. Der classische Stil, der in „Margarethe Menkes" herausleuchtet, macht selbst das Uhukapitel lesbar. Ich habe, aus reiner Freude über den wundervollen Stil und gerade auch, um die meisterhafte Entwickelung des Romans noch einmal auf mich wirken zu lassen, das I. Buch wieder durchgelesen. Es ist ganz herrlich. Das möchte ich mit Freuden nachsprechen, was das Deutsche Tageblatt sagt: den ungeheuren Stoff in eine quasi Novelle von erschütternder Tragik zu zwängen. Eins hatte ich vergessen zu schreiben im letzten Briefe: S. 209 geben Sie uns ein Gedicht: (Die Wahnsinnige):

„Bruder, Bruder! ruft es tausendstimmig," u. s. w.

Das Gedicht, ganz gut hierhergehörend, hat m. E. nicht die Wirkung, die Sie beabsichtigt haben. Ein feiner Geist wird unwillkürlich an Schillers gräßliches Gedicht (in diesem Sinne) erinnert werden: die Kindesmörderin, oder an das ekelhafte: Elegie auf den Tod eines Jünglings. Ich würde es bei der nächsten Auflage auslassen.

Was die Tagespresse in ihren Recensionen bringt, lese ich niemals. Das ist größtenteils Blödsinn. [. . .]

Donnerwetter! Ist das ein Artikel von Bleibtreu in der „Gesellschaft": Berliner-Briefe. I. Spielhagen, Schmierke! Sudelmann!!! — — — Knoblauch! . . Nein doch! das ist zu scharf. Spielhagen und — Schmierke, Sudelmann, Knoblauch. Es kann vielleicht dem Olympier Spielhagen nicht schaden, aber dennoch: das ist zuviel. [. . . .]

Was er von Heiberg und Wildenbruch sagt, ist scharf wahr. Voß kommt am Schlimmsten fort. Der Artikel muß ungeheures Aufsehen in Deutschland machen. Zur selben Zeit beinahe die „Gegenwart"=Erzählung und Ihr Clauren=Marlitt=Artikel. Aber Etwas ist nicht schön von Bleibtreu: sein Urtheil über Paul Heyse. Es ist mir völlig unerfindlich, wie er ein solches abfälliges Urtheil geben kann. „Süßlich" ist doch gerade Heyse niemals! Nun aber denke man an den Schluder= und Pluder= und Hastdunichtgesehn=Stil von Bleibtreu und halte ihm eine Heysesche Novelle — irgend die erste beste — gegenüber! Weshalb denn die Wuth der „Gesellschaft" (unglückseliger Titel) auf P. Heyse?

Aber eine unverhohlene Freude über den Bleibtreu=Artikel kann ich nicht unterdrücken. Bleibtreu ist ein Feuerkopf; er muß einen scharfen Verstand haben. „Mutzelburg" spukte vor 10—15 Jahren einmal sehr in Nähmamsellköpfen. Spielhagen und — — — Mutzelburg! Ich habe erschütternd lachen müssen. Übriegens Gott gnade, wen der gute Bleibtreu in die Finger kriegt. Ja, seine Schreibwuth tötet ihn. Ich bin froh, „Kraftkuren" nicht recensiren zu müssen. Seine Gedichte, ich bleibe dabei, sind ganz einzig in ihrer Art.

Es würde mir äußerst interessant sein, wenn Sie die Güte haben wollten, mir Ihre neuen Gedichte zu geneigtem Einblick zu übersenden. In den „Erloschenen Sternen" (nach meiner sehr unmaßgeblichen Meinung: kein gutgewählter Titel) interessirt mich die altrömische Welt so sehr wenig. Das ist es: Ihre Kraft und Ihr Können und Ihr Genie steckt im Roman! Dessen bin ich sicher. [. . . .] Ihr ergebenster Frhr. Liliencron.

Lieber Freund! Kellinghusen, Holstein, 1. 6. 85.

Es ist mir das Außerordentliche passirt, daß ich Ihr wundervolles Gedicht „Fantome" fast auswendig kann. Etwas mag daran liegen, daß ich die Gedichte, die meinem Herzen nahe und näher sind (die aus Deutscher Umgebung entstandenen) mit mehr Liebe in mich aufnehme, als aus Italien und Indien stammende.

In Italien bin ich nur einmal gewesen, aber im 4. Lebensjahr, habe also nichts behalten. Und nun werde ich auch vielleicht erst dann hinkommen, wenn einem die Mädels anfangen gleichgültiger zu werden. Eine verzehrende Sehnsucht hab ich, noch einmal eine Vollblutitaliänerin zu küssen und zu umschlingen. Donnerwetter, beneid' ich Sie!

Ich stand in dieser Zeit auf dem Sprunge, meinen Abschied einzureichen, und nach Berlin zu ziehen. Aber ich habe ein so großes Gehalt. Immerhin ist mein „Geschäft", die Verwaltungsbranche, noch von allen oder vielen Civillebensberufen das intressanteste; es kommt eben das ganze menschliche Leben darin vor. Hab ich z. B. heute die Klage der Frau Müller anzuhören, der die Frau Meier ihre Nachtmütze auf die Gartenhecke zum Trocknen hing — so morgen einen Brandstifter oder eine Giftmörderin zu verhaften.

In meinem Bezirk hab' ich einen interessanten kleinen Versteck, wo zuweilen Zigeuner tanzen und singen und spielen vor mir, und allerlei Scheerenschleifervolk zusammenkommt. Zum Entsetzen — meiner Gendarmen und Polizisten. Das können sölche verdammten Polizeiseelen nicht begreifen. Natürlich ist es tolles Gesindel, dies Zigeuner- und Scheerenschleiferpack. Aber solange mir nicht die Anzeige von der gestohlenen Gans gebracht wird, laß ich sie laufen. Dafür singen sie mir allerlei vor. Wenn Sie da einmal mitreiten könnten! — Nein! aber deßhalb möchte ich den Abschied: den ganzen Morgen, und oft auch Stunden Nachmittags, muß ich in meinem Bureau arbeiten — dann ist man mürbe Abends!

Ach! Der Pflichtpflug! Aber auch der hat ja so gute Seiten [. . .]

Immer Ihr getreuer Liliencron.

Lieber Freund! Kellinghusen, Holstein, d. 10. Juni 1885.

Dank, großen! für „Schlechte Gesellschaft". Ich habe das Buch nun durchgelesen, und bin — starr, ja starr! Ich will es ruhig noch einmal durchnehmen, bis ich mein Urtheil gebe. Das Werk wird natürlich ein colossales Aufsehn erregen. Zunächst wird es — und das freut mich für die Geldbeutel Herrn Wilhelm Friedrichs und Bleibtreu's — von der Staatsanwaltschaft verboten werden: Also die bekannte Reclame. Die Staatsanwaltschaft wird es natürlich wieder ganz falsch auffassen und es verbieten vom Standpunkte der gefährdeten Sittlichkeit des Deutschen Volkes. Nichts hat Bleibtreu ferner gelegen. — Aber, aber — dies ewige Verkriechen in die — Closets, wenn eine Beobachtung gemacht werden soll [. . . .]

Aber was wird die litterarische Welt sagen? Mit wie furchtbarer Wuth wird nun Alles über Bleibtreu herfallen: ganz Deutschland hat Gift gesammelt, um es bei der nächsten Gelegenheit — und eine bessere giebt es augenblicklich nicht — dem Kühnen (ja, das ist er!) ins Gesicht zu spritzen. [. . .] Der Hauptangriffspunkt Alldeutschlands gegen Bleibtreu wird sein: Er wollte dans toutes les parties Zola nachmachen, und das ist ihm nimmer gelungen! Ich muß selbst sagen:

Von Zola las ich nur „Nana", und zwar zuerst (natürlich mit Hülfe des besten französischen Wörterbuchs) im Originaltext. Ja, ich war entzückt von

den Schilderungen; mich störten die zahlreichen anrüchigen Worte wenig: es war eben im elegantesten Französisch geschrieben, und so voll von herrlichster Schilderung, daß ich Alles Andere (Schmutz) vergaß. Dann las ich „Nana" in deutscher Übersetzung! Nach drei Seiten warf ich es vor Ekel in die Ecke. Scheuslich. Wir — wir Deutschen haben einmal nicht die Gabe: französisch zu schreiben. Sie verstehen, was ich damit meine. Bei uns, wagt es einmal einer wie Bleibtreu, wird sofort Alles massiv, grob, unflätig. Es stinkt. Und Bleibtreu hat nicht einmal die letzten Consequenzen gezogen, wie es Zola thut. [.....]

Für Ihre große Güte, lieber Freund, eventuell selbst mein Drama „Die Rantzow und die Pogwisch" zu lesen, bin ich Ihnen sehr dankbar — aber es ist zu viel verlangt. Ich habe es gestern an Bloch in Berlin geschickt. Und bin jetzt sehr gespannt. Immer Ihr ergebenster Detlev Frhr. Liliencron.

Lieber Freund! Kellinghusen, Holstein, 13. Juni 1885.

[........] Wegen des Buches „Schlechte Gesellschaft" werde ich also vorläufig kein Wort an unsern Bleibtreu schreiben. Ich komme mir in Betreff dieses Buches wie ein Feiger vor. Denn es wollen sogenannte moralische Blasen bei der Lectüre aufsteigen; aber dann — wenn auch Bleibtreuchen in seiner Zola-Verehrung weit übertrieben hat — muß ich mit klingendem Spiel und Fahnenentrolle und Hurrahgeschrei mit Bleibtreu marschieren. Das Buch ist so voll von Genieblitzen, so voll von eigenen Ansichten, von trefflichen Gedanken, ab und zu auch von Storm-Turgeniew-schönheitsgleichenden kurzen Naturschilderungen (— Fahrt auf der Donau bei Pest —), so voll von echtem deutschen Muth, so voll von (— bravo! bravo! —) Philister-unter-die-Füße-Getrampel, daß ich 100000 Hurrah für den Berserker schreie. Ich weiß nicht, ob Sie mir beipflichten. Aber — ich habe bei Karl Bleibtreu (der mich ganz enorm interessirt) immer den trüben Gedanken, daß sein sehr kluger Kopf überhand nehmen muß über sein Herz. Und dann ist der Karl verloren. Bis jetzt hält noch sein enormer Drang zur Wahrheit die Wage. Etwas hätte er aber sein lassen können — ich will hier nicht pro domo sprechen —: das ewige Geschimpfe und Herabsetzen der Offiziere. Das möge er billig den Colportage-romanfabrikanten überlassen. Gerade Bleibtreu hat durch seine Militairischen Schriften sich so viele Freunde unter den Offizieren gemacht, daß er wohl anders hätte schreiben können. [....] Das will ich ihm später einmal sagen, daß er meine guten harmlosen Lieutenants nicht ganz so viel mitnimmt.

Ich habe mich riesig gefreut, daß Sie über Rückert so denken wie ich. Ja! hätte er ein Drittel weniger gegeben. Gestern Nachmittag las ich Ihr Gedicht „Verlassen" um 2 Uhr, und war so überrascht und enchantirt, daß ich Ihnen sofort einen telegraphischen Gruß sandte. Noch einmal: „Verlassen": Die beiden

ersten Strophen sind wieder wundervoll in ihrem schneidigen, bissigen, höhnischen Schmerz. Nun aber darf nur noch **eine** Strophe folgen. Auf diese bin ich gespannt. Hüten Sie sich vor Allgemeinheiten, wie „feile Reize", „Prunkgemach", und Ähnlichem. — Zum Schluß noch: Bei mancher Herrlichkeit in Ihren „Sachen" (auch im Roman) tritt mit einem Male ein ganz unmotivirtes Wort auf, z. B. „Schauerlitanei", „der um Mitternacht krächzende Rabe", „der Uhuhuhuhu" u. s. w. Das durfte nur Einer ungestraft wagen — Bürger.
Immer Ihr getreuer Liliencron.

Kellinghusen, an einem blödsinnig heißen Sonntag
im Adamskostüm. 5. 7. 85.

Herzlieber!

Tausend Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 2. u. 3. d. M. und für die große, ja **große** Ehre, daß ich ein Buch für's Magazin recensiren soll. Ich that es, im ersten Sturm, und mit Begeisterung. Allerdings —: Arno Holz ist ja wüster, rothester Socialdemocrat, aber fort mit der Feigheit, und mir schließlich egal: Arno Holz ist ein aller-allererster Dichter. Schockschwerenoth noch einmal! Ich schrieb die Kritik, wie mir der Schnabel gewachsen ist: Voll Fröhlichkeit und Begeisterung für A. Holz. Nie hört' ich von ihm. Aber lesen Sie den Wischwasch, und gefällt's Ihna nit, streichen Sie's teilweise oder ganz. Meine Kritiken weichen durchaus von der Schablone. Neid oder so etwas kenn' ich nicht. Und wo ich — ach! wie selten! — wirklich Herrliches finde, warum soll man's nicht ausposaunen. — Aber hören Sie, bester Herr Chefredacteur! das ist ja eine ganz colossale Revolution in der Dichterwelt zur Zeit. Eine neue **Epoche**. Ich fühl's in jeder Fiber. Und ich marschiere mit. Die politische Geschichte geht mich darin nichts an, ich bleibe Royalist bis zum letzten Athemzuge, und mit Wonne leg ich für meinen Kaiser-König den Kopf auf den Block. Und mein letzter Ruf bleibt in Ewigkeit: Es lebe der Kaiser! [. . . . .]

In Schriftstellerangelegenheiten bin ich leider gänzlich unbekannt, und deßhalb thue ich eine vielleicht thörichte Frage: Erfordert es der Anstand, daß man erst dem, den man kritisirt, die Kritik zur Durchsicht sendet? [. . . . .]

Ach, lieber Freund, statt hier in dem verdammten Lausenest zu sitzen, wie gerne wäre ich einmal bei Ihnen — bei Euch! — Leipzig kenne ich nur von vor 20 Jahren her als Fähnrich. O du selige, o du fröhliche Fähnrichzeit! Käme **die** doch noch einmal!

Mit tausend herzlichen Grüßen Ihr treu-ergebener Detlev Liliencron.

Sehr lieber Freund! Kellinghusen, Holstein, 9. 7. 85.

Vor allen Dingen — und das wollte ich schon seit Langem an die Spitze

meines Briefes stellen — haben Sie, und in Vieler Namen, einmal herzlichen Dank von mir für die Führung des Magazins. Wir verdanken Ihnen Vieles. Natürlich sind Artikel darunter, die eben nur von besonderen Liebhabern gelesen werden. Das schadet nichts. Dafür ist eben das Magazin keine einseitige Fachzeitung. Es mag komisch klingen, aber wer interessirt sich, außer mir, für die dänische Litteratur? Ich lese so ziemlich Alles noch schlankweg im Original. Und da interessirt mich's sehr, wenn ich die guten dänischen Schriftsteller im Magazin wiederfinde. Heiberg und ich gehören noch zu denen, die gezwungen Dänisch lernen mußten als Kinder.

No. II von H. Heiberg's „Wie schreibt man Bücher?" erreicht übriegens nicht annähernd den colossal frischen Eindruck von No. I. Der gute, liebe Hermann Heiberg sandte mir gestern „Ein Buch", in dem ich vieles finde, das er mir schon aus kleinen Zeitungsblättern sandte. Einzelnes hätte fehlen können (zu sehr: Th. Storm), aber die meisten Skizzen sind doch wieder meisterhaft. Nun nur Eins noch, was Zolling richtig und scharf erkannt hat: Die Feile, die Feile, die Feile.

Nein, liebster Freund, ich hab' einen Purzelbaum geschossen! als ich heute in Ihrem liebenswürdigen Briefe las, daß Sie en effet meine Kritik über Arno (schändlicher Name!) Holz annehmen wollen! Ist das Ihr Ernst? Aber dann muß ich noch corrigiren. Ich flehe, überlegen Sie sich, ob nicht das Magazin leidet, wenn meine so gänzlich zunftlose Recension drin steht. Denken Sie an die Langgesichter Zolling's, Pietsch's, Julian Schmidts u. s. w. Die werden mich ja steinigen. Und vielleicht mit Recht: Es sind ja nur frische, tiefstherzenskommende, ich möchte sagen: Naturfreudenlaute, daß wir einmal Dichter finden. [. . . .]

Was Sie über die jetzige Sturm- und Drang-Periode mir heute schreiben, hat mich ganz besonders interessirt. Wie fatal ist die Sache mit Bleibtreu's „Schlechter Gesellschaft". Es wird mir ein innerstes Vergnügen machen, über den Berserker zu schreiben. Unglaublich interessant ist das Kerlchen. Rennt natürlich mit zahlreichen blutenden Wunden umher: etwas Unfertiges noch, aber doch schon ein Ganzes. Und die grimmig erhobenen Pranken, die glühenden Augen des Bären: gegen 60 Rudel Wölfe: die verdammten, das ekelhafte Wort „sinnig" gepachtet habenden Recensenten! Und rechts und links, lieber Freund, lassen Sie uns uns aufstellen mit vorgestrecktem Speer, um den Bären zu unterstützen! [. . . .]

Halten Sie ein wenig von Ihrem Detlev Liliencron.

Liebster Freund! Kellinghusen, Holstein, 14. VII. 85.

[. . . . .] In Betreff meiner Recension, so soll sie in drei Tagen fertig sein nach Empfang Ihrer Gedichte. Dann send' ich erst sie Ihnen ein, und darauf

an Zolling. Ich wollte für mein Leben gern, daß sie in die „Gegenwart" käme. Ist es angänglich, daß Zolling erst meine Holz'sche Kritik in die Hände bekommt?? Damit er sich etwas an meinen Stil gewöhnen kann, und nicht gleich vom Stengel fällt!!!??? [...]

Ich schlage Rad vor Freuden, daß Ihnen meine Kritik gefällt über Holz. Ja, das ekelhafte Wort „sinnig" ist darin nicht zu finden. — Übriegens, wie ja auch der Berserker schreibt: Arno leidet am Größenwahn, deßhalb kann die kleine Abkühlung nicht schaden. — Sonst aber: Ich fühle rasend mit dem Arno. Neulich träumte ich (vorgestern Nacht): Der gute Arno stände mir auf einer Barrikade gegenüber. Ich, meinen Musketieren voran, auf ihn zu: unterfange ihn, er liegt in meinen Armen, ich küsse seine bleiche Dichterstirn: das rothe Tuch, die schwarzen kurzen Locken um das blasse Antlitz ... dann kämpften wir ... und ich erwachte. [....]

Was Sie mir über die Gebrüder Hart schreiben und deren „Berliner Monatshefte" ist mir insofern recht fatal, da ich so sehr auf etwas Honorar gehofft hatte. Auffallend war es mir, daß die guten, lieben Brüder mir seit jetzt fast 3 Monaten auch nicht die kleinste Nachricht sandten über Annahme meiner Novelle. Und nun erfahre ich, daß sie schon im Druck ist, durch Bleibtreu.[...]

Wie sehr thut mir Bleibtreu leid. Ich unterschreibe, was Sie sagen. Es liegt etwas Krankhaftes in ihm. Aber — zum Heile der Deutschen — ich hoffe, wir kriegen ihn durch. Übriegens halte ich das Karlchen für zu *edel*, als daß es Neid sein sollte auf das größere Genie Holz! Stimmen Sie mir nicht bei? — Wie gerne *spräche* ich mit Ihnen einmal über Bleibtreu. Schriftlich ist Allerlei zu schwer auszudrücken. .... Ich kann jetzt Tagelang das Gefühl nicht loswerden, daß ich einmal an Bls. Krankenbett gerufen werde. Wie gerne möchte ich diesen tapferen Achill pflegen. —

Ihr treuergebenster Detlev Liliencron.

Der Schulmeister von Gagern/ Eine Gerichtsverhandlung von Jakob Schaffner


it dem Ecce-homo im Gerichtssaal der einzigen wirklichen mitteleuropäischen Eisenbahn- und Wasserweg-Verkehrsstadt, die es für diesmal gibt und die an dieser Bezeichnung jedermann sofort erkennt, verhielt es sich so, daß er auf seiner Wand gerade langsam ins Wintermorgenlicht gerückt wurde mit allen Juden, Pharisäern und Kriegsknechten, die sich um ihn herum für ihn interessierten. Und mit dem nie völlig aufzuklärenden dunklen Charakter Pilatus, der in peinlichem Bemühen seine Hände wusch, heute wie gestern und alle Tage bis an der Welt Ende; aber sie waren noch nicht unschuldiger geworden. Christus sah ihm dabei tiefsinnig zu und hätte ihm gewiß raten können, aber er war damit beschäftigt, die Welt zu erlösen, was die aufmerksameren Gehirnfunktionen natürlicherweise immer stark beeinträchtigt. Der Hohepriester und Jagdhund der Notwendigkeit Kaiphas hatte allein eine Witterung vom wahren Standort des weltgeschichtlichen Wildes; freilich auch nur eine Witterung; zu richtigen Erkenntnissen durfte es sein Hundsverstand nicht bringen, ohne daß sie ihm die wertgeschätzte Denkform gesprengt hätten. Was übrigens den Ecce-homo anging, so war er aus dem realistischen Bekenntnis entsprungen; doch ging durch alle Armut und Gebundenheit der Hände und des Intellektes ein großer vornehmer Zug aus von seinem Leid und von der Ehrlichkeit seines Wahnes. Das gewann für ihn und stimmte zur Milde.

Das Bild nahm an der einen Schmalwand des Saales den Raum von der Holztäfelung bis zur hohen Decke ein, die als Tonnenwölbung über dem ganzen ernsthaften Lokal hing. Tische, Stühle und Bänke in der Tiefe standen würdig und mit vieler Kraft beschaffen ihrem Ansehen vor, einstweilen fast alle noch unbesetzt. Die Geschworenen steckten in einer Fensternische die Köpfe zusammen und unterhielten sich halblaut, während sie auf den Vorsitzenden warteten. Nur der Staatsanwalt saß einsam hinter seinem Pult und spielte gedankenvoll mit einem Buchdeckel. Er dachte einem Traum nach, den er in der Nacht wahrscheinlich gehabt und beim Erwachen vergessen hatte. Das Gefühl davon war wie nach allen Staatsanwaltsträumen ein bißchen ängstlich und ein bißchen gerührt, weil darin gewöhnlich irgend ein langvergessenes Elementargefühl der Menschlichkeit plötzlich aus einem abgestorbenen Organ lebendig hervorblüht, zu so eines Tausendsassa tiefsinniger Beschämtheit und Verwunderung. Ja, indem jetzt der Gegenwärtige müssig dahinterher sann, errötete er wie in seinen besten Zeiten. Aber man konnte weiter keine Erzählung davon machen, denn eigentlich bestand der Traum in nichts, als etwa in dem Grund und Sinn des Gewissens, der einfachen Güte, die überall in freier Verbindung vorkommt. Mag sein, die

Güte war von einem schönen Frauenbild dargestellt worden, wofür das Nachgefühl ja wirklich plädierte, vielleicht auch nur von einer Gebärde der Liebe, die erlöst an seinem Horizont vorbeilächelte; das machte eine Sache für sich aus. Worauf es bei der sinnenmäßigen Zurkenntnisnahme seiner Erscheinung ankam, das war die offenbare resignierte Überlebtheit, die sie ausdrückte, neben einer gewissen runden Summe zärtlich mit Rechtgläubigkeit gewürzter Bildung und etwas müder Sentimentalität mit Skepsis. Das Äußere stellte sich in einer schwarzen Amtstracht schlank und wohlgelitten dar, oben heraus blond, schnurrbärtig, blauäugig, hochstirnig, vierzigjährig, und gegen Torheiten aller Art vollkommen immun. So sah das Ding aus im Ruhezustand.

Aber auf einmal mußte er sich verwundern, denn da saß unter dem Ecce-homo plötzlich wie hergeschneit der Vorsitzende hinter seinem Tisch und blätterte mit seinen gepflegten, vielerfahrenen Fingern in den Akten. Die Geschworenen hatten ihre Plätze eingenommen; auch der Verteidiger war da. Wahrscheinlich hatte der Vorsitzende Guten Morgen gesagt und der Staatsanwalt war stumm geblieben, weil er sein Auftreten nicht bemerkt hatte, vor Nachdenken über einen Traum, den er nicht einmal mehr wußte. Er wollte sich erheben und sich zum Tisch unter dem Ecce-homo begeben, um den Fehler gut zu machen; da fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß der Vorsitzende ein Materialist war und in seinem alten gottlosen Kopf nichts von feineren Regungen verstand, und er unterließ es. Mittlerweile wurden die Angeklagten gebracht, der Dorfschulmeister Faberle mit Frau und Nichte, überwiesene Brandstifter. Der Blick des Staatsanwalts wurde einen Augenblick hell und scharf, während er die Personen musterte; dann ließ er ihn angewidert und schwermütig sinken und kehrte mit den Gedanken zum Vorsitzenden zurück. Man konnte einen Menschen dieser Art natürlich ganz und gar nicht lieben. Er saß fett und spöttisch in seinem Stuhl, begeisterte sich nie und brachte sich nie auf, sondern nahm alles für Angelegenheit der reiferen Jugend, aus irgend einem Grund, der wahrscheinlich sehr gut und stichhaltig war, den er aber mit der höflichsten und zuvorkommendsten Manier für sich behielt. Das war das Ärgernis, das immer neu von ihm ausging. Es mußte doch etwas daran sein, sonst wäre die Eitelkeit des Seins nicht ein Hauptsatz des Christentums geworden. Man sollte einmal in dieses kühle, gezeichnete Weltmannsgesicht hineinstechen mit einer Nadel, um es zucken zu sehen und auch bluten. Pah, es gab Sterbestunden, in denen sich allerlei zeigte. Übrigens war er ein vorzüglicher Jurist und ein Richter von fabelhaftem Scharfblick, hielt heute seine letzte Sitzung — er war an das Obergericht gewählt —, und eröffnete jetzt das Verfahren, was natürlich zunächst sehr langweilig war.

„Gottlieb Faberle", las der Vorsitzende und hob seine wissenden Augenlider, hinter denen ein kleines, graublaues, sehr helles Auge stand. Aber das Auge war gar nicht mehr neugierig, und im Blick, der die Dinge des Lebens nur eben

noch streifte, wohnte schon ziemlich viel fremdes Licht. Außerdem machte es immer eine Aktion aus, wenn der Richter den Blick hob, denn mit den schweren Lidern gingen auch die Brauen in die Höhe, und auf der Stirne gab es dann ein ganzes Spiel von Erkenntnis und Höflichkeit.

„Gottlieb Faberle, von Niedergagern, zweiundvierzig Jahre alt, katholisch, Schullehrer daselbst: das sind Sie doch wohl?"

Jawohl, das war er. Füße scharrten und ein Stuhl rückte, und als der Aufruf durchgewirkt hatte, stand da groß und breit ein richtiges Totalunglück von einem Lehrer, ein Bildsäulenstock mit allen Anstrichen des Zuverlasses und der Biederkeit, aber vom Wetter des Prozeßganges verhagelt und verregnet und außerdem vom Blitz des Mißfallens geschwärzt. Der Richter sah ihn an mit einem Schein besorgter Zuvorkommenheit in der kühlen Miene, und seine Brauen hoben sich höher: wie war denn aus diesem blauen Kinderblick der rote Funke der Brandstiftung gesprungen? Da war doch alles nur die pure Treue an diesem Kopf.

„Sie haben Ihr Haus angezündet, Schulmeister. Wie kamen Sie denn dazu?"

Nein, diese Stimme kannte keine Leidenschaft und keine Entrüstung. Der Schulmeister brauchte jetzt nur mit Erzählen beginnen, so war alle Hauptsache schon geschehen, und für das gnädige Urteil würde der Richter sorgen. Aber er begann nicht zu erzählen. Er änderte nicht einmal seine Haltung. Bloß hinter seinem Gesicht stürzte irgend eine Unschuld oder törichte Hoffnung in die Knie, während er den Mund öffnete und zu leugnen fortfuhr, wie er's vor dem Untersuchungsrichter begonnen hatte:

„Ich habe kein Haus angezündet."

Er sagte das mit einem Ton, als ob man es ihm glauben und ihn nun sofort laufen lassen müsse. Es war direkt lächerlich. Der Staatsanwalt schnaubte kurz durch die Nase und setzte sich bequemer, während der Richter seine Augen ohne eine Entgegnung zu den Akten senkte und sie dann auf des Schulmeisters Frau und Mitangeklagte richtete.

„Frau Martina Faberle, geborene Geltstag, von Dasbach, evangelisch, dreiunddreißig Jahre alt." Die Angerufene erhob sich rasch und bereit. „Sie haben laut Anklage Ihrem Mann bei der Brandstiftung geholfen. Was wissen Sie dazu zu sagen?"

Frau Martina Faberle war eine Frau, die Kopf und Herz am rechten Fleck hatte und nötigenfalls sich auch etwas zu unternehmen getraute, was der reinen Güte und Holdseligkeit gegen den Strich ging; aber ein Haus anzünden helfen, nein, das hatte sie nicht. Vollends das eigene. Sie hatte das schon vor dem Untersuchungsrichter bekannt gemacht. Warum lief denn nun die Plackerei immer noch weiter? Um auf ihre Erscheinung einzugehen, so war sie in der

Freiheit vielleicht eine sehr hübsche Frau; jetzt hatte ihr die Untersuchungshaft die Farbe genommen, und ohne Farbe konnte man bei ihrer wenig erschlossenen Gesichtsform nichts sicheres über ihre Schönheit aussagen; wahrscheinlich war sie auch magerer geworden. Doch das bedeutete eine Äußerlichkeit; auf das Innere kam es an. Man suchte ihre Augen, die Portiers der Seele; allein die standen düsterschön und abweisend in ihrem Gesicht, und darüber stieg die wohlgehämmerte Hartsilberform einer offenen Stirne nur eben auf, um sich rasch unter dem nun wirklich erfreulichen Frauenreichtum weicher, dunkelbrauner Haarwellen zu verlieren. Das war das Dämmerleuchten, in dem die Geheimnisse ihrer Persönlichkeit von fern zutage traten; aber worin sie bestanden, wußte man immer noch nicht. Die Wahrheit zu sagen, so mißfiel sie dem Staatsanwalt. Er hatte gute Gründe dafür. Es fehlte nicht viel, so konnte er sie haarscharf mit ihrem Namen anreden. Überhaupt und ohnehin: alle leugnenden Angeklagten waren ekelhaft. Und sie war doch überwiesen.

Der Richter erhob seine Augen von den Akten und wollte die dritte Angeklagte aufrufen: da stand sie schon in Angst und Not auf ihren kleinen Füßen, rank und siebzehnjährig, eine Haselgerte, zitternd in der ersten kätzchenfrohen Naseweisheit der märzwindlichen Triebfreude, ein Liebestraum von unberatener Eigensüße, Neugierde und Weltgläubigkeit, und aus einem sorgenvollen Unschuldsgesicht heraus unendlich blauäugig und zum Guten überredend. Der Richter zauderte einen halben oder viertels Moment mit dem beabsichtigten Aufruf und hob die Augenbrauen noch höher. Die Geschworenen murmelten. Der Staatsanwalt angelte interessiert nach seinem Kneifer. Der Verteidiger schmunzelte, als ob er diesen hübschen mildernden Umstand mit eigenen Händen gemacht hätte. Der Richter setzte zum zweitenmal mit den Personalien an, kam aber auch diesmal nicht zu seiner Absicht, denn an der Tür erhob sich nun ein ungeschlachter Aufstand. Nachdem es schon eine ganze Weile dahinter gebrodelt und gepoltert hatte wie in einem verstopften Dampfkessel, ging sie jetzt ungerufen auf, und herein schob und scharrte sich mit weiten Nasenlöchern Schulter bei Schulter ein Bauernkomplott, voraus mit den weitesten Nasenlöchern und den breitesten Schultern der Bürgermeister, und erfüllte die Luft sofort mit dem Geruch von schlechtem Tabak, Stiefelschmiere und altem Weihrauch.

„Guten Morgen."

Der Staatsanwalt hatte seinen Kneifer richtig auf die Nase bekommen und machte nun sehr große Augen dahinter. Der Verteidiger schmunzelte wieder. Die Geschworenen wurden unruhig. Aber der Richter sah plötzlich hochmütig aus und rief nach dem Gerichtsdiener.

„Weiberholt!"

Hinter den Bauern hervor verlautete eine ziemlich unglückliche Altemannsstimme:

„Herr Präsident!"

Die Stimme tönte ungefähr wie: „Na Gott ja, das ist natürlich eine Viehherde. Aber bitte, ich bin ein bewährter Beamter und Jubilar." Zu sehen bekam man vor der Hand nichts von dem Propheten, der dazu gehörte, und der Richter wartete auch nicht ab, bis er sich durch die Viehherde hindurch gearbeitet hatte, sondern rief mit geschärfter Stimme und aus einem nachlässig verächtlichen Gesicht heraus:

„Machen Sie, daß die Bauern augenblicklich aus dem Gerichtssaal verschwinden. Ist denn hier eine Jahrmesse?"

„Zu Befehl, Herr Präsident."

O, sehr richtig. Der bewährte Beamte war vollständig der Meinung des Herrn Präsidenten. Er war zwar nur subaltern, aber er wußte, was als Brauch galt an einem Gericht und hatte es den Bauern vorausgesagt; leider war es eine Viehherde.

„Habt Ihr's nun gehört? Hinaus. Augenblicklich hinaus."

Auf einmal bekam man ihn zu sehen. Er stand da weißhaarig und schlank und auf eine Art elegant zwischen den vierschrötigen Bauerlümmeln, und schwang ihnen das Veto des Präsidenten wie eine Peitsche um die Köpfe, daß es pfiff. Der Befehlssatz, der auf Verschwinden ausklang, war die Schnur mit dem Zwick; und die Frage von der Jahrmesse hatte er als den Griff in der Faust und puffte ihnen damit wacker und mit befriedigender Sachkenntnis die breiten Kuhrippen. Sie sagten nicht Muh und nicht Mäh dazu und dufteten miteinander hinaus, wie sie hereingeduftet waren. Aber man sah ihnen an, daß sie sich diesen Empfang erheblich anders vorgestellt hatten. Als Letzter verließ der Gerichtsdiener den Saal und zog die Tür hinter seiner schlanken Gestalt zu. Dann wurde es wieder still und der Richter verlas die Personalien des jungen Mädchens: Anna Lydia Faberle usw., und sie solle nun anfangen zu erzählen, was sie von den Lehrersleuten so wisse.

„Nicht wahr, es ging ein bißchen schmal her bei Ihren Verwandten? Sie wußten nicht recht hauszuhalten?"

Der Staatsanwalt nickte vor sich hin; das war der springende Punkt. Es war sogar direkt der Beweis. Das heißt, wenn er der Verteidiger gewesen wäre, so hätte er gesagt, es sei die Entlastung. Er schickte einen prüfenden Blick nach dem gegenüberstehenden Pult, konstatierte, daß dort die Bedeutung richtig erkannt worden sei, und besann sich wieder auf die hübsche junge Angeklagte. Die stand in ihrem Regenwetter über zwei großmächtige Tränen gebeugt, die sie an den Wimpern hängen hatte, von solchem Ansehen und Licht, daß sich alle Geschworenen darüber verwunderten. Es schien auch, als ob sie selber ihre ganze Aufmerksamkeit darauf konzentrierte und vor Bestürzung über das Zeichen gar nicht dazu komme, die Frage des Richters zu beantworten. Aber als die törichten

Kindersonnen auf eigene Faust ihre Größe noch überbieten wollten und nun in einem farbigen Sprühregen auf und wegstoben, merkte sie Erleichterung an ihren Wimpern. Da hob sie die und bekannte nach der Wahrheit, daß sie nichts wisse. Das hatte der Staatsanwalt offenbar nicht erwartet. Er sah sie überrascht an und machte ein betrübtes Gesicht.

„Sie sind eine Waise?" fragte der Richter weiter. „Wer waren Ihre Eltern?" Es klang wirkliche Teilnahme in seiner Stimme mit, und die bekümmerte Miene der Angeklagten klärte sich ein wenig auf.

„Mein Vater hatte eine Bandweberei angefangen. Da starb er."

„Und die Bandweberei ging ein?"

„Ja. Meine Mutter verstand sich ja doch nicht darauf."

„Was tat dann Ihre Mutter?"

„Sie übernahm einen Weißzeugladen."

„Aber der florierte auch nicht besonders, weil die Schulden jeden kleinen Profit vorweg fraßen." Der Richter sah unzufrieden drein. Anna Lydia ließ den hübschen Kopf hängen. Der Staatsanwalt zog die Stirn in mitleidige Falten. „Wie ging es weiter?"

„Meine Mutter starb dann auch."

„Und Sie kamen zu Ihrem Onkel Faberle. Da hatten Sie es gleich viel besser?"

„Ja."

Der Richter wandte sich plötzlich zum Schulmeister:

„Sagen Sie mal, Angeklagter Faberle, wie kam das, daß Sie gerade vierzehn Tage vor Ihrem Brand Ihr Haus versicherten?"

Es sollte eine Überrumplung sein, aber sie verfing gar nicht.

„Wir hatten im Dorf so viele Feuer in der letzten Zeit," antwortete der Schulmeister einfach und hob mit allem Ansehen der Ehrlichkeit seinen großen Kopf ins Licht. „Gerade vor drei Tagen hatte es neben uns gebrannt."

„Das sagten Sie schon vor dem Untersuchungsrichter; es genügt selbstverständlich durchaus nicht zu Ihrer Entlastung. Weshalb schrieben Sie nicht schon nach dem zweiten oder dritten Brand an die Agentur? Die hausväterliche Regung kam doch reichlich spät, müssen Sie zugeben."

Frau Martina hatte bisher mit zusammengezogenen Brauen gewissermaßen von fern dem Gang der Verhandlung zugesehen; nun tat sie einen halben Vorschritt und trat neben ihren Mann.

„Ich wollte es haben", sagte sie.

„Aha," dachte der Richter: „Cherchez la femme". Jetzt wußte man wohl auch, woher der Funke kam. Das war schon dagewesen. Lady Macbeth, ein bißchen im kleineren und ins Wirtschaftliche übersetzt. Der Richter umfaßte und erwog mit dem hellen Sinn des Kenntnisreichen die tiefe Verschlossenheit ihres Blickes, während er sich auf ihrem Weg scheinbar zu ihr gesellte.

„Man hat ja Ihre Kassenangelegenheit ausgegraben," erwiderte er auf ihr Vortreten. „Sie scheinen nach Ihrem Haushaltungsbuch eine unbestechliche Wirtschafterin zu sein. Ihres Mannes Bücher dagegen sind eine lächerliche Summe von Verworrenheiten und Ausflüchten, aus denen nur klar wird, daß Sie es kein Vierteljahr mehr so weiter treiben konnten miteinander. Wußten Sie das?"

Frau Martina merkte, daß ihr der Richter eine Schlinge um die Füße zog. Aber mochte sie wirklich eine Brandstifterin sein, so war doch lügen nicht ihre Sache. Jawohl, sie wußte das vom üblen Kassenstand und bekannte es. Bei den Geschworenen gab es Bewegung. Der Staatsanwalt mußte sich den Kneifer fester setzen. Allein der Richter hatte weiter keine unerwartete Auskunft vernommen. Er vermehrte nur die Höflichkeit in seinem Gesicht und versah sich mit Delikatesse.

„Was für Schlüsse zogen Sie aus dieser Erkenntnis, als wirtschaftlich angelegte Natur, die Sie sind? Sie konnten doch das Mißverhältnis nicht einfach so laufen lassen. Sprachen Sie mit Ihrem Mann darüber?"

Der Staatsanwalt blinzelte; die Frage war nicht schlecht. Die Lehrersfrau zog die Brauen zusammen. Sie sah deutlich, auf welchen Weg der Richter ging mit ihr; aber sie mußte wieder nach der Wahrheit bekennen:

„Ja, ich habe mit ihm gesprochen."

Es klang sogar ein bißchen herausfordernd. Jedoch der Richter fragte geradeaus weiter.

„Sie hatten in der letzten Zeit hie und da Unfrieden? War das wegen der finanziellen Verhältnisse?"

„Ja."

„Im jüngsten Zeitraum war das Mißverhalten sogar nahezu dauernd. Natürlich, es befand sich schon kein Geld mehr im Haus, nachdem erst zwei Drittel des Budgetjahres abgelaufen waren. Ihr Frauengut auf der Bank ist auch bis auf den letzten Pfennig abgehoben. Weiteres Guthaben steht Ihnen offenbar nirgends zu. Die Ursache zum Unfrieden ist einleuchtend. Am Abend vor dem Brand bemerkten die Nachbarn ein tiefes Zerwürfnis an ihnen beiden. Nachher standen sie nebeneinander vor der Brandstätte und wagten einander nicht anzusehen. Und vor dem Untersuchungsrichter halfen Sie einander und waren wieder ein Herz und eine Seele. Wie erklären Sie uns das?"

Wenn ein schlechtes Gewissen ins Gedränge kommt, so setzt es natürlich Ärger. Das Gesicht der Lehrersfrau verfinsterte sich immer mehr. Ihre Augen wurden hart und gaben kalte Blicke.

„Man kann solche Fragen nicht beantworten," sagte sie düster. „Wer ein Mensch ist, für den gibt es hier keine Spitzfindigkeiten. Und wer nicht will, glaubt nicht."

Sie appellierte schon an das Gemüt der Richter; sie verrechnete sich hier.

„Sie müssen jetzt annehmen, Sie haben ganz ahnungslose und wildfremde Leute vor sich, die Sie eben aufklären müssen. Wie können wir etwas wissen, das Sie uns nicht sagen? Übrigens haben wir schon allerlei begriffen in unsrem Leben und würden vielleicht auch Ihren Seelenzuständen gerecht werden. Nun?"

Frau Martina preßte die Lippen aufeinander und verschloß ihr Gesicht vollends. Der Richter überlegte. Entweder war sie eine Schachspielerin von starken Qualitäten, oder man hatte es in ihr mit einer an sich vielleicht nicht unerfreulichen, aber scheuen und spröden Psyche zu tun. Er wandte sich an den Lehrer.

„Erzählen Sie uns ein bißchen von Ihrer Frau, Schulmeister. Wie gibt sie sich in ihrem bürgerlichen Leben? Ist sie mitteilsam? Ist sie fromm? Spricht sie gern von Gott und den heiligen Dingen? Betet sie fleißig?"

Dem Riesen lief etwas wie ein Lachen übers Gesicht, aber der schwere Ernst der Gegenwart ließ es nicht hoch kommen.

„Meine Frau ist halt recht so, Herr Richter," sagte er. „Wer nicht auskommt mit ihr, der kann sich ruhig fragen, was ihm fehlt zu einem anständigen Kerl. Beten tut sie nicht gerade reichlich. Ich glaube, daß es just zulangt zu einem guten Sterben und Auferstehen. Sie macht eben überhaupt nicht viel Worte. Das ist so ihre Art. Man muß aufpassen auf sie."

Ein besonders differenzierter Kopf war er nicht, dieser Lehrer. Außerdem sprach er Steine in seinen Garten.

„Na hören Sie mal, von wegen dem Auskommen brauchen doch gerade Sie sich nicht aufzulassen. Sie lagen so und so oft und zuletzt gar wochenlang im Zwist mit Ihrer Frau. Haben Sie da nun herausgekriegt, was Ihnen zum anständigen Kerl fehlt?"

Einer netten Anrede, das sah man deutlich, vermochte er nicht zu widerstehen. Darauf mußte er reagieren, wie der Dachs auf die Sonne. Das reine Kindergemüt. Er trat einmal auf den linken Fuß und einmal auf den rechten Fuß.

„Herr Richter," brummte er dann, und war sehr unzufrieden mit sich: „Herr Richter, ich hab keinen Charakter."

Der Richter lächelte.

„Wie meinen Sie das? In Bezug auf die Frauen?"

Da mußte sich der Schulmeister doch sehr wundern. Er riß seine Augen auf, daß ein paar Geschworene lachen mußten.

„Nein, wahrhaftig nicht, Herr Richter. Sondern in bezug auf das Geld. Ich kann nichts halten."

„Ja, das wissen wir schon. Aber wo haben Sie es denn hingebracht, wenn nicht doch zu heimlichen Frauen? Ein Trinker sind Sie nicht. Spekulieren Sie am Ende?"

Faberle schüttelte den mächtigen Kopf.

„Ich weiß nicht, was das ist, spekulieren." Und dann schloß er diese Unterhaltung: „Es ist eben weg."

Es gehörte ja auch wirklich nicht direkt zur Sache, da hatte der Schulmeister ganz recht. Obwohl die Heimlichkeit auch nicht zu seiner Entlastung beitrug. Indessen, es gab da andere Verschwiegenheiten, die man nicht so auf sich beruhen lassen konnte.

„Angeklagte Anna Lydia Faberle, ich finde in den Akten, daß sie vor dem Untersuchungsrichter eine übertriebene Schweigsamkeit übten. Vielleicht wollten Sie alles uns aufbehalten; das wäre dann hübsch von Ihnen. Erzählen Sie uns denn jetzt, was Sie am Abend der Brandstiftung getrieben haben. Sie müssen bedenken, heute ist die letzte Gelegenheit, sich aus einem schweren Verdacht zu ziehen. Wenn Sie uns nicht Ihre Unschuld beweisen, so können wir Sie beim besten Willen nicht vor dem Gefängnis bewahren. Eine leere Beteuerung tut's hier nicht. Wo haben Sie sich aufgehalten in der Zeit zwischen acht und neun Uhr?"

Anna Lydia erbleichte. Merkwürdigerweise erbleichte der Staatsanwalt mit. Aber sie entgeisterte sich geradezu. Ach Gott, da war es eben noch so nett und unterhaltlich gewesen; man hat alles vergessen: plötzlich stand das Gefängnis wieder da, und jetzt sogar mit flügeloffenen schwarzen Türen und einer ganzen Allee von Gendarmen und Schutzleuten. Wahrscheinlich wurden ihr dann die Haare abgeschnitten, und das überlebte sie nicht. Sie geriet von der Entgeisterung ins helle Entsetzen und noch einen Schritt weiter dicht vor das dunkle Wasser der Todesnot; doch bekennen konnte sie nichts. Der Onkel Faberle und die Tante Martina verweigerten ja auch die Aussage. Mochte es denn mit ihr geradeaus ins Zuchthaus gehen; es kam sowieso auf eines heraus. Sie schüttelte den hübschen dummen Kopf mit dem blonden Storchennest obendrauf, und die Tränen flogen nur so herum darunter her. Der Richter war so klug wie zuvor, aber lange nicht mehr so gemütlich.

„Also bekennen Sie sich schuldig? Haben Sie mitgeholfen bei der Brandstiftung?"

Sie schüttelte noch viel verzweifelter, schwenkte ihr Taschentüchelchen aus ihrem blauen Rock heraus und begann umständlich und für ziemlich weite Entfernungen überzeugend zu weinen.

„Sie können sich setzen."

Der Staatsanwalt umwölkte seine Stirn. Der Richter seufzte. Ein bißchen Tortur wäre hier ganz am Platz gewesen. Er war davon überzeugt, daß der Grasaff mit dem Brand nichts zu tun hatte, aber wer sollte es nun beweisen? Wahrscheinlich hatte sie in der Zeit und Heimlichkeit irgendwo bei einem hübschen Knaben gesteckt. Übrigens: da war noch etwas.

„Sie haben Ihre Nichte an dem fraglichen Abend zum Spezierer um Petroleum geschickt, Frau Faberle. Ist sie damit noch vor dem Brand zurückgekommen?"

Frau Faberle sah äußerst unfröhlich aus. Die Haltung ihrer Nichte schien sie irgendwie zu beunruhigen. Sie beantwortete die Frage nebenher mit Ja, merkte die neue Falle gar nicht, in die sie hineintrat, und wandte sich in ihren Gedanken sofort wieder auf ihren Privatweg. Der Richter ließ sie nicht in Ruhe.

„Und nachher war sie verschwunden?"

Ach, so war das gemeint? Sie blickte auf, halb leidvoll, halb spöttisch. Man konnte jetzt die törichte Jungfrau herausheben; der Richter legte es nahe genug. Aber es war eine Angel, die er ihrer Gutmütigkeit legte, um dann auf einmal ein Loch in ihre Aussage zu reißen. Das Mädel mußte sich selber helfen.

„Als wir zurückkamen, war sie da. Was sie unterdessen getrieben hat, weiß ich nicht."

„War sie auch da, als Sie das Haus verließen, nach dem Streit, respektive nach der Brandlegung und vor dem Ausbruch des Feuers?"

„Ich habe sie nicht gesehen. Und es ist bei uns kein Brand gelegt worden."

„Auch nicht sonst bemerkt?"

„Nein."

„Schön. Angeklagte Gottlieb und Martina Faberle, die Sache ist also die, daß Sie in dringendem Verdacht stehen, Ihr Haus angezündet zu haben, um die bei Ihren Verhältnissen sehr brauchbare Versicherungsprämie einzuheimsen. Sie können Ihre Unschuld nicht beweisen. Ja, Sie wissen Ihr auffälliges Verhalten von jenem Abend nicht einmal halbwegs befriedigend zu erklären. Sie liefern auf diese Art dem Ankläger, der Ihnen auch die anderen sieben Brände zur Last legt, starke Verdachtsgründe in die Hand, die jetzt schon beinahe Beweise geworden sind. Wenn Sie sich in letzter Stunde noch irgendwie reinigen können, so rate ich Ihnen dringend, sich auf keine anderen Gründe zu verlassen. Sollten Sie glauben, irgend ein Familiengeheimnis wahren zu müssen, so bedenken Sie, daß es vor einem Gerichtshof nichts derartiges gibt. Eventuell führen wir die Verhandlung hinter verschlossenen Türen weiter. Wollen Sie uns nun die Geschichten jenes Abends und jene eigentümlichen Nachtpromenaden kurz vor dem Brand aus Ihrer Kenntnis der Tatsachen klarlegen, oder es auf die Anschauung ankommen lassen, die wir uns aus den Zeugenaussagen bilden werden?"

Ganz richtig, das war die Frage und eine andere gab es nicht. Kein Gott und kein Heiliger konnte sie aus der Welt schaffen. Höchstens konnte Gott diese Welt samt der Frage zerschlagen; aber der Schulmeister sah selber ein, daß es nicht recht der Mühe wert gewesen wäre. Die Heiligen konnten noch ein Wunder tun, wenn sie wollten; allein wer verwandte sich gern für angeklagte Brandstifter?

Es war lächerlich: da hatten sich diese spekulativen Köpfe eine Taktik gemacht und eine Fabel damit zu flechten angefangen, und wie es darum ging, nun recht geistreich zu werden darüber, blieben sie elend stecken und standen da als die rechten armen Sünder und dummen Teufel. Der Schulmeister sah mit jämmerlich aufgesperrten Kindsaugen zum Ecce-homo auf, und es schwamm obenhin geschätzt ein ganzes Waschbecken voll Wasser darin. Er trat wieder von einem Fuß auf den andern und schüttelte seine Kappe auf eine Art in den Fäusten, als wollte er sie jetzt und jetzt breit losheulend dem Ecce-homo zuwerfen: „'s ist meine beste, Herr Christ. Aber es soll gern geschehen. Mache dir ein Futter daraus unter deinen Dornenhut. Und hilf uns aus unserer Not, jetzund und in Ewigkeit. Amen." Der Schulmeister übersah völlig, daß der Ecce-homo die Welt erlösen mußte und keine Zeit haben konnte für seinen Brandstifterkram. Pilatus wollte ja auch wissen, was Wahrheit sei und konnte es nicht in Erfahrung bringen; und das war ungleich wichtiger. Frau Martina freilich brachte auch nicht mehr Kurzweil auf, als ihr gottverlassener Eheliebster, obwohl sie sich nach ihrer praktischeren Art mehr ans Gegenwärtige hielt. Sie betrachtete gründlich aufgebracht und mit tiefgefühlter Verachtung den Richter. Was war denn das für ein wenig wohlwollender Spitzkopf, der nicht einmal aus dem Zweimalzwei ihrer einfachen Beteurung ihre Unschuld herausmultiplizieren und den Geschworenen klar machen konnte? Wenn man alles sagen wollte, was man wußte, brauchte man dann noch Richter? Dann durfte man sich ja einfach selber seine Portion Zuchthaus aus dem Buch über den Hals sprechen und man war erledigt. Ihre Augen verdunkelten sich nun vollends und die Form ihrer Stirn trat so unversöhnlich höhnisch und hochfahrend auf, daß der Reiz ihres schönen Haares darüber kostümiert und perrückenhaft gewirkt hätte, wäre nicht noch die Schläfe mit ihrer stillen Zuneigung dagewesen und das kluge Ohr mit seiner offen ausgedrückten Lust an Wohlklang und Freude. Aber auszusagen hatte auch sie nichts mehr und war ganz einig mit ihrem Mann, daß man sich lieber in Gottes Hände geben wolle, als in die der Menschen.

Die Komödie war also offenbar geworden, und es konnte somit ohne weitere Rücksicht zur Zeugenvernehmung vorgeschritten werden. Der Richter blätterte in den Akten. Der Staatsanwalt nahm seinen Kneifer von der Nase und begann ihn zu putzen. Die Geschworenen murmelten. Der Richter klingelte dem Gerichtsdiener:

„Der Zeuge Frühauf!"

Der Zeuge Frühauf erschien, machte dem Gericht eine unauffällige Verbeugung und nahm ohne Leidenschaft seinen Platz ein. Er war der Hauptzeuge, bildete sich aber offenbar nicht viel ein darauf, obwohl ein schräger, mürrischer Seitenblick nach den Angeklagten auch über seine zwiegeteilten Empfindungen diesen gegenüber nicht in Zweifel ließ. Übrigens stellte ihn der Richter sofort

vor den Eid im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Inzwischen hatte der Staatsanwalt eine Erleuchtung. Auf einmal stieß er seine Augen auf hervor. Was war denn das: der Mensch sah ja aus wie ein Flamingo! Ein schwörender Flamingo! Gleich schlug er mit den Flügeln. Das gab doch keinen Eid! Das gab eine Parodie! Woher kam doch nur rasch diese groteske Anschauung? Man konnte es gar nicht sagen. Zwar die Nase war krumm genug, und aus dem Kragen krakehlte oben ganz richtig ein langes Ende Hals heraus; in den verrückten Sonnenfinsternisfarben seines Frackes blühte auch unstreitig eine heimliche Rosenröte mit, aber seine an sich reichlich stelzigen Sumpfvogelbeine staken in tiefschwarzen weichen Konfektionshosen, an deren äußeren Nähten noch schwärzere Seidenstreifen schmal herunter glänzten; seinen unbedeutenden Bauch zierte eine silberweiße mit grünem Sammt eingefaßte Weste, während ihm unterm Adamsapfel die permanente Explosion einer spechtroten Oppositionshalsbinde freudig brannte. Die ganze schwörende Kreatur stand da in einem geradezu höllischen Ansehen von tiefer Spukhaftigkeit und Befremdung, eine Feindschaft, eine Drohung, eine Anzüglichkeit, sicherlich ein ganz abgebrühter und auf jedem Eis gekühlter skeptischer Schuft, der auf sämtliche Heiligkeiten pfiff und sich unglaubliche Rechte anmaßte. Des Staatsanwalts blaue Seele geriet wie ein Seespiegel in unruhige Bewegung und er brauchte einen Trost. Er sah hilfesuchend zum Verteidiger hinüber. Der saß nett und dunkelbraun hinter seinem Pult und betrachtete von seiner Seite mit Interesse und mit dem Ausdruck rückhaltloser Vergnügtheit den Zeugen Frühauf. Nein, dem machte er keinen unangenehmen Eindruck. Er beunruhigte seine blühende Jugend nicht einmal. Eigentlich war er ein ganz netter Kerl; wirklich. Der Staatsanwalt machte sich sonst nichts aus Verteidigern, doch für diesen empfand er direkt etwas wie Zuneigung. Genau genommen dauerte er ihn. Er sah sehr hilflos aus mit dem kleinen vergeßlichen Hirn, der spärlichen Haarbürste darüber und den winzigen Augen, die ohne allen Grund immer lustig zwinkerten; das Leben war doch ernst. Vielleicht ging von der rosigen Gepflegtheit seiner Wangen und von der naiven Unform seiner Lippen allerlei Mutterwitz und Humor aus; es war sogar sehr wahrscheinlich; aber jedenfalls konnte er nicht gefährlich werden damit. Nein, das meiste war Liebe und Wohlwollen, und man mochte ihm am liebsten so über die breite Schnauze hinstreichen mit der Hand: „Fürchte dich man nicht. Sei man ganz fröhlich. Du bist ja ein gutes Tierchen, ein Nilpferdchen. Jawohl, ein braunes Nilpferdchen.“ Der Staatsanwalt seufzte erleichtert auf. Wenn es das braune Nilpferdchen nicht gar zu dumm machte, so wollte er ihm gelten lassen, was nur irgend anging, damit es auch einmal eine Freude hatte.

Inzwischen war der Zeuge Frühauf festgestellt, vereidigt und angefragt und begann nun auszusagen. Er gab vorderhand nicht mehr auf einmal her, als

knapp von ihm verlangt wurde. Er war gar nicht pressiert, das Gericht klug zu machen; er zeigte keine Ungeduld, die Angeklagten ins Bad zu bringen; aber jede Auskunft war sinnvoll, gewichtig und doppelschneidig, und es floß immer ein Tröpfchen Gift mit fürs Allgemeinwohl.

Der Richter hob seine wissenden Augenlider.

„Zeuge Frühauf, teilen Sie uns nun mit, was Sie für Beobachtungen gemacht haben am Abend des fraglichen Brandes, soweit sich diese auf das Verhalten der Angeklagten beziehen und auf den Brand selber. Wieso sind gerade Sie in der Lage, darüber mehr auszusagen als andere Leute?"

Der Zeuge Frühauf hatte ein Gesicht, das man in seiner Intelligenz grob unterschätzte. Es kannte die rührende Krokodilslist, die aus einen vermeintlichen toten Baumstamm dem Schafskopf von Touristen plötzlich ungemein lebendig nach den Beinen schnappt. Nun plinkten darin ganz still zwei sanfte, schwarze Eidechsenaugen auf, in denen das furchtlose Nichtwissen des Tieres zutraulich dämmerte, aber zur Kenntnis genommen und angewandt von einem später hinzugekommenen sehr gefährlichen Bewußtsein. Darüberhin lächelte er mit spöttischer Verbindlichkeit: es war ihm wieder einer ins Garn gelaufen.

„Gestatten Sie, Herr Präsident, daß ich eine Bemerkung vorausschicke. Sie haben mich vereidigt im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Sie haben mich vielleicht richtigerweise nicht befragt, ob mir die Herren angenehm seien und ob sie für meine kritische Vernunft irgendwelche Merkmale der Wahrscheinlichkeit an sich trügen. Sie können mich im Namen jedes Konsortiums auf der Welt vereidigen und ich werde Ihnen nie etwas anderes mitteilen als wirkliche Erkenntnis, weil ich die Wirkung meines Lebens so gerichtet habe, daß die Unwahrheit mich schwächen müßte. Ich würde es aber begrüßen, wenn man mich um der Ernsthaftigkeit willen bei ähnlichen Fällen in meinem eigenen Namen, der für mich der höchste ist, vereidigte."

Dem Staatsanwalt fuhr ein prophetischer Finger den Darm entlang. Es fror ihn. Hatte er's nicht geahnt? Der bunte Lästerer, wie er in der Offenbarung Johannis stand. Der Richter freilich besaß schon mehr Trainage in der Gottlosigkeit. Sah er nicht mit einer Zärtlichkrit auf den Flamingo, wie wenn ihm der ein heimliches Logenzeichen gemacht hätte? Man wußte ja nie, was um einen herum vorging. Er strich seinen Bart. Wahrhaftig, er strich in aller Behaglichkeit seinen Bart. Das war im Verlauf dieses ganzen Jahres noch nicht da gewesen.

„Ich freue mich aufrichtig, Ihnen mit den Mitteln der Gerichtsordnung dienen zu können. Wenn Sie uns erklären, daß Ihre eigene Persönlichkeit Ihnen angenehmer ist und wahrscheinlicher vorkommt, als die der beanstandeten drei Herren, so kann der Eid ohne Aufwand in ein Ehrenwort umgewandelt werden."

Es sah einen Augenblick aus, als wolle der Zeuge Frühauf eine Grimasse schneiden. Aber er tat es nicht, sondern spuckte in Gedanken noch geschwind aus dem Fenster hinaus, bevor er die Läden schloß, und sagte dann frostig und abweisend:

„Ich habe kein Ehrenwort."

Der Richter schien enttäuscht.

„Dann muß das dreieinige Symbol im Ansehen bleiben", sagte er fast bedauernd. Als er keine Antwort bekam, zog er sich seinerseits hinter seine Haustür zurück, und die neue Stunde floß unter dem alten Licht weiter.

Leider hatte sich seit dem Auftreten des Zeugen Frühauf mit der Angeklagten Anna Lydia Faberle eine ungünstige Veränderung begeben. Ihre rührende und heilsame Zerknirschung war in aller Stille aufgehoben worden, und nun hatte der Grasaff unverhohlen Mund und Nase offen nach dem interessanten Diskurs; noch mehr: sie war voll von einem lautlosen Gekicher des Wohlgefallens und der Liebe zum schönen Moment, und außerdem sah es um ihre Ohren geradezu aus, als schielte sie damit nach der Stimme des Lästerers, der halb seitwärts hinter ihr stand und vielleicht ihr nächstes Schicksal in seinem Vermögen hatte. Als es unerwartet still wurde, ließ sie wieder den Kopf hängen, und aus dem fröhlichen Schielen wurde ein allgemeines dunkles Trauern und Sehnen, wobei ihre Ohren aus dem Licht gerückt wurden, weil sie damit errötete.

Inzwischen war dem Zeugen Frühauf die Kompetenzfrage noch einmal vorgelegt worden, und er beantwortete sie mit dem Ergebnis, daß er zehn Jahre lang den Vorzug genossen habe, der Nachbar der Eheleute Faberle zu sein. Bei dem Vorzug lag eine Verlockung, und der Staatsanwalt konnte nicht daran vorbei; er mußte den Vogel nun von der Seite anstechen.

„Warum sagen Sie Vorzug? Meinen Sie das ernsthaft?"

Die Antwort folgte der Frage schlank und neckisch auf dem Fuß:

„Ich meine alles ernsthaft, was ich sage. Sie nicht, Herr Staatsanwalt? Außerdem würde ich es auch als einen Vorzug empfinden, in der Nachbarschaft der nubischen Wüste oder eines europäischen Irrenhauses zu wohnen. Stellen Sie sich Leute vor, Herr Präsident, die jahraus, jahrein von Luft leben, jawohl, von Luft: würde das nicht auch Ihre Neugierde und Phantasie anregen? Ich weiß sehr genau, was ich damit meine, wenn ich sage, daß ich den Vorzug genossen habe."

Der Schluß der Auskunft klang verdrießlich, und der Richter machte sich ein Anliegen daraus, das verscheudete Wild wieder ins Zutrauen zu bringen.

„Wir zweifeln natürlich nicht im mindesten daran, Herr Frühauf", antwortete er höflich. „Nur wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie uns in Ihre Gründe einweihten. Sie behaupten, die Angeklagten lebten von der Luft. Wie meinen Sie das?"

Der Zeuge verbreitete Schwermut um sich.

„Das kann ich gerade nicht erklären. Ich sehe nur, daß sie von der Luft leben. Weiß ich damit etwas zum Aussagen vor Gericht? Seien Sie doch gerecht, Herr Präsident. Übrigens, wenn Sie diesen Baum von einem Schulmeister betrachten, es braucht nicht einmal eingehend zu geschehen: fällt Ihnen nicht selber dunkel ein, Sie seien in dem Moment ein Glückskind, ein Auserwählter? Was fragen Sie also mich? Nehmen Sie doch Ihre geehrte Seele bei den Ohren. Können Sie einen Augenblick daran zweifeln, daß er wirklich nur von Luft lebt? Nein. Aber Sie wissen so wenig als ich, wie es geschieht. Höchstens daß Sie sich darüber aufregen und sich zu ärgern anfangen. Sehen Sie, das ist mein Vorzug. Ecce-homo! Der da oben hat immer noch Nachfolger. Was verschlägt es nun einer solchen Tatsache gegenüber, ob sie diesen Unwirklichen verurteilen oder freisprechen? Es ist ja eine Entgleisung. Wir sollten ihn nehmen und unter Kontrolle stellen wie ein Freudenmädchen, weil er eine öffentliche Angelegenheit ist. Vielleicht haben sie diesen Punkt noch nicht beachtet, weil er nicht in den Akten verzeichnet steht. Denken Sie darüber nach, meine Herren Geschworenen. Und auch Sie, Herr Staatsanwalt. Ich glaube nicht, daß es Ihnen schaden wird."

Die Geschworenen machten verblüffte Gesichter. Der Staatsanwalt errötete peinlich. Der Richter sah nachdenklich aus. Aber das braune Nilpferdchen bat fröhlich ums Wort.

„Zeuge Frühauf, Sie lieben den Angeklagten Faberle offenbar nicht besonders", vermutete er mit gewinnender Freudigkeit: „Er ist Ihnen vielleicht nicht bunt genug."

Die Geschworenen erschraken wie Ein Mann, und der Staatsanwalt sandte einen besorgten Vaterblick zum andern Pult hinüber; aber dem Nilpferdchen geschah weiter nichts, als daß der Zeuge Frühauf es mit einem halben Auge maß und ganz sachlich die gewünschte Auskunft gab.

„Der Intellekt ist bunt, und er liebt sich nicht. Er liebt den Wahn; der ist einfarbig. Zum Beispiel die Welt der offenen Güte. Seine Liebe ist Wolfsliebe. Ich sage Ihnen nur, daß mir der sogenannte Angeklagte Faberle wertvoller scheint als die ganze Gerechtigkeit. Wenn ich könnte, ich entführte ihn Ihnen auf Zauberflügeln und ließe Sie alle hier sitzen mit Ihrer Jurisprudenz. Genügt Ihnen das, Herr Rechtsanwalt?"

„Danke ja," rief das Nilpferdchen glücklich.

Das war der Moment, in dem es die Angeklagte Anna Lydia nicht mehr aushielt. Sie mußte auf einmal jemand haben, dem sie ihre sonderbare Erregung mitteilte, und wenn sie niemand fand, so wurde sie traurig und begann wieder zu weinen, aber diesmal nicht vor Angst, sondern aus dem blonden Unverstand ihrer Glückseinsamkeit. Sie schielte nach ihren Verwandten; die

hatten jetzt wie immer ihre Welt und Sorge für sich und die dumme Wichtigkeit ihrer reifen Jahre. Sie blickte zum Richter auf; der bereitete eine neue Frage vor; das konnte man ihm deutlich ansehen. Den Männern sah man immer alles an; sie waren lächerlich, außer einem einzigen, dem man nie etwas ansah. Dieser einzige — sie hob die feuchten Augen zu den Geschworenen: merkten denn nicht die wenigstens die ständige und überlegene Gefahr für den Herzschlag, die von der gründlichen Auserwähltheit dieses Einzigen ausging? Sie mußten doch keine Fragen vorbereiten. Sie mußten überhaupt nichts vorbereiten. Freilich, sie seufzte unmutig, dafür sah man ihnen auch nichts an, als daß sie Krämer und Hanswurste waren. Ach, sie waren niedrig zu schätzen. Sie machten Augen an den Zeugen Frühauf wie die Kühe an den Truthahn. Sie konnten durch ihr Aussehen den ersten besten Backfisch zur Verachtung erwecken. Anna Lydia wandte sich mit richtig tränenbekränzten Blicken an den Staatsanwalt. Denken Sie doch nur, Herr Staatsanwalt, wenn er könnte, er entführte ihn und ließ Sie da sitzen. Und: genügt Ihnen das? fragte er. Welch ein Mann! Ecce-homo! O bitte, das verstehe ich ganz gut. Das ist lateinisch. Sie lächelte verschämt unter ihren Kränzen, und hätte des Teufels Großmutter damit den letzten bitternötigen Brocken Hammelfett abgewonnen; sollte ihr also nicht ein loyaler Staatsanwalt die allezeit vorrätige ideale Neigung zuwenden? Der Staatsanwalt sah und erkannte in diesem einladenden Augenblick: da sei eine grasgrüne Wasserjungfernseele, schwirrend und glitzernd im ersten Sonnenglück des Gefühls, und das selige Wunder eines Kindskopfes, das am offenen Tag jeder sich selber in sein Fenster hereinschenken könne. Das deduzierte er richtig; aber er machte einen Fehler, indem er dem Wunder seine Herzkammern auftat, denn das Wunder meinte den Einzigen, und der war er nicht, und so bekam er nur den Schein davon in sein Fenster. Jedoch das merkte er nicht, und das Wunder merkte auch nichts, und so erblühte aus Morgen und Abend eines Irrtums ein kurzer mückennärrischer Tag des Einverständnisses.

Indessen begann der Zeuge Frühauf wirklich auszusagen. Der Richter fragte:

„Zeuge Frühauf, bringen Sie uns nun zur Wissenschaft, worin das verschiedene Auffällige bestand, das Sie an jenem dem Brand vorangehenden Nachmittag oder Abend im Benehmen der Angeklagten beobachtet haben."

Der Zeuge Frühauf neigte höflich den Kopf. Dann antwortete er:

„Vorausschicken muß ich nur noch, daß ich nie und nirgends behauptet habe, an den Angeklagten zu der fraglichen oder zu irgend einer anderen Zeit etwas Auffälliges beobachtet zu haben. Denn was ist genau betrachtet auffällig? Alles, wenn ich mir die poetische Mühe nehmen will. Nichts, wenn ich mit den Gesetzen der Notwendigkeit denke." Er machte eine kleine Pause, um abzuwarten, ob ihm das Gericht vielleicht wieder einen Gefallen tue. Anna Lydia wechselte einen warmen Blick mit dem Staatsanwalt. Ecce-homo! Welch ein Mann!

Aber man kannte nun diesen Homo und ließ sich auf nichts mehr ein. Und als die Situation keine Miene machte, wieder zu ihm zu kommen, fuhr der Zeuge hinter ihr her allein weiter. „Mein verehrter Herr Nachbar kam aus der Schule nach Hause. Viertel nach Vier, Herr Präsident. Er pflegte sich niemals irgendwo aufzuhalten. Er war eine seltene Köstlichkeit von einem Ehegatten. Leider haben Sie das Verhältnis plump gestört. Er ging nicht ins Wirtshaus zum Kegelschub oder zum Skat, sondern kam immer spornstreichs zu seiner lieben Frau heim und trank ihr gläubig ihren evangelischen Zichorienkaffee ab, den sie inzwischen gekocht hatte. Seine gewaltigen roten Hände sahen so gerührt und dankbar aus, wenn er damit den Kaffee, der immer zu heiß war, in der Untertasse zum Mund führte. Ihnen passiert das nicht, meine Herren Geschworenen; Ihr Kaffee ist immer zu kalt." Die Geschworenen dachten an ihre Frauen und lachten verlegen. „Es ist noch zu bemerken, daß Herr Faberle sofort seinen Rock auszog, wenn er nach Hause kam; seine liebe Frau verlangte das von ihm wegen der Sparsamkeit; er fing damit gewöhnlich gleich unter der Haustür an. Nachher trat er meistens mit einem Spaten oder sonst einem ländlichen Gerät wieder aus dem Haus und begann im Garten zu arbeiten. Manchmal vergaß er, die Hemdärmel aufzurollen. Dann öffnete seine liebe Frau ein Fenster und sagte: ‚Gottlieb, die Hemdärmel', worauf er immer sofort den Spaten wegstellte und sich mit mildem Ernst an seine Hemdärmel machte. Wenn er schmutzige Hände hatte, so kam sie heraus und rollte sie ihm selber auf; sie tat das stets bis unter die Achselhöhlen, so daß jedermann, der vorbeiging, das schöne Spiel seiner unvernünftigen Muskeln beobachten konnte; sie meinte aber nicht die Muskeln, sondern die Ärmel, Herr Präsident. Der Herr Verteidiger, der so schön braun dasitzt, möchte mir jetzt vielleicht auch wegen meiner Gefühle der Frau Faberle gegenüber die Nieren prüfen." Das Nilpferdchen rief begeistert Jawohl! „Ich kann ihm hier leider nicht zu einem Erfolg verhelfen. Die intimste Berührung der Interessen, die zwischen Frau Faberle und mir stattgefunden hat, bestand darin, daß sie mich gelegentlich bei Regenwetter vor ihrer Tür warten ließ und mir dann goldgelb und ewig frisch geklopft eine Strohmatte unter die Füße legte, damit ich meine Schuhe abwischen konnte; sie sagte, es sei unbekömmlich, mit nassen Schuhen zu sitzen. Vielleicht hätten sich nach solchen Begegnungen beim Herrn Verteidiger Gefühle eingestellt. Mich hat ihre Existenz uninteressiert gelassen. Ich weiß nicht einmal recht, wie sie aussieht. Wahrscheinlich ist sie ein nützlicher Mensch. Das kann ich nicht entscheiden.

„Feststellen muß ich, daß Herr Faberle am fraglichen Nachmittag mit jener übersetzten Bewegung des Säemanns als Gott der besonderen fruchtbaren Feuchtigkeit in seinem Garten umging. Ich bin darin ganz sicher, weil eine solche Beschäftigung bekanntlich auf die verschiedenste Weise die Aufmerksamkeit einer

schuldlosen Nachbarschaft erregt. Außerdem hatte Herr Faberle die Hemdärmel nicht zurückgeschlagen und ich wartete darauf, daß das Fenster aufgehen und Frau Faberle rufen sollte: ‚Gottlieb, deine Ärmel!‘ Es kann sein, daß ich damit eine ganze Stunde zubrachte; auf die Uhr habe ich nicht gesehen. Der rechte Ärmel war offen, vielleicht fehlte der Knopf daran, und flatterte im Wind wie eine Parlamentärflagge um Herrn Faberles wirklich prachtvolles Handgelenk.“ Alle Geschworenen sahen nach Faberles Handgelenk. „Aber Frau Faberle kam nicht ans Fenster. Das beunruhigte mich. Ich ließ meine Staffelei stehen und trat an den Gartenzaun. ‚Guten Abend Herr Faberle‘, sagte ich und fügte noch etwas Scherzhaftes hinzu über den Eindruck, den seine Tätigkeit auf meine Geruchsnerven machte. Er hob ein tiefbekümmertes Gesicht zu mir auf, fuhr sich erwachend mit einer Hand über die Stirn und lächelte wie ein kleiner Materialist, dem der Luftballon weggeflogen ist und den man damit trösten will, daß er nun zum lieben Gott fliegen und dort für ihn beten werde. Herr Präsident, ich empfinde tiefen Respekt vor richtiger Traurigkeit, wenn ich sie auch nicht verstehe. Ich persönlich kenne bloß zwei Gemütszustände: ich bin zufrieden, oder ich bin wütend. Menschen, die bei diesen Körperverhältnissen traurig sein können, haben für mich die interessante und rührende Bedeutung einer prähistorischen Religion oder einer untergegangenen Saurierform. Um Herrn Faberle wieder mit seiner Gegenwart in Verbindung zu bringen, sagte ich so diskret als möglich zu ihm: ‚Herr Faberle, Ihre Ärmel‘. Da lächelte er noch schwermütiger, krämpelte gehorsam die Ärmel hoch, seufzte, sah in die untergehende Sonne und tat einen Ausspruch, den ich tief bedaure, weil daraus klar wird, daß in Herrn Faberles Welt ein Riß existiert. Er behauptete, er habe keinen Charakter.“ Die Geschworenen sahen sich an, aber Herr Frühauf verstand das falsch. „Nicht wahr, Sie wundern sich, meine Herren Geschworenen. Das hat ja mit dem Ding und Prinzip Faberle gar nichts zu tun, ob es moralischen Charakter, denn solchen meint er doch, hat oder nicht. So verdirbt die Weltanschauung unserer christlichen Gesellschaft die schönsten Erscheinungen des Lebens.

Ich mische mich prinzipiell nie in persönliche Angelegenheiten. So ging ich auch nicht auf die traurige Selbstanklage des Herrn Faberle ein, sondern ich führte ein Gespräch mit ihm, über Ernteaussichten und über den berühmten deutschen Reichstag, wobei es ihm zusehends besser wurde, und verließ ihn dann nach meiner Auffassung in einem ganz befriedigenden Zustand. Er versah seinen Garten vollends, und verschwand mit allen seinen Attributen hinter dem Haus. Seine liebe Frau habe ich während des ganzen Nachmittags nicht zu sehen bekommen.

„Die Sonne war untergegangen; der stille Verkehr der Abendkühe auf der Dorfstraße zwischen ihren Ställen und den Brunnen hatte sich mit der gewohnten derben Geisterhaftigkeit abgespielt. Aus Betzeitläuten und Bratkartoffel-

duft wurde Feierabend, und Gott sah wieder einmal an, was er gemacht hatte. Es wurde ziemlich rasch dunkel, weil ein Gewitter am Himmel heraufstieg. Man hörte schon von weitem donnern. Aber im Schein eines Wetterleuchtens, das von der andern Seite kam, bemerkte ich zufällig, daß ein Schatten feldher am Gartenzaun des Herrn Faberle entlang schlich, um die Ecke glitt, und vorn durch die Gartentür in den Garten und gleich darauf ins Haus trat, das mit der Haustüre gegen mich gekehrt stand. Die Wohnung meines verehrten Herrn Nachbars hatte bisher dunkel gelegen, wie ich mich genau erinnere. Nun wurde ein Licht angesteckt, und ich sah in seinem Schein Herrn Faberle und den späten Besuch im Wohnzimmer am Tisch stehen, während Frau Faberle mit zurückgewandtem Gesicht und, wie mir schien, sehr widerstrebend aus der Tür ging. Meine Herren, Sie können meine Augen prüfen; ich verfüge über eine ungewöhnlich starke Sehkraft und bin dazu ein scharfer Beobachter. So steht es nun in meiner optischen Erinnerung, daß Frau Faberle blaß war und daß in ihrer Haltung irgend eine Angst lag, die so lebhaft ausgedrückt wurde, wie ich es ihr nicht zugetraut hätte. Die Frau hat vielleicht viel Seele, und sie setzt einen protestantischen Stolz darein, sie nicht zu zeigen. Als sie den Raum verlassen hatte, fing der Fremde sofort an zu reden. Er sprach sehr eindringlich und begleitete seinen Vortrag mit Handbewegungen, die ich an ihrer turnermäßigen Leichtfertigkeit noch nach zwanzig Jahren wiedererkennen werde. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß er ein durchtriebener Turner ist. Sie wollen natürlich wissen, wie er aussah. Er ist wahrscheinlich zwanzig Jahre alt, sicher mittelgroß — neben dem riesenhaften Schulmeister sah er freilich aus wie ein Konfirmand —, eher handwerkermäßig als bäurisch gekleidet, und vielleicht sproßte ihm ein kleines Schnurrbärtchen unter der Nase; wenigstens schien es mir so. Während der Unterredung trat Fräulein Faberle mit der Petroleumkanne ziemlich hastig aus dem Haus und bewegte sich mit der Anmut eines Violinschlüssels vor einem Andantesatz die Dorfstraße hinauf." Anna Lydia errötete halb beglückt und halb beschämt und der Blick, den sie dem Staatsanwalt zuschickte, war scheu und sehr flüchtig, weil der Zeuge Frühauf ohne Einhalt fortfuhr. „Das Andante war das anrückende Gewitter; die Violinschlüsselanmut werden Sie selber an ihr bemerkt haben, meine Herren, als sie hier vor Ihrem Angesicht den hehren Raum betrat. Aber vielleicht versteckte sie ihre unmündigen fünf Sinne hinter dem breiten Rücken ihres Oheims. Währenddessen kam die Unterredung im Wohnzimmer rasch zu einem Ergebnis. Als der junge Mann ausgesprochen hatte, stand Herr Faberle tief verunglückt in seinem eigenen traurigen Ansehen da, stützte sich mit der Hand auf die Tischkante und sagte zunächst nichts. Es sah aus, als hätte ihm der Fremde auseinandergelegt, daß er unbedingt seine liebe Frau umbringen müsse. Es dauerte auch noch eine Weile, bis sein mächtiger Kopf in jene ergreifende schüttelnde Bewegung kam, die in mir den Glauben an seine absolute Güte end-

gültig und für alle Zeiten festgelegt hat. Ich glaubte deutlich zu sehen, daß er seiner guten Natur folgend tausendmal lieber Ja gesagt hätte; doch irgend etwas fürchterlich Schwerwiegendes und Angstvolles zwang ihn, Nein zu sagen. Sofort fing der Fremde wieder an zu reden. Ich konnte mich nicht irren, er war ganz weiß geworden im Gesicht und verlor zusehends alle Haltung, was bei einem Turner unsinnig bedeutend ist. Ich berichte, was mir erschien. Das windige Kerlchen ergriff Herrn Faberles herabhängende Hand, sank in ein Knie, riß sie verzweifelt an seine Brust und beugte sich aufschluchzend darüber. Bedenken Sie, meine Herren, daß in der reinen Welt der Güte eine solche reizende Gewalttätergeste unendlichen Widerhall erweckt. Der Bandit mit der schönen Träne gebietet unbeschränkt über die reine Welt der Güte. Er ist dort der angepaßte Schmarotzer. Wenn mein Gehör so scharf wäre wie mein Gesicht, so hätte ich jetzt wahrscheinlich von Herrn Faberle einen außerordentlich schweren Seufzer vernommen; so sah ich nur, daß meine Brust sich einmal hob und einmal senkte; dann ergab er sich offenbar. Er machte seine Hand los, ließ das Teufelskerlchen da knien und wandte sich, anscheinend ohne Worte, nach der Zimmertiefe. Das Kerlchen rückte Stirn und Nase ins Lampenlicht. Auf einmal hatte es wieder Federn im Leib. Es schnellte auf wie von dem Sprungbrett. Es war ganz Erwartung. Es bekam einen roten Kopf vor Pläsier. Es ging dem guten Schulmeister ein paar Schritte entgegen, damit er nur ja so wenig Mühe haben sollte, als es immer zu machen ging. Dann nahm es etwas aus seiner Hand, das ich noch für Geld halte, steckte es hurtig in die Tasche, sagte nur geschwind Grüßgott oder so etwas, und war aus der Stube verschwunden wie ein Geist. Vor dem Haus tat es einen meterhohen Luftsprung in das Gewitterlicht hinein, und dann dauerte es bloß noch Sekunden, so verschwand es die Dorfstraße hinauf. Gleich nachher kam Fräulein Faberle mit der Petroleumkanne diese selbe Dorfstraße herunter. Sie muß das Kerlchen bemerkt haben; aber wahrscheinlich schämte sie sich und sah ihn nicht an; junge Mädchen schämen sich immer. Vielleicht wollen Sie eine diesbezügliche Frage an die junge Dame richten, Herr Präsident?"

Der Präsident wollte das und tat es auch.

„Können Sie sich an die Begegnung erinnern, Fräulein Faberle?"

Allein Fräulein Faberle schämte sich jetzt. Das hatte der Zeuge Frühauf davon. Sie schämte sich wirklich entsetzlich. Um es zu sagen: sie schämte sich mit Leib und Seele. Sie schämte sich in einem Zeitraum von fünf Sekunden durchschnittlich dreimal hintereinander heiß und wieder kalt. Sie wechselte die Farbe so rapid, daß das System in Unordnung kam und sie mit der Nase separat erbleichte, während das übrige Gesicht einmütig errötete. Ecce homo! Welch ein Mann! Es rauschte ihr vor den Ohren. Sie hatte den Staatsanwalt völlig vergessen. Sie vergaß auch den Anlaß zu dieser Erregung und schämte sich mit leerem Kopf selbsttätig weiter, bis sie aus weiter Ferne die dringende Stimme

des Richters vernahm, und die brachte sie langsam so weit, daß sie nur eben halb unbewußt die Antwort flüsterte: nein, sie habe ihn nicht angesehen, und dann wieder flugs ins aufgerührte Gewässer der Verlegenheit untertauchte. Sie hatte eigentlich dem Zeugen Frühauf geantwortet; doch der Richter wußte, was er wissen wollte, und der Zeuge konnte weiter berichten.

Vorher gab es aber noch ein Intermezzo. Auf einmal richtete sich der Angeklagte Faberle auf seinem Sitz steil in die Höhe. Sein ausdrucksvoller Kopf drehte sich überraschend nach dem Saal hinein, daß sein Gesicht über seiner Schulter direkt dem Zeugen Frühauf zugewendet stand. Seine Augenbrauen hingen schmerzlich hochgespannt über seinen Augen, in denen die dunkle Schwermut einer ungelösten Frage flackerte: was war das für ein Mensch, daß er alles wußte über ihn? Und wie kam es, daß er dastand und über Dinge, die dem Schulmeister selber verborgen waren, Auskunft gab? Er mußte doch früher auch irgendwie in einer Bedeutung für ihn dagewesen sein! Er betastete seine Erscheinung schnell mit einem gequälten Blick, in dem die rastlose Mühe eines schweren Traumes arbeitete. Doch weil ihm weder eine prophetische Gabe, noch der einfache Scharfblick des Weltkindes zugeteilt war, blieb sein Kopf ohne das erlösende Licht der Erkenntnis und der Zwischenfall ohne Frucht. Er kehrte schwermütig in seine vorige Stellung zurück, und die Aussage des Zeugen Frühauf, der den Vorgang durch einen halben Schein aus den Augenwinkeln wahrgenommen hatte, ohne ihm irgendwie entgegenzukommen, nahm nun wirklich ihren Fortgang.

„Als das fatale Kerlchen abgezogen war, stand Herr Faberle längere Zeit in müder Haltung und mit gesenktem Gesicht auf dem Platz, auf dem man ihn allein gelassen hatte, hob einige Male die Hände und ließ sie fallen, wie einer, der sagen will: ‚Jetzt ist nicht mehr groß zu helfen‘ oder: ‚Ich kann es einmal nicht ändern!‘ fuhr sich mit den Fingern durch das Haar und nickte drei, viermal mit dem Kopf. Darauf ging die Türe auf und seine liebe Frau trat herein. Sie drückte hinter sich die Falle ins Schloß, blieb am Türpfosten stehen und sah Herrn Faberle eine Weile stumm an. Dann sagte sie etwas zu ihm oder fragte ihn etwas, und er machte wieder die Geste mit den Händen und nickte mit dem Kopf. Es blitzte stark und ein ziemlich heftiger Donnerschlag folgte; keines von beiden schaute nach dem Fenster, wie man doch sonst zu tun pflegt. Herr Faberle sah zu Boden, und Frau Faberle blickte bewegungslos ihren lieben Mann an. Das blieb vielleicht zwei Minuten so. Es blitzte und donnerte noch einmal, ohne daß die Eheleute Faberle davon Notiz nahmen. Darauf kam unerwartet Leben in die Gestalt der Frau Faberle. Sie stand plötzlich da wie im Sturm, oder wie nach dem vierten Glas Likör, wenn diese Anschauung den Herren Geschworenen geläufiger sein sollte. Nur dürften Sie versuchen, sich vorzustellen, daß eine unsichtbare Hand sie dazwischen nach oben riß, und daß gleichzeitig sozusagen der Boden unter ihren Füßen wankte. Viel=

leicht gelingt es Ihnen noch, das Bild dadurch zu ergänzen, daß Sie Frau Faberle ihre Hände aus irgend einer nicht vorhandenen Verstrickung sich hastig los und in die Höhe reißen und die ganze Erscheinung gleichsam zwei kurze Schwimmstöße gegen ihren lieben Mann ausführen lassen. Ich hoffe, Sie sind nachgekommen. Wir brauchen jetzt nichts mehr zur Vervollständigung des Auftrittes, als daß wir eine hohe und durchdringende Frauenstimme durch den Gewitterlärm dringen lassen, die deutlich vernehmbar folgende Worte ruft: ‚Wir sind ja jetzt fertig. So zünde doch auch das Haus an!' Der Himmel machte mit einem dritten Blitzstrahl das Ausrufezeichen hinter diese Rede. Der folgende Donner schütterte so gewaltig, daß ich die Scheiben meines Fensters dazu klirren hörte, obwohl dieses mit beiden Flügeln offen stand. Ich bin der Ansicht, daß sich die elektrische Entladung in allernächster Nähe ereignet hat; ich sah den Blitz direkt über dem Haus meines Nachbars aufflammen, bin aber freilich außer Stande, nachzuweisen, daß er nicht vorgezogen habe, hundertfünfzig Meter dahinter in den Dorfteich zu schlagen. Die Wahl erschiene freilich nicht übertrieben edel, und Sie haben alle sofort jene berühmte Parallele vom Dämon von Genezareth vor Augen, der aus der nicht nett genug zu denkenden seelischen Haushaltung eines galiläischen Israeliten in das ziemlich grobe Symbol einer Schweineherde fuhr. Übrigens fand das Zeichen auch in der Wohnung meines verehrten Herrn Nachbars Beachtung. Frau Faberle schlug die Hände vor die Augen und taumelte zur Tür zurück. Der Herr Lehrer hob sein Gesicht nach dem Fenster trauerte einen Augenblick in die Nacht hinaus, und ließ den Kopf wieder hängen. Als der Donner verrollt war, verloren sich an Frau Faberle die Zeichen des Schreckens. Sie fiel in ihre vorige trauernde Haltung zurück. Und nach einiger Zeit wandte sie sich langsam und anscheinend müde, öffnete die Tür und verließ das Zimmer. Herr Faberle hat es vielleicht nicht einmal gemerkt.

„Dem letzten Blitzschlag folgte sofort ein kurzer, heftiger Regen. Doch bemerke ich ausdrücklich, daß er in der Hauptsache schon vorbei war und nur noch gelinde nachrieselte, als Frau Faberle aus der Haustür trat. Ich sah sie im Schein eines Blitzes dastehen, an den Türpfosten gelehnt, und mit den Händen ein Umschlagtuch über der Brust zusammenraffend. Dann kam sie langsam und tastend die Treppe hinunter. Es schien mir, als ob sie schwanke und als ob sie die Hände nicht bloß wegen des Umschlagtuches über der Herzgegend halte; das eine kann vom Gewitterschein herrühren, und das andere gibt sich sofort als ein Produkt meiner Einbildungskraft zu erkennen, weil es nicht optisch wahrzunehmen war, wie die Herren Geschworenen natürlich ganz richtig erwägen. Aber Sie werden auch bemerkt haben, daß ich nicht sentimental bin. Erlauben Sie mir darum, ganz persönlich auszusagen, daß von dem Auftritt eine Wirkung auf mich überging, die ich nur mit der Feststellung, daß mir darunter auf irgendeine nicht zu ermittelnde Weise der Atem stocken wollte, treffend illustrieren kann.

Denn nun bewegte sich Frau Faberle den Gartenweg vor. Halb schlich sie, halb wankte sie, und mitunter blieb sie in horchender Stellung stehen, ohne sich umzusehen. Der Pfosten des Gartentürchens kam ihr offenbar sehr gelegen; sie hielt sich längere Zeit daran fest. Einmal sah es auch aus, als ob sie in Weinen ausbräche. Endlich öffnete sie das Pförtchen und trat auf die Straße hinaus. Sie zog die Falle ins Schloß, schien sich noch einen Moment zu besinnen, und schritt langsam die Dorfstraße hinunter, die nach der Stadt führt. Es stehen da noch fünf oder sechs Häuser; dann kommt zunächst das freie Feld, der Wald und dahinter das Flußwehr mit dem Wasserwerk, das Ihnen hier die elektrischen Straßenbahnen treibt. Über dem Wald stand noch das Gewitter. Frau Faberle verschwand mir sehr bald in der Finsternis aus dem Gesichtskreis.

„Mein erster Impuls war, zu Herrn Faberle hinüberzugehen und ihn zu benachrichtigen, daß seine Frau fort sei. Dann besann ich mich, daß sie in der Stadt Verwandte haben solle, und ließ es bleiben. Freilich sagte ich mir, daß Herr Faberle gewiß darauf bestanden haben würde, seine liebe Frau zu begleiten, wenn er etwas von ihrem Ausgang erfahren hätte. Die wiederholte Anfechtung, in diesem Prozeß tätig zu werden, brachte ich endgültig zur Ruhe mit dem Bedacht, daß er mich nichts angehe, wirklich nichts angehe. Ich bin fest davon überzeugt, daß mir in diesem Augenblick, da sie es erfahren, beide Eheleute Faberle dafür einen wohlwollenden Gedanken zuwenden, weil höchstwahrscheinlich eine unermeßliche Bereicherung ihres Lebens durch meine Zurückhaltung möglich geworden ist, die sonst gestört worden wäre. Ich bemerke aber den Herren Geschworenen und dem Herrn Staatsanwalt ausdrücklich, daß ich keine Tatsachenbeweise für diese Annahme erbringen kann, von welchem Umstand ich mit Ihrer Erlaubnis — der Zeuge Frühauf verbeugte sich leicht vor dem Vorsitzenden — freilich eine gründliche Befriedigung genieße.“

(Schluß folgt)

Das alte und das junge Ungarn/ Ein Bericht von Ludwig Hatvany


rgendwo, ganz am Ende der Weltliteraturgeschichten, duckt ein bescheidenes Kapitelchen mit der wenig verlockenden Aufschrift: Ungarn. Der gebildete Europäer vertreibt sich damit eine Stunde der Langweile (oder was ich für bedeutend wahrscheinlicher halte: er verursacht sich eine durch diese Lektüre). Doch ob es ihn langweilt oder unterhält, es kommt auf dasselbe heraus: er merkt sich eben nichts von allem Gelesenen.

Das Wort Ungarn erweckt vor- wie nachher unbestimmte Vorstellungen schmieriger Öldrucke, die man vielleicht in einer Schenkenstube gesehen. Da weidet nun eine beschauliche Heerde in der öden, flachen Pußtenlandschaft um den hageren Ziehbrunnen — der ungarische Dichter vergleicht ihn mit einer riesigen Mücke, die das Blut der alten Erde saugt — da stehen auch Bauern, in zottige Mäntel von Schafwollfell gehüllt, lange Pfeifen paffend — das ganze Bild getaucht in das rötliche Gefunkel des Sonnenuntergangs. Paprikabeleuchtung von Strahlen, die im leisen Tschardaschtakt zittern — wie sich im Hirn des Europäers alle die verschwommenen Ideen über Ungarn in einem Knäuel chaotisch verwirren. Dazu gesellt sich noch der fremdartig-anmutende Klang von Mädchenstimmen, die man einst in Häusern zu hören bekam, wo man sich absolut nicht langweilt. Und was die ungarische Kultur anbelangt?

Der Europäer stammelt verlegen: „Kultur .... ja gewiß .... Sie meinen doch Agrikultur. Ungarischer Weizen, ungarisches Vieh, ungarisches Mehl .... Export von .... Sie müssen wissen, Nationalökonomie ist meine schwache Seite .... Export von János — von Hunyadi János — das beste Bitterwasser, jedem wärmstens zu empfehlen — ich gratuliere .... Sie haben tatsächlich eine schöne und reiche Kultur".

Der Europäer reicht mir seine Hand, schüttelt sie fest .... er möchte mich entschieden los werden.

Man muß mich nicht drängen, — ich verstehe ja schon — und gehe, — doch nicht ohne ein schmerzhaftes Gefühl. Mich schmerzt diese Unwissenheit über Ungarn.

Ist dieser Schmerz auch berechtigt? Oder quält mich bloß eine uneingestandene, verzeihliche Sentimentalität? Gibt es auch Verstandesgründe, um diesen Schmerz über meine mißachtete Heimat von mir selbst zu rechtfertigen? Le coeur a ses raisons que la raison ne connaît pas.

Habe ich denn an mir selbst nicht die Erfahrung gemacht, daß ich in der ungarischen Erziehung und Schule, der langen Jahre hindurch getriebenen ausschließlich ungarischen Lektüre zum Trotz, die ersten wirklich fördernden Ein-

drücke vom Ausland erhielt? Ergeht es dem Ungarn so, was hat denn da der Fremde in Ungarn zu suchen?

Die Frage ist einfach zu beantworten:

Kann ich der Tatsache meines Ungartums etwas verdanken, was Europäer sonst nicht haben? Ist mein Ungartum ein Minus meines Europäertums oder ein Plus?

Im ersten Falle, habe ich zu schweigen. Wozu Tatsachen mitteilen, die bei aller Merkwürdigkeit im Grunde genommen doch recht gleichgültig sind? Eine modifizierte Anschauung über Land und Leute ist ja noch kein Kulturertrag. Kein Plus. Im zweiten Falle ist es meine Pflicht, allen andern Europäern über dieses Plus Rechenschaft zu geben.

Nun — ich will reden.

Mit Übersetzungen deutscher und französischer Modedramen und Romane, mit Nachahmungen deutscher Zeitschriften beginnt eine stille Minierarbeit in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Man denke sich eine französische Novelle in der flüssigsten, glücklichsten Sprache abgefaßt und davor einen ungarischen Schriftsteller, der die glücklichen Wendungen wiederzugeben hat. Debreczin kämpft mit Paris — die Scholle mit dem Trottoir. Ein verlorener Kampf. Vergebens will der Übersetzer der Sprache Gewalt antun — die ungefügen Worte kollern nicht ohne Komik von den glatten Wendungen herab.

Da bleibt dem Schriftsteller nichts anderes übrig, als neue Lautzusammensetzungen zu prägen und wie Adam im Paradies die vorgeführten Tiere mit ihrem wirklichen Namen zu benennen. Diese vergessenen Schriftsteller eines kleinen Landes hatten es allen Schriftstellern aller Länder zuvor, daß sie im Urmaterial aller Dichtung, im Ton, im Laut wühlen, aus nichts schaffen durften. Sie hatten die unerhörte Freude ihre Eindrücke in ihren eigensten Lautgebilden verarbeiten zu dürfen, neue Worte zu erfinden, die Sprache neu zu gestalten.

Diese spracherfindende Tätigkeit einer Schriftstellergruppe zu beobachten, das ist eben eine spezifisch ungarische Erfahrung. Nun tut sich ein noch bemerkenswerteres Schauspiel vor unseren Augen auf.

Die neuen Worte beginnen ihr großartig-sonderliches Werk. Sie regen die längst ruhenden Köpfe unheimlich an. Sie ziehen im Triumph über die Ebenen und indem sie nie erhörte, nie gesehene Dinge nennen, erwecken sie den Wunsch nach ihnen. Auch das Alte erscheint neu in der neuen Benennung. Die neuen Worte schaffen einen neuen Mann und dieser neue Mann ein neues Land.

Ich nahm mir vor, das Gedächtnis des Publikums mit schwer lesbaren ungarischen Namen zu verschonen. Wie sollte sich einer auch diese Namen exotischer Dichter und Staatsmänner merken? Etwas anderes ist es um einen

schönen Zeitungsskandal. Nun trifft es sich glücklicherweise, daß der große Mann einen kleinen Ur-urneffen hat, der den Namen des unbekannten Ahnen nach fünfzigjährigem, vergeblichen Warten durch die rühmliche Tat einer reichen Heirat vor kurzem weltberühmt gemacht hat. Deshalb mute ich dem Gedächtnis meines Lesers kein übriges zu, wenn ich ihn bitte, den Namen des Grafen Stephan Széchényi zu merken.

Dieser Staatsmann hat mit der Literatur eigentlich nichts zu tun. Doch die Dichter besingen ihn in beseelten Liedern, als ob sie ahnten, daß sie nicht in ihren Büchern, aber um so mehr in den Werken dieses Mannes der Tat weiterleben würden.

Széchényis Erscheinen und Wirken ist das zweite spezifisch ungarische Phänomen. Nur Gott war durch den Zufall so begünstigt, das Weltall erschaffen zu können — vor ihm war eben nichts da. (Damit die Welt werde, dazu bedurfte es seiner Zeit bloß der göttlichen Begabung. Ich ertappe mich oft bei der Frage: was würde heutzutage ein ähnliches Talent zustande bringen? Die Wege sind verrammelt. Die Möglichkeiten einer solchen Tat sind uns leider geraubt.)

Aus Nichts bildeten ungarische Schriftsteller Worte — aus Nichts schuf Széchényi die Dinge zu den Worten.

Denken Sie sich ein verwahrlostes Land, ohne fahrbare Straßen mit einer dorfähnlichen Hauptstadt, die weder für Gesellschaft, noch für Wissenschaft etwas bietet und denken Sie sich einen Hitzkopf, einen gebildeten, genialen, aristokratischen Globetrotter, der nach langen Reisen und flottem Leben in Wien, Paris, London, nach allerlei Abenteuern und Erfahrungen etwas europamüde in seine Heimat kehrt.

Dem Weltmann fiel als erstes Ärgernis die Verkümmerung der ungarischen Pferde auf. Die „jüdischen" Pferde, so nennt er sie ihrer langen Nase wegen, sollten veredelt werden. Wie, warum, das mußte er seiner nervösen, expansiven Natur gemäß sich aus der Seele schreiben. Sein erstes Buch heißt: über die Pferde. Eine Abhandlung über die Möglichkeit, die ungarischen Pferde zu veredeln. Ein ganz großes, dickes Buch, mit lyrischen, sogar exaltierten Stellen. Dem jungen Herrn ist es gleich, welchen Punkt er berührt. Hier kommt alles auf den Drang an, verbessern zu wollen. Und im ganzen Buch ist dieser Drang sichtbar, fühlbar. Hier ist eine nicht zu bändigende Urkraft.

Natürlich bleibt es nicht beim Buch. Széchényi knüpft sofort eine rege Korrespondenz an mit Ms. Tattersal (bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß so etwas auch noch ein lebender Gentleman war, eh er sich zum Begriff verflüchtigte), läßt sich Pferde aus England kommen, besorgt welche für Freunde usw.

In dieser Kleinigkeit steckt der ganze Mann. Ein Theoretiker, der sich vor der Verwirklichung seiner Ideen nicht fürchtet und den steilen Übergang von

den gefügigen, ineinandergreifenden, schriftstellerischen Ideen bis zu ihrer Durchführung in der widerspenstigen Wirklichkeit stets ohne zu wanken durchschreitet. Denn nun geht es los. Eine Akademie soll gegründet werden — der Entwurf, die Ausführung, die erste Stiftung stammt von ihm. Die elegante Welt soll nach Pest gelockt werden — Széchényi sorgt für einen Klub nach dem Muster der englischen. Der Antrag, die Ausführung Széchényis Werk. Auch die Bürger sollen etwas zu ihrem Vergnügen haben. In der Stadt giebt es keinen Garten — Széchényi entwirft den Plan. Er schreibt ein Büchlein über Pester Kot und Staub. Im aristokratisch-fahrlässigen Durcheinander wie seine verstrickten Sätze, die er in rhetorisch-feierlicher, der Wichtigkeit des vorzutragenden Planes würdiger Sprache ansetzt, um plötzlich, als ob ihm diese ungarische Prunkhülle zur Last würde, deutsche, englische, französische Anekdoten und Zitate ineinander zu mengen (— in Tagebüchern und Briefen gebraucht er oft alle vier Sprachen auf einmal —), wobei ihm in seiner hastigen Anstrengung zu überzeugen, sich klar auszudrücken, bald eine launische Wortassoziation, ein Kalauer, eine epigrammatisch gespitzte Pointe, bald wiederum ein unerwartetes Geständnis, ein ungeduldiger Aufschrei entschlüpft — man sieht förmlich die agierenden Hände, die geäderte Stirn des zitternd-nervösen Mannes —, die seine Ideen vom Ausgangspunkt weit verschlagen, bis sein wunderliches Satzungeheuer ganz anders endet, als es der Beginn überhaupt ahnen ließ — wie diese Sätze, so sind auch seine Taten und Bücher. Kaum war das Buch über Pferde fertig, da entsteht schon sein Hauptwerk, das Buch über Kredit, worin er über die Bereicherungsmöglichkeiten des Landes nachdenkt. Interessant ist es, daß er dieses Buch den schönen Seelen unter den Damen des Landes widmet. Die Erörterung derartiger Fragen schien ihm, dem Grandseigneur, keineswegs als eine nationalökonomische Fachsimpelei, im Gegenteil als eine Angelegenheit von allgemeinem Interesse. Dabei ist er bei der Gründung der ersten ungarischen Banken, mit Rat und Tat dabei, er gründet auch die Dampfschiffahrtsgesellschaft und läßt in der Donau die ersten Schiffe fahren. Von ihm rührt die Idee der Theißregulierung, er gibt den Anstoß zur Eröffnung des Eisernen Tores, er läßt den englischen Architekten kommen, der die wunderbare Kettenbrücke baut, die Pest und Ofen verbindet. Dabei vergißt er nicht die jungen Aristokratinnen mit ausländischen Gouvernanten zu versorgen, immer bedacht, neben der ungarischen auch fremde Sprachen zu pflegen, arrangiert die ersten Wettrennen und systematisiert das Wettrennwesen, in der Faschingszeit wird in Pest für Tanzunterhaltungen gesorgt usw. Da der Ungar im allgemeinen Reformen nicht zugänglich, gegen Neuerungen mißtrauisch ist, so hat er auch für die geringste Sache Kämpfe durchzufechten — er muß Reden halten, Zeitungsartikel schreiben, sich gegen Verdächtigungen aller Art verteidigen, neben dem ungarischen Argwohn auch den des Wiener Hofes beschwichtigen. Seine Tagebücher —

eine ewige Schande unserer Akademie, daß diese einzigen Bücher aus falscher Pietät nur in Bruchstücken bekannt sind — sprechen dabei noch von eraltiertem Liebesleben, von hypochondrischen Selbstanklagen, von überwältigenden, nie ausgeführten großen Plänen, — nun kann man sich vorstellen, wie diese Unruhe ein ruhendes Land aufzurütteln imstande ist.

Der Mann, den die Ungarn mit Recht den größten Ungarn nennen, war deutsch erzogen worden; jede chauvinistische Übertreibung lag ihm fern. Es war ihm vor allem um die Kultivierung des Volkes zu tun; ist diese Vorbedingung erfüllt, so kann die politische Selbständigkeit nicht lange auf sich warten lassen.

Was die Literatur der Széchényiepoche betrifft, so genügen hier einige Worte. Im Theater deutsche und französische Romantik und ihre ungarischen Nachahmungen. Auch Shakespeare wird übersetzt. Wichtig und zu bemerken, daß es überhaupt neben der deutschen Bühne auch eine ständige ungarische gibt, die für ihr eigenes Repertoire sorgt und Dichter beschäftigt. Doch bedeutsam ist nur ein ungespieltes Stück, welches zwar um diese Zeit entsteht, aber gelegentlich einer Konkurrenz beiseite geschoben wird und jahrzentelang auf die Auferstehung warten muß. Der Autor, der tief erbittert in einer kleinen Stadt ein kleines Amt bekleidet, verfällt in Trunksucht und stirbt kaum einige dreißig Jahre alt, als Schriftsteller von niemandem gekannt. Er schrieb eine Unmenge Ritter- und Räuberdramen — doch es gelang ihm bloß ein einziger glücklicher Wurf, sein einziges nennenswertes Theaterstück, überhaupt das einzige nennenswerte ungarische Drama: Banus Bank.

Der Autor hat Shakespeare, wie es einem Zeitgenossen Goethes geziemt, nicht nur gelesen, sondern auch mit Shakespeares weit geöffneten Augen die Welt großartig angesehen. Es ist ein wildes, barbarisches Werk, worin die innere Glut und die Gewalt des warmen, echten Pathos die Verwicklungen einer etwas erzwungenen wirren Intrigue verdeckt.

Doch schlägt der Dichter eine Saite an, die ihre Wirkung in Ungarn nie versagt. Die Verschwörung des Königsstellvertreters des Banus Bank richtet sich gegen eine fremde Königin Gertrudis, die in Abwesenheit ihres in die Kreuzzüge ziehenden Mannes durch ihren großartigen Hofstaat das Land zugrunde richtet. Die Kraft des Stückes liegt außer in der großen Ehrlichkeit seiner Poesie eben in jenem Appell an dumpf lauernde nationale Empfindungen.

Sonst habe ich nur noch einen Dichter zu erwähnen, — der Namen soll hier des couleur locale wegen genannt werden — er heißt: Vörösmarty. Majestätisch rollende Hexameter, dann einschmeichelnd weiche Verse, jede denkbare orchestrale und kontrapunktische Wirkung. Reich an Zeilen, an die man sich immer zu erinnern und an Fabeln, die man sofort zu vergessen hat. Konfuse Romantik ohne Gestaltungskraft. Eine Lyrik voll süßer Weichheit, aber

auch voll grandioser Wucht. Er ist der Dichter der wundervoll deklamatorischen Nationalhymne.

Um ihn herum Almanachdichter. Pest steht unter dem Einfluß des verbiederten Wiens der Metternichzeit. Auf der einen Seite des Almanachs ein milder, rührseliger Kupferstich — wie sollte da auf der anderen ein elementares Gedicht stehen? Selbst in Vörösmarty erwacht die dämonische Kraft seiner Natur erst im Alter, nachdem ein unglückliches Schicksal sein Leben und sein Land zerrüttet hat.

Zwischen dem jungen und alten Vörösmarty steht die große Erfahrung der vierziger Jahre, mit der Revolution, die sie beschließt.

In Politik und Literatur parallele Bestrebungen. Nun agitiert hier statt des gräflichen Agitators, Széchényi, der kleine Advokat und Journalist, der Mann der hinreißenden Worte und des feurigen Temperaments: Kossuth, dort beginnt man statt der Nachahmung antiker und ausländischer Muster aus sich selbst heraus zu schaffen und die Vorbilder im ungarischen Volkslied zu suchen.

Übrigens internationale Strömungen. Selbst die Geburt der sich an das ungarische Volkslied anlehnenden Poesie des goldenen Zeitalters ungarischer Literatur ist auf ausländische Strömungen, die bis auf Herder gehen, zurückzuführen.

Um diese Zeit strolcht ein junger Wanderbursch durchs Land. Fahrender Student, Soldat, Provinzschauspieler — in der elenden ungarischen Provinz der vierziger Jahre. Der mißratene Sohn eines verarmten Fleischhackers und einer slovakischen Dienstmagd. Alexander Petrovics. Von Kindheit an schreibt er Gedichte. Das Gedicht ist ihm, dem Knaben: gewählter Ausdruck in gewählter Form. So hat er es von seinen Meistern. Aber das furchtbare Leben fordert furchtbare Laute — es wäre ihm leichter ums Herz, könnte er fluchen oder jauchzen. Doch kann man weder das eine noch das andere in der steifen, lebenslosen Literatensprache, die binnen 50 jähriger Arbeit aus der ungarischen geworden. Glücklicherweise war Petrovics in steter Berührung mit dem Landvolk, wohin die erneute Sprache noch nicht hingedrungen war. Er hatte seine helle Freude an den bäuerischen Wendungen, die den Begriff in frischer Fülle, voll und saftig, im Bild vor dem Auge blitzend, zum Ausdruck brachten. Worte wie durchtränkt vom Duft gemähter Wiesen, wie bestrahlt von heißen Sonnen. Auch die Rhythmen des Volksliedes schmeichelten sich dem Horchenden in die Seele ein und verdrängten die Erinnerung an eingepaukte klassische Versmaße.

Unter dem Namen Alexander Petöfi erscheinen Petrovics' erste Gedichte. Ich möchte den Eindruck in kurzen Worten wiedergeben, den Petöfi auf den heutigen Leser noch macht.

Die Poesie der einfachsten Motive, wie in der griechischen Lyrik; wie bei Burns: ein Kuß, ein Glas Wein, ein Willkomm, ein Abschied, Sommer,

Winter, Frühling, Herbst, Vater, Mutter, Vaterland. Pathetisch in der Behandlung selbst der schlichtesten Sujets — daher für deutschen Geschmack vielleicht zu wenig intim — doch ist seine Pathetik nicht, wie die französische, eine sonore Form der Ziererei, sondern getragen von Phantasie und Leidenschaft, daher voller Mark und Urkraft. Übrigens liegt feierliche Rhetorik im Charakter jedes Magyaren. Er hat die merkwürdige Eigenheit des innigen Pathos. Bei Petöfi äußert sich diese Natur in der unerwarteten Fülle nie erhörter Bilder, die etwas Biblisch-feierliches haben, bei aller Natürlichkeit, oder eben ihrer Natürlichkeit wegen. Die französischen Parnassiens arbeiten ihre Sonetts auf die plötzliche Überraschung der großartig gefeilten, poesievollen vierzehnten Zeile heraus. Petöfi hätte eine ähnliche Kunst der Zurückhaltung, diese Poesie der Armut nie erlernen können. Seine Poesie besteht aus lauter „vierzehnten" Zeilen — der Leser stürzt von Überraschung in Überraschung.

Etwas hohl klingt sein Pathos nur, wenn er sich als Denker gebärdet. Als Milderungsgrund sei angeführt: Petöfi schüttelte die Verse aus dem Ärmel — er schrieb sehr viel — und sollte im ganzen bloß 26 Jahre alt werden.

Als Naturbeobachter ist Petöfi groß und einzig. Vor ihm trachtete man das ungarische Landschaftsbild dichterisch zu veredeln. Wie an warmen Sommertagen sich zitternde Luftschleier über die Pusten legen, daß alles dahinter zerflattert, so verschwamm das Bild ungarischer Landschaft hinter dem Hexameternetz oder dem Jambengewebe der Dichter vor Petöfi. Nun breitete sie sich auf einmal aus, in nackter Majestät — flach im ernsten Braun der Scholle, im feierlichen Gelb der Ähren, mit sonnenbeschienener Kirchturmspitze in der weiten Ferne.

Doch lag Petöfi nichts ferner, als mit seiner Kunst Landschaftsbilder virtuos malen zu können, zwecklose Spiele zu treiben. Das unvermittelte Gefühl des Volkslieds verbindet Landschaftsbild und Stimmungsbild, jäh, ohne Übergang, ohne entnüchterndes u n d oder w i e. Petöfi schreibt: „Rosenstrauch am Hügelabhang, lehne dich an meine Schulter, mein Lieb." Ein dumpf gefühltes Empfinden von etwas Umarmendem, sich Anlehnendem liegt dieser unausgesprochenen Verknüpfung zugrunde — die Reime des ungarischen Textes haben dazu noch eine wunderbare Gewalt des Ineinanderschmiegens, um das nur Gefühlte und noch Ungesagte doch mit aller Deutlichkeit mitzuteilen. Das sind, wie man sieht, die Mittel einer keuschen, primitiven Dichtung.

Petöfi ist auch ein ausgezeichneter Erzähler. Nichts von lyrischer Unruhe — von jugendlicher Hast — er führt seine Fabel homerisch, breit, ruhig. Besonders interessant ist sein Gedicht: der Apostel. Die Geschichte eines Sozialisten. Das herrschende Sujet der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat Petöfi mit glücklichem Herausfühlen ertappt. Und das war möglich im Hunnenland 1848.

Petőfi war eben der erste Dichter Ungarns von europäischer Bedeutung. Er fand die großen Sujets triebhaft — aber auch in bewußtem Kontakt mit Heine und Béranger. (Sein Geschmack war eben nicht auf der Höhe seines Genies, das seine Vorbilder weit überragt.) Es ist rührend, daß er bei aller Arbeit und Not doch Zeit fand, Deutsch, Französisch und Englisch zu erlernen, um in diesen Sprachen wenigstens lesen zu können.

Er starb im ungarischen Revolutionskrieg von einer kosakischen Kugel getroffen auf dem Schlachtfeld von Segesvár. Er war zu jung, um zu wissen, daß ein Volk zum Kampfe beseelen eine höhere Pflicht ist, als selbst für die größten Ziele seine große Persönlichkeit zu opfern.

Im Jahre 1846 begrüßt Petőfi in einem von warmer Bewunderung erfüllten Lied einen Dichter, der soeben den Preis einer akademischen Konkurrenz davontrug. Eine erzählende Dichtung aus der ungarischen Vergangenheit sollte geschrieben werden. Der preisgekrönte Mann heißt Johann Arany, Notar in einem Dorf des Biharer Komitats. Stürmische Jugend — war auch Wanderstudent, dann Schauspieler, Zeichner, Lehrer. Um diese Zeit jedoch, nah an die Dreißig, Familienvater, recht bürgerlich, ruhig, sparsam, weit von allem intellektuellen Verkehr. Doch der Notar des weltverschlagenen Ortes überwindet die größten Schwierigkeiten, um Bücher zu beschaffen. Er liest Homer und Goethe, Dante und Shakespeare. „Ich esse die Ilias, ich trinke die Odyssee." Tagsüber erfüllen ihn peinlich besorgte Amtspflichten, abends sitzt er zu Hause in seinem kleinen Bauernhaus, wo vor der Türe die Schweine im Hofe grunzen (der gute Wirt freut sich diebisch, daß der Schweinekoben während eines Brandes unversehrt bleibt). Wie man sich in solcher Lage zum Kulturmenschen heranbildet, bleibt Aranys Geheimnis. Arany war ein Kulturmensch — doch mit der Frische seiner kulturlosen Umgebung. Jene spezifisch ungarische Kultur der Zeit, die nicht nivellierend, sondern im Gegenteil Eigenarten züchtend gewirkt haben muß, da einem noch kein Verkehr mit Kulturphilistern die Notwendigkeit, allgemeine Bildung anzueignen, auflud und sich jeder die Ausbildung nach seiner Eigenart als Ziel stecken konnte und durfte. Zur Barocke dieser Einseitigkeit trug noch viel bei, daß einem der Nachbar von „Büchern, die man lesen muß", nichts sagen konnte; auch war das Verschaffen der Bücher mit einigen Schwierigkeiten verbunden, so daß selbst in eines jeden Spezialität merkwürdig unausgefüllte Stellen ewig klaffend blieben.

Arany lebte zum Beispiel rein in Literatur versunken. Doch in der Literatur fehlt ihm das Organ für die Gattung des neunzehnten Jahrhunderts, für den Roman. Um so besser kennt er die Epen der Weltliteratur. Sein Wunsch war, diese Kunstgattung zu studieren (— Kunstgattung ist ein Begriff, an dessen tatsächlichem Vorhandensein und an dessen Unveränderlichkeit durch alle Zeiten er fest glaubte —) um in diesem einst so herrlich blühenden Genre wieder Großes

zu leisten. Den Ungarn wollte er ihr fehlendes Nibelungenlied, ihre fehlende Ilias schenken. Nur in Ungarn konnte es geschehen, daß ein Mann mit solchem Erzählertalent inmitten des Romanjahrhunderts den Entschluß faßt: ein Heldengedicht zu schreiben. Aber auch nur in Ungarn konnte das Wunderbare geschehen, daß ein Kulturmensch mit so wenig Empfinden für die Erfordernisse der Zeit doch so viel Frische besitzt, um solch' einen Plan lebendig, kraft- und prachtvoll durchzuführen. Aranys Epen aus der ungarischen und hunnischen Vorzeit sind keine traurigen Henriaden, sogar keine Äneiden — nichts von seelenloser epischer Maschinerie. Leben, rotes, frohes, bäurisches Leben. Ein Auge, das sieht, eine Sinnlichkeit, die fühlt. Dazu eine vollendete Künstlerschaft, die alle Kniffe des Handwerks kennt.

Den ersten, großen Eindruck von Poesie gab mir Arany — und nun, wenn ich dem Fremden über das Arany zu verdankende Erfahrungsplus zu berichten habe, stockt mir die Feder. Die Eindrücke, die der Europäer von Tennyson und Tegnér, von Viktor Hugo und Byron, von Goethes und den schottischen Balladen, von Virgil, Tasso und Ariosto holt — bieten einzeln und zusammen denen ähnliche Sensationen, die uns Aranys Dichtung gewährt. Er ist trotz alles Spezifischen keine Spezialität. Man stelle sich einen Dichter vor, der von Poesie so eine hohe Vorstellung hat, wie ein Flaubert von der Prosa, der es auch mit der Komposition, mit der schönen, runden Gliederung einer Fabel so bitter ernst nimmt, wie eben in der Weltliteratur außer ihm nur noch der einzige: Flaubert — doch ein Mann, der sich andererseits nie bis zur großartigen Zerrissenheit der Éducation Sentimentale hinaufgewunden hat. Die Poesie war ihm die Kunst der guten Einteilung, des schönen Ebenmaßes, — was bei Arany keineswegs auf Kosten der Leidenschaft, der Echtheit, der Wärme geht — nur eines war ihm versagt: das Grenzenlose. Eine bäurische Schüchternheit, sich ganz zu geben, hemmte ihn besonders in seiner Lyrik. Er ist der beste Balladendichter. In dieser Beziehung neben Goethe zu stellen. Mit dem Unterschied, daß bei dem letzteren visionäre Erregung sich in selbst geschaffene Form kleidet, hier die den besten Mustern abgelauschte Form als visionäre Erregung erscheint. Der Leser Aranys bewundert und genießt, freut sich gut gestalteter Szenen, getroffener Worte, erschrickt über die Vollendung, über das Erreichen höchst gesteckter Ziele — und nimmt eine heilige Achtung vor rein künstlerischer Arbeit als Ertrag fürs Leben mit. Man verbeugt sich tief und schweigt. Ein Schweigen der Ergriffenheit — aber auch des Gefühls, daß man von Arany nichts Gärendes, nichts Anregendes, nichts weiter, höher Bringendes, fürs Leben Wertvolles davongetragen hat. Die Erinnerung an Arany ruht in mir — sie glänzt in ihrer Ruhe — aber eine Ruhe ist sie doch!

Nach der besiegten Revolution beginnt für Ungarn das traurigste Regime. Das Land wird rein als österreichische Provinz behandelt, gewaltsam germanisiert. Der Deutschenhaß der vorigen Generation stammt aus dieser Epoche.

Mehr als fünfzig Jahre Arbeit haben aus Ungarn ein aufstrebendes, sympathisches-, seine Eigenheiten vielfach und herrlich entwickelndes Volk gemacht. Viele Keime, die schön aufgingen, waren zu hüten — das neue Regime ist wie ein plötzlicher Reif. Das Widerstreben gegen deutsche Vergewaltigung ist sehr begreiflich, bedenkt man, daß sie sich in Form österreichischer Soldateska und Bureaukratie präsentiert. Akademie, Theater, Zeitschriften, Zeitungen — alle sind in ihrer Wirksamkeit gehemmt, zeitweilen sogar aufgehoben. Die meisten ungarischen Intellektuells irren in der Welt als Verbannte herum und die noch zu Hause geblieben sind, haben, von der Zensur streng bewacht, keine Möglichkeit sich zusammenzutun und Wirkungen zu erzielen.

Széchényis Neurasthenie steigert sich in dieser Zeit fast bis zum Wahnsinn. Er lebt in der Irrenanstalt zu Döbling neben Wien. Er schreibt von da aus herzzerreißende Briefe, in denen er sich der Herbeirufung der Katastrophe beschuldigt. Deutsche polemische Schriften, selbstzersetzende, ätzende, ironische Schriften entstehen in der Zelle. Aufregende, furchtbare Bücher, in denen der ruhige Ton des Politisierens oft in Wahnsinnsschreie übergeht. Bald erinnert er an Montaigne, bald an Nietzsche — er hat auch etwas Prophetisches. Széchényi erschießt sich in Döbling nach zwölfjähriger Gefangenschaft (1860).

Der Dichter der Széchényi-Zeit, Vörösmarty, sitzt auch in Trübsinn verfallen auf seinem elenden, kleinen Landgut. In den letzten fünf bis sechs Jahren seines Lebens entstehen ebensoviele Gedichte. Man sieht einen Mann, der sich die Haare rauft, dessen Auge rollt — nichts von Almanachpoesie mehr. Die größten ungarischen Gedichte. Doch das Merkmal dieser Epoche geben nicht die Schriftsteller, um so mehr aber die Leser. Ungarn beginnt zu lesen. Die Zeit des erwachenden ungarischen Journalismus. Das Zeitungswesen, das uns heute erdrückt, hat damals unter unendlicher Entsagung ein heilsames Werk begonnen. Die erste und größte ungarische Journalistenerscheinung: Maurus Jókai beherrscht das Publikum. Vom Roman und vom novellistischen Feuilleton bis zum politischen Leitartikel, ja sogar bis zum Gelegenheitsgedicht für traurige und lustige Gelegenheiten, alles ist seine Domäne — er versieht die Zeitungen, die Zeitschriften, die Witzblätter, auch das Theater zugleich. Die ungarische Literatur war bisher nur für Auserwählte da — eine Beeinflussung der Einflußreichen — nun dringt sie in alle Schichten. Wohin Jókai schreibt, da entstehen Leser.

Diese Tatsache ändert natürlich des Schriftstellers gesellschaftliche Lage. Bishin schrieben in Ungarn entweder bettelarme Leute wie Petöfi, oder eben besoldete Beamte, Professoren usw., die nie daran dachten, vom Schreiben auch leben zu wollen. Arany weigerte sich oft bei allem Geiz und aller Sparsamkeit, für schriftstellerische Arbeit Honorar anzunehmen; man kann sich denken, wie ein Schriftsteller im modernen Sinne des Wortes, der seine Ware in Umgang

bringen will und kann, sich vor keiner Reklame scheut, wie ein Mann wie Jókai seine Kollegen zur Empörung gebracht hat, — um so mehr liebte ihn das Publikum.

Auch eine Europäisierung des Stils bedeutet Jókais Auftreten. Vor ihm hatte der ungarische Stil jene schwerfällige orientalische Feierlichkeit, der es von weitem anzufühlen war, daß das Schreiben für den Ungarn noch etwas Außergewöhnliches, Seltenes sei. Es war eben noch eine feierliche Angelegenheit. Daher wirken die Tagesberichte in den Zeitungen vor Jókai wie verirrte Oden.

Sein Ruhm muß dem Ausländer unverständlich erscheinen. Man kennt da bloß seine Werke — Ungarn kann von seinem Einfluß erzählen. Er hat in einem lesefaulen Volk die Leselust erweckt, eine Volksseele umgewandelt. Daß ein Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts eine solche Umwandlung schaffen, eine solche Wirkung haben konnte, verleiht ihm eine Bedeutung, einen Seltenheitswert, der noch über sein großes Talent hinwegreicht.

Denn das große Talent des Mannes ist unleugbar. Die Achtung, Ehrfurcht und das Erstaunen davor will ich, wie sie mir von der Kinderzeit aus geblieben sind, rein bewahren. Er ist dem ungarischen Kinde — das ist natürlich keine Vergleichung der Talente und Werte — was Schiller dem deutschen. Wenn ich nach seinen Büchern lange — so lese ich eine humoristische Novelle. Darin ist Verve, wirkliche Lustigkeit, dazu noch etwas Gutherziges, die menschlichen Defekte mit Liebe Umgebendes. Aus allen Zeilen blickt sein treuherzig-blaues Kinderauge, dessen bloßer Blick mich so oft gerührt hat, voller Wärme mich an. Seine Romane sind die Werke einer tollen, nicht zu bezähmenden Phantasie. Ein besserer Stilist als Dumas père, auch ein besserer Beobachter, nicht ohne des Franzosen hinreißende Grazie — von Victor Hugoscher Kraft, an ihn nicht ganz zufällig gemahnend, doch durch seinen echten Humor nicht wie Hugo, erdrückend.

Ihm und der Schar von Journalisten um ihn ist es zu verdanken, daß die ungarische Sprache und die neu errungene ungarische Kultur, dem deutschen Schulunterricht, der deutschen Amtssprache zum Trotz, in den langen achtzehn Jahren der Vergewaltigung nicht unterging.

Kein Wunder, daß die Ungarn, als sie im Jahre 1867 auch die politische Unabhängigkeit wieder erlangten, im stolzen Gefühl errungener Siege sich rein auf die ungarische Kultur stützen zu können vermeinten. Es bedarf der rührend-sympathischen, stillen Arbeit um die Sprache, der Gefechte um die politische Freiheit nicht mehr — nun ist die Zeit des selbstzufriedenen Stolzes, der sich selbst immer mehr beschränkenden Beschränktheit gekommen. Rein psychologisch ist alles verständlich. Das Ausland, woran sich ein tiefgesunkenes Land großzog, ward plötzlich zur Gefahr. Das Deutschtum Goethes brachte Segen, das des Metternich ward uns zum Fluch — Haß ließ uns beide miteinander ver-

wechseln. Jahrzehntelange fördernde Arbeit ließ den selbstgeschaffenen Teil unserer Kultur größer erscheinen, als er in Wahrheit ist. Man dachte, alles was da gedieh, sollte von selbst gewachsen sein, wie der ungarische Weizen. Auf diese Weise ist der ungarische Hochmut logisch und psychologisch von seiten der Ungarn verständlich — aber ist denn die Abwendung europäischer Sympathien nicht auch zu begreifen?

Ungarn hat sich seit 1867 von dem Stand eines primitiven Agrarvolkes zu einem Höheren erhoben — das ist die Zeit des wirtschaftlichen Gedeihens, Vorwärtsschreitens. Das ist die Zeit der europ.... der Amerikanisierung des Landes. Budapest wird zu einem Chicago des Balkans. Die Staatsmaschine, die nun vom ungarischen Parlament betrieben wird, erfordert auch viel Arbeit. Politik und Industrie verbrauchen alle Kräfte der Ungarn. Die literarische Äußerungsform solcher Zustände ist ebenso natürlich die Zeitung, wie das Epos die der Griechen zu Homers Zeiten war.

Jókai hat sein Bestes bereits gegeben, doch er wirkt noch immer als Vorbild. Die ungarischen Schriftsteller bekleiden keine Ämter mehr — und da das Buch seinen Verfasser in dem kleinen Lande nicht ernährt, so werden fast alle zu Journalisten. Doch was Jókais Genie und Arbeitskraft sich zumuten konnte, vertragen die kleineren oder auch feineren Talente nicht. Seit der großen Zeit der ungarischen Literatur, seit Petöfi, Arany, Jókai bis zum Aufschwung der letzten Jahre, hat Ungarn nichts Nennenswertes mehr aufzuweisen. Alle die vielversprechenden Jünglinge, die auftraten, endeten ihr Leben als erbitterte Zeitungskulis. Statt in großen Werken sich voll und rein zu gestalten, verzetteln sich die Schriftsteller in kleinen Feuilletons. In solchen Erzählungen stecken oft vertriebene Keime großer Konzeptionen.

Natürlich zeitigt dieser furchtbare Zwang auch eine Unmasse gelungener Novellen. Ich bin davon überzeugt, daß eine gut getroffene Auswahl besonders im novellenarmen Deutschland überraschend wirken müßte.

Leider wird nicht nur die physische Arbeitskraft unserer Besten mißbraucht — unter das Joch des Leitartikels gebeugt verrichten sie gegen ihre Überzeugung, unter Gewissensbissen und schweren Seelenqualen alltäglich eine entsetzliche Arbeit. Ich muß mich hier klarer fassen.

Der Appell an den Nationalstolz, der seine Wirkung nie versagt, erkaltet schon in Jókais Kreis zur Manier. Ein gehässiger, spöttischer Ton gegen die aufgedrungene ausländische Sitte gesellt sich dazu. Das Publikum gewöhnt sich mit der Zeit an diese gefährlichen Phrasen so sehr, daß die Zeitungen in ihrem verzweifelten Wettbewerb sich an patriotischen Lobhudeleien nicht genug tun können.

Schließlich wurde vor ungefähr 25 Jahren ein Blatt gegründet, Budapesti Hirlap (Budapester Zeitung), das rein auf die par force Durchführung des chauvinistischen Programms ausgeht und die innere Kräftigung nicht durch die

längst ersehnten Zollschranken, sondern auch durch Aufstellung geistiger Schranken zu erreichen hofft. Alles Fremdländische, besonders aber das Deutsche soll ferngehalten werden.

Ich zweifle nicht, daß den klugen und temperamentvollen Redakteur dieser Zeitung ehrliche Überzeugung für die Sache leitet. Warum denn auch nicht? Jede Überzeugung ist ehrlich, die sich in einem durch stete Erfolge befestigt und mit Ruhm, Gold und Ehren belohnt wird. Auch die Autosuggestion, der Selbstrausch tut in solchen Fällen das Seinige.

Redakteur Rákosi erklärte einmal in einer Gedenkrede, daß wir uns durch immer radikalere Bezeugung ungarischen Selbstbewußtseins auch dem Hasse des Auslands getrost auszusetzen haben. Wir seien sympathisch gewesen, so lange wir schwach waren — unsere Stärke könne das Ausland nicht ertragen.

Unsere Stärke, Herr Rákosi? Ja — was weiß denn das Ausland davon? Wo ist sie außer im glücklichen Selbstgefühl derjenigen, die sie sich einreden?

Die ungarische Kultur war die lokale Färbung der internationalen; als der gesunde Ideenaustausch mit dem Ausland ins Stocken geraten, wurde Ungarn wie ein Organ Europas mit unterbundenen Adern.

Die Generation, die in dem Geiste des Budapesti Hirlap aufwuchs, hat, wie zu erwarten war, keine großen, geistigen Taten aufzuweisen. Um so größere Kulturschiffsbrüche.

Eine furchtbare Erfahrung, die ich auch Ungarn verdanke, ist die Bekanntschaft mit einer Menge niedergebrochener Talente. Da gehen sie herum, zynisch über ihr Schicksal witzelnd, diese 40 bis 50jährigen Greise, die lebenden Särge ihres Talents, die Kindermörder ihrer Ambition. Sie beginnen Romane mit Kraft und Wucht und Lust — doch schon im zweiten Kapitel erschlafft die Begeisterung. Warum? Not zwang den Schriftsteller, das erste Kapitel zu veröffentlichen, ehe das zweite fertig war, und nun fordert die Zeitung die Fortsetzungen Tag für Tag. Nicht nur Fortsetzungen, was noch das Mindeste wäre, sondern auch Konzessionen.

Denn nur durch gewisse Konzessionen an den Chauvinismus wird die Lektüre zur Wonne des ungarischen Junkers, der das österreichische Régime erlitten, und die Wonne seines Sohnes, der mit dem Vater die bittere Erfahrung nicht mitgemacht, aber des Vaters blinden Haß geerbt hat.

Vor 1848 war der Junker der absolute Herr des Landes — ihm gehörte das Feld, wofür er keine Steuer zu bezahlen hatte, die Bewohner des Landes waren seine Leibeigenen — er saß in allen Ämtern. Sogar die ungarische Sprache war sozusagen ein Privileg der Gentry — da die Bürger und die Aristokraten viel deutsch, die Bauern viel slovakisch, rumänisch, kroatisch sprachen — nach 1848 wurden die Junker erst aus ihren Besitztümern, dann allmählich aus den Ämtern gedrängt — heute gehören ihnen eigentlich nur noch die Ämter des

Komitats. Diese liebenswürdig-leichtsinnige, mit allen ihren wunderbaren Talenten doch so unbeholfene Rasse sieht sich nun überall verdrängt, verschuldet, heruntergekommen. Die verlorene tatsächliche Macht sollte erst durch gesellschaftlichen Hochmut und Abgeschlossenheit ersetzt werden. Nun springt das alles aus den Fugen. Es gibt keine gesellschaftliche ohne materielle und geistige Obermacht. Zeitungen und Zeitschriften, Schulen und Gesetze sorgten dafür, die wankende Junkerweltanschauung als eine noch feststehende, als einen Teil aller Stände erscheinen zu lassen. Dabei ist es bezeichnend für die Schwäche der Gentry, daß ihre Vertreter, Herr Rákosi, der mächtige Redakteur, Franz Herczeg, der Romancier — beides magyarisierte Namen — und Wekerle, der einstige Ministerpräsident und Präsident des Gentry-Kasinos, aus deutschen Bürgerfamilien stammen.

Was vor hundert Jahren hier Wunderbares geschehen ist, war das Werk des kultursehnsüchtigen Junkers — ihm verdankte Ungarn seinen prachtvollen Aufschwung. Ihm seinen zeitweiligen Niedergang. Und doch hat dieses Zeitalter der bis zu seiner eigenen Karikatur verzerrten Selbstanbetung des Magyaren seine historische Notwendigkeit (ich muß hier leider dieses oft mißbrauchte, nichtssagende Wort, diese erbärmliche Umschreibung menschlicher Ahnungslosigkeit anwenden), denn nur diese Epoche des blinden Chauvinismus hat den Magyaren so gestärkt, daß er sich nun ohne Gefährdung seiner Eigenart dem Kontakt mit dem Ausland wieder aussetzen kann.

Die erste Erschütterung des chauvinistischen Regimes kam in Ungarn natürlich vom Sozialismus her. Seine Wirkung und die der ihm dienenden Organe ist unermeßlich, unaufhaltsam — doch für Ungarn keineswegs symptomatisch, daher auch in diesem Aufsatz nicht zu erwähnen.

Interessant und für Ungarn bezeichnend ist die innere Erschütterung des Glaubens im alleinseligmachenden Ungarn, im Junkertum selbst. Ebenso wie vor hundert Jahren erfaßt die Gemüter ein Drang nach dem Westen, der sich im Anfang nicht anders wie damals, vorerst in rein literarischer Form äußert.

Der Budapesti Hirlap vertritt die Anschauungen der Gentry der vorhergehenden Generation, ein einziger Dichter vertritt die der heutigen, eigentlich die der kommenden.

Der Dichter, der repräsentative Mann Jung-Ungarns, Andreas Ady, stammt aus einer Gentryfamilie. Er trieb sich jahrelang als Journalist in der Provinz herum — sein Leben war das von Zweifeln, Geldsorgen, Unruhen, Krankheiten gequälte Leben des modernen Städters.

Er fühlte den Abstand seiner Erfahrungen und seines Lebens von dem des Landvolks — er fühlte auch die Regung neuer Motive in sich. Doch wußte der Knabe von der poetischen Daseinsberechtigung seines eigenen Lebens noch nichts. Poesie war in Ungarn für die Darstellung gewisser Sujets beschlagnahmt. Sich

poetisch ausdrücken, hieß eine gewisse Anzahl geheiligter volkstümlicher Wendungen gebrauchen und geschickt variieren. Ady hat mit der Volkspoesie und mit der Volkssprache, mit dem zum Manierismus erstarrten Erbe Petöfis und Aranys ebensolche Kämpfe auszufechten, wie Petöfi und Arany einst mit der Literatensprache.

Deshalb muß er sich lange suchen, sich verlieren, verzweifeln — bis ein Zufall ihm aus dieser qualvollen Lage hinaushilft. Eine Frau gab ihm Baudelaire zu lesen. Der französische Dichter wirkt auf Ady nur insofern, als er ihm klar macht, was alles zum Sujet werden kann. Alles eben. Das ganze, eigene Leben. Die Erlebnisse toter ungarischer Dichter setzen den modernen Erlebnissen keine Schranke — warum sollen wir uns mit ihren Ausdrücken begnügen? — Adys Erscheinen beurteilt man zumeist als ein Zeichen des Zersetzungsprozesses von Ungarn. Von Altungarn, das will ich gerne gestehen. Doch es ist auch ein wunderbares Versprechen für die Zukunft. Daß sich vor Ady die Bauernsprache zur Literatursprache veredeln konnte, bewies eben, daß man nur die Denkart der untersten Volksschicht als kernig magyarisch empfand. Alles darüber Hinausragende — war fremd. Ady beweist, daß nun eine magyarische Intellektualität emporgewachsen ist, die für ihr zusammengesetztes Wesen ihre eigene Darstellungsweise und ihre nicht minder echte, wenn auch von dem Volksidiom durchaus abweichende Sprache findet.

Was hatte Ady zu sagen? Er öffnete seine schwarzen, glänzenden Augen und sah sich um. Petöfische Verherrlichungen der Pußta und des Pußtavolkes zu schreiben, wie es bisher die Poeten um ihn taten — fiel ihm nicht ein. Er kam von Paris und empfand die Pußta ganz anders. Steppen — Öden — schläfrig schlängelnde Flüsse — rohe Menschen — ein Herdenvolk — Ady greift unruhig an seine Stirne: Wie komme ich her? — er greift auch an seine Brust und fühlt in weher Liebe: ich gehöre hierher.

Es entsteht eine Poesie der entsetzten, widerspruchsvollen Vaterlandsliebe, des Heimwehs nach der Fremde in der Heimat, der Sehnsucht nach dem s o n n e n l o s e n O s t e n im Ausland, wie Ady so schön sein Ungarn nennt. Der Westen erscheint vor Ady immer im Symbol: Paris. Das hundertfach entfachte Leben, die entzündete Lust, die gigantische Arbeit.

Der Bakonyer Wald war einst die Zuflucht der Betyáren, jener ritterlichen Räuber, über die das ungarische Volk noch heute so vieles zu erzählen weiß. P a r i s , m e i n B a k o n y e r W a l d , heißt eines der schönsten Gedichte Adys. Der Sohn der Haiden irrt verloren und verlassen durch die Straßen, ihr tobendes Sausen und Brausen läßt ihn fremde Mächte ahnen und die Sehnsucht aufsteigen, in dem großartig Unbekannten dieser fremden Welt unterzugehen. Kein schwächlicher Wunsch ästhetischer Bildung, keine Kulturschlemmerei. Ady hat vielleicht, als einziger in Europa, ein naives Verhältnis zur Kultur. Wie

ein Wilder etwa, der die Gewalt der blassen Männer anstaunt, die mit dem Rohr blitzen und donnern können.

So frisch und unverbraucht steht Ady zu allen modernen Problemen. Vor allem: zur sozialen Frage. Keine Tendenzpoesie à la Ada Negri. Das schmeckt nach Literatur, nach Wissenschaft. Ady packt die Pflanze bei der Wurzel. Rein lyrisch. Er verflucht das Palais Rothschild, davor ihn seine schlechte Droschke schleppt — doch in seinem Fluch ist Neid. Die soziale Poesie dieser Herrennatur ist eigentlich eine verkappte Verherrlichung des Kapitals. Es ist die Poesie der Sehnsucht nach Geld, das einem des Lebens Freuden eröffnet, Macht in die Hand ausliefert. Der Dichter sieht sich ringend an den Ufern des Meeres mit dem schweinsköpfigen Herrn, mit Mammon. Die Wellen bringen den Ruf des Lebens, sie plätschern ihm vor von allen Freuden, von aller Lust — und er muß kämpfen mit dem ekligen Tyrannen, der seinen Goldschoß nicht auftun will — er kämpft bis zum Abend, er kämpft, bis er verblutet. Bald sind seine Worte stachlich, borstig, wie das Ungeheuer, womit er kämpft, bald klingend, klirrend, wie das verborgene Gold, bald hinwiederum weich, verlockend, spielend, gleitend wie das Meer des fernen glänzenden Lebens.

Von einer Yvette möchte ich dieses Lied vortragen hören — dieses eine und das andere, herzzerreißend mächtige: den Kampf mit dem alten Verderber des Ungars, den Kampf mit dem Geist des Weins. Das betäubende, schluchzende Lied, von dem jedes Wort ein Händeringen, eine Bitte um Gnade ist. Meisterlich wie Poes Rabe.

Übrigens ist Ady keineswegs ein Virtuose, der seine Worte ängstlich wählt. Er findet immer, er sucht nie. Mit Klangeffekten, wie es einst Arany tat, wirken zu wollen, scheint ihm unmännlich. Arany war ein Ende, Ady ist ein Beginn. Der einfache Versbau schmiegt sich den einfachsten Themen an. Seine Erzählungen schreibt er immer in Prosa. In Versen, in denen man sich selbst auftun soll, etwas Außenstehendes darstellen zu wollen, wäre in seinen Augen sündhaft. Dem Ernst der Poesie nicht angemessen.

Auch zur Gottesfrage steht Ady rein lyrisch, von jedem philosophischen oder dogmatischen Anhauch frei. Er kann inbrünstig beten, wie ein erschrockenes Kind — aber er trägt keine katholisch-mittelalterliche Maske, wie Verlaine; auch kann er der Welten mannigfaltiges All als große Einheit empfinden, ohne je an schwere Stunden, in der Lektüre monistischer Philosophen verbracht, zu gemahnen. (Beides gelingt ihm um so mehr, da er zwar die Resultate aller großen Existenzen in sich trägt — doch über Franz von Assisi oder Spinoza keine sehr deutlichen Vorstellungen hat.)

Noch nie ist so eine männliche, unsentimentale Liebesdichtung geschrieben worden. Jede moderne Liebesdichtung hat noch etwas vom süßlichen Erbe des Minnesangs zu tragen. Die Lyriker machen der Dame den Hof. Für Ady gibt es

kein Mittelalter. Er geht auf den Grund seines Fühlens — und er dichtet forderndes, egoistisches, wirklich überlegenes, männliches Werben. Die Lüge des Hofmachers ist verschwunden. Adam steht vor Eva, Männlein vor Weiblein. Er ist imstande zu sagen: „Ich liebe dich sehr, weil du mich sehr liebst und weil du mich liebst, bist du die Frau, bist du die Schönste". Und wenn er das sagt, wie hingehaucht in unmerkbaren Rhythmen, so ist das Poesie, die echteste Liebespoesie des Mannes.

Ich sagte einmal dem Freund und Biographen eines großen Malers, er hätte das Glück, Zeitgenosse zu sein. Der alte Herr erwiderte darauf, nicht nur das Glück, auch das Talent.

Es gehört ein feines Ohr, es gehört Talent dazu, zu wissen, wann die Stunde geschlagen hat. Die Ausnahmeerscheinung geht unter uns her — nichts unterscheidet sie von allen andern.

Ady schenkt mir das stolze Gefühl, eine Epoche mitzumachen. Die Kunst nicht mehr als tändelnden Zeitvertreib, sondern als Macht zu empfinden. Die prophetische Sendung des Dichters, sein Eingreifen in Schicksale gab er mir zu fühlen.

Das ist auch eine spezifisch-ungarische Erfahrung — die die deutsche Jugend von heute nicht einmal ahnen kann.

Ein furchtbares Klagelied Adys spricht über das vergebens gesprochene Wort des Dichters im Lande der Sterilen, wo nur die nie Geborenen glücklich sind. Und doch, so heißt es im selben Vers, es klinge das Lied, es sei der Fallstrick, worüber andere stolpern, es sei der Leim, woran andere festkleben, auf daß sie alle mit ihm ihr Leben opfern für ein Nichts.

Wahrlich eine trostlose Aussicht. Und doch, des Dichters Ermahnungen schrecken uns nicht ab, im Gegenteil, sie locken uns viel eher an. Früh trieben mich Schicksale in die Fremde, bis Ady erschien, wußte ich nichts von meiner tief schlummernden, stummen Heimatsliebe. Er löste das Gefühl in mir — er gab mir die Liebe des s o n n e n l o s e n O s t e n s.

Und so ergeht es vielen.

Das Land ist heute durchwühlt von politischen Wirrnissen — man hört überall unheilvolle Namen politischer Abenteurer — wer spricht von Ady? Ein paar tausend junge Schwärmer, die ihn lieben, und einige alte Literaten, die sich über ihn grün und blau ärgern können, die ihn verspotten, verhöhnen und durch ihren Einfluß Spott und Hohn ins Publikum tragen.

Ist es nicht lächerlich, dem Dichter einen regenerierenden Einfluß beizumessen? Was erwirkt ein Gedichtband und ist er noch so gut? Garnichts. Leser.

Petöfi hat ebensowenig die Revolution gemacht, wie Ady zu einer staatlichen Neugeburt helfen wird.

Und doch ist Adys Erscheinen heute das einzig wichtige und interessante, sogar epochale Geschehnis in unserem Lande der müden Akazienblüte.

Ist auch der Dichter nie die Ursache von Ereignissen, so ist er doch zu mindest ihr sicheres Vorzeichen. Sein Seelenzustand von heute wird morgen derjenige vieler sein — und aus der Stimmung der Menge entspringen Taten.

Ady ist das Gewissen, der Spürsinn, das Wittern, das Vorfühlen einer kommenden Generation. Heute ist sein Wesen absonderlich — in dreißig Jahren wird er sich von allen andern nur durch die Gabe des Ausdrucks unterscheiden.

Und wenn eine Generation mit Adys Drang nach dem Westen, mit seinem starken Willen „es anders zu machen" aufwächst — so gibt es keine Ursache mehr, um mit Adys Anschauungen auch seine Verzweiflung zu erben. Sein Unglück ist ja bloß, daß er unter uns, ihm noch Unähnlichen wandelt. Doch steht es heute schon besser als vor fünf bis sechs Jahren. Um Ady ist ein reges Leben in der Jugend. Mit Erstaunen sieht man neue Erzähler, Lyriker, Bühnendichter plötzlich erscheinen. Diese ganze Jugend gruppiert sich um die Zeitschrift Nyugat (der Westen). Im Namen ein Programm. Ein ähnlicher Prozeß vollzieht sich heute wie zur Zeit der Spracherneuerung. Wie damals, so übernimmt auch heute ein nach dem Muster ausländischer Zeitschriften redigiertes Organ das verantwortungsschwere Mittleramt zwischen Westen und Osten. Und wie damals, so hoffen wir, bleibt die Wirkung dieses rein ästhetischen Organs nicht auf das rein Ästhetische beschränkt. Es soll der heranwachsenden Jugend zu einer neuen ungarischen Kultur verhelfen.

Wenn die Anzeichen nicht trügen, so erwirken die Urenkel jenen Respekt Europas wieder, den die Urgroßväter einst besessen, den aber Großväter und Väter in ihrem leichtsinnigen und dummen Stolz verscherzt haben. Inzwischen muß eine Generation das undankbare Amt der Enkel ohne Zaudern und Kleinmut zu tragen wissen.

Aphorismen/ von Moritz Heimann

Auf ein ächtes Wort der Weisheit muß alles (scheinbar) beim Alten bleiben; ist aber alles (scheinbar) sogleich geändert oder änderungswert, so war das Wort nicht vom rechten Geist.

Wer nicht weiß, wie tief vergeblich ein großer Mann ist, der weiß nicht, was ein großer Mann ist; für den war er — vergeblich.

Die wahre christliche Gesinnung ist ein Vorgang, kein Zustand.

O Mensch, du wirst deinen Tod finden: du brauchst ihn nicht zu suchen; und du wirst das Sterben um so besser *können*, je weniger du dich darin übst.

So oft du schwindlig wurdest, bist du gefallen; so oft du schlagen wolltest, hast du geschlagen: und so oft du geschlagen hast, hast du getötet. — Was folgt daraus? Daß ich mich nicht fürchte, zu fallen, und nicht, zu töten.

Was nimmst du mir übel? Was wirfst du mir vor? — Das sage ich dir nicht. Denn wenn ich's sage, wirst du mir es widerlegen; wenn ich es aber nicht sage, weißt du's und fühlst dein Unrecht.

Ich liebe dich — dafür habe ich dir dankbar zu sein; nicht du mir.
Aber das darf nur ich sagen; du darfst es nicht sagen.

Auch ein Bekenntnis: Ich glaube nicht an Gott; aber ich glaube an Jesus Christus, *seinen Sohn*, und an den Heiligen Geist.

Zu Konfuzius kamen seine Schüler von einem Festmahle, in gesitteter, mäßiger Haltung alle, mit Ausnahme eines einzigen, der betrunken war und schwankte. Diesen schmähten sie und forderten ihres Meisters Strenge gegen ihn heraus. „Habt ihr nicht auch getrunken?" fragte der Lehrer. „Ja", antworteten sie, „aber wir taten es um den Wohlgeschmack." Da bezeigte ihnen der Weise seine Geringschätzung und sagte: „Es ist sittlicher, um des Rausches willen zu trinken, als um des Wohlgeschmackes willen."

Wer ganz Ohr ist, hört nicht.

Wir präsentieren in Gesellschaft mehr, als wir haben, weil wir inne werden wollen, daß wir noch mehr haben, als wir präsentieren.

Nach längerer Gewöhnung an die Ehe werden eines Tages die Frauen wieder Mädchen — nur daß sie nicht mehr auf eine Hochzeit warten.

Die Tötung von Frauen müßte mit einem besonderen religiösen Fluch belegt werden.

Die *Mutter*: Eine Frau, die einen fünfjährigen Knaben hat, fühlt sich zum zweiten Mal in der Hoffnung. Eines Morgens lärmt das Kind allzufröhlich durch die Zimmer, und die Frau — es ist im *ersten* Monat der Schwangerschaft — bricht in die Worte aus: „Der Große sollte doch schon verständiger sein."

Zahnschmerzen, die ich vor acht Tagen hatte, fühle ich in keiner Weise heute noch in mir; auch nicht in der Erinnerung; die Erinnerung daran ist rein begrifflich. Aber das Mitgefühl mit den Zahnschmerzen eines andern kann heute so wirklich in mir sein, wie vor acht Tagen. Wer will entscheiden, was nichtig ist: der Schmerz oder das Mitgefühl?

Man kann befähigt sein, ein Ding zu beurteilen, das man zu verstehen nicht befähigt ist.

Der Deutsche übersetzt, wenn er schreibt. Oder er dramatisiert; will sagen: er schafft sich einen inneren Statthalter, der für ihn schreibt.

Der Kritiker hat mit dem Künstler nicht die Kunst gemeinsam, sondern nur die Sprache.

Nietzsche war — wie *alle* Politiker — ein Psychologe mehr von Eigenschaften, als von Menschen.

Die Kunst, wenn sie des Lebens einmal satt und da sie der Wiedergeburt sicher ist, begeht ihren Selbstmord; aber sie begeht ihn nicht in den Stümpern, sondern in extremen Talenten.

Wessen Geschäft die Reue ist, der darf sich nicht bessern.

Die Notwendigkeit ist jedem Urteil entzogen, auch dem zustimmenden.

Es ist ein Vorurteil, die intellektuelle Redlichkeit nur durch radikale Gesinnung bewiesen zu glauben.

Rundschau

Friedrich Naumann / von Samuel Saenger

Ein Mann, der gegen Vergangenheit und Gegenwart für die Zukunft kämpft, braucht Ermutigung; braucht, und hätte er Riesenkräfte, den wärmenden Sonnenschein des ermunternden Zurufs, um den steilen Aufstieg ins Reich dauernder Werte fortzusetzen. In solcher Lage befindet sich heute Friedrich Naumann und so bietet sein fünfzigster Geburtstag (am 25. März) die erwünschte Gelegenheit, ihm glückwünschend und verehrungsvoll die Hand zu reichen und auch von dieser Stelle aus zu sagen, mit welch nie versagender Teilnahme die um uns sein öffentliches Tun begleiten. Es wird mit dem schon ganz entleerten Wort „Ideologie" nur halb und schief bezeichnet. Gewiß, er kommt aus dem Ideenland, wie andere vom Kehrichthaufen ihrer zufälligen Alltagserfahrung herkommen und sich, Düpierte der eigenen Ohnmacht, ihrer Modernität berühmen; oder wieder andere aus dem Gefängnis ihrer Vorurteile: die Sklaven einer Wirklichkeit, die nicht ihnen, sondern selbstsüchtigen Cliquen und Verbänden gehört. Aber versteht man unter einem Ideologen einen Menschen, dessen Vorstellungen nach der Realität hin blinde Fenster haben und dessen politische und kulturelle Orientierung durch die feige Scheu vor dem großartigen Naturalismus der Dinge bestimmt wird: dann ist Friedrich Naumann das Gegenteil eines Ideologen. In ihm verbünden sich die idealistische Grundstimmung der älteren deutschen Art mit der Realistik der Arbeitsmethode und einem starken Drang nach Unmittelbarkeit des Wollens und Wirkens; und diese Mischung ist es, die seine Schriften so reich und zugleich so modern, sein gesprochenes Wort so klärend und so belebend macht. Kein denkender Politiker hat einen solchen Respekt vor Tatsachen, einen solchen Hunger nach Tatsachen, ein solches Bedürfnis nach der Korrektur seiner Anschauungen und Standpunkte durch Tatsachen; dafür spricht allein schon die erstaunliche Erweiterung seines Interessenkreises von der Theologie bis zur Wirtschaftstheorie, der werbenden Publizistik und der praktischen Politik. Aber freilich, in keinem ist die Tendenz so stark, die sozialen und historischen Tatsachenhaufen nach ihrer Kulturbedeutung zu fragen. Deshalb wird seine Fragestellung immer klarer, seine Zielsetzung immer faßlicher und programmatischer; und es bleibt für diejenigen, die gegen jedes über den Tag hinauswollende Verhalten gern mit dem Worte Utopie operieren, als letzter Angriffspunkt nur der unbesiegbare Optimismus übrig, mit dem Naumann sein Tageswerk verrichtet. Der aber beweist in meinen Augen nur, daß sein Wille zur Tat ebenso stark sein möchte, wie seine Intelligenz, die alle bewundern. Dieser Optimismus ist die unterirdische Kraftquelle, die rieseln

muß, damit man im Kampf gegen die koalierten Mächte widersozialer Interessen, der öffentlichen Feigheiten und privaten Dummheiten nicht erlahme. Dieses optimistische Lebensgefühl, in dem die evangelische Trias: Glaube, Hoffnung, Liebe wurzelt, haben Naumann von Erfolg zu Erfolg geführt und seinen Fischfang nach deutschen Seelen verhältnismäßig so ergiebig gemacht.

Kaum anderes konnte der Mann aussehen, der berufen war, den deutschen Liberalismus zu erneuern, ihn aus der Enge eines Händlerbekenntnisses in die Weite eines kulturpolitischen Ideals zurückzuverwandeln. Er mußte ein Ideenmensch sein, aber zugleich im Erdreich der Wirklichkeiten wurzeln, aus deren Schoß die Ideale mit Fernwirkung geboren werden. Zwischen dem proletarischen Sozialismus, dem vertrusteten Kapital und dem feudal-klerikalen Agrarismus war für den alten Liberalismus kein Platz mehr; und dem Bekenntnis des freihändlerischen Manchestertums, mit seinen hilflosen Formeln eines ökonomischen und politischen Individualimus, den die ganze Wirtschaftskonstellation und neue Massengruppierung als Lüge angrinsen, starben die Bekenner ab. Er war zerrieben; seine Anhänger waren verbittert und über ihr Begreifen hinaus rückständig und so unmodern geworden, daß sie die neue Bruderschaft von Industrialismus und Imperialismus nur als Willkürakt einer unmoralischen Macht zu fassen vermochten. Naumann lehrte alle diejenigen neu sehen, die als Maschinenteile in den großen Verbänden und Betrieben steckten oder, wie das Heer der in die Unselbständigkeit hinabgedrückten Kaufleute und Unternehmer, Beamte und sonstige Mittelstandsexistenzen, zwischen den Verbänden hin- und herfluteten, während diese die Regelung der Produktion in die Hand genommen hatten und dem Staate die Gesetze diktierten. Glänzend war die Abgrenzung gegen die reaktionäre Zünftlerei, die an der unerbittlichen Modernität der maschinellen und ökonomischen Technik vorbei Politik treiben wollten; aber auch gegen den Marxismus. Dem ist ja Naumann, wie jeder heutige Soziologe, zu tiefem Danke verpflichtet; aber da der marxistische Gedanke, daß nur von unten her, vom organisierten Proletariat, die Besiegung der Wirtschaftsanarchie, die Regelung der Produktion zu bewerkstelligen sei, durch die Tatsachen widerlegt ist, so war Raum geschaffen für die neue Politik der kartellierten, genossenschaftlichen, gewerkschaftlichen „Verbandsmenschen", für eine Politik, die ihm inmitten der elementaren Gewalten der Maschine und des Kartells durch eine Art Fabrikkonstitutionalismus und Demokratisierung des Arbeitsvertrages den Persönlichkeitswert rettet. Ich kann hier ja nur andeuten und andeutend berichten. Die Fäden, die von „Demokratie und Kaisertum" zur „Neudeutschen Wirtschaftspolitik" reichen, sind fest und sicher gesponnen; und das Ganze rundet sich zu einem System, in dem die Ökonomie nur die Grundlage bildet für den Bau einer weit in die Zukunft reichenden Gesellschaftslehre. An diesem System wird manches bröckeln; aber es wird noch auf Jahre hinaus als Wegweiser dienen, da es nicht

aus dem reinen Begriff, sondern aus dem Geiste siegreich vordringender Entwicklungen geboren ist. Was seinen Urheber selber anlangt, der aus solcher Herkunft und auf solchen Umwegen seinen Standpunkt für die Lebenspraxis suchte, statt auf dem bequemen Wege des Nachsprechens und Wiederkäuens, so mußte er eine moralische Macht innerhalb unserer nationalen Gemeinschaft werden. Er ist es als Denker, er ist es als Publizist, als Volksredner, als Volksvertreter. Alle diese Tätigkeiten sind Ausstrahlungen eines intensiv und ins allgemeine, für das allgemeine arbeitenden Seelenzentrums. In keinem sehe ich Zerstreuung oder Veräußerlichung. Es wurde von Sybariten des Gedankens geklagt, als Naumann in die politische Arena hinabstieg und sich in den Reichstag wählen ließ. Wäre Naumann nur Ideologe, er hätte es nicht getan, er hätte sich, marktgängig geworden, darauf beschränkt, redend oder schreibend Marktwerte zu erzeugen. Der Idealist aber sucht, wo immer und wann immer, seine Ideen zu verlebendigen — also auch an Orten wie dem Deutschen Reichstag, dem solcher Zuwachs an Geistigkeit heute bitter nottut. Die Zweifler erinnere ich an ein Wort Gladstones, das er sprach, als John Stuart Mill, der große radikale Philosoph und Publizist, seinen Sitz in Westminster verloren hatte. Ich vermisse schmerzlich in diesem Hause, sagte er, einen Mann, mit dessen Denken und Wollen ich nicht immer übereinstimmen konnte, der aber durch seine bloße Anwesenheit die moralische Atmosphäre jedes Ortes hebt, an dem er sich befindet. Ein herrliches Wort. Ein bedeutender Mensch macht das Atmen in seiner Nähe leichter, den Willen lauter . . Möge also Friedrich Naumann den Deutschen Reichstag noch lange zieren; und mögen ihm zu den seelischen, die er hat, auch die körperlichen Kräfte beschieden sein, die nötig sind, um auch als leitender Wille ins Große zu wirken.

Kulturfragen im türkischen Orient/ von Paul Rohrbach

Wenn in Zukunft einmal die Kulturgeschichte des türkischen Orients von 1875—1925 geschrieben werden wird, so wird sie während der Zeit die Geschichte der türkischen Staatsfinanzen, der türkischen Verwaltung und türkischen Eisenbahnen sein. Über die Staatsfinanzen soll hier nicht gesprochen werden. Einen Überblick über ihre Entwicklung bis an die Schwelle der Gegenwart hat Morawitz in seinem vortrefflichen Buche gegeben: „Les finances de la Turquie". Deutsch von Georg Schweitzer, unter dem Titel „Die Türkei im Spiegel ihrer Finanzen". (Berlin, Carl Heymanns Verlag.) Und was die Entwicklung der nächsten Jahre auf finanziellem Gebiete bringen wird, das liegt noch mehr im Dunklen. Gute Kenner der jungtürkischen Pläne und Stimmungen in Konstantinopel versichern, das — vorläufig noch

geheime — Programm des Finanzministeriums sei dieses: Aufhebung der „Dette Publique" in Verbindung mit einer Verstaatlichung der Anatolischen und der Bagdadbahn, womöglich auch des europäischen Netzes. Das würde Perspektiven eröffnen, die über die Zukunft keine halbwegs gesicherten Vermutungen mehr zuließen. Man muß also abwarten.

Was den zweiten Punkt betrifft, die türkische Staatsverwaltung, so hängt sie auf der einen Seite eng mit dem Finanzsystem zusammen und wird von dessen Gestaltung beeinflußt. Hiervon abgesehen hat sich aber bei den gegenwärtigen türkischen Machthabern noch kaum ein Gedanke daran geregt, daß die Verwaltung des Reiches mindestens ebenso reformbedürftig ist, wie es vor 80 und vor 30 Jahren die türkische Armee war. Ich habe während des verflossenen Sommers öfters Gelegenheit gehabt, mich in Konstantinopel und in der Provinz mit türkischen Staatsmännern und Politikern über Verwaltungsfragen zu unterhalten. Die Idee, daß es eine Methode der Schulung und Ausbildung für den Verwaltungsdienst gäbe, schien ihnen aber fremd zu sein. Auch für die heutigen orientalischen Reformatoren ist ein Verwaltungsposten in erster Linie noch eine Stelle, auf die man einen zuverlässigen Anhänger des gegenwärtigen Regimes setzt, damit er ganz allgemein nach dem Rechten sieht, soweit wie möglich für die öffentliche Ordnung und Sicherheit sorgt, die Bevölkerung in Gehorsam erhält und nebenbei persönlich dotiert ist. Was also der türkischen Verwaltung not täte, das ist ein intelligenter Organisator an der Spitze und unter ihm einige unbestechliche, an eine durchgreifende Verwaltungspraxis und stramme persönliche Arbeit gewöhnte, vor allen Dingen aber in die elementaren Organisationsfragen sicher eingearbeitete Kräfte: mit einem Wort, preußische Landräte alten Stiles. Dieser Typus von Verwaltungsbeamten, der bei uns zum Überleben zählt, würde im Orient wie eine Offenbarung begrüßt werden und Wunder des moralischen und administrativen Fortschrittes bewirken. Aber die Idee, sich eine Anzahl landrätlicher Moltkes aus Preußen zu verschreiben, wird bei den Jungtürken wenig Liebe finden. Ihre Sympathien sind nicht bei Deutschland, sondern bei den fortschrittlichen Völkern Westeuropas, bei England und Frankreich. Zwar sind Alt- und Jungtürken durch die praktische Erfahrung belehrt, daß man auf militärischem Gebiete aus keinem Lande der Welt so tüchtige Reformatoren und Reorganisatoren holen kann, wie aus Deutschland, aber die Zumutung, von uns auch Ratgeber in Verwaltungsfragen zu beziehen, würde ihnen vorkommen, wie wenn man der liberalen öffentlichen Meinung in Spanien vorschlagen wollte, Rußland zum Muster einer Verwaltungsreform zu nehmen. So sehr gelten wir draußen, und zwar durchaus nicht nur in den türkischen Ländern sondern so ziemlich in der ganzen Welt, als ein politisch rückständiges, ja mehr als das: als ein rückschrittliches Staatswesen. Der Tag, an dem systematische verwaltungsrechtliche und verwaltungstechnische Ausbildung

zu den Erfordernissen eines türkischen Beamten gehören wird, ist also auf alle Fälle noch fern, und vorläufig sind noch nicht einmal Anfänge einer Einsicht in die Notwendigkeit einer Systemänderung vorhanden.

Anders steht es mit der Entwicklung der Verkehrsmittel. Hier kann tatsächlich schon von Entwicklung gesprochen werden, und es ist klar, daß ihre Zukunft nicht in der europäischen, sondern in der asiatischen Türkei liegen wird. Ein berühmter Mann und Freund der Türken, dem die Türkei außerordentlich viel verdankt, hat das Wort von ihren „überseeischen" Besitzungen geprägt. Das sind im Sinne jener Autorität Arabien, die afrikanischen Provinzen und der europäische Besitz, also heute noch Rumelien, Makedonien und Albanien. Die Voraussetzung dabei ist, daß Anatolien, Syrien und Mesopotamien die eigentliche Masse des Reiches bilden und innerhalb dieser wiederum Anatolien den politischen Kern. Würde sich eine türkische Regierung entschließen können, die „überseeischen" Reichsteile abzustoßen, vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Gebietes der „heiligen" Städte, Mekka und Medina, auf die der Sultan im Interesse seiner Kalifenwürde schwer verzichten kann, so würde sich bei Weiterführung der Armeereorganisation und der Eisenbahnbauten in der Tat ein politischer Machtkörper von bedeutender Festigkeit ergeben. Vor allen Dingen wäre eine Türkei von diesem Umfange und von solcher territorialen Geschlossenheit so gut wie unangreifbar. Wie die Dinge jetzt liegen, müßte ein großer, im entscheidenden Augenblick sicher der größte Teil der türkischen Kraft auf die Verteidigung exzentrischer und exponierter Punkte verloren gehen: Konstantinopel, Saloniki, die adriatische Küste, Tripolis, Yemen. Natürlich ist es vom Standpunkte der historischen Tradition und der national-politischen Instinkte aus so gut wie unmöglich, daß die Türken heute freiwillig auf den Rest ihrer europäischen Herrschaft verzichten. Allenfalls wird die Möglichkeit erwogen, den aufsässigen (d. h. durch die englische Politik in Unruhe gebrachten) arabischen Stämmen eine gewisse Autonomie unter bloß nomineller türkischer Oberherrschaft zu gewähren, und auch den Gedanken, Tripolis dauernd zu behalten, werden trotz Kreta vielleicht nicht viele politisch weitblickende Türken hegen.

Soweit es überhaupt möglich ist, den jetzigen Besitzstand der Türkei mit politischen Machtmitteln aufrecht zu erhalten, kann dieses Ziel ernsthaft nur dann verfolgt werden, wenn das Eisenbahnnetz, wenigstens in seinen Hauptstücken, in Asien zu baldiger Vollendung gelangt. Wenn das geschehen ist, wird man wenigstens die vorhandenen militärischen Machtmittel rascher an bestimmten Punkten konzentrieren können, als das jetzt möglich ist. Bekanntlich gelangten die Truppen des sechsten in Bagdad stationierten Armeekorps während des letzten russisch-türkischen Krieges nach mehr als sechsmonatlichem Fußmarsch erst in die Nähe des Kriegsschauplatzes, als die Friedensverhandlungen schon begonnen hatten. Das alte türkische Regime hat in Verkehrsdingen eine Leistung zu Wege gebracht,

die damals, als zuerst von ihr die Rede war, kaum jemand für möglich gehalten hätte: die Mekkabahn. Allerdings ist dies Werk, was die Leitung der Arbeiten betrifft, ganz und gar ein Verdienst zweier früherer deutscher Offiziere: Meißner-Pascha und Auler-Pascha. Im Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist die Bauspitze der Mekkabahn schon über Medina hinausgerückt, und bereits verlautet von einer Fortsetzung nach Südarabien und von einer direkten Verbindung nach dem Roten Meer in der Gegend der heiligen Städte. Die Mekkabahn beginnt aber nicht in Konstantinopel, sondern in Damaskus, oder, wenn man die syrische Längsbahn mit hinzurechnen will, in Aleppo. Zwischen Aleppo und dem vorläufigen Ende der Bagdadbahn bei Bulgurlu, am Nordfuße des Taurus, klafft noch eine Lücke von mehr als 500 Kilometern. Die nächsten Jahre werden wahrscheinlich die Schließung dieses eisenbahnlosen Raumes durch die Bagdadbahn bringen — aber die nächsten Jahre können der Türkei auch noch manches Andere bringen! Gerade an der kritischen Stelle zwischen Aleppo und dem Taurus ist ganz neuerdings eine Überraschung erfolgt, auf die kaum jemand gefaßt war, nämlich die Abänderung des ursprünglichen Projektes, nach dem die Trasse durch das Binnenland um das Amanusgebirge herumgeführt werden sollte, zugunsten der Führung unmittelbar längs der Küste des Golfes von Alexandretta. Von Alexandretta soll nach dem neuen Plan der Amanus direkt im Zuge der alten Heerstraße über den Beilanpaß überschritten werden. Eine Überraschung ist das insofern, als England dadurch die Möglichkeit gewährt wird, im Falle von politischen Verwicklungen im Orient, die Bagdadbahn an einem besonders wichtigen Punkt, am Übergang von Kleinasien nach Syrien, mit seinen Schiffsgeschützen unmittelbar zu beherrschen. Was das unter Umständen bedeuten kann, braucht hier wohl nicht weiter ausgeführt zu werden.

Stellen wir nun für die Gegenwart die konkrete Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Entwicklungsstand von Kultur und Wirtschaft auf der einen, dem Eisenbahnwesen in Kleinasien auf der anderen Seite, so fällt uns bei der Beantwortung dieses Problems gleich anfangs eine eigentümliche und wenig gekannte Tatsache auf. Es ist die, daß von den vorhandenen Bahnsystemen das eine, über das sehr wenig geredet wird, einen sehr großen wirtschaftspolitischen Einfluß ausgeübt hat, während das andere, von dem viel geredet worden ist, vorläufig noch viel geringere Wirkungen äußert. Das erstere ist das von Smyrna ostwärts sich verzweigende Netz; das andere die anatolische Bahn mit ihrer Fortsetzung, der ersten Teilstrecke der Bagdadbahn. Beide Bahnsysteme hängen seit einiger Zeit durch die Verbindungsstrecke von Uschak nach Afium Karahissar zusammen. Das System von Smyrna ist zum Teil mit englischem, zum Teil mit französischem Kapital erbaut. Die Linien haben von Anfang an verschieden rentiert, aber sie haben insgesamt gegenüber der eisenbahnlosen Zeit eine Steigerung des Güterverkehrs an ihrem gemeinsamen Mündungspunkt

Smyrna um ein Mehrfaches und ein Anwachsen der Staatseinkünfte aus dem Vilajet von Smyrna um ein Vielfaches zu Wege gebracht. Andererseits sind die Landschaften, die durch sie dem modernen Verkehr zugänglich gemacht werden, auch von der Natur in hohem Grade begünstigt. Es sind im wesentlichen die breiten fruchtbaren Flußtäler der alten Flüsse Hermos und Mäander, die schon im Altertum zu den blühendsten Gegenden des Lydischen und Persischen und später des Römischen Reiches gehörten, Smyrna, das noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts nur auf etwa 100000 Einwohner geschätzt wurde, zählt jetzt über 300000, und sein Handelsverkehr nimmt noch von Jahr zu Jahr zu. Demgegenüber hat die anatolische Bahn von Anfang an unter bedeutend ungünstigeren natürlichen Bedingungen arbeiten müssen. Die Smyrnabahnen schlossen solche Wirtschaftsgebiete auf, die von Natur hochwertige Produkte enthielten, für die es weniger an arbeitsbereiten Händen, als an einer günstigen Transportmöglichkeit bis zum Ausfuhrhafen fehlte: Sesam, Rosinen, Feigen, Valonen, Baumwolle, Opium, Öl, Wolle, Teppiche. Die Getreideausfuhr von Smyrna hat sich zwar ebenfalls unter dem Einfluß der Bahnen günstig entwickelt, aber ihre Bedeutung tritt hinter der der vorher genannten Artikel zurück. Das anatolische Hochland dagegen, das von der großen Längsbahn vom Bosporus zum Cilicischen Taurus mit der Abzweigung nach Angora durchzogen wird, ist seinen natürlichen Verhältnissen nach in der Hauptsache Getreideland. Verbessert sich für ein solches die Absatzmöglichkeit, so kann sich bei demselben Bevölkerungsstand die Getreideproduktion zwar bis zu einem gewissen Grade vergrößern, aber doch nicht weiter, als Arbeitskräfte vorhanden sind. Natürlich wirken in einem Lande, wie die Türkei eins ist, auch noch andere Umstände hemmend auf die volle Entfaltung der menschlichen Produktionskräfte hin, aber im wesentlichen ist der Unterschied in dem Tempo der Entwicklungsfähigkeit zwischen Getreideboden und solchem, der höherwertige Erzeugnisse trägt, doch durch die eben genannte Erwägung gegeben. Wenn also bisher die ökonomische Wirkung der anatolischen Bahn eine langsamere gewesen ist, als die der Smyrnabahnen, so folgt daraus nicht, daß sie auch auf die Dauer eine geringere sein wird. Dazu kommt aber noch, daß beide Hauptzweige des anatolischen Netzes, die nördliche Linie nach Angora und die südliche nach Konia, mit ihren besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Die Angoralinie ist von Anfang an nicht so sehr aus wirtschaftlichen wie aus strategischen Rücksichten erbaut worden, und die nach Konia läuft zum großen Teile durch ein Gebiet, das von jeher weniger durch eigene wirtschaftliche Produktion als durch seine Bedeutung als Passagelandschaft wichtig gewesen ist. Noch mehr gilt das von der Fortsetzung der Konialinie, der ersten, nur 200 Kilometer langen Teilstrecke der Bagdadbahn, die unmittelbar am Nordfuß des Taurus vor den Cilicischen Pässen endet. Diese uralte Verkehrsstraße läuft auf einem

schmalen, nur zum Teil anbaufähigem Strich zwischen dem Hochgebirgswall des Taurus im Süden und der großen Salzwüste, die das Zentrum von Kleinasien einnimmt, im Norden. Es ist der Heerweg, auf dem von den Tagen der Hettiter und Perser bis auf Ibrahim Pascha von Ägypten im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts alle großen Feldzüge und Völkerwanderungen zwischen dem Ägäischen Meer und dem inneren Asien vor sich gegangen sind. Auch die Bagdadbahn folgt diesem Zuge. Als ich im August dieses Jahres den Taurus auf der alten Route durch die Cilicischen Tore überschritt, begegneten mir auf verschiedenen Stellen die Ingenieure, die mit dem Festlegen der Trasse durch das Gebirge beschäftigt waren. Zu Beginn des Frühjahrs wird voraussichtlich von beiden Seiten her energisch mit den eigentlichen Bauarbeiten begonnen werden. Wenn also erst einmal der durchgehende Verkehr großen Stils auf der Bagdadbahn in Gang kommen wird, dann wird auch die Strecke, die durch jene von der Natur kärglich bedachten Striche des kleinasiatischen Hochlandes führt, ihren Vorteil davon haben. Unabhängig hiervon haben aber die türkische Regierung und die Deutsche Bank im Verein miteinander ein sehr großes Unternehmen ins Werk zu setzen beschlossen, um trotz der Ungunst der Natur den Getreidebau in der bisher fast unproduktiven Ebene von Konia um ein Bedeutendes zu steigern. Das ist der große Bewässerungsplan von Tschumra. Aus einem mächtigen Wasserbecken annähernd von der Größe des Stettiner Haffs, dem Beyschehirsee, soll ein ständiger Abfluß, dessen Wassermenge ausreichen wird, um über 40 000 Hektar Weizenland zu bewässern, in die Koniaebene geleitet werden. Das Zentrum dieses Bewässerungsgebietes liegt vierzig Kilometer östlich von Konia bei der Eisenbahnstation Tschumra. Die Kosten sind auf zwanzig Millionen Francs veranschlagt und die Bauzeit des ganzen Systems von Dämmen, Schleusen und Kanälen auf sechs Jahre. Ein gutes Drittel der Arbeit ist bereits geleistet.

Wiederum ganz andere kulturelle Voraussetzungen bestehen auf der Südseite des Taurus, in der Cilicischen Ebene. Diese ist ein Produkt der Anschwemmungen der Flüsse Seihun und Djihan und von einer ähnlichen Fruchtbarkeit, wie die meisten anderen großen Schwemmlandschaften Vorderasiens. Die klimatischen Verhältnisse wie die wirtschaftlichen Voraussetzungen erinnern hier weit mehr an Babylonien und Ägypten, als an Kleinasien. Englisches Kapital und englische Politik faßten vor dreißig Jahren den Plan, von hier aus eine große Erschließungsbahn nach Osten zu bauen. Diese Bahn nahm ihren Anfang an dem Hafen von Mersina, aber sie gelangte nur sechzig Kilometer weit bis nach Adana, der Hauptstadt von Cilicien. Adana wird, sobald die Bagdadbahn den Taurus überstiegen hat, zu großer Bedeutung gelangen und wahrscheinlich einer der wichtigsten Verkehrsplätze Kleinasiens werden. Einstweilen ist es zu einer sehr traurigen Berühmtheit durch die furchtbaren Massakres im April

1909 gelangt. Ich habe den Schauplatz jener Ereignisse besucht und es aus dem Munde der verantwortlichen türkischen Stellen selbst bestätigen hören, daß 20000 bis 25000 Armenier niedergemacht worden sind. Fügt man die Zahl derer hinzu, die nachher an Wunden, Entbehrungen und Hunger zugrunde gegangen sind, so wird die Gesamtziffer noch um einige Tausende höher. Die wirtschaftlichen Werte, die durch jene Massakres in der Cilicischen Ebene verwüstet worden sind, belaufen sich auf viele Millionen. Darüber hinaus sind die Aprilereignisse aber eine Warnung, sich gar zu sehr auf die neue Ära in der Türkei zu verlassen. Es ist richtig, daß die Massakres in ursächlichem Zusammenhang mit dem in Konstantinopel niedergeschlagenen Versuch des alten Regimes standen, wieder zur Macht zu gelangen. Es ist aber auch Tatsache, daß sich gerade die jungtürkischen Truppen, die zur Unterdrückung der Unruhen aus Europa hingeschickt waren, von den Reaktionären dazu hinreißen ließen, durch die Erstürmung, Niederbrennung und radikale Ausplünderung der armenischen Quartiere von Adana den bereits vorher durch den Pöbel und die Kurden begangenen Schandtaten die Krone aufzusetzen. Die Möglichkeit, daß solche Ereignisse wieder kommen könnten, läßt sich auch beim besten Willen der gegenwärtigen jungtürkischen Machthaber nicht ganz von der Hand weisen. Die Gefahr, daß solche blutige und verwüstende Ausbrüche der Reaktion sich wiederholen, wird aber mit jedem Kilometer, der dem anatolischen Eisenbahnsystem hinzuwächst, geringer, weil die Provinzen damit der Zentralregierung fester in die Hand wachsen. Wenn man in den jungtürkischen und in den länger eingesessenen europäischen Kreisen in Konstantinopel und Saloniki verkehrt, so hört man sehr oft die Befürchtung äußern, daß die kulturelle Rückständigkeit der Anatolischen Bevölkerung im Grunde die größte Gefahr sei, von der das neue jungtürkische Regime bedroht ist. Das wird in dem Sinne richtig sein, daß die Unwissenheit der großen Masse, der Bauern und des städtischen Kleinbürgertums, von denjenigen ausgenutzt werden kann, die mit ihrer Agitation gegen die Errungenschaften der neuen Zeit nicht so sehr prinzipielle, religiöse und politische, als vielmehr sehr reale, eigennützige und persönliche Ziele verfolgen. Alle diejenigen Elemente, die unter dem alten Regime dadurch geblüht haben, daß sie nach oben ihren Tribut an die Mächtigen abführten und dafür stillschweigende Vollmacht hatten, nach unten zu drücken, zu rauben und zu erpressen, lauern natürlich auf jede Gelegenheit, um die einstigen guten Zeiten wieder herbeizuführen. Sie selbst sind ihrer Zahl nach zu gering, um mit eigenen Kräften etwas zu erreichen; sie können das nur, wenn sie die Massen unter irgendeinem Vorwande fanatisieren. In Adana ist es ihnen dadurch geglückt, daß sie sich auf geheime Befehle des Sultans beriefen und außerdem die wilden Instinkte der Habgier und des Rassenhasses zu Mord, Brand und Raub aufstachelten. Daß dieser Plan gerade in Adana und im übrigen Cilicien

glückte, ist kein Zufall. Dafür, daß die Massakres noch in einer ganzen Anzahl anderer Provinzen geplant waren, habe ich von maßgeblichen Stellen an verschiedenen von mir besuchten Punkten Mitteilung erhalten. In Cilicien aber ist auf der einen Seite das Gegeneinander und Durcheinander der Rassen am größten, auf der anderen Seite hat das mohammedanische Volk gerade hier von jeher einen wirklich fanatischen und zur Gewalttat neigenden Zug in seinem Charakter. Das kann man von den eigentlichen anatolischen Türken auf dem Hochlande nicht sagen.

Viel gefährlicher als in Anatolien liegen die Dinge freilich bei der arabisch redenden Bevölkerung südlich von Amanus und vom Taurus, namentlich in Syrien. Hier gibt es wirklichen Fanatismus, hier sind Feindschaft und Haß gegenüber den Nichtmoslems auch bei der Masse wenigstens zum Teil vorhanden. Als das Unglück in Adana geschehen war, erließ der Scheich ul-Islam in Konstantinopel ein wichtiges und in höchstem Grade interessantes Edikt, das unter Berufung auf die Prinzipien des Islam und auf eine Anzahl von Koranstellen den Moslems bedingungslose und weitgehende Toleranz gegenüber den Christen zur Pflicht machte. Dieses Toleranzedikt wurde erst ein halbes Jahr später publiziert und es erging sogar ein Parlamentsbeschluß, daß es in türkischer, arabischer und persischer Sprache in allen Städten des Reiches angeschlagen werden solle. (Merkwürdigerweise hat, soweit ich die Presse verfolgen konnte, keine einzige deutsche Zeitung von dieser Sache ausführlicher Notiz genommen und ihre prinzipielle Bedeutung gewürdigt.) Für Anatolien könnte es gewagt werden, auf solche Weise Toleranz zu befehlen. Für Syrien und vollends für Arabien bezweifle ich sehr, daß es wirklich zum öffentlichen Maueranschlag gekommen ist. In Syrien verbindet sich überdies das fanatischere Verhältnis des Volkes zum Islam mit dem von Jahr zu Jahr entschiedener das Haupt erhebenden Gegensatz des Arabertums gegen die türkische Herrschaft. Die Leute von Aleppo und Damaskus sind natürlich keine echten Araber dem Blute nach, aber sie glauben echt zu sein, und sie dünken sich weit besseres als die Türken: die „Fremdherrscher", die „Barbaren", wie sie genannt werden. In Konstantinopel schätzt man namentlich von seiten des hohen türkischen Militärs die autonomistischen Tendenzen in Syrien gering ein. Ich habe mehr als einmal von türkischen Generälen das Wort gehört: Für diese Araber (soll heißen Syrer) genügen ein paar Bataillone, dann kriechen sie mit ihrem großen Mund ins nächste Mauseloch. Man wird wohl mehr als ein paar Bataillone, man wird im Ernstfall auch ein paar Divisionen brauchen. Zwischen Bulgurlu, wo die Bagdadbahn heute aufhört und Aleppo, das seinerseits mit Damaskus und Beirut Bahnverbindung hat, klafft aber noch jene große Lücke von mehr als 500 Kilometer, in der keine Schiene liegt. Es wäre im Interesse der Türkei gut, wenn man diese Lücke so schnell wie möglich schließen wollte. Damit,

daß Truppen ohne weiteres per Bahn aus Anatolien nach Syrien befördert werden können, wird der modernen türkischen Kulturepoche auf alle Fälle besser gedient sein, als mit allen sonst ja sehr anerkennenswerten Toleranzedikten des Scheich ul-Islam.

Apokalypse/ von Felix Poppenberg

Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab ... Versucherische Stimmen locken die Künstler in die Dämmerungen der eigenen Seele, über die Schwelle des Bewußten. Aber es ist heut nicht mehr, wie in vage schweifenden, nur romantischen Perioden, höchster Reiz in den purpurnen Tiefen sich aufzulösen und unterzugehn, in Tönen zu verfließen, „denn Gedanken stehn zu fern". Die neuen Visionäre sind im Gegenteil Vergötterer des Gehirns, sie sind die Kinder eines Zeitalters, in dem die stärksten Phantasie-Wunder durch Technik verwirklicht wurden. Und sie steigen mit derselben geschärften, stählern angespannten Aufmerksamkeit und Beobachtung in die Wirbel ihrer Zustände, wie der moderne Abenteurer in das rasende Rennautomobil oder in den Aeroplan. Forschungs- und Experimentierlust ist dabei von höchster Regsamkeit. Sie treibt auf die seltenen und ungewöhnlichen Pfade hin, nicht weiche, zerfließungssüchtige Mürbheit, die sich vor dem Leben in opiatische Wolken rettet, wo das Denken entschlummert.

Mit weißem, kalten Intellektlicht will man in das Unbewußte hineinleuchten, erobernd vordringen, und gestaltloses Fühlen bildsam materialisiert und dargestellt als Beute von der Expedition mitbringen. So gibt sich auch die Art mancher neuer Phantasie-Romane präzis und exakt; in der kühlen Distanz eines realistischen Dokumentenbuches werden die ultraviolettsten Phänomene aufgezeigt und in einem sachlichen fast bürgerlichen Ton von entfesselten Triebdämonien und monströsen Affektkreuzungen gehandelt. Von solcher Rasse ist das Buch von Alfred Kubins „Die andere Seite" (München, bei Georg Müller). Er hat selbst allerlei zeichnerische Kapriccios, flüchtig und dabei eindrucksvoll, zwischen die Seiten gestreut: Gassen und Torbogen, in denen geballte Dunkelheit hängt; gespenstische nächtliche Straßen, in denen die Häuser — man denkt dabei an eine Szenerie von Gordon Craigh zum Geretteten Venedig, — fahlen Totenköpfen gleichen; Alpdruckphantome, wie die Furchttarantel, die den apokalyptischen Tieren seiner bekannten Blätter verwandt ist.

Wenn man von diesen mit einem gewissen Einwand gesagt hat, sie haben einen literarischen Beigeschmack, so kann man umgekehrt von diesem Literaturbuch rühmend melden, es sei bildnerisch und anschauungserfüllt.

Das Thema ist eine unsentimentale Reise in das Traumreich. Das liegt irgendwo in Asien auf der Route via Samarkand.

Und der Zeichner wird aus seiner Münchner Alltagsarbeit durch eine Botschaft dorthin berufen.

Das Überraschende und Besondere ist nun, daß dies imaginäre Reich nicht als eine Voraussetzung benutzt wird, klingende Paradis artificiels zu malen, vielmehr wird hier unpathetisch ein Inferno geschildert. Perle, die Hauptstadt des Traumreichs liegt in ihrer Mauerumwallung im ewigen Zwielicht, ohne Sonne und Mond, unter dem gleichmäßigen Grau der Wolken, im stumpfen, verdorrten Grün der Vegetation. Endlos und trostlos hängt die Stimmung der dumpfigen Höfe, der verlassenen Dachkammern, staubiger Wendeltreppen, verwilderter, nesselbestandener Gärten, schwarzer Schlote, bizarrer Kamine. Die Häuser wecken Gähnen, gelbgrau, verstaubt und verschlafen. Unglücksphysiognomien haben sie und die leeren Augenhöhlen ihrer Fenster schauen drohend. Schattenhaft in leerem Schein schwankt die Existenz, und die einzige Realität ist die Einbildung. Die Bewohner des Traumreichs sind Personen von überreizter Empfindlichkeit, darauf eingestellt, mit eminent geschärften Sinnesorganen unterirdische Beziehungen der individuellen Welt zu erfassen, und damit hemmungslos allen Besessenheiten ausgeliefert zu sein, der würgenden, unverständlichen Angst, dem beklemmenden Einsamkeitsgefühl, dem unbegreiflich Trostlosen. Den überwachen Sinnen tun sich auf Schritt und Tritt klaffende Abgründe auf, sie wittern alle Gefahren, die ringsum lauern; die Organe werden zu raffinierten Folterwerkzeugen.

Kubin will hier also ein Klima schaffen, in dem sich, unbeschränkt, Reinkulturen fremder, besonderer seelisch-nervöser Verfassungen entwickeln können und sich, da sie losgelöst von den Bedingungen unserer gewöhnlichen Existenz sind, umso demonstrativer darstellen lassen.

Die Schauspiele der labilen Nerven schreibt er, und er erfindet eine „Psychographik", ein Liniensystem, das wie ein empfindliches meteorologisches Instrument die geringsten Schwankungen seiner Lebensstimmung registriert. Der Einklang und die Austauschbarkeit der Sinnesempfindungen, das Vermischen von Tönen, Düften, Farben spielt, wie bei Baudelaire, wie bei E. Th. A. Hoffmann, eine wesentliche Rolle. Und schließlich läuft alles auf die schöpferischen Magien der Einbildungskraft heraus, auf die durch solche krankhaft verfeinerten und überreizten Instrumente geschaffenen Ekstasen der Vorstellung.

Und das ist nun eigentlich die Hauptsache an Kubins Buch, diese Sichtbarmachung chaotischer und monströser Imaginationsgebilde, diese visionäre Fülle der Schauer, diese apokalyptischen Schauspiele. Diese Gesichte werden dabei zusammenhangsvoll aus dem Gefüge der Handlung abgeleitet. Das Traumreich geht seinem Untergang entgegen. Es wird zerrieben und verfällt im Widerstreit zweier Mächte: des Traumherrschers Patera, der gleich dem Klingerschen Beethoven in Schweigen und Stille, ein leidender Gott, einsam im Nichts thront, und

des Eindringlings und Tatmenschen Herkules Bell mit dem Kopf, aus Geier und Stier gemischt, des Erweckers und Lucifers, der die Dämmerseelen aufrütteln will.

Diese Erkenntnisvariation des alten Pendelsystems zwischen Vita aktiva und Vita contemplativa ist allerdings nicht sehr belangvoll, umso ausdrucksvoller als das Philosophische ist dann aber das Bildnerische.

Kubin läßt eine infernalische Zerstörungs- und Grausamkeitsphantasie walten. Er verdichtet Fieberträume und Zwangsvorstellung und findet zwingende Sinnbilder, um Furchtaffekte auszusprechen:

Durch die unterirdischen triefenden Gänge eines Brunnenschachtes rast ein Gespensterpferd, riesig, weiß, ein ausgehungertes Skelett. Im gähnenden endlosen Dunkel — den maßlosen Raumausdehnungen der Opiumgesichte — taucht es fahlleuchtend auf, den knochigen Schädel weit vorgestreckt, mit schleudernden riesigen Hufen, knirschenden Zähnen, und in den trüben, erblichenen Augen starrt die Tollwut.

Heimsuchungen kommen über die Stadt, ägyptische Plagen, ein Schlafbann, der alles lähmt und während dessen sich Schlangengezücht und Skorpione in den Häusern einnisten. Rost, Moder, Wurmstich frißt die Gebäude an, es bröckelt und fault, an den Dingen vollzieht sich, wie an animalischen Wesen, ein Verwesungs- und Fäulnisprozeß. Und die sinnfällig anschauliche Schilderung, die ganz sachlich und unsentimental ist, gibt damit indirekt und überwältigend eine Symbolik schleichend tückischen unaufhaltsamen Schicksals, widerstandsloser Lebensbedrängnis und einer verzweifelten Müdigkeit bis in den Tod.

Auch Bilder voll Schönheit tauchen auf, so die Vision der versunkenen Tempel, deren Wunderfenster aus dem Wassergrund noch brennend glühen, wie die Augen von sagenhaften Seeungeheuern. Aber dann quillt schwarzgurgelnd eine Welle voll Blut und Dunkel, und die Darstellung watet tief im Gräßlichen und sie verstrickt sich in den Natterknäuel von Wollust und Grausamkeit. Ein orgiastisches Todesbacchanal voll Blutdurst und Raserei, ein erotisches Amok-Laufen in hysterischer Vernichtungslust, bannt Kubin mit allen Tobsüchtigkeiten und er zeichnet Konvulsionen und Sterbekrämpfe, die als Motive für die Bilder der Schreckenskammern des Desesseintes gestimmt hätten: die Grimassen eines Gepfählten; das Rattenheer über dem lebendig Eingeschlossenen; der grinsende Frauenkopf mit dem lang nachwehenden braunen Haar, der noch zu leben scheint, denn in den Augenhöhlen und um die wie angeklebten Lippen wimmeln Würmer; die Grauen-Groteske der Leichenhalle mit den Hunderten von Leichnamen in grauen Getreidesäcken steckend. Am Hals sind sie zugebunden, so daß nur die Köpfe herausschauen, grünliche Gesichter, die die Zähne blecken, viele wie getrocknet, mit staubigen zerdrückten Augäpfeln.

Unwiderstehlich erweckt dieses Bild Erinnerung an ähnliche selbst erlebte

Todesbizarrerien. In den Gewölben der Capuzini in Palermo, draußen vor der Porta Nuova, spielen sie: Mumien, pergamentne Gesichter mit Bart und Kopfhaar blicken da aus tiefen Augenhöhlen. Die Pupillen liegen trüb und glasig, wie die Augen von Fischen oder Ertrunkenen, in gelber Schrumpelhaut. Aus Mönchskapuzen grinsen fahlkalkige Gesichter, auf denen die Haare wie faule Moosflechten wuchern, und aus den fallenden Priesterärmeln recken sich krallige Knorpelfinger. Ein Mönch, in einen Gitterkasten aufrecht hingestellt, stiert wie ein eingemauerter Wahnsinniger aus seinem Käfig. Andere liegen, die Lemurenglieder in goldgestickte Ornamente gehüllt. Die schweren Mützen sind den verdorrten Schädeln zu weit geworden, sie rutschten den Toten schief aufs Ohr und geben ihnen etwas gräßlich Lächerliches. Sie gleichen betrunkenen Leichenkutschern, mit denen die Schindmähren des Schüdderump, des Pestkarrens durchgegangen. Und ganz an die Kubingalerie mahnt die Hexenzunft, die aneinander gebunden wie Gehenkte auf hohem Wandbrett taumelig schwankt. Irrer Hohn verzerrt manches Gesicht, andere starren in furiengescheuchter Verzweiflung, Wahnsinnswut und Tücke lauert, und ein gräßlich aufgerissener Mund scheint in einem kreischenden Mordschrei erstickt zu sein.

Kubin mischt in seine chaotischen Untergangsszenen voll Schwefellicht, Edgar Allan Poe verwandt, auch Grimassen, groteske Humore und tolle Exzentriks.

Traumeinfälle von barocker Romantik zeichnet er auf. Ein alter Kerl tanzt nackend, er hat zwei lange senkrechte Reihen von Brustwarzen, auf ihnen spielt er Harmoniestücke; dann schneuzt er sich in die Hände und wirft sie ab. Und nun wächst ihm ein ungeheurer Bart, in dessen Gestrüpp er verschwindet. Als Überlebende der Zerstörung hocken halbnackt, schnatternd und gestikulierend — man denkt an das Juden-Quintett der Salome — auf Bäumen „sechs Israeliten, Besitzer von Gewürzkrämerein".

Am Abschluß seines Buches beschreibt Kubin die tastenden Versuche aus dem Traumbann wieder in das Leben zurückzufinden. Er schildert eindringlich, wie das erkrankte Traumvermögen seinen Geist noch lange überlastet, wie er seine Identität verliert, wie er tief in Atavismen versinkt, unter die Blutmacht toter Ahnen — „daß auch ich vor hundert Jahren war" — wie sich noch tiefere Traumschichten öffnen, im Aufgehn in Tierexistenzen, ja im bloßen bewußten Hindämmern in Urelementen. Der Todesgedanke gewinnt dann Macht über die müde, zerriebene Seele, und ekstatisch und brünstig wie in den Hymnen des Novalis wird er gegrüßt. Doch der Lebenswille strebt dagegen und reißt das Geschöpf wieder in die Wirbel. In ewigem Auf und Ab pendelt die Existenz zwischen den Gegensätzen und zwischen Widersprüchen wird der Mensch hin- und hergerissen.

Man hat bei diesem merkwürdigen Persönlichkeitsdokument das Gefühl, daß Kubin sich mit ihm allerlei Gespensterspuk der Seele abreagieren wollte, und wie

ein Deutewort dazu klingt der Satz, der einmal ganz nebenbei ausgesprochen wird: die Kunst ist ein Sicherheitsventil. So wird ein Besessener sein eigener Exorcist.

Situationsverwandt mit Kubin und von ähnlichen Umrißlinien der äußeren Begebnisse ist die Novelle „Die Republik des Südkreuzes" von dem Russen Valerius Brjussoff (München, Hans von Webers Verlag).

Auch hier eine imaginäre Stadt, die Sternenstadt am Südpol gelegen. Doch ist sie nicht wie Perle eine Stadt der Dämmerung und der traumhaften Zwischenzustände, sondern als eine soziale und technisch raffinierte Utopie wird sie aufgebaut, von den Jahreszeiten, von Tag und Nacht unabhängig.

Das eigentliche Thema der Novelle aber ist die geistige Epidemie, die bei den Bewohnern der Sternenstadt ausbricht, und ihr Untergang.

Die Bilder dieses Untergangs zeigen die gleichen Motive wie die Visionen der letzten Tage bei Kubin. Auch hier mischt sich Grausiges und Groteskes, maßlose Szenen aus einem gigantischen Irrenhause entrollen sich, in den Straßen wütet ein Massaker und man watet im Blut. Wahnwitz, Rausch und Gier entfesseln dunkle Urtriebe. In den halbdunklen Straßen, beleuchtet vom Gewitterschein der Scheiterhaufen, tobt ein höllischer Reigen, von atavistischen Geistern angefallen. Die Verstörten „tanzen die Tänze ihrer fernen Vorfahren, die noch Zeitgenossen der Höhlenbären waren und singen dieselben wilden Lieder, welche die Horden sangen, wenn sie mit ihren Steinbeilen den Mammut anfielen." Und über Leichen rast die Orgie des Fleisches.

Brjussoffs Art zu schildern ist in diesen Novellen ganz kühl, sachlich, ohne eine Miene zu verziehen, er steht mit scharfen kalten Augen über den Dingen. Wie aus einer Flugmaschine sieht er von oben zu und zeichnet seine Eindrücke mit fast geschäftsmäßiger Gewissenhaftigkeit, scheinbar ohne jede innere Beteiligung auf. Eine gewisse Ironie spielt dabei mit, er markiert den Reporter und gibt seiner Geschichte den Untertitel: „Artikel der Spezialnummer des nordeuropäischen Abendblattes".

Brjussoff ist aber auch ein Glühender und in einer anderen Weltuntergangs-Variation seines Buches, den letzten Märtyrern, flutet es dumpfleuchtend von Liebesszenen in den süchtig mystischen Farben alter Kathedralenfenster gemalt: Über dem Todesbacchanal einer erotisch-religiösen Kultgemeinschaft geht der Vorhang auf.

Im Domdunkel ein schattenhaftes Wallen. Wie Schemen in den Umkreisen der Dante-Hölle drängen die Menschen sich und steigen hinauf und hinab. Und dann strahlt der düstere Raum in Kerzen und die Nacktheit der Priesterinnen glänzt im Goldschmuck wie ein Gemälde von Moreau. Und während die Kugeln der Feinde, die den Dom belagern, durch die Scheiben sausen, vereinigen sich die Paare zu einer Todeshochzeit, und Liebes- und Sterbekrämpfe mischen ihre Schreie.

Brjusoff versenkt sich begehrlich in alle Psychopathien. Und auch hier kommt er mit Kubin zusammen, wenn er einen Menschen analysiert, dessen geistige Existenz durch die Überwucherung des Traumvermögens zerrüttet ist, und der widerstandslos in dem dunklen Abgrund versinkt. Wilde Grausamkeits- und Mordsuchtstriebe werden dabei entfesselt und wachsen riesengroß; und schlafwandelnd vollführt der Besessene leibhaftig, was er zu träumen wähnte.

Solche Kasuistik der Dämmerungszustände, der Bewußtseinsspaltungen locken diesen Dichter besonders. Und sehr eindringlich und psychiatrisch überzeugend weiß er die allmähliche Kristallisierung maniakalischer Ideen in einer Persönlichkeit darzustellen, so jene Idee fixe einer Frau, die sich in ihr Spiegelbild verwandelt fühlt. Die Vorstellung solcher imaginären Existenz gebannt in das wesenlose Scheinreich der Spiegel, ist mit einer experimentell sicheren Exaktheit vordemonstriert, daß man unbedingt merkt, hier handelt es sich wohl um pathologische Themen, aber nicht um eine selbst pathologische Kunst. Der das schrieb, geht erkenntnisvoll und unerschüttert, mit dem Blick des Forschers, die verstricktesten und gefährlichsten Wege.

Und wenn man von Kubin sagen kann, daß für ihn sein Buch ein Sicherheitsventil war, so gilt von Brjussoff das Wort aus Hoffmanns Serapionsbrüdern, das Cyprian zu den Freunden spricht:

„Ihr alle kennt ja meinen besonderen Hang zum Verkehr mit Wahnsinnigen; immer glaube ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre schauerlichste Tiefe. Und in der Tat, selbst in dem Grauen, das mich oft bei jenem seltsamen Verkehr befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geist zum besonderen Aufschwung stärkten und belebten.

Mag es sein, daß die von Grund aus Verständigen diesen besonderen Aufschwung nur für den Paroxysmus einer gefährlichen Krankheit halten, was tut das, wenn der der Krankheit Angeklagte sich nur selbst kräftig und gesund fühlt."

Altfranzösische Kunst/ von Oskar Bie

Nur ein schnelles Wort über die schöne Ausstellung französischer Meister des achtzehnten Jahrhunderts in unserer Akademie. Leider nur ein schnelles. Die Goncourts haben zwei Leben verbracht mit der Vertiefung in diese eine Welt — wir stürzen hindurch. Wie damals die englische Porträtausstellung ist diese französische sofort wahnsinnig populär geworden. Es ist politischer Fond. Der französische Staat leiht Gobelins und Bilder an den Pariser Platz in Berlin. Das Merkwürdigste: der Kaiser besitzt einen größeren Schatz an Watteaus, Lancrets und Paters, als Paris selbst. Rothschild und der Kaiser haben fast diese Ausstellung gemacht. Sie wird mit politischem

Aplomb eröffnet. Man sieht die galante Welt des Dixhuitième, aber wie wohl zu beachten, nicht die gar zu galante. In den Stichen, die meist der Berliner Sammler Model hergegeben hat, in den Bildern sind Laszivitäten ausgeschlossen. Gleichwohl haben diese Maler und Stecher so starke Sachen geleistet, daß man sie früher nur von diesem einen Punkte aus zu beurteilen pflegte. Muther stellte die Geschichte dieser Kunst als einen Organismus der Frivolität hin, in den Etappen: Watteau der Flirt, Lancret der Cicisbeo und die Schenkel, Boucher die Orgie des Olymp und Fragonard die surprises de l'amour. Aber in dieser Ausstellung sieht man nichts Schlimmes. Die Pompadour liest ein Buch und Lancret spielt Blindekuh. Die Ausstellung ist sehr voll. Die Berliner geben ein Eintrittsgeld aus, wie sonst kaum für ein Jahresabonnement. Es ist bürgerlich. Man geht mit den Kindern hin. Aber man hört nicht die guten Bemerkungen, wie in den noch besuchteren Ausstellungen ähnlicher Qualität in der Ecole des beaux Arts oder der Guildhall. Ich glaube: man muß dagewesen sein.

Muther verzeihe es mir: ich bin des achtzehnten Jahrhunderts überdrüssig und kann von den Kavalieren und galanten Damen nichts mehr hören. Ich finde die Liebesliteratur dieser Zeit geistreich, aber schal und gefühllos. Die Bijoux indiscrets langweilen. Wir haben mit einer Epoche, der das Vergnügen ein Prinzip war, nichts mehr gemein. Wir sind zu sehr Arbeiter geworden, zu zielbewußt. Immer Tanz und Promenade und Toilette und Maske, das halten wir nicht aus. Man hat zu lange diese Bilder als Illustrationen zur Kultur betrachtet, weil man in diese Maskenbälle verliebt war. Man beginnt jetzt in die Maler selbst verliebt zu werden und sich den Teufel darum zu scheren, was sie gemalt haben, aber ihre Malerei zu bewundern. Wir sind sehr zielbewußt. Wir verstehen keinen Spaß mehr und revolutionieren gegen die Periode des achtzehnten Jahrhunderts, die wir alle einmal durchgemacht haben. Das ist das Schicksal dieser Bilder. Einst, als sie gemalt wurden, gingen sie durch die Welt als äußere Denkmale einer lebenslustigen Epoche. Dann waren sie als Frivolität verachtet. Dann wurde die Frivolität Gegenstand des Interesses und jetzt endlich werden sie wieder selbst interessant. Jetzt endlich ist man in Watteaus Seele angelangt, der ein häßlicher, einsamer und misanthroper Mensch war und sich an der guten Gesellschaft, die er zu malen hatte, dadurch rächte, daß er sie gut malte. Jetzt sieht man den Corot in Watteau, den Renoir in Boucher, den Manet in Chardin, den Whistler in Fragonard. Was sieht man nicht alles. Wir sind ahnensüchtig geworden, weil wir demokratisch wurden. Wir müssen uns in der Vergangenheit festigen, weil wir die Zukunft nicht wissen. Die ganze Kunstgeschichte wird auf das Motiv „malerisches Temperament" umgedreht. Es ist immerhin ein Zeichen von Lebenskraft, wenn man noch so einseitig sein kann.

Ich darf sagen, daß ich in dieser altfranzösischen Kunst literarisch gelebt habe, so lange ich sie zur Illustration brauchte. Niemals sah ich so viel davon zusammen wie hier und mit einem Schlage war das illustrative Interesse aus. Die Farbe und das Original führte zur Malerei zurück. Wer das achtzehnte Jahrhundert literarisch überwinden will, gehe in diese Ausstellung. Die augenblickliche Kraft der Malerei ist überraschend. Ich weiß nicht, ob ich sehr zielbewußt bin oder sehr puritanisch oder sehr funktionell — aber die Bilder sind schön. Die Welt der fêtes galantes und der douces langueurs und der plaisirs sécrets und wie alle diese schönen Kulturdelikatessen heißen mögen, wird zu einem Lederfolianten, schwache Erinnerung an alte Bücher, in denen man klingende Worte und gefärbte Phantasien brauchte. Wir hatten diese Dinge abgezogen auf Flaschen des Essaistentums. Nun fließt der Quell wieder. Wir brauchen keine Schönrednerei und kein Phrasentum, keine Schilderung von Parquet und Marquise und von la vue du plaisir d'autrui, sondern wir dürfen eine vollendete Malerei bewundern, die zu den ersten aller Zeiten gehört. Jetzt sollen alle Journalisten die Marquisentänze des achtzehnten Jahrhunderts, die wir einst verbrochen, uns nachmachen, wir lieben die Bilder. Sind wir darum nur wieder Kinder einer neuen Zeit? Es ist wohl ein Fortschritt, den Maler vor seinem Stoff zu lieben. Denn auch die Kunstgeschichte schreitet so weiter, daß sie sich entstofflicht und vermenscht.

Die Tat dieser Franzosen war, daß sie die Niederländerei in die moderne Malerei überführten, in die persönliche Vortragskunst. Wir sind heut eingestellt diese Dinge zu sehen, Rembrandt als den Lichtpropheten, Hals als den Impressionisten, Vermeer als den Delikaten, wir sehen, was von Rubens zu Delacroix, von Hobbema zu Constable führte — wie gesagt, wir sind sehr egoistisch und konstruieren uns die Ketten der Geschichte auf die Gegenwart als Ziel. Nun schließlich: warum nicht? Es ist produktive Kunstgeschichte und ich kann auch nicht anders. Niemals hat eine gegenwärtige Kunst fruchtbarer in die Vergangenheit zurückblicken lassen, als unsere. Fragonard, Chardin, Watteau sind auch Kettenglieder geworden. Aus der Wallace-Kollektion bleiben die lichten Fragonards, wie eine Vision, in der Erinnerung. Im Louvre hängen wir an den Chardins, wie historischen Bestätigungen der letzten impressionistischen Stillleben. Es ist ein großes Vergnügen, die Chardins in dieser Ausstellung, die fast einen Saal einnehmen, mit Sezessionsaugen anzusehn. Das Milletsche in den Köchinnen, diese weichen grauen Töne in der Tennisschlägerin und dem Zeichner (sie treffen sich aus des Kaisers und Rothschilds Besitz hier wieder als Pendants), und die wundervolle Lichtbehandlung in der Briefsieglerin mit dem gestreiften Kleid, die eine Lücke der niederländischen Kunst zu füllen scheint: zwischen dem Dresdner Vermeer und den Petersburger Rembrandts. Noch ist die Liebe zum schön drapierten Kleid niederländische Erinnerung, aber war

sie dort Repräsentation, so ist sie jetzt Selbstverständlichkeit, gute Erziehung der großen Welt. Ja, sie malen die große Welt, aber sie malen sie auch mit der virtuosen Nonchalance ihrer Kultur, mit dem dekorativ erzogenen Sinn für Stoffe und Seiden, die sich selbst nicht wichtig machen, um ihr Ensemble nicht zu gefährden. Abgestimmte Menschen, Möbel und Kleider. Der gestreifte Stoff ist ein eigenes Kapitel dabei und sein Glanzpunkt der Rock der Watteauschen Tänzerin, den sie leise hebt, um ein entzückendes unaufdringliches Lichterspiel zu veranstalten. In dem Rosa des Seidenrocks der Lancretschen Dame, im Verhältnis zum Grau der Pegasusfontäne, liegt nicht weniger Eleganz als in der dargestellten Szene selbst. Die dekorative Erziehung, die auch beruflich fast alle diese Maler hatten, zwingt sie gegenüber der konventionellen Niederländerei zum Organ für das Ensemble. Und dieser Einfluß der Sitten der guten Gesellschaft auf die Malerei scheint uns heut wichtiger, als sie selbst, zumal es eine nicht mehr steif militärische, sondern schon romantisch leicht bewegte Gesellschaft ist, in deren Formung Watteau das Ideal Rousseaus vorausnahm. Die Äpfel, Gläser und Zinnkrüge auf Chardins berühmten Stilleben benehmen sich nicht anders. Was selbst Kalf kaum ahnte, dieses malerische Auge befreit das niederländische Stilleben von seiner kompromittierenden Protzenhaftigkeit und Komponiertheit und bringt es auf ein wohlerzogenes Ensemble in romantischer Einfachheit und musikalischer Tonalität. Von selbst arbeitet der Pinsel wahrhaftiger. Er findet die bestimmenden Farbflächen und die suggestiven Lichtlinien, er setzt unter dem Regime des guten Tons die ruhige und große Einheit der schönen Wahrnehmungen durch. Darum wurden Chardins Stilleben die ersten sinnlich saugenden, malerischen Malereien auf diesem stofflichsten aller Stoffgebiete.

Es interessiert, das Gelb, von Vermeers Damenjacken an über Fragonard bis zum erotischen Gelb des Gauguin zu verfolgen, oder das Blau von der Roheit des Cinquecento über Bouchers Pompadourblau und das Blau aller liegenden Fräuleins, übers Ingres letztes Empireblau bis zum archaistischen Blau Somoffs und Königs. Über das Blau sprach ich bei den Engländern. Fragonards Gelb ist gerade hier entzückend. Einmal auf dem Kissen des Paschas, wo es zum Weiß des Bettanzugs in ätherischen Harmonien steht, und dann im Kleide der Leserin, wo das Rot des Buchschnitts ihm als Note nebengesetzt ist, dieser einzig schönen Figur, die wahrhaft von Corots atmenden Menschen etwas vorahnen läßt. Watteaus Farbsinn ging auf das bunte Ensemble, Fragonard geht aufs Lichte und Delikate. Watteau war ihr Klassiker, Fragonard ihr Genie. Watteau lernt an der guten Gesellschaft, sein vlämisches Erbteil zu dekorisieren. Man studiere seine Nymphe mit der Sonnenblume, die Rothschildsche. Hier ist Zaghaftigkeit gegenüber Rubens, Ahnung von Galanterie im Vlämischen, sowohl in der derb hingegossenen Figur als in der

blau luftigen Landschaft. Als er Paris entdeckte, entdeckte er dieselben leichten Bäume und Farben, denselben silbrigen Glanz, den wir heut mit Corotschen Augen alle dort erleben. Aus dem Wald macht er ein Ensemble tanzender grünbrauner Tinten, die er durch Lichtungen ordnet, aus den Menschen eine leichte Konversation von matten Farben, die er rein malerisch aus alten Kirmessen herausdichtet, ganz seinem lyrischen Phantasiereiz hingegeben. Das Theater benimmt ihn nicht, es bildet ihn. Seine Gilles, Skarramuzzen, Scapins und Harlekins sind Menschen im Kostüm, die vielen französischen und italienischen Komödianten Kostüme auf Menschen, eine rührende Versöhnung realistischer Jugend mit den Ansprüchen seiner Umgebung. Von Zeit zu Zeit leuchtet Watteau im Watteau. Er hätte Courbetsch werden können, wenn er von diesen Skaramuzzen sich den Stil seiner Kunst bilden ließe. Es erschreckt uns etwas vor diesem braunen Kerl. Watteau war nicht einfach. Jetzt aber gleitet sein Pinsel über die bunten Seiden und Fontänen und gebogenen Baumstämme, er ist artig, er hat gelernt von der Gesellschaft, Kontenance zu halten. So wird es seine Natur. Und als er, kurz vor seinem jungen achilleisch-raffaelisch-mozartschen Tode, seinem Freund, dem Kunsthändler Gersaint die Ladenschilder malt, malt er, was er an seinem Schicksal gelernt. Zwei Interieurs, in denen Bilder hängen, ohne sich durch Sonderexistenz aufdringlich zu machen. Grauviolette Töne. Rhythmisch zierlich beugen sich Menschen, sie zu besichtigen. Hingegossen am Ladentisch sitzt eine Dame, deren Aufgabe ist, zwischen dem lilagrünweiß-gestreiften Seidenrocke und dem schwarzen Halstuch eine Symphonie zu bilden. Die Bilder werden in Kisten gepackt. Zwischen braunen Männern und dem leuchtenden Weiß der Hemdärmel des Packers entwickelt sich als Motiv des Bildes das mattviolette Seidenkleid der Käuferin. Sonst alles gedämpft. Kein Bild spricht im Bilde. Kein Ton schreit. Selbst das Stroh, vorn an der Kiste, schämt sich. Es ist die Anwendung der Erziehung an der guten Gesellschaft auf einen Vorgang des täglichen Lebens — wie klug hatte Watteau sehen gelernt! Diese Klugheit war sein furchtbares Erlebnis geworden und sein Erlebnis sein Stil und sein Stil ein Zeitalter und nun hängen diese Ladenschilder des Herrn Gersaint in Berlin und reißen uns hin und nun — — lieben wir vielleicht doch das achtzehnte Jahrhundert, das diese Technik niemals geschaffen hätte, wenn es sie nicht durch seine gesellschaftliche Kultur erzogen hätte? War das alles nur ein Umweg? Das Leben durch seine Technik? Es wäre uns zuzutrauen —

Ich weiß nur, daß dies in Wahrheit die Reihenfolge der Empfindungen ist, die ich beim Besuche dieser merkwürdigen Ausstellung hatte.

Marionetten / Von Ernst Schur

Sind wir in Gullivers Reich? Sind das die kleinen Wesen, von denen Swifts seltsame Phantasie berichtet, sehen wir sie leibhaftig vor uns? Wahrhaftig, da sind sie, sie sprechen und gestikulieren, sie tanzen und singen und sind traurig und erleben ihre Schicksale.

Wir, die Riesen, sehen in diese kleine Welt belustigt hinein. Ach, es ist uns gar nicht so fern, was wir da erleben. Es ist unsere Welt, es sind unsere Empfindungen. Das aber ist uns alles ferngerückt, wir übersehen es, wir lachen. Wir blicken in das Puppenspiel des Lebens.

Dies mag der feinere Reiz sein, nur denen fühlbar, die dem Leben selbst groß gegenüber stehen. Und die leise Note des Grotesken gibt dem Ernst jene feine Komik künstlerischer Natur, die uns aufhorchen macht. Wir ahnen einen besonderen Stil neuer Theatralik, die in Geste, Mimik, Rede und Sinn zupackender, gewaltsamer, drastisch und doch modern dekorativ und doch differenziert sei; die uns über uns erhebe, indem sie uns lehrt, über uns selbst zu lachen.

Doch weg mit diesen Nebengedanken! Geben wir uns dieser Welt, die sich uns da auftut, unbefangen hin! Es ist eine Welt für sich, geschaffen von den besten Künstlern des neuen, kunstgewerblichen Könnens, von Wackerle, der Nymphenburger Porzellan wieder bekannt gemacht hat und der nun in der Berliner Porzellanmanufaktur der Aufgaben harrt, die seinem Talent, das zugleich Tradition, Stil und Modernität wahrt, bestimmt sind, Ignatius Taschner, der mit der Note des Volkskünstlerisch-Bäuerischen ein sicheres, dekoratives Empfinden verbindet. Dazu die geschickten Sprecher, die jeder Nuance nachzugehen wissen, die nie durch falsches Pathos beleidigen, der Sänger und die Sängerin, deren Stimmen so reizend zusammenklingen und die leise aufklingende Einleitungs- und Schlußmusik, die nie aufdringlich wird, die das Spiel sacht hinüberführt in das Reich der Phantasien.

Das ist alles mit einem Verständnis und einem subtilen Takt gemacht, mit einer Liebe durchgeführt bis ins einzelste, wie sie in solchen kleinen, scheinbar überflüssigen Dingen nur in München möglich ist. Und so tritt es leise an uns heran und sagt uns von vergessenen Dingen, erinnert uns an die Puppenspiele der Kinderzeit und zeigt uns Erwachsenen eine Märchenwelt, die auch für uns noch da ist: die Kunst, die Phantasie!

Aber man darf nicht die Hauptakteure vergessen, die unsichtbaren, die die Puppen an Drähten lenken. Ich habe tiefste Bewunderung für sie. Es sind Künstler. Sie müssen ein respektables Feingefühl in den Fingern haben, ein instinktives Erlauschen der inneren Regungen, das sie umsetzen vermittelst des Drahts in Geste und Ausdruck. Man muß bedenken, was das heißt. Sie müssen den Text im Kopfe haben; sie müssen sich, da sie von oben auf ihre

kleinen Schauspieler herabsehen, eine doppelte Tiefen- und Höhenempfindung angewöhnen und sie müssen das Kommende vorausahnen. Man muß diese Ausdrucksfähigkeit verfolgt haben, wenn der alte Mann in der kleinen, graziösen Rokoko-Spieloper von Pergolese (eine Nippesfigur-Stimmung von erlesenem Reiz, an der E. Th. A. Hoffmann seine Freude gehabt hätte; zugleich beinah Andersen'sch märchenhaft) weint, den Kopf schüttelt und mit der Hand Bewegungen macht, die seine Ergriffenheit zwingend suggerieren; man muß den stotternden Polizisten in Poccis Kasperlestück (das beinah genial die Tradition der Hanswurstiade fortsetzt) gesehen haben, wie er, um die Worte herauszubekommen, beinah mit allen Gliedmaßen ein stotterndes Ornament wird, mit dem Bein auf dem Fußboden, mit den Armen in der Luft hilflose Spiralen und Kreise malt, die die kleine Figur immer in einen zitternden Aufruhr des ganzen Körpers bringen. Und wenn sich der tapfere Kriegshauptmann (in Schnitzlers „Tapferem Cassian") mit imposanter Grandezza auf den Tisch setzt und mit dem Bein baumelt, wenn nachher die beiden Rivalen und das Mädchen zusammen zechen in dieser feinsinnigen Groteske, die das Kasperlespiel in das moderne Empfinden überträgt, — was fehlt dann noch, daß dieses Milieu eine kleine Welt sei? Wie gesagt, diese Künstler müssen es in den Fingerspitzen haben, wie eine Tänzerin es in Zehenspitzen hat.

Darum leben auch diese kleinen Liliputkerle und man schaut ihnen erstaunt zu, wie sie sich austun. Sie bewegen sich in ihrer Welt lustig und ganz sinngemäß, ja sie haben solchen Überfluß scheinbar bedeutungsloser Nebengesten, daß man allmählich, bei längerem Zusehen, ganz den Maßstab verliert. Da der Raum dunkel ist, die Augen sonst keine Eindrücke zum Vergleichen haben, gewöhnt sich das Auge an diese Größenverhältnisse; Figuren, Möbel und Interieur nehmen zu an Umfang und schließlich glaubt man, man könnte geradeswegs in diese Märchenwelt hineinspazieren und sich auf einen dieser kleinen Porzellanstühle setzen, die Wackerle entwarf. Man weiß nicht mehr, sind sie klein oder groß. Das Fluktuierende der Vorstellung spinnt einen eigenen Reiz um diese Welt.

Ja, ließe sich nicht denken, daß uns einmal ein anderer in Gullivers Riesenwelt führte, vor der wir uns ganz klein und liliputanisch vorkämen? Wäre das nicht auch ein Mittel zur Groteske? Oder uns Figuren vorführte, ganz abnorm, widersinnig und spukhaft und doch organisch-harmonisch? Das wäre am Ende nicht nur Groteske, sondern eine neue Welt des Theatralischen, ein Weg zu einem neuen Stil der Bühne, der wegführte von allem Störenden der kleinlichen Lebensimitation, des Pathetischen wie des Nachstrichelnden, und geradeswegs in das Reich der Phantasie, der Kunst und der Illusionen führte.

Nachher, wenn das Spiel aus ist, hängen all diese kleinen Wesen aufrechtbaumelnd an den Wänden. Man kann ihre Gesichter betrachten, denen die

Künstler so fabelhaften Ausdruck (Bewegung, Charakter, Typik, in eines verschmolzen) gegeben haben; sie lachen und weinen und zeigen gravitätische Mienen. Auch eine Kuh mit Wackelkopf und steifen Beinen steht da; der steife Hofmann grüßt dich vornehm; die Rokokodame will einen Knix machen, aber sie hat leider keinen Boden unter den Füßen; der dickbäuchige Tiradenschauspieler sieht dich, ein Puppenpossart, rollend an. Und dann betrachte die feinen Fingerchen und die Hände, die etwas für sich sind, so subtil, so ausdrucksvoll sind sie gestaltet, jedesmal anders, zart, derb, verknöchert, Charakterstudien des Gliedhaften, beinah japanisch streng stilisiert. Auch die Mäntel, die Hüte, die Degen, das Schuhwerk, alles ist ein Ganzes und stimmt einheitlich zusammen, dient dem Ausdruck des Charakters der Erscheinung und ist zugleich im Hinblick auf den Bühneneindruck stark farbig, großzügig dekorativ.

Sie haben ausgespielt. Sie hängen stumm an den Wänden. Ihre Welt ist nicht mehr. Aber wenn man durch ihre Reihen geht, spürt man das zusammengedrängte Leben dieser Erscheinungen und Formungen. Es ist, als dächten sie nur daran, wieder aufzutreten. Diese Puppen haben wahrhaftig den Ehrgeiz des Mimen, der sich seine Welt schafft, sie durchsetzt und in ihr kämpft. Die Starrheit dieses Grotesken wirkt beinah beängstigend.

Es ist das Reich des Märchens und der Phantastik, dem wir uns greifbar nähern. Es geht uns so, wie den Kindern, die im Dunkel, des Nachts, wenn alle Lichter gelöscht sind, in die Weihnachtsstube schleichen, wo nun alles tot ist und doch gerade in eigenem Wesen aufzuleben beginnt, eine Stimmung, wie sie E. Th. A. Hoffmann in seinem „Nußknacker und Mausekönig" zwingend bannt. Hu, da ist ein Räuberhauptmann mit seinem gezückten Degen; wird er zustoßen? Eine Zofe guckt dich liebreich mit Rosinenaugen an. Ein Bureaukratius blickt dir nach, er hat die Feder überm Ohr stecken; wird er dir am Ende folgen und dich aufspießen? Oder vielleicht stellt dir der Hanswurst ein Bein und du liegst platt auf der Nase?! Das ist alles voll gedrängten, intensivsten Lebens und will an dich heran. Du flüchtest aus dieser suggestiven Kulissenwelt, in der die Gestalten der Drahtlenkenden, die auf hohen Postamenten über den Kulissen wie Götter stehen, deren weiße Mondscheingesichter von unten von dreifarbigem elektrischem Glühbirnenlicht mit gespenstischen Reflexen überhaucht sind, riesengroß wirken, wie helle Schatten, die vergrößert an die Wand geworfen werden. Und lieblich lächelnd blickt dich noch, beim Weggehen, die kleine, nackte Venus an, die da am letzten Pfosten hängt; wie zur Versöhnung. Sie hat nur ein kleines, grünes Mäntelchen über dem Arm, ganz kokett, als wollte sie damit besonders sagen: siehe doch, ich bin wirklich ganz nackt. Und du wirst mich doch reizend finden.

Die feudale Aristokratie, die Preußen-Deutschland gegen den Sinn aller Entwickelung, gegen die elementare Vernunft der Wirklichkeit noch heute beherrscht, braucht Philosophie zur Rechtfertigung ihres Daseins. Das geschieht zum erstenmal seit den Geburtswehen der preußischen Verfassung. Es ist ein böses Zeichen. Und ein noch böseres, daß die kurzatmige, an der ehernen Logik der Tatsachen vorbeiirrende Dialektik des Herrn von Bethmann-Hollweg nötig ist, die Schamteile dieser Herrschaftsansprüche zu verhüllen. Seitdem die Gelehrten angefangen haben (sagte ein römischer Bethmann: Seneca) die Tugend zu erklären, sie plausibel zu machen und zu begründen, sterben die Tugendhaften aus. Seitdem ich Heydebrands Rechtfertigung der konservativen Weltanschauung gehört — diesen Versuch, des Oldenburgers brutal-ehrliche Naivetäten ins Verfassungsmäßige umzubiegen und mit dem Grundbegriff aller politischen Modernität zu versöhnen — und Bethmanns Versuch erlebt habe, die preußische Wahlreformnovelle zu rechtfertigen, indem er ihre Notwendigkeit leugnete: seitdem weiß ich, daß die Sterbestunde der preußischen Junkerherrschaft geschlagen hat. Sie mag ein Jahrfünft oder mehrere dauern, sie mag durch das charaktervolle Zusammenballen imponierender, durch Jahrhunderte aufgehäufter Widerstandskräfte in die Länge gezogen werden: aber sie ist angebrochen und erfüllt unsere Gegenwart mit Bedeutung.

Die Wahlrechtsvorlage, mit der die Krone ihr Versprechen einer organischen Änderung der Verfassung erfüllte, macht aus dem Mißtrauen ein Prinzip. Nichts ist charakteristischer für unsre Staatslenker seit hundert Jahren, seit der Stein-Hardenbergschen Reform. Mißtrauen gegen die Organe der Selbstverwaltung, Mißtrauen der Beamten gegen das Publikum, Mißtrauen der Krone gegen das Volk, Mißtrauen gegen die neudeutsche Wirtschaftsentwickelung, die Industrialisierung und Kommerzialisierung, gegen das werktätige Bürgertum, gegen die Organisierung der Arbeiter, gegen alles schließlich, was den unbegreiflichen Riesenbau des imperialistischen, expansiven Großdeutschland errichtet hat. Das Mißtrauen und die bremsende Tätigkeit der Regierenden in Gesetzgebung und Verwaltung war begreiflich, solange sich Richtung und Resultate dieser in vielem überstürzten, in vielem unschönen Entwickelung nicht übersehen ließen. Für den patriarchalischen und vorkapitalistischen Vormärzler war das ein Kulturchaos. Aber nun steht der neue Bau in seiner harten aber imponierenden Architektur vor uns da und ist von einem neuen Leben erfüllt, so wesensungleich dem der alten Zeit wie das bescheidene aber würdevolle Königtum Wilhelms I. dem prunkvoll-dekorativen Kaisertum seines Enkels. Auf dem Wege zu dieser Gegenwart liegen die Scherben deutscher Fürstenkronen und lächerlich veraltete Wirtschaftsformen. Nur in Gesetzgebung und Verwaltung glaubt man mit den

alten Formeln und den vormärzlichen Auslesemenschen auskommen zu können, nur in der Politik ist das Mißtrauen das organisierende Prinzip geblieben.

Freilich, wenn die Not sehr groß war, vor den Befreiungskriegen und als Bismarck während des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland die national-einigende Wunderkraft des allgemeinen Wahlrechts brauchte, war die Angst vor dem Volke, vor dem Volk sans phrase, geschwunden. Es tat alles, was man von ihm verlangte. Es schlug die Schlachten und gewann die Siege. Ohne durch Bethmänner zur Staatsgesinnung erzogen zu sein, aus lebendigem Vaterlandsgefühl, aus dem Urtrieb zu einer würdigen nationalen Existenz heraus wird es auch heute noch zur Blutsteuer für die Weltpolitik bereit sein, aber es empfindet das „organische" Wahlrecht Bethmanns als Zynismus und die Haltung der Konservativen als Herausforderung, — weil es inzwischen durch die organisierende Wirkung des Industrialismus und der Schule zum Bewußtsein seiner Macht gelangt ist. Doch es gibt Staatsmänner, die das Wort Rousseaus nicht begreifen können: Das Recht des Stärkeren ist nicht immer stark genug, daher muß er seine Macht in Recht und den Gehorsam in Pflicht verwandeln.

Das Schicksal der Reformbill ist das Schicksal nicht nur Preußens, sondern des Deutschen Reichs. Die großen bürgerlichen Parteien begehen Selbstmord, wenn sie den organisierten Zynismus der Regierungsvorlage nicht aufs Blut bekämpfen und für den Gehorsam der Masse in einem neuen Recht die konstitutionelle Grundlage nicht zu schaffen verstehen. Denn alle Politik ist heute Massenpolitik; und mit einem System verstäubter Sophistereien kann man dem Zwange nicht mehr ausweichen, die unausweichliche und unausbleibliche Demokratie zu organisieren. Nur das ist heute die Frage, ob von oben oder von unten organisiert werde. Es ist die Frage aller Fragen. Es ist die Alternative zwischen Kultur und Anarchie. Ein Drittes gibt es nicht.

In die kristallklare aber menschlich so warm belebte Aufklärungszeit versetzt der Aufruf, den eine stattliche Reihe deutscher Gelehrter von Ruf und Charakter zugunsten Finnlands und der Finnländer erläßt. Wieder einmal greift der Moloch des Nordens mit seinen plumpen Bärentatzen nach dem Selbstbestimmungs- und Selbstverwaltungsrecht dieser westeuropäisierten Mongolen, das durch Gesetz und zarische Gelübde und hundertjährige Tradition gewährleistet ist; wieder einmal werden die Wunderwerke ihrer Kulturarbeit und Kulturgesittung vorgeführt, um ihre autonomen Ansprüche zu legalisieren; wieder einmal werden durch bloßen Kontrast, indirekt aber sehr spürbar, die Gewaltmethoden der zarischen Machtstützen gegeißelt und an das Solidaritätsgefühl der ‚in Freiheit und Fortschritt lebenden' Menschenbrüder appelliert. Aber diese regen sich nicht, bringen es höchstens zu dem bekannten stillen Beileid, rubrizieren im übrigen den Aufruf unter die faits divers, die im Kaleidoskop der

Stunde vorüberhuschen, und überlassen es den Finnländern, ihre Sache mit den russischen Barbaren allein auszutragen. Woher diese Teilnahmlosigkeit? Die Ursachen liegen vor allem in der Übersteigerung des Nationalismus, in der bewußten Pflege einer subalternen Vaterländerei, in der Aufsaugung aller überschüssigen Sympathiegefühle durch den demokratischen und kapitalistischen Imperialismus, der um keine Spur weicher und verbrüdernder ist als der despotische; in der durch Technik und Kapitalismus genährten Gewohnheit, in Macht- und Massenformeln zu denken; in dem fast ausschließlich technisch gedachten Ausbau der internationalen Beziehungen, wodurch der Kosmopolitismus in Tat und Gesinnung zertreten wurde. Kein Mensch glaubt daher, daß durch Sympathiebekundungen in Worten ein Atom Freiheit zu erwerben ist; — in Gold zu Waffenkäufen für den Freiheitskampf: ja. Die Zeit ist vermännlicht, selbst der Feminismus steckt sich in Mannskleidung. Der Japaner, der Türke, der Perser, — sie haben nicht auf Worte gewartet. Aber die gelehrten Herren, die vieles so gut wissen, wissen auch dieses besser. Sie wollen gegen den Strom der offiziell befruchteten öffentlichen Meinung die herrliche Tradition des achtzehnten Jahrhunderts, den Humanitätsglauben der Voltaire und Rousseau und Herder und Kant nicht verdorren lassen. Ich habe mir die Namen gemerkt: die Namen von Spezialisten, die Humanisten sein wollen. Die meisten sind beamtet. Ich hoffe sie hinfort überall dort zu finden, wo innerhalb der — nicht ganz nach Recht und Billigkeit gezimmerten — nationalen Machtorganisation, der sie angehören, politische und kulturelle Rückständigkeiten den Weg zur politischen und persönlichen Freiheit verrammeln. Hier sind Worte Taten.

Den Sieg der englischen Liberalen haben nicht nur Gegner zum Pyrrhussieg gestempelt. Ihre Mehrheit, mit den irischen und arbeiterlichen Hilfstruppen etwa 120 Stimmen, ist jedenfalls keine, mit der sich bequem arbeiten läßt. Mit den zwei großen historischen Parteien, deren Schaukelpolitik bisher den Inhalt der englischen Geschichte ausmachte, scheints nun vorbei; und der englische Staatsmann hat mehr als bisher mit der großen Gefahr aller Demokratien, der Parteizersplitterung, der Parteiintrigue, den flüchtigen Koalitionen zu rechnen. Trotzdem hilft das Kartell mit den Arbeitern die liberale Politik sozialpolitisch produktiv machen. Die Abhängigkeit von den katholischen Iren dagegen ist eine Fatalität. Ihre Unterstützung ist nur durch das Geschenk der Autonomie für Irland zu haben. Es wird, unter Vorbehalten, gegeben werden. Einmal wird die irische Wunde geschlossen werden müssen; und Vertrauen ist schließlich doch das Lebensprinzip des englischen Liberalismus. Kommt also der Pakt mit den Iren zustande, dann wird das Oberhaus modernisiert, dann wird das soziale Budget Gesetz, die Souveränetät der Gemeinen in Finanzfragen ist in alle Ewigkeit gesichert, die Entscheidung im Kampf zwischen Freihandel und Schutzzoll vertagt und die Verständigung mit Deutschland vielleicht kein Spiel mit

bloßen Möglichkeiten mehr. Doch alles dies hängt in der Luft. Das Land konnte keinen Beschluß fassen, weil es keiner Partei recht vertraut. Darum ist jeder Radikalismus in der Gesetzgebung dem Kabinett Asquith untersagt. In solcher Krisis ist der Parteiverstand hilflos. Besitzt Asquith mehr?

Mit herzlicher Genugtuung habe ich mir ein Bild aus dem englischen Wahlkampf eingeprägt: es zeigte Bernard Shaw, wie er vom Verdeck eines Automobils herab zu Londoner Dockarbeitern sprach. Er sah fast noch beteiligter aus, als wenn er vor Philistern einige Edelsteine aus Shakespeares Krone ausbricht oder den kunstfremden Max Nordau demoliert. Es war im dunkelsten Ostende, im Labyrinth von Menschennot und Menschenschande, an einem Knotenpunkt, wo die Höllenwege zum Laster und Verbrechen münden; und der berühmte Schriftsteller war ganz vom Flugsand meist verlumpter Genossen umdrängt, er mußte ihre unsaubere Wärme fühlen, mußte sie riechen, — und sie rochen gewiß nach Schiffsteer und Schmieröl und dem Fusel ihrer Slums. Aber das focht ihn nicht an, den vielleicht vorurteillosesten und witzigsten aller in Kunst, Wissenschaft und Kulturfirnis heimischen Geister. Auf seinem Gesicht lag kein Hauch jener verschlagenen Überlegenheit, die aufblitzt, wenn er zu Ladies und Gentlemen über interessante Dinge konversiert und vor ihnen die ewigen Wahrheiten ihrer Glaubensartikel zerpflückt. Er blickte ernst, tiefernst zu den Menschen hernieder und hinüber, die abgedrängt sind von aller Gegenwart, die wie durch einen breiten und reißenden Strom abgetrennt sind von aller Zukunft und doch noch einen Schimmer Hoffnung im halbverglasten Auge tragen. Männer, Frauen, Kinder, allerhand invalide, bröcklige Menschheit. Meist ungelernt und zum kleinsten Teile organisiert. Und er, der Verwöhntesten einer, nach dem schöne Herzoginnen ihre (englischen) Lilienhände ausstrecken, den der Snobbismus der Kapitalmagnaten als Salonzier gern ködern möchte, dem alle Eitelkeiten nachjagen: er spricht zu den Verlorenen (rugged loose! nennt sie Carlyle), er fühlt sich offenbar zu ihnen hingezogen (obwohl im Jägerhemd, ist er doch auch im Schneiderlichen seiner Erscheinung ein Gentleman), er will sein Bestes geben, indem er ihnen seinen Willen suggeriert. Ich mußte an Deutschland denken, an die emsige Arbeit unsrer Intellektuellen, die ihre Seelen auf die wissenschaftlichen und literarischen Klappermühlen tragen und Shaws Art Politik zu treiben und Kultur zu machen als Befleckung empfinden. Oder an die neuen Affen einer abgelebten Feudalität . . Zwischen Shaws Anfang und Ende gähnt keine Kluft; jedenfalls nicht, weil Erfolg und gleißender Reichtum von seiner Seele Besitz ergriffen und sein Menschlichstes geschändet hat. Er ist geblieben, was er war, als er seine Fabian Tracts schrieb: sozial und human in einem Netz tiefernster Schalkheiten und Bosheiten.

Bierbaum

Auf dem Deckel des „Modernen Musenalmanachs", Jahrgang 1893, steht ein Stuckscher Ruhmesbote, posaunt kräftig in eine Tuba hinein und schwenkt mit der Rechten einen Lorbeerkranz. In seiner olympischen Schlankheit ähnelt er gewiß nicht dem Herausgeber jenes Sammelbuchs neuer Kunst, dem behäbigen Otto Julius Bierbaum. Aber sein Eifer scheint die irdische Mission eines Vielbeweglichen wiederzuspiegeln, an dessen Tür der Tod nun so früh klopfte.

Denn Bierbaum hat, als noch Courage dazu gehörte, tapfer für Böcklin und Liliencron, für Uhde und Thoma die Trompete geblasen. Er kam von der hohen Schule gerade rechtzeitig in die Literatur hinein, um an der deutschen Geschmacksrevolution mithelfen zu können. Die Arbeit an der Guillotine überließ er freilich handfesteren Gesellen. Aber sein Amt war, dafür zu sorgen, daß die alten Ruhmeskränze auf neue, würdige Häupter kämen.

Seine Kameraden in den Werkstätten konnten ihm die Propaganda getrost überlassen. Denn er besaß die Gabe der guten Witterung, eine fröhliche Zuversicht und die Behendigkeit, sich von einem gestürzten Pferde schnell auf einen frischen Gaul zu schwingen. Am Musenalmanach in München und, für eine kurze Spanne des Übergangs, an der „Freien Bühne" schulte er seine Elastizität als Redakteur. Aber so recht mit dem Herzen war er doch erst dabei, als es galt, die moderne Kunst in den Luxus zu verpflanzen. Im „Pan" vor allem und später in der „Insel" deckte er ihr den Tisch mit einer Opulenz, die im Lande der Prachtausgaben, ihren Kredit bei Gläubigen und Ungläubigen steigern mochte.

Solche Dinge mußten einem Schriftsteller überaus wichtig erscheinen, der niemals seinen brennenden Wunsch verhehlt hat: ins Leben zu wirken. Dieser geborene Journalist, im unentweihten Sinne des Worts, wollte für den Tag und für die Menge schaffen, wollte ästhetische Ansprüche nicht bloß stillen, sondern auch erwecken. Deshalb mußte ihm das Herz im Leibe lachen, als sich eine Anregung seines „Stilpe" verwirklichte, als das Schlagwort von der angewandten Lyrik in den Tagen des Überbrettls populär wurde.

Von den rauhen Sitten des Naturalismus hatte sich jener Bierbaum freilich nicht unerheblich entfernt, der sich nun, im Geleitbriefe der „Deutschen Chansons" seiner Leserin in der aprikosenfarbenen Seidenweste des Petitmaître präsentierte. Aber es war wirklich nur ein Wechsel des Kostüms. Denn das Wort ästhetisch hatte er im Grunde immer, im Sinne seines Willibald Stilpe, mit dem Ausdruck „irgendwie angenehm" übersetzt und der Verismus war ihm sicherlich, wie seinem Pankrazius Graunzer, frühzeitig als die Stimmwechselperiode der Kunst erschienen, die mit den Rüpeljahren zusammenfällt.

In diesen Flegeljahren hatte er zwar rechtschaffen sein Teil getan, die Schminktöpfe umzustülpen und etwa bei der Schilderung des Studentenlebens neben dem Rausch auch den Katzenjammer in sein Recht einzusetzen. Aber seine Lieder brauchten doch nur ein paar Vorurteile abzustreifen, um von der Lindenwirtin, der jungen zur Plättmamsell unten am Gries zu gelangen. Gefällig und frisch, glatt und siegbar, dringen sie leicht ins Ohr. Wenn sie sich auch ebenso hurtig von stärkeren Tönen verdrängen lassen, so hinterlassen sie doch einen Geigenklang von Jugend und Münchener Fasching und andern schönen Dingen dieser Welt. Als die Komponisten das Kling-

ling klingelalei auch noch musikalisch beflügelten, war der Lyriker, der als Liliencrons Jünger anfing, freilich dem Leierkasten ausgeliefert. Ich habe immer geglaubt, daß er auf seinen rastlosen Fahrten durch Europa, mit und ohne Automobil, nur dem „Lustigen Ehemann" entrinnen wollte.

Von diesen Wanderungen wußte er mit einer beschaulichen Grazie zu plaudern, wie immer, wenn er vom äußeren Erlebnis ausging. Deshalb hat er in seinem letzten Buche, in den Reisebildern der „Yankeedoodle-Fahrt" die rechte Form für seine Erzählungskunst gefunden. Den Romanen und Novellen mußte indessen mit dem inneren Erlebnis auch die eigentliche Schwerkraft fehlen: es war in wechselnden Masken immer wieder Otto Julius Bierbaum, wie er als Korpsfuchs Mensur focht, wie er Zeitschriften gründete und mit leicht erkennbaren Größen des Ateliers über Kunst debattierte. Das Burschikose blieb auch noch haften, als der Zweibändermann der „Studentenbeichten" sich in der Romantrilogie vom „Prinzen Kuckuck" zum Dreibändemann entwickelte. Er hätte auf den Ehrgeiz verzichten können, mit schwankendem Erfolge einen „Abriß der Zeit" zu entwerfen. Denn er bleibt in der Erinnerung als einer, der selbst, ein emsiger und geschmeidiger Herold, geholfen hat, dieser Zeit und ihrer Kunst beim Aufstiege zu dienen.

Monty Jacobs

Ungarische Ausstellung

Man kannte die Namen Fülöp Laszló, Arthur Ferraris, Arthur Halmi, Professor Koppay. Porträtisten für regierende Häupter, Päpste, Sternkreuzdamen und Bankiersgattinnen. Genug um die Kunst eines Landes zu kompromittieren. Munkacsy galt im Ausland als der kulissenreißerisch-oberflächliche Maler biblischer Bilder.

Nun weiß man auch von einer anderen ungarischen Kunst.

Keine Revelation — aber immerhin eine freudige Überraschung.

Munkacsy fällt auf mit einer dunklen Baumallee. Eine erschütternde Tragik der wild zerzausten, ineinanderverschlungenen Äste. Dieser Mann hatte entschieden Augenblicke wahrer Andacht vor der Natur. Auch seine tief-ernsten Skizzen und seine wunderbare Frau in der Fensternische zeugen davon. Wäre die Budapester Galerie nur etwas freigebiger gewesen, wir hätten mit der ungarischen Ausstellung dem Ruf des in Paris verdorbenen Munkacsy wieder zur vollen Ehre verhelfen können. Doch auch diese wenigen Proben genügen, um die Größe des Genies wenigstens ahnen zu lassen.

Die wichtigste Erscheinung in der Ausstellung ist Paul von Szinnyei-Merse. Ein neuer Name, den man sich von nun an merken soll.

1845 geboren — der Sohn einer alten adligen Familie. Gegen Ende der sechziger Jahre weilt er in München. Piloty-Schüler. Doch wer die zartempfundenen Freilichtskizzen aus dem Jahre 1869 sieht, merkt bald, daß in diesem Jüngling ein Rebell steckt. „Das ist ja der reinste Renoir" — hörte ich von allen Seiten in der Sezession.

Leider wußte der junge Szinnyei nichts von den Bestrebungen der Pariser Impressionisten.

Der entscheidende Moment seines Lebens war Courbets Besuch und Ausstellung in München. Szinnyei erzählt gerne von dieser Zeit:

„Courbet erschien im braunen Samtrock, mit einem runden Arbeiterzylinder am Kopf. Er stellte die Steinklopfer aus. Damals war es ein helles Bild mit schönem Grün; als ich es unlängst nach dreißig Jahren in der Dresdener Galerie wiedersah, merkte ich zu meinem Schreck, wie alles grün nun grau geworden und das ganze

Bild nachgedunkelt hat. Der junge Leibl und ich, wir kneipten und tranken und tanzten mit dem französischen Meister; — wir umarmten ihn und küßten ihn zusammen. Unter dem Eindruck dieses Besuchs trat ich mit Leibl aus der Piloty-Schule heraus.

Delirium coloraus, urteilte die Kritik über meine Werke. Auch meine größte Komposition „Die Landpartie" fand keine Anerkennung. Etwas besseres werde ich nie malen, dachte ich damals — wenn das nicht gefällt, so schnüre ich eben meinen Ranzen und fahre schön heim. Ich zog mich auf das Gut meiner Väter zurück — trieb ein bißchen Wirtschaft, ritt viel und jagte viel. Doch wie der Bär, der aus seiner Höhle kriecht, um zu sehen, ob es da draußen noch Winter gibt — so bin ich dann und wann hinausgetreten, um zu sehen, ob meine Zeit schon gekommen. Im Jahre 1882 sandte ich die Landpartie in die Wiener Ausstellung. Sie wurde so verhängt, daß ich beschloß, das Bild noch vor der Eröffnung zurückzuziehen. Der Bär verkroch sich wieder in die Höhle und schlief den langen Winterschlaf. Zuweilen malte ich auch — aber weder meine Familie, noch meine Freunde gaben mir Ermunterung. Die Kunst, die in meinen Kreisen gefiel, war die damals übliche Anekdotenmalerei. Meine Leute sagten mir: Warum malst du nicht wie .... und nannten einen zu viel gekauften Kitschier.

Als ich die ersten französischen Bilder sah — beschloß ich eine Kollektivausstellung zu veranstalten. Im Jahre 1905 wurde sie eröffnet — da bekam ich dann Aufmunterung genug. Seither male ich wieder. Vor zwei Jahren war ich zum erstenmal in Paris. Sie können sich denken, was für Freunde ich da hatte ...."

So klingt die Geschichte. Szinnyei gibt sie lächelnd zum Besten. Er lacht ganz fröhlich an Stellen, die am wenigsten zu lachen sind. Kein bitterer Zug im Gesicht — es lachen die Augen, es lacht der Mund mit kindlich-reinem Lachen. Nichts von der Pose des Verkannten im lieben, alten Herrn, der nun nach so manchen Schicksalen in der Berliner Sezession vor der Landpartie steht, um seinen späten Ruhm schlicht und naiv zu genießen.

Im Aufsatz über ungarische Kultur stellte ich mir das Prinzip: rein über das Plus der durch Ungarn gebotenen Erfahrung zu berichten. An dieses Prinzip will ich mich halten. Solch ein Plus ist außer Szinnyei und Munkacsy keine Künstlerpersönlichkeit, um so mehr jedoch der Gesamteindruck der ganzen Ausstellung.

Die jungen Ungarn lernen alle im Ausland — leicht sind die Meister zu nennen, an denen sich dieser oder jener Künstler erzogen hat. Doch hier ein Empfinden der staubig-heißen ungarischen Luft, dort eine lustige Vorliebe für grelle Farbengegensätze von knallrot und gelb — hier die freudige Helle eines Bildes, dort eine echt-ungarische Bauertype in einer Gauguin-Nachempfindung, sie verraten alle den östlichen Ursprung der Bilder. Diese Note fühlen zu lassen, darauf kam es vor allem Herrn Dr. Meller, dem Kustos der Budapester Galerie, an, der die Ausstellung zusammengesetzt hat. Und wenn von nun an der Name Szinnyei-Merses unvergessen bleibt, so ist ihm ein gutes Werk gelungen.

Ludwig Hatvany

Noch eine Mörike-Ausgabe

Die Philologen sind ein schnurriges Volk. Sie gehen mit der Mode, die zu machen sie sich einbilden, sie haben in Schulen und Lehrbüchern noch vor weniger als zwanzig Jahren die deutsche Romantik auf das schulmeisterlichste abgekanzelt, der sie nun wieder in Ausgaben, Artikeln, Dissertationen eifrig huldigen. Jetzt sind sie heftig an Mörike, die Neu-Ausgaben kommen seit einigen

Jahren hageldicht, und in allen spielt der Herr Herausgeber mit Eifer seine eitle Rolle, vom Titelblatt bis zur Fußnote, und jeder hat den Dichter am frühesten und besten kapiert, und jeder rühmt seine Kennerschaft. Nun, man freute sich für den Dichter und gönnte den Editoren ihre Lorbeeren.

Jetzt kommt derjenige, der schon vor manchen Jahren uns die beste Mörike-biographie geschrieben hat, Harry Maync, auch noch mit einer dreibändigen Ausgabe (Leipzig, Bibliographisches Institut). Sie sieht, wie es einer deutschen Dichterausgabe zukommt, mit Fußnoten, Vermerken und Kommentaren prächtig gelehrt aus, der Homer in der Schule war nicht so reich gespickt! Und im Vorworte erfahren wir, daß alle jene vielen anderen Mörikeausgaben, auf die wir hereingefallen waren, zumeist nur Pfuscherarbeit sind! Bis man aus den Polemiken, Vorworten, Noten, Varianten, Kommentaren endlich die lieben alten Gedichte herausfindet, ist man schon ganz müde und beschämt.

Übrigens hat Maync nicht so unrecht. Wem an einem guten, wirklich treu besorgten Texte liegt, der mag ihn hier finden. Wir Anspruchsvollen, die wir uns nur für die Dichtungen und gar nicht für die unermeßlichen Verdienste der Herren Philologen interessieren, wir warten geduldig weiter, bis uns ein geschmackvoller und nobel bescheidener Anonymus, etwa im Tempelverlag, einen Mörike zusammenstellt, in dem die Werke Mörikes stehen und sonst nichts. Sie sind ja anspruchslos und einfacher Art, aber sie haben schon vor einem halben Jahrhundert manchen Leuten auch ohne Noten, Kommentare und Jäger- und Herausgeberlatein recht wohl gefallen.

Hermann Hesse

Alte und neue Zeit*

Es ist die gute alte Zeit, der Bismarck ein Ende gemacht hat, ferner der Militarismus, der Kapitalismus und Judaismus, der Industrialismus, Materialismus und Sozialismus. Die Literatur ist kein Geschäft für mich, ich muß raus aus die Literatur: sagt Schmock über eben diese Zeit. Heute würde er sich hüten, diese blühende Branche aufzugeben. Er hat sehr schnell gelernt, nur noch Brillanten zu schreiben als Journalist mit hunderttausenden von Lesern hinter sich, und wenn er nicht Ausstattungsstücke und Operettentexte konfektioniert, so leitet er ein Theater oder eine Theateragentur. Die Literatur war damals noch nicht industrialisiert, und eine gesinnungstüchtige, enge, primitive Presse bot nur geringe Möglichkeiten. In jener Zeit vor den Kriegen hatte Berlin noch ein geistiges Profil, mager und klar, aber mit einer gewissen Liebenswürdigkeit der Strenge. Ohne historisch-politische, ohne preußische Gesinnungen kann man hier nicht existieren, so meinte Fontane, der noch Balladendichter war. Schärfe, Lieblosigkeit, Unverschämtheit bringt den Fremden um, aber auch diese scharfe Atmosphäre wird durch Gewohnheit zuträglich und anregend; man kann in ihr leben und schließlich auch dichten, allerdings unter der Voraussetzung, daß man nicht ausschließlich Dichter sein will. Berlin sah aus wie Sparta, ein Entsetzen den Süddeutschen und anderen Kleinstaatlern; wer sich aber durch die harte Kruste durchgebissen hatte, der kam auf einen süßeren athenienischen Kern.

Berlin hatte männlichen Charakter genug, um eine Menge Schöngeistigkeit zu vertragen und eine Unmenge des Dilettantis-

* Briefe Theodor Fontanes. 2. Sammlung. Herausg. von Otto Pniower u. Paul Schlenther. 1. Bd. — Vierzig Jahre. Bernhard v. Lepel an Th. Fontane. Herausg. von Eva v. Arnim. Berlin, F. Fontane u. Co. 1910.

mus, der doch nicht nur Bildungsdünkel, sondern auch Enthusiasmus voraussetzt. Die ernsten und gesetzten Männer, die im „Tunnel über der Spree" Allotria trieben und sich gegenseitig Balladen, Sonette, Terzinen vorlasen, verstanden sich alle, viel mehr als heute, auf das Metier; sie begutachteten die Würdigkeit der Stoffe, reinigten die Reime und zählten die Versfüße in ehrbarer Meistersingerei, nur daß ihnen etwas fehlte, nämlich die Sinnlichkeit, welcher Mangel recht eigentlich ihren Dilettantismus ausmachte. Da waren Offiziere, Professoren, Journalisten, Beamte, Kaufleute, auch Handwerksmeister, die erst durch einen ehrenhaften Beruf existieren wollten und dann dichten, sehr ernsthaft, sehr komisch wie die Mitglieder eines Quartettvereins, von denen der eine die Geige, der andere die Bratsche mitbringt, während Cello und Baß auf Vereinskosten mit einer Droschke zweiter Klasse anfahren dürfen. Weil es unmöglich schien, von der Kunst zu leben, kannten sie den tragischen Widerstreit von Kunst und Leben nicht, der nämlich auch seine ökonomischen Untergründe hat und erst in einer Zeit typisch werden konnte, die den Künstler verwöhnt, die ihn außerhalb aller bürgerlichen Berufe anerkennt und ernährt. Sie nahmen sich gegenseitig ungeheuer wichtig und doch ohne Arroganz, weil sie sich aufeinander einließen. Sie kritisierten wechselseitig die kleinsten Lieder, daß die Fetzen flogen, und wenn sie stundenlang geredet hatten, fanden sie noch Zeit, etwa übrig gebliebene Bedenken auf zwanzig Briefseiten nachzusenden. Die Literatur war damals noch ein Element der Geselligkeit, heute ist ihr Betrieb zugleich viel öffentlicher und geheimnisvoller geworden. In einer Zeit des erweiterten Marktes, da alles absatzfähig geworden ist, bleibt für die Freunde nichts mehr übrig. In diesen Briefen werden noch Ratschläge und Zensuren erteilt für die Kunst sowohl wie für Leben und Lebensart. Man wage es heute, einem zwischen Feder und Papier zu fahren, den Majestätsrechten der heiligen Individualität auch nur leise zu opponieren! Das alte Standesprivileg war nie so schlimm wie heute die Prärogative von Geist und Talent, die die Luft mit den Blähungen der Eitelkeit verpestet. Damals war wenigstens noch Ordnung in der Welt, und weil Ordnung war, konnte sie Ausnahmen leichter tragen, wie auch der Absolutismus von allen Regierungsformen sich die meiste Laune gestatten darf.

Bernhard von Lepel, Leutnant bei den Franzern, aus pommerschem Uradel, ist ein Dichter, und Theodor Fontane, sonst Apothekergehilfe, ist ebenfalls Dichter. Außerdienstlich vertragen sie sich sehr gut und verreißen sich gegenseitig ihre Verse. Heute wäre das kaum noch möglich. Der Leutnant ist heute viel mehr Leutnant, der Apotheker viel mehr Apotheker. Geburt, Reichtum, Talent vertrugen sich ausgezeichnet; das stellt der sehr mißtrauische Fontane fest. Diese Mächte haben heute viel stärkere gesellschaftliche, viel geringere freundschaftliche, meistens aber nicht ganz reinliche und aufrichtige Beziehungen. Der alte Stand war ein gutsitzendes Kleid, das man ablegen konnte; die neue Klasse drückt auf den Menschen mit einer ganz anderen Wucht, und die Arbeitsteilung hat die Gehirne spezialisiert. Die Welt hat sich ungeheuer versachlicht, die Dinge scheinen schon unabhängig von ihren Erfindern zu denken, zu wollen, und die Menschen verkaffern durch Einseitigkeit, durch äußerste Zweckbestimmung. Der fein spürende Fontane bemerkt es, und wir sehen es an ihm selbst, wie die Leute immer schärfer eingespannt werden. Das ewige Arbeitenmüssen nimmt ihnen die Lebensart, und die ehemals besseren Menschen, die sich ihre Genüsse selbst bereiteten, werden bald anfangen, aus der allgemeinen flachen Schüssel des Vergnügens zu fressen, die das vergrößerte und bereicherte Berlin täglich serviert.

Zeit wird Geld. Damit geht der löbliche Dilettantismus zugrunde, in Goethes Meinung ein beträchtlicher Kulturfaktor. Die Leute, die sich abends nach Bureauschluß Dich-

ter nennen, geben diese Ambition allmählich ab, und die Eigentlichen werden Schriftsteller. Diese Einschränkung und Dressur auf den Beruf, die die Leistungsfähigkeit nicht immer steigert, dafür um so sicherer die modernen Berufskrankheiten hervorbringt, vollzieht sich noch in den sechziger Jahren sehr behutsam. Der literarische Produzent begnügt sich allerdings nicht mehr, wie im achtzehnten Jahrhundert, mit einigen Klaftern Holz, mit der Gegengabe von Verlagsartikeln und zwei Talern für den Bogen, aber er tritt als Kontrahent gegen den Verleger doch selten ohne Befangenheit auf, als ob das Honorar immer noch Gunst, Geschenk, unregelmäßigen Gewinn bedeute. Das Rückgrat der Existenz gibt immer ein Amt, eine Anstellung. Nur für Paul Heyse wird eine Ausnahme gemacht, der wie ein Halbgott unter die Bürger und Bureaukraten trat. Man findet ihn zu schade für seine Heimatstadt Berlin; er muß bestimmt an einen Musenhof, der ihm das Privileg der reinen Künstlerschaft bewilligt. Das ist bezeichnend. Man denke an Balzac, Daudet, Zola! Die horsten in irgendeiner Dachkammer auf Montmartre oder im Quarti' latin, sie sehen auf Paris herab mit lüsterner Machtbegier, mit einer erotischen Passion für das wunderbare gefährliche Stadtungeheuer, das sie verschlingen wird, wenn sie es nicht verlocken oder vergewaltigen. Berlin hat nichts so Versprechendes und so Drohendes, es ist ein Ort, aber keine Persönlichkeit, mit der man ringen kann. Keiner wird, wie jene Parvenüs der Literatur es getan haben, eine Szene schreiben, daß einer, der nur sein Talent hat, auf den Kreuzberg steigt, um das Ungeheuer mit Eroberungsgedanken ins Auge zu fassen. Es gibt hier Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker wie überall, aber das Wort Kunst wird nicht mit dieser fanatischen Inbrunst ausgesprochen, nicht mit dieser fast verbrecherischen Geilheit von jungen Priestern und Räubern, die ihre Beute wittern. Die Literatur, die kurz vorher noch politisch war, hat hier nicht ihre eigene viel stärkere Politik, diese schreckhafte und bezaubernde Gewalt, die die Geister heute am stärksten revolutioniert, die die Intelligenz in dauernder Anarchie erhält und von einer gewissen Dämonie flackert, auch wenn alle Talente kleiner sein sollten. Der Schriftsteller hält sich nicht für gefährlich; so mangelt ihm die Selbstsicherheit, mit der sich heute der kleinste Snob brüstet. Fontane verlangt für sich nichts als eine bescheidene Existenz ohne Dürftigkeit, in der sich die Feinheit des Geistes und der Empfindung erhalten kann. So billig tut es heute keiner mehr, am wenigsten der Schriftsteller, der im modernen Berlin mindestens so gut leben will wie der Bürger und verhältnismäßig besser lebt. Dafür ist er auch immer am Markt, Unternehmer und Konkurrent, und was ihm gegeben wird, wird dem anderen genommen.

Denn jetzt lohnt es sich zu nehmen. Es wird immer noch keiner auf den Kreuzberg steigen mit der Herausforderung: à nous deux maintenant! Aber die neue, geheimnislose, unromantische Stadt verspricht dem Ehrgeiz und dem Machthunger nun wenigstens ein Abenteuer, das des großen Erfolges. Es ist wahr, diese Stadt, der ein Gesicht gegeben war, wird für ihre riesenhaft geschwollenen Dimensionen noch lange keine Form finden. Diese Unpersönlichkeit macht es schwer, mit ihr zu verkehren. Wenn der neue Genius kommt, wie soll er mit ihr reden, in freien, gedehnten Whitmanschen Rhythmen oder in des Leutnants von Kleist dramatischem Befehlston? Ich denke, sie wird antworten, wie sie angesprochen wird, und es hängt von der Zauberkraft des neuen Genius ab, ob ihre Rede griechisch oder amerikanisch widerklingt.

Arthur Eloesser

Die Zwergenschlacht

Les dieux s'en vont. Die Einzel-Iche sterben aus. In der Kunst, in der Wissenschaft, in der Politik der Mangel starker, überragender Männer. Der Gemeinplatz herrscht, und das Alltägliche. Beamten, Tretmühlensklaven und Couveusen. So etwa denkt und erhitzt sich Alexander Ular. Aber nein! Noch ist Polen nicht verloren, denkt er weiter. Die Individualisten sterben, aber das Dramatische, das Romantische stirbt nicht mit ihnen. Nur sind die Träger und Erzeuger des Dramatischen anders geworden. Gleichstrom und Wechselstrom bleibt, nur sind größere Motore eingebaut, und ist dadurch eine höhere Spannung Volt erstellt worden. Es handelt sich nicht mehr um Einzelne, sondern es handelt sich um Millionen. Homerische Zweikämpfe sind ausgeschaltet; nur noch Divisionen und ganze Armeekorps stürzen aufeinander. Das Aufeinanderprallen der Massen, das ist das Dramatische von heute. Kampf der Tschechen und Deutschen, der Katalanes und Kastilianos; Zionismus und Panislamismus, Allslaventum und Allasiatentum. Das alles hat Ular gut begriffen. Er weiß: die Gegenwart ist die Zeit der Massen. Nun blickt er umher. Wo ist denn das Kunstwerk, wo ist die Dichtung, in der die Massen genügend zur Geltung kommen? Er findet vielleicht einige Schilderungen von Zukunftskriegen, aber das sind zwar nicht Utopien und Phantastereien, jedoch zum mindesten Träume, die bisher nicht verwirklicht wurden. Jedoch Ular sucht Greifbares, Reales, Gegenwärtiges. Da bietet sich ihm der Großbetrieb, das Syndikat, der Trust.

Man muß sagen: hier, in der „Zwergenschlacht" (Frankfurt, Rütten und Löning) ist etwas Funkelnagelneues. Freilich mit der Einschränkung, die schon ein scharfer Beurteiler bei der Charakteristik des Präsidenten Cleveland machte: He deals effectually with masses, but uneffectually with Individuals. Die Gestalten Ulars sind nur zu häufig Schemen, sind Konstruktionen; nur seine Massen haben bewegtes, tiefes, wildes, dämonisches Leben. Aber nicht nur neu der Vorwurf, auch neu die Behandlung und die phantasievolle Ausgestaltung. Nur Jules Verne hat ähnliche Zwittergeburten aus abstrakten Ehrenpräsidenten ethischer Vereine und brutalen Wirklichkeitstöchtern ins Leben gesetzt. Ich denke da namentlich an die 500 Millionen der Begum. Sie werden zu gleichen Teilen an die Erben ausgezahlt, nämlich an einen Franzosen, der eine Stadt des ewigen Friedens und Glückes gründet, und einen Deutschen, der eine Kruppsche Kanonenstadt errichtet. Das ist auch eine Konstruktion, aber dabei ungeheuer viel technische Einzelheiten, und auch mancher Zug von Humor. Ähnlich ist es bei Ular. Er hat entschieden des Verneschen Geistes einen Hauch verspürt.

Herr Strong gründet einen Welttrust. Er ist unbedingt mächtiger als alle Regierungen der Erde. Er will nun die unerschöpflichen Mittel des Trustes ausnutzen, um den Krieg abzuschaffen. Wieso? Er liefert einfach den staatlichen Werken kein Eisen und keine Kohlen mehr. Er hungert sie aus. Der Amerikaner hofft auf diese Weise den Militarismus und auch den Assessorismus zu vernichten, und träumt schon von den Vereinigten Staaten der Erde. Ihm stehen zwei Arbeiterführer entgegen, Graf Cahors, der Strongs Tochter liebt, und der Deutsch-Amerikaner Hegler, der Präsident der achtmillionenköpfigen Gewerkschaften der Union. Sehr neuartig ist gleich der Beginn der Handlung. Auf einem Schiff, das im schlimmsten Sturm dahinrast, in dem alle Welt ächzt und stöhnt, halten gerade jene vier Personen ein Kampfgespräch über das, was sie am tiefsten bewegt. Die allgemeine Übelkeit ist so realistisch geschildert, daß einem beim Lesen selbst ganz seekrank wird. Une danse macabre des Trecento! Äußerst unwahrschein-

lich Beides. Aber das ist eben das Geheimnis Ulars, sowie der Yankee-Reporter: daß er bei den unwahrscheinlichsten Sachen zu packen versteht. Man liest den Bericht eines derartigen Reporters, und liest Ular, und sagt sich: Donnerwetter, das alles ist doch Unsinn, de la blague! Und dennoch, man liest eben weiter. Liest bis zu Ende.

Also ein Zukunftskrieg ist es doch! Und zwar zwischen drei Gewalten auf einmal. Die Hand aller gegen alle. Die Arbeiter gegen den Staat und gegen den großen Tintenfisch, Herrn Strong; die Regierungen unter sich geteilt; die einen für den Trust, die anderen gegen ihn. Strong aber will alle Staatsordnungen der Welt umstürzen. Er möchte dies mit Hilfe der Arbeiter ausführen, möchte sogar die Arbeiter beglücken, allein diese wollen nicht von ihm beglückt werden. Die zwei Seelen in der Brust eines Magnaten scheinen schwer vereinbar. Aber tatsächlich sind sie eine Erscheinung, die sehr häufig beobachtet werden kann. In der Praxis schindet der Magnat seine Angestellten, in der Theorie will er ihr Wohltäter sein und schenkt ihnen Badeanstalten, Pensionshäuser, Büchereien, Volksparke, Konzertsäle, ja, ganze Palaces of Delight (wie ein englischer Roman heißt, in Anlehnung an ein wirkliches, grandioses Klubhaus, das eine Fabrikbesitzerin ihren Hörigen stiftete).

Was bisher noch kein Epos vom Zukunftskriege herausgebracht hat, die Verschmelzung individueller Schicksale mit den Riesengeschicken der Allgemeinheit, das ist Ular geglückt. Wenn man Seestern von Herrn Grautoff, oder Kondor vom Oberst von Baquano oder Luftkrieg von Wells zu lesen bekommt, da ist der Rahmen, ist das Völkerschicksal ungleich wichtiger als die Leiden und Freuden einzelner handelnder Persönlichkeiten. Zweifellos ist das ein Grundfehler im Aufbau. Ein Fehler, an den bei Homer oder den Nibelungen niemand denken würde, der aber schon bei Dante, und noch mehr bei Milton und Klopstock in die Erscheinung tritt. Rein technisch gesprochen, ist die richtige Einordnung der Personen und ihr Verhältnis zur Umwelt das erste Erfordernis. Bei seinen Konkurrenten ist fast nur Umwelt, und gar keine Persönlichkeit, bei Ular gewinnt man, obwohl man das Konstruktive seiner Gestalten mit Mißvergnügen sieht, dennoch einen steigenden Anteil an Helden und Heldin. Bloß die Reden sind zu lang. Und viel zu tendenziös. Famos dagegen die Liebe zwischen Nirola und Graf Cahors mit ihrem beständigen Auf und Ab. Fast ein Verhältnis wie bei Jürg Jenatsch. Die Planta ist auf ewig sein, aber muß ihn aus Familienpolitik hassen. So auch die Milliardärin den Anarchisten. Dem Grafen wird le beau rôle zuteil. Seine schöne Geste ist unnachahmlich. Wie er der berühmten „Sache" halber die Tochter des Trustkönigs von sich stößt.

Mit einem hat Ular ins Schwarze getroffen: der Trust unterminiert den Staat gerade so eifrig, wie der revolutionäre Arbeiter. Das Klassensystem von heute ist wie eine jurassische Schichtung, eine Kreideformation, durch die „Basalt, der feurige Held", und andere vulkanische Kräfte an die Oberfläche gelangen. Die Industriekapitäne von heute sind die Kondottieri von ehegestern. Ein Thyssen lacht darüber, wenn man ihm einen Ministerposten anbietet. Eine Milliardärstochter dünkt sich einem Herzog ebenbürtig. Und der Racker von Staat muß jetzt schon oft vor der bestimmten Forderung eines Syndikates oder von Großbanken zurückweichen. Man sehe Hibernia und Kali. In dieser Richtung ist die Zwergenschlacht der modernste Roman, den wir haben. Auch ist Neustes schon verwertet. So der Weltkrach von 1907. Die Neuyorker Banken, die damals, infolge von Schiebungen mit Depositengeldern und Versicherungsgesellschaften kläglich bankerott machten, sind deutlich genug gekennzeichnet. Im übrigen ist es nicht eigentlich ein Schlüsselroman. Die meisten Handeln-

den sind aus zwei oder drei bekannten Leuten zusammengegossen; so der Fürst von Clarenberg aus den Fürsten Arenberg und Henckel-Donnersmarck, Strong aus Pierpont Morgan, Carnegie und wohl noch Rockefeller, während zu Cahors Graf Boni de Castellane ein Teil-Vorbild geliefert haben wird.

Albrecht Wirth

Das ewige Rätsel *

Etwas unsagbar Schönes und Trauriges ist es, wenn Menschen zusammensitzen und über einen Toten, den sie lieb gehabt, miteinander sprechen, sich erzählen: „Das hat er gesagt" und „das hat ihn bewegt", „hiervon hat er noch zuletzt geredet", „dies und das an ihm verstehen wir jetzt erst, da sein Schweigen uns zwingt, sich mit ihm als einem Unabänderlichen, Ganzen zu beschäftigen".

So ist Geijerstam von uns gegangen und so unterreden wir uns über ihn mit seinem letzten Buch. Und wieder Rätsel. Immer hat er es mit Rätseln zu tun gehabt. Und immer hat er sich davor mit jener lächelnden Resignation abgefunden, die nie aufschreit, kaum anklagt, immer nur mit subtilem Tasten an die Dinge des Lebens rührt und sie zu befragen sucht. Denn auch die grausamen Dinge des Lebens, Krankheit, Streit, Verstimmung, Sorge, selbst der Tod kommen bei Geijerstam über weiche Teppiche so unhörbar angeschlichen, daß sie nichts mehr gemein zu haben scheinen mit dem brutalen Anklopfen gewöhnlicher Not, gemeiner Qual, wie wir sie täglich um uns sehn. Trotzdem ist Wahrheit in ihnen. Die Wahrheit, die im gemeinen Leben durch das Gerümpel des Tages verschüttet wird und die erst wieder ausgegraben werden muß von Dichterhänden.

Wieder, wie in den meisten seiner Bücher, schildert uns der Dichter den unbegreiflichen bittern und einsamen Kampf, den man Ehe nennt. Keiner hat wie er es verstanden, glückliche Ehen zu schildern, Keiner wie er das Einsamwerden, das leise wunde Verbluten an solcher scheinbar glücklichen Ehe, den rätselhaften Haß, die Sucht, einander zu erniedrigen und zu beschimpfen.

„Eigentlich verlangte ich bloß geben zu dürfen", sagt der Erzähler des Buches. Und enthüllt mit diesen kurzen Eingangsworten bereits seinen verborgenen Schuldteil.

„Ach ihr Männer", klagt Maud, seine Frau, von der er sich scheiden läßt, weil „sie ihn betrügt". „Ach ihr Männer, ihr sagt, ihr liebt uns und ihr verlangt, wir sollen euch verstehn. Aber wenn ihr in einer Frau etwas findet, das euch fremd ist, was tut ihr da? Ihr wollt es einfach nicht glauben." Also gerade das nur Gebenwollen des Mannes, ohne verständnisvolles Nehmen bringt hier das Unheil. Sehr oft hat Geijerstam verheiratete Frauen geschildert, die anfingen, andere Männer zu lieben. Selten steigen sie in die Niederungen des Betrugs hinab, meist legen sie die Last ihres Kämpfens und Versagens auf die stärkeren Schultern des Gatten und lassen sich von ihm helfen, von ihm verzeihn. Maud, die Heldin dieses Buches, geht einen andern Weg. Sie scheut die Entdeckung nicht, aber sie führt sie nicht herbei. „Was hättest du getan, wenn ich es nie erfahren hätte?" fragt ihr Mann und sie erwidert: „Dann hätte ich nie etwas gesagt. Was ich in diesen Jahren erlebte, empfand ich als mein persönliches Eigentum."

Die tragische Figur aber in diesem Eheroman ist das Kind Harry. Er hat die Mutter einmal mit ihrem Liebhaber gesehn. Als die Mutter nach Haus kommt, begreift sie, daß jeder Versuch, den Jungen hinter das Licht zu führen, vergeblich sein würde. Und grausam in dem Instinkt der Selbsterhaltung macht sie ihn zum Mitwisser ihres Geheimnisses. Und der Knabe

* Roman von Gustaf af Geijerstam, S. Fischer, Verlag.

weint sich aus an der Mutter Brust über das Unglück, daß er solche Mutter hat.

Sie hat ihm gesagt, wenn er sie dem Vater verrät, so tötet sie sich. Das Kind schweigt. Seitdem ist das Kind verwandelt. Immer gewärtig, den Vater tödlich getroffen zu sehn, ihm beizuspringen, verwundert, fast ungeduldig über die Blindheit des getäuschten Mannes.

Schon einmal hat Geijerstam solch ein vorfühlendes Kind in einer unglücklichen Ehe geschildert. Ein elfjähriges Mädchen, das Gretchen in Frauenmacht. Sie hat die Seele einer liebenden Frau in einem Kinderkörper. Auch die Gestalt dieses Kindes ist von jener schweigsamen Schönheit und zarten Sicherheit, die uns Geijerstams Menschen so unvergeßlich machen.

Ein kräftigerer Ton, gleichsam ein Ergänzungston, kommt in das zart verschwimmende Gemälde des vorliegenden Buches durch die Erzählung eines seltsam unheimlichen Abenteuers, das dem Erzähler passiert. Eines Abends kommt er aus dem Wirtshaus heim, in das sein häusliches Unglück ihn täglich hineintreibt. Ein Mensch geht im Winterdunkel hinter ihm her. Als der Erzähler in sein Haus eintreten will, klemmt der Unbekannte seinen Fuß zwischen die Haustür. Verworrene Worte stößt er hervor. Er muß ihn hören! Irgendjemand muß ihn hören! Mitgehen zu ihm! Seine Frau ist krank! Es ist ein Arbeiter. In seinem Hause liegt eine tote Frau. Er hat sie erschlagen. Und nun kommt, in erschütternden kurzen Sätzen, die wie Angstschreie klingen, die Geschichte des Arbeiters, ein verzerrtes, vergröbertes Spiegelbild des Eherätsels, an dem der Herbeigerufene selber leidet.

„Es klingt so schön, wenn es heißt, wie der Arbeiter müde nach Hause kommt, sich an Weib und Kind freut —" und dann schildert er sein Leben, die ewige Angst des Proletariers, die ihn umtreibt, Angst vor Hunger, Arbeitslosigkeit, Selbstmord. „An was sollte man sonst denken? Gott, der ist ja doch nirgends."

Kommt er so nach Haus, liegt er schlaflos mit geschlossnen Augen auf seinem Bett, hört wie Frau und Kinder um ihn herumschleichen, und sein durch Not und Angst verstörtes Hirn kämpft mit der Raserei des Hungers, die ihm zuflüstert, sie zu töten. Und eines Tages — die Kinder sind weggeschickt — erschlägt er seine Frau. Da liegt sie vor den beiden Männern, ermordet, blutig.

„Warum haben Sie das getan?" fragt der Erzähler und der Arbeiter antwortet: „Warum? Seit einer Stunde sage ich Ihnen das doch", setzt er unruhig hinzu. Und im Gefühl, das ihn der Andre nicht versteht, auch dieser nicht, und daß also Niemand je ihn verstehen wird, brüllt er die Verläumdung in die Luft, er habe die Frau getötet, weil sie ihn betrogen hätte. „Darum habe ich es getan. Verstehen Sie jetzt?" Diese Szene fällt wie ein fürchterliches Vorspiel in die Zeit dunkler unbestimmter Qual vor Verdacht und Gewißheit, die der Erzähler durchmacht.

„Es war nicht das Schicksal des Mannes, was mich aufregte, auch nicht sein Verbrechen. Sondern die Art, wie er die Tat erklärte, regte mich auf und quälte mich. Das heißt, ganz einfach, daß er sich überhaupt nicht erklären konnte." —

Das ewige Rätsel!

Mit diesen Fragen auf den Lippen ist er heimgegangen. Und es ist für uns Hinterbliebene rührend, wenn er sagt: „Ich bin nichts als ein Mensch, der nah daran war, sich am Leben zu verheben .... Aber ich habe den Entschluß gefaßt, gesund zu werden."

Ein wahres Nachlaßbuch, das zu uns spricht von Leiden, Kämpfen und von endlich erworbener Ruhe eines Verstorbenen, den wir lieben.

Anselma Heine

Böse Buben

Waden, Waden, nichts als Waden; ein ganzer Wald von Beinen. Die

schlanken, zarten, empfindsamen Birkchen, die mit den traurigen, begehrlichen Augen und den geistesabwesend herabhängenden, und doch so erdenfrohen Haaren der Kronen; — die stämmigen, harten, knorrigen Kiefern mit den schweren, krausen Köpfen, die vierkantigen, kurzen, dicken englischen Bahnschwellen, die Sleepers; fein polierte Birkenlineale. Schamhaft kantige Kohinoor-Stifte mit den unschuldsvoll fragenden Elfenbeinkrönlein, — und die dicken, runden Rotstifte mit dem offnen, blutigen Kreis da oben. Und doch alle aus demselben Holz, mit derselben Zerstörungssehnsucht.

Beine, Beine, nichts als Beine; die kräftigen, schwerrunden, die wie ein betäubender Faustschlag ins Gesicht wirken — und die stolzen, schlanken, leicht ansteigenden, die wie eine Verheißung, ein Winken wirken und eine leichte Sehnsucht nach der Kraft jener aufdämmern lassen; die robusten, für den Kampf der Straßen bestimmten, die erhaltend-mütterlichen — und die für die Heimlichkeit der Stuben bestimmten, die wie ein Gnadenakt sich ahnen lassen, die zerstörenden prinzeßlich-jungfräulichen.

„Kratzt an jedem Mädchen, und ihr findet die Dirne," sagt der eine; und: „Kratzt an jeder Dirne, und ihr findet das Mädchen," sagt der andere. Und man kratzt, und siehe da, sie haben beide recht!

Sie alle sind gekommen, um sich zu nivellieren. Ein Ventil soll geöffnet werden, ein geheimer Kobold in ihr soll sich austoben. „Einmal im Jahre," spricht sie; „vielleicht wird es ein Schicksal," ersehnt sie. — Ein ganzer Wald von Weiblichkeit, und man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Die Frauen, die nackt wirken, wie bekleidet sie auch sein mögen, die aber die Knappheit zu akzentuieren lieben, die für die Akkuratesse der Kleidung keinen Sinn haben, bei denen stets etwas in Unordnung ist, und die erst im Bette zu atmen, zu leben, sich zu entfalten beginnen, erst hier ihre eigne Gestalt gewinnen — und die Frauen, die nur in der Bekleidung empfunden werden, bei denen die Kleider mit dem Körper verwachsen sind, von einer gewissen erotischen Kultiviertheit beseelt sind, von Adern und Nerven durchzogen zu sein scheinen, Frauen, die auf die Kleider einen Teil ihres weiblichen Willens und ihrer weiblichen Kraft übertragen haben, sie durcharbeitet, und die selbst im Bette in das Bekleidetsein zurückübersetzt werden müssen.

Da drüben sitzen die Kämpfer, die um die Frau, für die Frau, gegen die Frau gekämpft haben, die Ehemänner, an Tischchen, festgesetzt und wohlgeordnet, auf daß man jederzeit zurück den Weg zu ihnen findet ... und sie harren in Geduld, während hier der Kampf tobt. (Gekämpft wird so: die Frau läßt ihre Macht spüren, um nachher Sklave zu werden; der Mann wird Sklave, um nachher seine Macht spüren zu lassen. Das Bedeutendste im Leben der Frau ist der Augenblick, wo sie sich an einen Mann verloren hat; das Bedeutendste im Leben des Mannes der Augenblick, da er ein Weib überwunden hat; überwunden in beiderlei Bedeutung.)

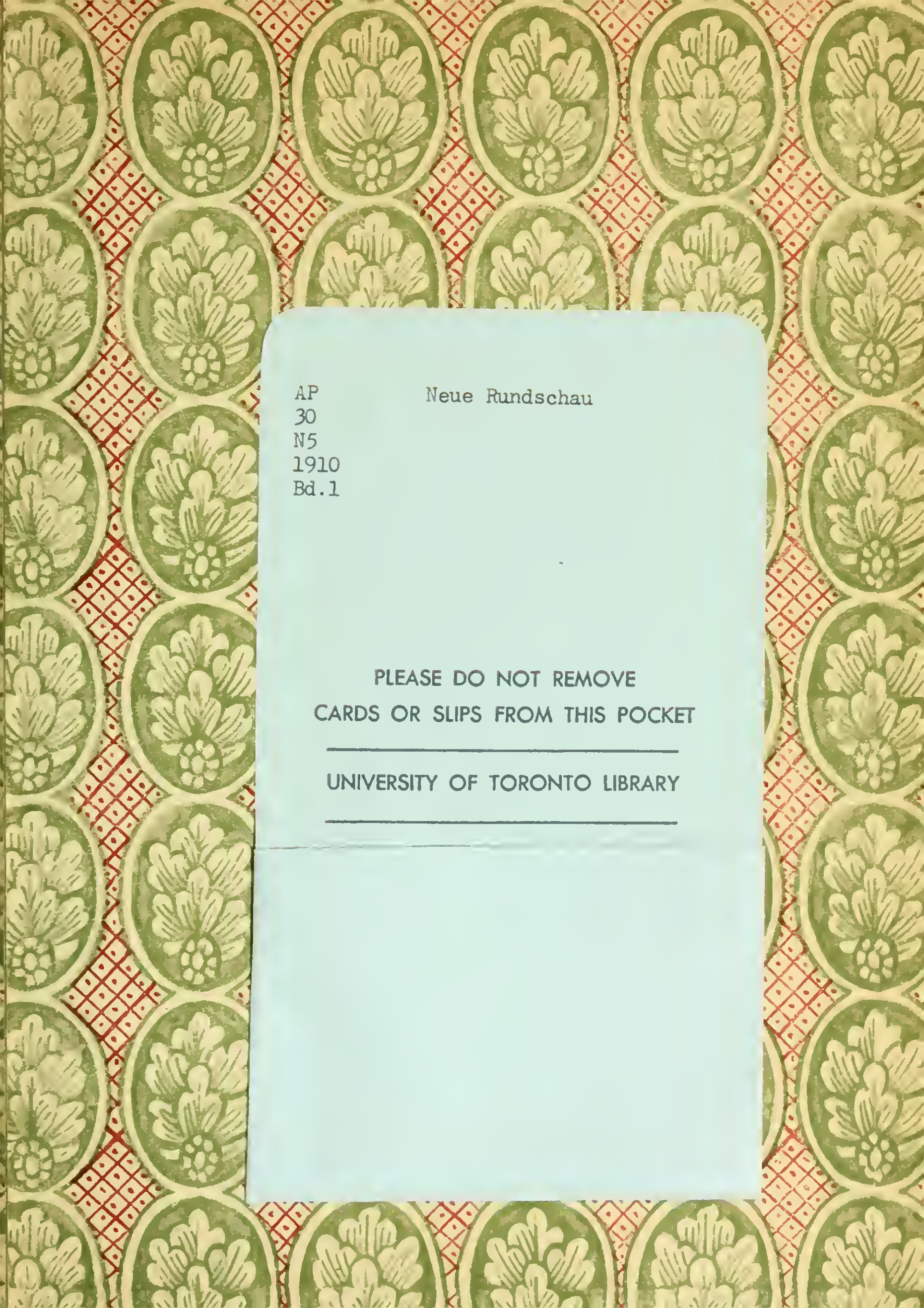
Die drei Kategorien von Ehemännern: Die Klugen, die einen Strick vom Hängeboden holen, ihn dreifach zusammenlegen und ihre Weiber zu Sklavinnen zusammenprügeln, bis diese ihnen die Knie küssen; dies tut dem Herzen wohl. Die Weisen, die den Frauen den Schal um den Hals legen, wenn sie zu ihrem Geliebten gehen, und ihnen etwas von Altenberg mit auf den Weg geben, die sie in Güte aufnehmen und den armen, enttäuschten Kopf streicheln, wenn sie mit zerzausten Seelen wiederkehren; dies tut dem Geiste wohl. Was dazwischen liegt, die zwischen diesen beiden wanken, zwischen diesen, so die Würde ihrer Männlichkeit zu wahren gewußt, die hatten nicht das Recht, die sollten lieber gar nicht —

Paul Barchan

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.






AP
30
N5
1910
Bd.1
Neue Rundschau
PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET
UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

